Schriften für die Jugend

von

Friedrich Jacobs.

Erstes Bändchen.

Allwin und Theodor.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1842.

Elwin und Theodor.

Ein Lesebuch für Kinder

von

Friedrich Jacobs.

Mit vier kolorirten Stahlstichen.

Vierte verbesserte Auflage.

Leipzig,
in der Tauchnitz'schen Buchhandlung.

1842

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Für erwachsene Leser.

Es ist der unselige Grundsatz einiger Pädagogen, das moralisch Gute an die Gewohnheit und den Vortheil zu knüpfen, welcher aus der Beobachtung gewisser Vorschriften entspringt. Jenes bildet moralische Automaten, die sich nie über den engen Kreis angelernter Fertigkeiten erheben; dieses, noch gefährlicher in seinen Wirkungen, ordnet die Tugend einer schlauberechnenden Selbstsucht unter. Der Adel des Menschen erwächst aus einem edlern Samen, den die Einseitigkeit der ältern Erziehung unbesorgt aufschießen ließ, die ängstliche Planmäßigkeit der neuern aber bisweilen in der besten Absicht erstickt.

Um Kinder zu Männern zu bilden, um sie der Geistesträgheit zu entreißen, die schon darum erniedrigt, weil sie nicht erhebt, muß man mit ihnen männlich sprechen. Man muß ihre Einbildungskraft zu beleben, man muß die Selbstthätigkeit ihres Gemüthes zu erwecken suchen, und, indem man ihnen die Natur und den Menschen in heitern und gefälligen Gestalten zeigt, oder indem man in ihnen die Ahndung des Unendlichen erweckt,

worauf die ganze Menschheit ruht, muß man die reinen Quellen eröffnen, aus denen Religion und Frömmigkeit, Achtung gegen das Große und Schöne, Haß des Schlechten und Verachtung des Gemeinen entspringt.

Nun frage man in den meisten Erziehungsanstalten nach, was man in dieser Absicht thue? Was wird die Antwort seyn? Geht nicht der mündliche und schriftliche Unterricht der meisten Erzieher offenbar dahin, das Streben nach dem Hohen und Edeln auszurotten; die Einbildungskraft an die gemeinste Wirklichkeit zu fesseln, und dem trocknen Verstande eine traurige Alleinherrschaft unter den übrigen Kräften des Geistes zuzusichern? Indeß könnte sich, auch bei dem Mangel an äußerer Anregung, doch vieles Edle von Innen heraus bilden, wenn man dem kindlichen Gemüthe nur Freiheit gönnte. Aber in seinen ernsten Beschäftigungen, wie in seinen Spielen, geleitet, vor der Einsamkeit, als der gefährlichsten Feindinn, gehütet, wird das Kind selten oder nie ein Bedürfniß fühlen, in sich selbst hinabzusteigen, und sich durch eignes freies Denken, Träumen und Dichten über die engen Schranken zu erheben, mit denen die Aengstlichkeit seiner oft allzu beschränkten Erzieher die frischen, jugendlichen Kräfte umschlossen hält.

Wenn es nur darauf ankäme, daß das Nützliche geschähe, oder wenn der Mensch zu nichts weiter gebildet

werden sollte, als den Mechanismus des Lebens und Staates im Gange zu erhalten, so wäre es vollkommen zweckmäßig, die Tugend, so viel als möglich, in eine mechanische Fertigkeit zu verwandeln, das heißt, sie gänzlich aufzuheben und an ihrer Stelle die Gesetzmäßigkeit walten zu lassen, die selbst nichts anders als eine Tochter der Klugheit ist. Aber die menschliche Natur strebt nach einem höhern Ziele, das aller Aufwand niederer Kräfte, wie ausgebildet diese auch immer seyn möchten, nimmer erreichen kann. Sie strebt, sobald sie sich ihres Adels bewußt wird, einer vollkommenern, unsichtbaren Welt zu, die ihre eigentliche Heimath ist, nach einem Standpunkte trachtend, aus welchem sie, mit einer seligen Heiterkeit, auf das trübe Chaos des Lebens herabblicken darf.

Um der Menschheit dieses Besitzthum zu sichern, muß sich jeder bemühen, den beschränkten ökonomischen Geist aus der Erziehung zu verbannen, und die Humanität in dieselbe zurückzuführen. Diese aber besteht nicht in der Entfernung körperlicher Züchtigungen, nicht in der Anwendung von Belohnungen und Ehrenzeichen, nicht in spielenden Erleichterungsmitteln des Unterrichts, sondern in dem unablässigen, frommen Bestreben, das Gemüth auf alle Weise zu reinigen und zu läutern, indem es mit einem uneigennützigen und begeisternden Wohlgefallen an dem Großen, Guten und

Schönen erfüllt und über den Dunstkreis des gemeinen Lebens erhoben wird.

Für diejenigen, welche die Richtigkeit dieser Grundsätze anerkennen, wird dieses kleine Buch vielleicht nicht ganz unbrauchbar seyn; wenigstens ist es die Absicht des Verfassers gewesen, durch dasselbe ihrer Ausübung zu Hülfe zu kommen. Anfänglich nur zum Privat-Gebrauche bestimmt, ist es häufig von Kindern gelesen und verstanden worden; ja, die meisten haben mehr Freude daran gehabt, als an kindischen Erzählungen, die nur wenig zu denken gaben. Sollte aber auch von einem oder dem andern Kinde nicht alles sogleich ganz gefaßt werden können, so dünkt es uns keineswegs nachtheilig, in das jugendliche Gemüth manchen unentwickelten Stoff niederzulegen, dessen Inhalt es für's erste nur ahndet. Die Zeit, in welcher sich diese Ahndungen entwickeln, ist nicht verloren. Denn in der wundervollen Oekonomie des menschlichen Geistes üben sich die edelsten Kräfte oft in's Geheim und gleichsam im Dunkeln; und es ist oft schon genug gethan, wenn ihm ein Stoff zugeführt werden kann, der jene geheime Gährung befördert.

Gotha, 1802.

An meinen Sohn Friedrich Josias.

Ich schenke dir dieses Taschenbuch zu deinem Geburtstage, als einen Beweis meiner Liebe. Das, was du darinne findest, mußt du deinem Gedächtnisse einprägen, und oft wiederholen und darnach thun. Dieß wird dazu beitragen, dich zu einem guten Menschen zu machen. Dann werden dich deine Eltern immer mehr lieben; du wirst andern Menschen nützlich werden, und was das Wichtigste ist, du wirst stets vergnügt und zufrieden seyn. Ein zufriedenes Herz erheitert uns mehr, als ein lachender Sommertag; aber das Bewußtsein, unrecht gehandelt zu haben, und die Unzufriedenheit mit uns selbst macht unser Inneres einem trüben, stürmischen Wintertage gleich. Der ungestümen Witterung kann man entgehen; das böse Gewissen hingegen begleitet uns. Es gibt nur ein Mittel, sich dieser lästigen Gesellschaft zu entledigen: wenn man seine Unarten ablegt und sich bessert.

Vieles in diesem Büchelchen ist zu deinem Vergnügen bestimmt; denn ich wünsche, daß du es gern und mit Freude lesen mögest, zu einer beständigen Erinnerung an mich und meine Liebe zu dir. Einiges wird dir vielleicht noch nicht ganz deutlich darinne seyn; aber mit der Zeit wirst du es immer besser verstehen. Ich werde nicht beständig bei dir seyn: aber meine Lehren und das Andenken an mich kann dich immer begleiten, wenn du es in deinem Herzen bewahrest. Dieß kann dir noch nützlich und ermunternd seyn, wenn ich längst gestorben bin. Der fleißige Landmann pflanzt Bäume, von denen seine Enkel und Urenkel die Früchte brechen; und eben so legt ein Vater den Samen des Guten in die Herzen seiner Kinder, und dieser geht auf und erfreut die Welt, wenn er längst von ihnen geschieden ist.

Den 24. März 1802.

Inhalt.

Die Natur	Seite 1
Der Baum	— 4
Das Nest	— 7
Die Ruhe	— 10
Der Krieg	— 12
Die Weltkörper	— 22
Das Krankenbett	— 26
Das Begräbniß	— 30
Der reiche Mann	— 32
Aus Allwins Tagebuche	— 45
Der Greis	— 51
Das Aernthfest	— 57
Der Brand	— 64
Feier	— 71
Der Traum	— 76
Der Fischerknabe	— 79
Der Winterabend	— 85
Der Jahrmarkt	— 89
Die Ankunft	— 95
Das Lamm	— 100
Gott	— 107
Die Götter	— 112
Kindliche Liebe	— 117
Die Freiheit	— 123

Der Morgen . . . . . Seite 150
Frohsinn . . . . . — 155
Die zwei glücklichen Tage . . . . . — 158
Der Sonntag . . . . . — 171
Die Brüdergemeinde . . . . . — 174
Die Eisenhütten . . . . . — 178
Die Einsiedelei . . . . . — 182
Der Ausgewanderte . . . . . — 189
Fortsetzung . . . . . — 208
Die Grotte . . . . . — 222
Die Ruinen . . . . . — 237
Die Ritterzeit . . . . . — 245
Der Mord . . . . . — 250
Die Jubelhochzeit . . . . . — 257
Die Abenteuer . . . . . — 265
Der zerbrochene Wagen . . . . . — 277

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Die Natur.

Ein Vater hatte zwei Kinder, Allwin und Theodor, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er beschäftigte sich mit ihnen, so oft es seine Geschäfte erlaubten, und an schönen Tagen begleitete er sie auf ihren Spaziergängen. Dieß war ihre größte Freude. Denn sie waren gern um ihren Vater und freuten sich seiner Gegenwart und seiner Gespräche.

Ein trauriger regenhafter Winter hatte diese Spaziergänge lange Zeit unterbrochen. Endlich kehrte der lang gewünschte Frühling zurück. Der Schnee war verschwunden; das junge Grün drängte sich überall aus der feuchten Erde hervor, und in der weichen, warmen und blauen Luft entfalteten sich die zarten, zitternden Blätter der Pappeln und Birken.

Jetzt eilten die Knaben an der Hand ihres Vaters, wie zu einem neuen Schauspiel, in's Freie hinaus. Alles, was sie in den vorigen Jahren so oft gesehen hatten, machte, nach der langen Entbehrung, einen doppelten Eindruck auf sie. Sie konnten sich nicht satt sehen an den herrlichen Bäumen, die jetzt keine nackten Arme mehr zum Himmel emporstreckten; an dem glatten Spiegel des Teiches, in dessen Tiefe sie einen zweiten Himmel bewunderten,

BIBLIOTHEK

und an den blauen Bergen, die in weiter Entfernung die anmuthige Landschaft begränzten. Die Geschäftigkeit fleißiger Ackerleute, der Gesang der Lerche und [illegible] heisere Rufen der Frösche erhöhte ihre Freude und rief das Andenken dieses und jenes Frühlingstages in ihr Gedächtniß zurück.

Eine kleine Anhöhe, die sie bestiegen, erweiterte ihre Aussicht. Ihre Blicke verloren sich in der weiten Ferne, und ihre Freude wurde stiller und inniger. Die Sonne näherte sich jetzt ihrem Untergange. Einige zarte Wolken schwammen um sie her und tauchten sich in das goldne Meer, in das sie beim Untergehen zerfloß. „Die Sonne stirbt, meine Kinder," sagte der Vater; „für heute. Wie schön und wohlthätig ist sie noch bei ihrem Abschiede! Und morgen wird sie wieder zu einem neuen Leben und zu neuer Wohlthätigkeit erwachen, und ihre befruchtenden Strahlen auf die Erde herabsenken."

Jetzt erhob sich der Mond und schwamm, wie ein leichter Nachen, in dem Wiederscheine des Abendroths. Die Kinder zeigten ihn ihrem Vater. „Wie schön und zart ist er!" sagte Allwin; „so sieht er nicht immer aus." „Er ist in seiner Kindheit;" erwiederte der Vater. „Mit jedem Tage wird er wachsen und sein Licht wird zunehmen, bis er uns die ganze volle Scheibe zeigt. Vielleicht werden ihn bisweilen Wolken bedecken und er wird sein Angesicht, gleichsam trauernd, verhüllen. Nach einiger Zeit wird er wieder abnehmen und kleiner werden, bis er endlich ganz verschwindet, um ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens zu werden."

„Ich verstehe nicht, was du meinst;“ sagte Theodor.

„O ja!“ fiel Allwin ein; „ich weiß, was du sagen willst. Der Mensch nimmt auch zu und ab; er glänzt eine Zeitlang über der Erde, dann verschwindet er und wird im Grabe verborgen.“

„Und die Wolken, die den Mond bisweilen umhüllen?“ sagte der Vater.

„Diese weiß ich nicht zu deuten.“

„Es sind die Unfälle, die dem Menschen begegnen,“ fuhr der Vater fort; „kein Leben ist noch ganz ungetrübt und heiter über die Erde hinweggezogen; jedes hat seine düstern und seine Regen-Tage gehabt. Aber an dem unschuldigen und guten Menschen ziehen diese Wolken vorüber, und die Ruhe seiner Seele bleibt ungestört. Und wenn er auch endlich vor unsern Augen verschwindet, so geht er nicht zu Grunde, sondern strahlt in einer andern Gegend ewig dauernd und unveränderlich.“

Es ward Nacht. Die Kinder hingen sich fester an die Hand ihres Vaters und kehrten schweigend und sinnend nach Hause zurück.

Der Baum.

Der Vater saß mit seinen Kindern in dem Schatten einer uralten Linde. Die Sonne durchstrahlte das üppige Laub, in denen ein leises Lüftchen spielte. Unzählige Vögel hüpften von Zweig zu Zweig und wirbelten ihre fröhlichen Lieder in die blaue Luft.

„Welch' eine Menge von Blättern!" rief Theodor aus. „Vor wenigen Wochen stand dieser Baum noch nackt und kahl, und jetzt ist er über und über mit einem so herrlichen Grün bedeckt!"

„Dieß ist ein Wunder der Natur," sagte der Vater, „wie wir viele um uns sehen, ohne daran zu denken. Die innere Einrichtung des Baumes, die dünnen, unsern Augen fast unbemerkbaren Adern, die unter seiner Rinde emporsteigen, und der Saft, den diese aus der Erde an sich ziehen, bewirkt dieses Wunder. Aus einem kleinen Samenkorne drängt sich ein schwacher Keim, steigt allmählig zu einem Stamme empor, und breitet sich aus zu Zweigen, die sich wiederum mit Blättern, Blüthen und Früchten schmücken. Der nämliche Saft treibt die mannichfaltigsten Gestalten hervor, spielt in tausenderlei Farben und spinnt die verschiedenartigsten Gewebe aus. Durch ihn bekleidet sich der Baum mit diesem üppigen Haare, die Wiese mit Gras, der Garten mit seinen tau-

senderlei Blumen. Wenn er nicht mehr in ihnen emporsteigt, vertrocknen die Pflanzen, und die Blätter fallen verwelkt zur Erde, die dann durch sie, mit neuen Kräften gedungt, dasselbe Wunder von neuem und immer von neuem wiederholt."

„Ihr habt Mährchen von Zauberern gehört, welche Menschen in Thiere, eine Wüste in einen anmuthigen Garten, Mispeln in Edelsteine, und Kiesel in Gold verwandelten. Solche Zauberer hat es nie gegeben. Aber die Natur verrichtet diese und noch viel größere Wunder ohne Zauberstab, und verwandelt ohne Unterlaß eine Gestalt, ein Wesen in das andere."

„Die Beispiele liegen nicht fern. Aus der schmutzigen Scholle entwickelt sich der köstliche Saft, der die Weintraube, die Melone, die Ananas und alle die edelsten Früchte schwellt. Eine borstige, stachliche Raupe streift ihre Haut ab, nimmt auf kurze Zeit einen festern Panzer um, und schwebt, wenn die Zeit ihrer Befreiung kömmt, auf bunten, zarten Flügeln auf in die Luft. Die Luft selbst, die uns und die ganze Erde umfließt, wie oft scheint sie ihr Wesen umzuwandeln, indem sie in ihrem Schooße Wasser und Schnee, Hagel und Flammen erzeugt und in diesen verschiedenen Gestalten die Erde befruchtet oder verheert. In dem Schooße der Gebirge, in der geheimsten Werkstatt der Natur, verwandelt sich der Thon in Marmor, und der unscheinbare Stein wird mit einem edeln Metalle geschwängert. Ueberall und unaufhörlich ist diese schöpferische und verwandelnde Kraft beschäftigt. Jeden Augenblick hört etwas auf zu seyn und etwas anders fängt an. Alles stirbt, Alles lebt wieder auf. Auch die Menschen vereinigen sich mit der

Erde, und der Leib, welcher lange durch ihre Erzeugnisse genährt worden, wird selbst zu Staub und befruchtet das Land."

„Es ist aber ein groſser Unterschied zwischen dem vernünftigen Menschen und der vernunftlosen Natur. Die Bäume, die Steine, die Metalle gehorchen in ihren Umwandlungen einer äußern Macht, der auch unser Körper nicht entzogen werden kann. Aber das, was in uns denkt und will, ist dieser Macht nicht unterworfen. Ob wir gesund seyn, ob wir leben wollen, hängt nicht von uns ab, aber uns zu veredeln, unser Wesen zu läutern, uns besser und zufriedner zu machen, steht ganz in unsrer Gewalt."

„Wenn wir diese Gewalt nie aus den Händen lassen, so erheben wir uns über die Natur, und sie ist es, um derentwillen der Mensch der Herr der Schöpfung heißt."

Das Nest.

Eine Grasmücke hatte im Garten ihr Nest gebaut. Unverdrossen saß sie auf ihren Eiern, während das Männchen von den benachbarten Zweigen sang. Oft besuchten die Kinder das Nest des zahmen Vogels, streichelten ihn und brachten ihm Futter. Endlich krochen die Jungen aus, und die Geschäftigkeit, mit welcher die Alten sie nährten, gewährte ein neues unterhaltendes Schauspiel.

Nach einiger Zeit bedeckte sich der nackte Leib der kleinen Vögel mit Federn; sie versuchten, unter der Anführung ihrer Eltern, zu fliegen; in kurzem gelang es. Nun verließen sie in wenigen Tagen das Nest und kehrten nicht mehr zurück.

Die Kinder beklagten diesen Verlust, und einige Tage lang fiel die Rede öfters auf das Nest und seine artigen Bewohner. Sie theilten sich allerlei kleine Beobachtungen mit. Vorzüglich bewunderten sie die Sorgfalt der brütenden Vögel, ihre Emsigkeit und Liebe für die hülflosen Kleinen.

„Diese Liebe," sagte der Vater bei einer solchen Gelegenheit, „ist ein unschätzbarer Trieb, den die Natur in das Herz der meisten Thiere gelegt hat. Ohne ihn würde die beseelte Welt

bald zu Grunde gehen. Selbst der Mensch würde ohne ihn die Mühe kaum ertragen, welche die Erziehung kleiner hülfloser Kinder ihm auferlegt."

„Bei den Thieren zeigt sich diese Liebe nur so lange, als die Hülflosigkeit der kleinen Geschöpfe dauert. Ist diese Zeit vorbei, so vergessen die Eltern ihre Jungen, und die Jungen fühlen keine Dankbarkeit gegen ihre Eltern. Eure Grasmücken haben ihr mütterliches Nest verlassen, sie werden es nie wieder besuchen; und wenn sie auf ihrem Umherirren den sorgsamen Eltern begegnen, werden sie diesen schwerlich ein Zeichen der Erkenntlichkeit geben. Ihre Liebe geht nicht zurück, und nur in der Sorgfalt für ihre eignen Jungen werden sie der Natur dereinst ihre Schuld abtragen!"

„Wie ganz anders und wie viel schöner ist hier die menschliche Natur eingerichtet! Unter den Menschen dauert die gegenseitige Liebe fort, so lange sie leben; denn diese Liebe ist nicht bloß auf das Bedürfniß gegründet. Die Eltern freuen sich, wenn es ihren Kindern wohl geht, und theilen ihre Leiden in jeder Zeit und in jedem Alter. Auch die Kinder vergessen ihrer Eltern nicht, und aus der weitesten Entfernung denken sie mit Sehnsucht und Freude an das väterliche Haus. Sie bemühen sich, sie durch gute Thaten zu erfreuen, und vergelten ihnen im Alter die Sorgfalt und Mühe, die sie ehedem auf ihre Erziehung gewendet haben. Das Thier stirbt hülflos im Walde, und keines seiner zahlreichen Kinder nähert sich ihm, um die letzten Augenblicke seines Lebens zu erleichtern; ja, kein anderes Thier beklagt seinen Tod. Der Mensch aber läßt das Andenken seiner guten Handlungen hinter

sich zurück, und seine Kinder freuen sich dieses Andenkens und fassen gute Vorsätze an dem Grabe ihrer Eltern."

Der Vater schwieg bei diesen Worten; sein Herz war gerührt. Theodor hing sich an seinen Hals und sagte: „Ich werde dich nie vergessen, lieber Vater, und dich nie betrüben, und wenn du todt bist, will ich dennoch so denken und handeln, als ob du noch lebtest."

Allwin umarmte seinen Vater, ohne etwas zu sagen; aber in seinem Herzen dachte er so wie sein Bruder.

Die Ruhe.

Die beiden Knaben saßen an dem Ufer eines See's, in dessen Nachbarschaft ihr Vater ein kleines Landhaus besaß. Ein reiner Himmel strahlte aus der ruhigen Tiefe herauf; kein Lüftchen bewegte die glatte Fläche, und nur am Ufer schwankten die in dem Wasserspiegel verklärten Bilder hoher Erlen und zierlicher Pappeln in sanfter Bewegung. Weite Gebirge begränzten das Land gegen Abend, und mischten ihren blauen Duft mit der Bläue des Himmels, der eine heitre Landschaft bedeckte. Ueberall war Anmuth und Heiterkeit, und auch in der Knaben Gemüthe glänzte still und heiter der Wiederschein des herrlichen Tages.

„Wünsch't ihr euch immer solche Tage, wie den heutigen?" fragte der Vater, der sie eine Zeitlang beobachtet hatte.

„Es wäre schön, wenn das ganze Jahr nur solche Tage hätte," antwortete Allwin; „und wenn man sie immer in einer solchen Gegend genießen könnte!"

„Eine schöne Gegend," erwiederte der Vater, „trägt viel zu unserer Heiterkeit bei, und der Anblick der schönen Natur ist der unschuldigste Genuß, den sich ein wohlgeartetes Gemüth verschaffen kann. Aber nicht immer ist der Himmel so heiter, die Luft so still und weich. Es giebt stürmische, häßliche Tage, die

uns fast unerträglich scheinen. Und doch kann man auch an solchen Tagen glücklich seyn."

„Was ist es wohl, was wir an diesem stillen und heitern Abende lieben, was uns mit einem so lebhaften Verlangen nach Dauer erfüllt? Was anders, als das ruhige Dasein der Natur, die stille Ruhe ihres Wesens in der Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen. Alles scheint in ihr in der vollkommensten Harmonie zu stehen, sie scheint vollkommen mit sich einig zu seyn. Man könnte sie mit einer gütigen Mutter vergleichen, die ohne Geräusch, nur durch Anmuth, Heiterkeit und Liebe ihre Kinder erfreut und beglückt."

„Wenn wir uns bemühen, meine Kinder, eben so einig mit uns selbst zu seyn, werden wir uns noch glücklicher fühlen, als ihr euch jetzt bei dem Anblick der schönen Natur fühlt. Aber wenn ist man einig mit sich selbst? Wenn man thut, was recht ist und es gern thut. Wenn man über seine Begierden herrscht; wenn man nichts mit Unmuth und Ungestüm, sondern Alles mit ruhiger Besonnenheit und Munterkeit thut."

Während dieser Reden war der Mond aufgegangen, und schaute mit mildem Angesicht in die Fläche des Wassers. Sie genossen eine Zeitlang dieser anmuthigen Erscheinung; dann standen sie auf mit stillem Gemüthe und mit dem Vorsatze, sich immer mehr zu beherrschen, und ihre Herzen zu einem Spiegel der stillen Natur zu bilden.

Der Krieg.

In den ersten Tagen des Mai's führte der Vater seine Kinder in das Freie hinaus. Der Weg ging eine lange Allee hinab, an deren Ende ein öffentlicher Garten lag. In seinen weitgeöffneten Thüren sahen sie schon von fern ein buntes Gewühl von Menschen, welche aus- und eingingen, und eine lustige, aus dem Innern schallende Musik lud die Spazierenden ein, an den Vergnügungen des Gartens Theil zu nehmen.

Es war ein Sonntag, und eine Menge vergnügter Menschen vergaß hier die Arbeiten und Mühen der vergangenen Tage. Viele spazierten müßig in den breiten Gängen auf und ab, und genossen den lauen Abend, der aus dem frischen Laube und den Blüthen der Bäume süße Düfte hervorlockte. Männer wandelten mit Weibern, und vor ihnen hüpften ihre Kinder oder tummelten sich in fröhlicher Verwirrung auf den Grasplätzen umher. Alle schienen von einem Geiste friedlicher Eintracht und ruhigen Genießens beseelt. Die fröhlichen Töne, die sie umzogen, die heitern Strahlen der Abendsonne, und die anmuthigen Düfte, die aus tausend Blumen emporstiegen, schienen alle Gemüther erheitert und in ein süßes Vergessen ihrer Sorgen gewiegt zu haben.

Allmählig verlor sich die größere Menge und die laute Musik verstummte. Da erscholl aus einem Gebüsche zur Seite eine Doppelpfeife, die von Zeit zu Zeit durch einen einfachen und rührenden Gesang unterbrochen wurde. Die meisten von denen, die noch in dem Garten zurückgeblieben waren, eilten jetzt neugierig nach jener Gegend hin, und Allwin und Theodor waren nicht unter den letzten. Sie fanden auf einem Rasenplatze einen Knaben sitzen, welcher zwei kleine Pfeifen blies, und zur Abwechslung dazwischen sang.

Das Lied, das er sang, war ein Lob des Friedens. Er wiederholte es mehrmalen; aber immer, wenn er gegen das Ende kam, wurde seine Stimme dumpfer und dumpfer, bis sie endlich bei den letzten Worten ganz zu erlöschen schien. Das Lied lautete so:

Der Friede wandelt auf Berg und Thal,
Und singet fröhliche Lieder;
Ihm jauchzet die Lerch' und die Nachtigall,
Ihm brüllen die Heerden im heimischen Stall:
Kein Halmchen tritt er nieder.
Der Sämann den Samen in Acker legt,
Der Frieden mit sorglicher Hand ihn pflegt.

Die Früchte strahlen am schattigen Baum,
Und ziehen die Zweige zur Erde;
Die Füße der Kelternden färbet der Schaum,
In Scheunen und Böden gebricht es an Raum,
Und zehnfach vermehrt sich die Heerde;
Wer ist es, der alle den Segen schafft?
Es ist des Friedens befruchtende Kraft.

Es jagt der Soldat nach dem tückischen Glück,
Und wüthet in wildem Verderben;
Doch kehrt er öfters den sehnenden Blick
Vom Schlachtfeld zur friedlichen Heimath zurück,
Und will im Frieden sterben.
Unter'm moosigen Dach, in der Ruhe Schooß,
Preist er des Friedens beglückendes Loos.

Der Friede führet die Braut zum Altar,
Und ladet zu fröhlichen Tänzen;
Er schützet und schirmet der Kinder Schaar,
Und läßt des rüstigen Greises Haar
Von weißem Reife glänzen;
Und sinket der Greis in die Erd' hinab,
Bekränzt ihm der Friede sein stilles Grab.

Wer einmal gekommen war, blieb stehen und hörte. Der Knabe schien etwas über zwölf Jahr alt zu seyn. Seine heitre Bildung gefiel jedermann; und er selbst sah die Umstehenden unbefangen und unschuldig mit großen blauen Augen an. Neben ihm lag ein grauer Hund, den er von Zeit zu Zeit liebkoste. Sein Anzug war ärmlich, aber rein, und seine Bewegungen hatten eine gewisse natürliche Anmuth, die jedermann wohlgefiel. Man wollte wissen, wer er sey? wo er herkäme? und wem er angehöre?

„Ich komme weit her vom Rhein, antwortete er, wo meine arme Mutter wohnt. Ich ziehe umher, um etwas zu verdienen."

Diese Worte erregten die Neugierde der Umstehenden noch mehr. Man verlangte seine Geschichte zu hören. Er schwieg

einige Augenblicke; dann legte er seine Flöten bei Seite; drückte den Hund fester an sich und erzählte, mit gefalteten Händen, folgendermaaßen:

„Ich komme aus der Pfalz, wo mein armer Vater Landwirthschaft trieb. Wir bewohnten ein feines Haus, nicht weit vom Fluß, und ein Garten dabei; auch einen kleinen Weinberg hatten wir dicht am Wasser. Außerdem auch Pferde und Kühe und Alles, was wir wünschten. Gar oft sagte mein Vater: Unsre Nachbarn sind zwar reicher, aber gewiß nicht vergnügter als wir. Denn wir sind zufrieden mit dem, was uns Gott beschcert, und begehren nicht mehr, als wir haben."

„Das war vor dem Kriege, da ging uns Alles zu Glück. Als aber die Kriegsunruhen anfingen, fingen auch meiner Eltern Sorgen an. Wir hörten oft von bösen Thaten, die verübt worden waren, und daß man niemanden schone, weder alt noch jung. Auch kamen viele Flüchtlinge vom andern Ufer bei uns durch, mit wenigen Habseligkeiten. Die erzählten schauderhafte Dinge und machten uns sehr bange; und oft sahen wir schreckliche Feuerzeichen von brennenden Dörfern am Himmel. Wir gingen mit Furcht zu Bette und standen mit Sorgen auf; denn alles Unglück, das wir sahen und hörten, drohte uns ebenfalls."

„Endlich fing die Noth auch in unsrer Gegend an. Es kamen oft Soldaten zu uns, bald Freunde, bald Feinde. Aber sie waren alle gleich, und verlangten immer dieß und das. Sie sagten zwar, der Krieg würde für uns geführt, damit es uns wohlginge. Aber dabei nahmen sie uns Alles, was wir hatten,

und wenn wir ihnen Alles gegeben hatten, wußten sie uns doch keinen Dank."

„Eines Tages hörten wir ein gewaltiges Kanonenfeuer, und gegen Abend hieß es, der Feind sey geschlagen und ziehe sich mit großer Eile im Thal herab. Mit tödtlicher Angst sahen wir der Ankunft des fliehenden Feindes entgegen. Mein Vater ging nicht zu Bette, sondern verwahrte das Haus und erwartete den Erfolg."

„Früh, vor Tages Anbruch, als ich noch schlief, wurde mit großem Ungestüm an das Haus geschlagen. Ich fuhr erschrocken auf und sah durchs Fenster einen Trupp Reiter, welche Anstalten machten, die Thüren aufzusprengen. Da öffnete ihnen mein Vater gutwillig, — denn es waren ihrer zu viele, um sie abzuhalten — und fragte sie recht höflich: was denn ihr Begehren sey? Da verlangten sie Geld, aber viel und schnell; und einige zogen die Säbel, andre spannten die Pistolen gegen ihn, und drohten ihn zu ermorden, wenn er sich einen Augenblick bedächte."

„Ich war unter der Zeit hinausgelaufen und bat meinen Vater, ihnen doch Alles zu geben. Da schwang einer von den wilden Reitern lachend seinen Säbel über mir, um mich in Furcht zu setzen; aber ein andrer, der vom Pferde gestiegen war, faßte mich freundlich beim Kinn, und streichelte mir den Kopf und sagte mir, ich sollte mich nicht fürchten. „„Ich fürchte mich nicht, antwortete ich, aber, um Gotteswillen, thut nur dem Vater nichts!""

„Mein Vater war in das Haus gegangen, um Geld zu holen.

Während der Zeit behielten sie mich und die Mutter in Verhaft. Einige stießen schreckliche Worte aus, und drohten uns mitzunehmen oder um's Leben zu bringen."

„Nun brachte mein Vater eine Summe Geldes — ich weiß nicht, wie viel, und gab es ihnen. Aber sie waren nicht zufrieden, und fluchten entsetzlich, und einige stiegen schon ab, um selbst zu suchen. Auf einmal hörte man einige Kanonenschüsse in der Nähe. Da erschracken sie, stiegen hastig wieder auf, und jagten mit ihrer Beute auf und davon."

„Als sie weg waren, dankten wir alle Gott, daß nichts schlimmeres geschehen war. Aber mein Vater war still und meine Mutter weinte. Sie hat mir nachher gesagt, das Unglück habe ihr geahndet, das uns bevorstand."

„Viele Reiter und Fußgänger eilten den ganzen Tag über vorbei, und keiner hielt sich auf, bis gegen Abend drei Reiter auf unsern Hof kamen und mit Ungestüm Geld verlangten."

„Mein Vater eilte hinaus, um ihnen zu sagen, daß er nichts mehr habe, und hielt uns zurück, ihm zu folgen. Wir horchten aber an der Thür und hörten einen schrecklichen Wortwechsel. Da liefen wir hinaus, als der Lärm so arg wurde, um meinem armen Vater zu Hülfe zu kommen. In dem Augenblick schwang ein Reiter den Säbel über ihn, und nannte ihn einen Hund, und ein anderer drückte sein Gewehr gegen ihn ab; und wir sahen meinen Vater in seinem Blute fallen."

Der Knabe hielt bei diesen Worten inne; Thränen rollten über seine Wangen und alle Umstehenden waren gerührt.

„Als meine Mutter das große Unglück sah, fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen fort, warf sie sich über meinen armen Vater her, und schrie und weinte, bis ihr die Stimme verging. Da glaubte ich, sie sey auch todt, und setzte mich neben sie, und wollte auch sterben."

„Die Reiter waren unterdessen in das Haus gegangen und rafften zusammen, was sie fanden. Dann ritten sie eilends davon, als es schon ganz dunkel war, und kümmerten sich nicht weiter um uns."

„Ich wußte nicht, was ich thun sollte, bald wollte ich in die Nachbarschaft laufen und Hülfe suchen. Aber ich war in einer so großen Angst, daß ich nicht fort konnte. Ich konnte nur rufen und schreien; und das hörte niemand; denn unser Haus lag einzeln."

„Endlich kam es mir vor, als ob meine Mutter wieder Athem holte. Ich rief sie mit lauter Stimme, und sie schlug die Augen auf und fragte, wo sie wäre?"

„Ich konnte vor Freude nicht antworten, und auch vor Traurigkeit nicht; denn die Thränen erstickten meine Worte. Aber ach! in dem Augenblicke schlug die Flamme aus dem Dache unsers Hauses empor."

„Meine Mutter raffte sich auf und wollte in das brennende Haus hinein. Aber ich hielt sie fest und ließ sie nicht los. Denn sie wäre gewiß in dem Feuer umgekommen. Das Haus stand mit einemmal in vollen Flammen. Es kamen einige Leute herbei, um zu helfen, aber alle Hülfe war umsonst; das Haus brannte

nieder und wir hatten nichts gerettet, als was wir an uns trugen."

„Nun versammelten sich viele Leute um uns, und beklagten unser Unglück. Und jeder erzählte etwas, das ihm begegnet war, der eine dieß, der andre das; denn es war niemand verschont geblieben. Aber umgekommen war doch niemand, als mein armer Vater."

„Als der Morgen anbrach, war meine Mutter sehr krank: denn wir waren die ganze Nacht unter freiem Himmel gewesen, und noch wußten wir nicht, wo wir uns hinwenden sollten. Meine Mutter saß immer neben meinem todten Vater, und hielt mich fest auf ihrem Schooß; damit sie mich nicht auch verlöhre, sagte sie."

„Da kam eine arme Wittwe aus der Nachbarschaft, der mein Vater in bessern Zeiten einiges Gute gethan hatte. Die bat meine Mutter aufzustehen und mit in ihre Hütte zu gehen. Sie wollte Alles mit uns theilen, sagte sie, was sie in ihrer Armuth hätte."

„Den andern Tag begruben sie meinen Vater und der Pfarrer predigte an dem Grabe und sagte: Mein Vater wäre nun im Himmel; denn er hätte Gott gefürchtet und geliebt. — Und das ist auch gewiß wahr; denn mein Vater war fromm und that allen Menschen Gutes."

„Da alle weg waren, blieb ich allein auf dem Gottesacker, und setzte mich auf das Grab, und weinte, und rief meinen Vater mit Namen; und dann betete ich, und nahm mir vor, auch so

gut zu werden, wie er. So saß ich lange auf dem Grabe, und konnte nicht weg. Der Hund lag neben mir und sah mich traurig an; und da mußte ich noch mehr weinen, wenn ich dachte, wie lieb mein Vater das treue Thier gehabt hatte."

Bei diesen Worten legte der Knabe sein Gesicht auf den Kopf des Hundes und drückte ihn fest dagegen. Dann fuhr er fort:

„Meine Mutter war nun lange krank und wir lebten sehr kärglich. Unsre gute Wirthinn hatte nur wenig, und meine Mutter konnte nichts verdienen."

„Da ich nun sah, daß sie immer betrübt war und sich härmte, weil wir der armen Frau zur Last fielen, sagte ich eines Tages zu ihr: „„Liebe Mutter, ihr seyd so traurig, daß wir nichts haben und nichts verdienen können. Aber seyd nur getrost! Kann ich nicht Doppelpfeife spielen und allerlei Lieder singen? Ich will mich auf die Reise begeben, und Musik machen, wie der blinde Nepomuk, der sonst immer mit seinem Enkel hierher kam; so seyd ihr eine Sorge los, und ich denke etwas zu verdienen. Dann komme ich wieder zurück und bringe euch mit, was ich erworben habe.""

„Meine Mutter antwortete nichts; ich aber schickte mich zur Reise an, bat meine Wirthinn um etwas Brod, rief den Hund und wollte hinaus. Da sie nun sah, daß es mein Ernst war, wollte sie mich nicht fortlassen, sondern schalt mich und stritt und bat. Da war gerade ein alter Nachbar zugegen, dem die Soldaten auch Alles genommen hatten; der sagte: „„Laßt ihn ziehen, Mutter! Es hat wohl mancher brave Mann so angefangen, Gott wird ihn behüten!"" — Und da ich auch auf meinem Vorhaben

beſtand, ſagte ſie endlich unter vielen Thränen: „„Nun ſo gehe in Gottes Namen! Ich will für dich beten, daß dir kein Unglück begegne, und daß du gut bleibſt.““

„Da gab ich ihr die Hand und ging fort: und es ſind nun zwei Monate, daß ich herumziehe und Muſik mache, und noch iſt mir nichts übels begegnet. Ich habe mir ſchon Einiges geſpart, und wenn es noch mehr iſt, kehre ich wieder nach Hauſe zurück und erfreue meine arme Mutter, die wohl manche Sorge für mich haben mag.“

Mit dieſen Worten endigte der Knabe ſeine Geſchichte und zog ein kleines Beutelchen heraus, das er mit Wohlgefallen weg und zwiſchen beide Hände drückte. Alle Umſtehenden zeigten ſich freigebig, und liebkoſten den Knaben und lobten ihn. Da trat unter der Menge ein ältlicher Mann hervor, der ein anſehnliches Vermögen beſaß und ſeine Kinder verloren hatte. Der faßte den Knaben bei der Hand und ſagte: „Willſt du mit mir kommen?“

Der Knabe ſah ihn mit großen Augen an und ſagte: „Ich will euch ſo viele Lieder ſpielen, als ich weiß.“

Der Mann lächelte und ging mit dem Knaben weg. Bald darauf erfuhr man, daß er ihn ſammt ſeiner Mutter zu ſich genommen hatte und für beide Sorge trug.

Die Weltkörper.

An einem schönen Sommertage hatte der Vater ein kleines Fahrzeug gemiethet, um mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf dem See zu machen. Sie landeten an einem lachenden Dörfchen, das am entgegengesetzten Ufer lag, genossen hier einige Erfrischungen und kehrten gegen Abend zurück. Ein günstiger frischer Wind schwellte das Segel und das leichte Fahrzeug zog lange goldne Furchen in dem See. In der blauen Luft flatterten die bunten Wimpel, und aus der krausen Fläche des Wassers strahlte das Bild der Sonne, wie aus unzähligen Spiegeln zurück.

An den Ufern schien alles der Ruhe entgegen zu eilen. Die Fischer banden singend ihre Nachen an's Land und kehrten mit dem Geräthe auf der Schulter nach ihren Hütten zurück. Ueberall hörte man blöckende Heerden und singende Landleute, und hier und da eine Hirtenpfeife, die den Wiederhall der Berge zur Antwort aufforderte. Als aber die Sonne hinter die Berge sank, verstummte ein Ton nach dem andern; das Leben schien mit dem Lichte zu erlöschen, und eine tiefe Stille ruhte über der Gegend umher. Da tönte plötzlich die sanfte Musik einiger Waldhörner vom entgegengesetzten Ufer her, und von den Lüften getragen,

schienen die anmuthigen Töne über den See herüber zu ziehen, und sich freundlich mit dem Gemurmel der Wellen zu mischen.

Die Kinder jauchzten vor Freude. Der Vater saß auf dem Verdecke, hielt seine Lieben mit den Armen umfaßt, und freute sich eben so sehr an ihrem Entzücken, als an der Schönheit des Abends, und den lieblichen Tönen.

Schon hüllten sich die entfernten Gegenstände in Dunkelheit. Der Wind wehte immer leiser und leiser; die Töne verhallten; das Schiff rückte nur langsam fort. Jetzt verflog auch der letzte Schimmer des Abendroths. Einzelne Sterne traten mit blassem Lichte aus dem dunkelblauen Gewölbe hervor, und dann immer mehrere, bis endlich der ganze Himmel mit unzähligen Sternen bedeckt war.

Dieser Anblick erfreute die Knaben, als ob es ein ganz neues Schauspiel wäre. Um die Wette zeigten sie sich die herrlichen Sterne, und das krause Gewimmel der blassen, sich drängenden Funken. Oefters schon hatten sie gehört, daß die meisten dieser Sterne Sonnen wären. Sie erinnerten sich jetzt daran; aber es kam ihnen unglaublich vor, daß diese kleinen Punkte dem Körper gleich seyn sollten, dessen überirdischer Glanz sich so eben ihren geblendeten Augen entzogen hatte.

Sie theilten dem Vater ihre Bemerkung mit, und baten ihn um Erklärung der Schwierigkeit. Er erinnerte sie an die große Entfernung der Sterne, durch die ihr Licht geschwächt und ihre Größe den Augen vermindert werde.

Sie thaten noch manche andre Frage über die Beschaffenheit

des Weltgebäudes, die er ihnen zu einer andern Zeit zu beantworten versprach. Folgendes aber glaubte er ihrer Fassungskraft angemessen:

„Ihr wißt, sagte er, daß diese Erde eine ungeheure Kugel ist, deren Oberfläche aus Wasser und Erde besteht. Ihr Inneres kennen wir nicht. Diese Kugel bewegt sich ohn' Unterlaß in ungeheuren Kreisen um die Sonne her. Unablässig zieht dieser mächtige Körper sie mit einer Art von magnetischer Kraft zu sich hin, und sie würde sich auf ihn stürzen, wenn sie nicht von einer andern Kraft unaufhörlich von der Sonne wegwärts gestoßen würde. Diese beiden zu gleicher Zeit wirkenden Kräfte treiben sie in einer kreisförmigen Bahn um dieselbe her, die sie mit einer so außerordentlichen Geschwindigkeit durchläuft, daß sie in dem sechzigsten Theile einer Stunde einen Weg von zweihundert und vierzig Meilen zurücklegt."

„So bewundernswürdig diese Geschwindigkeit ist, so ist doch die, mit welcher die Sonne und die Sterne ihre Strahlen zu uns herabschicken, noch viel bewundernswürdiger. Die Sonne ist so weit von uns entfernt, daß man die Erde mehr als zehntausendmal an einander setzen müßte, wenn man eine Brücke bis zu ihr bauen wollte. Denket euch eine Brücke, die aus mehr als zehntausend Felsenstücken zusammengesetzt wäre, deren jedes eine Länge von mehr als siebzehnhundert deutschen Meilen hätte — denn so groß ist der Durchmesser der Erde! Gleichwohl vollendet ein Lichtstrahl der Sonne seine Reise bis zur Erde in dem kurzen Zeitraume von einer halben Viertelstunde."

„Es gibt aber unter den Sonnen, die ihr hier über euch seht, sehr viele, die so weit entfernt sind, daß ein Strahl von ihnen, ohnerachtet jener ungeheuren Schnelligkeit, dennoch mehrere tausend Jahre *) auf seinem Wege verweilt. Entständen jetzt in dieser unermeßlichen Ferne neue Sonnen, so würden sie den Erdenbewohnern erst nach Verlauf einer so langen Zeit sichtbar werden, und wenn jetzt einer dieser Sterne verlöschte, so würden ihn die Menschen doch noch mehrere tausend Jahre an seiner alten Stelle glänzen sehen."

„Wahrscheinlich ist jede dieser Sonnen, eben so wie die unsrige, mit Erden umgeben. Ihr seht die unzählbare Menge der Fixsterne, von denen viele, wie Schaaren von Inseln auf diesem unermeßlichen Meere, in ganze Massen zusammengedrängt, nur wie ein zartes Gespinnst, wie der durchsichtige Nebel eines Silber-Flors erscheinen. Wie unermeßlich muß also die Anzahl der Erden seyn, die sich um diese Sonnen in ewigen Kreisen drehen!"

Unermeßlich! riefen beide Kinder aus, und ihre Einbildungskraft verlor sich in der unergründlichen Tiefe, die sich vor ihren Blicken aufgethan hatte. Mit unverwandten Augen hingen sie jetzt an den Sternen, und das Gewölbe des Himmels mit seinen ewigen Lichtern war ihnen anziehender geworden, als der stille Spiegel des See's und das Echo der Berge, deren Fuß er bespülte.

*) Nach Herschel gibt es Nebelsterne, deren Licht eine Million, neunhundert und zehntausend Jahre braucht, um zu uns zu gelangen.

Das Krankenbett.

In der Nachbarschaft des Landhauses, welches der Vater der beiden Knaben besaß, wohnte ein trefflicher Mann, der ein einziges Kind hatte, einen Knaben von neun Jahren. Dieser kam oft zu den Kindern herüber, wenn sie mit ihren Eltern auf dem Lande waren, und sie liebten sich gegenseitig von ganzem Herzen. Denn sie waren alle drei gut geartet, und selten störte ein Zwist die Fröhlichkeit ihrer kleinen Spiele.

Dieser Knabe ward krank. Ein schleichendes Fieber verzehrte seine Kräfte und alle Hülfe der Aerzte vermochte nichts. Täglich nahm seine Schwäche zu, und alle Hoffnung der Seinigen hing nur noch an dem heißen Wunsche seiner Rettung.

Mehrmals schon hatte er während der Krankheit nach seinen kleinen Freunden gefragt und sie zu sehen gewünscht. Aber sie waren noch in der Stadt. Endlich kam die Zeit, wo sie auf das Land hinaus zogen, und da sie hier von Karls Krankheit und seinem Verlangen nach ihnen hörten, baten sie den Vater um die Erlaubniß, den Kranken besuchen zu dürfen.

Ehe sie gingen, hielten sie mit einander Rath, wie sie ihn

erfreuen wollten, und jeder wählte von seinem Spielzeuge aus, was er für das schönste hielt. Ach, er hat Blumen so gern, sagte Theodor. Ich bote ihm von meinen Hyacinthen, sagte Allwin; und nun liefen sie noch in den Garten, und pflückten ihre schönsten Blumen, und jeder band einen Strauß. Mit diesen Gaben gingen sie nun in das Haus des tödtlich Erkrankten.

Der Arme lag in seinem Bette. Mit einer Wange ruhte er auf der Hand; seine blonden Locken bedeckten die andre. Als er die bekannte Stimme seiner kleinen Freunde hörte, wendete er die freundlichen Augen nach ihnen hin und eine schwache Röthe flog über sein blasses Gesicht. Allwin und Theodor traten zu beiden Seiten des Bettes, und jeder faßte eine seiner heißen Hände. Dann legten sie die Geschenke, die sie mitgebracht hatten, schweigend vor ihm hin. Er nickte ihnen dankend mit den Augenwimpern zu; seine Lippen bewegten sich leise; aber man hörte nicht, was er sprach. Das Spielzeug nahm er nicht in die Hand, aber die Blumen erfreuten ihn. Mehrmals griff er nach ihnen, nahm sie in die Höhe, betrachtete sie mit innigem Wohlgefallen, legte sie hin, und nahm sie wieder.

Plötzlich verlangte er mit Lebhaftigkeit aufzustehen, an's Fenster, um die grünen Bäume zu sehen. Man hob ihn aus dem Bette; er versuchte den Fuß auf den Boden zu setzen, und einige Schritte zu thun; aber umsonst; kraftlos sank er sogleich in die Arme seines Vaters zurück. Dieser trug ihn zum Fenster hin. Da hob der Knabe die hellen Augen zum Himmel empor, und freute sich der zarten zerfließenden Wolken, und der grünen Bäume,

in deren Schatten er so oft gesessen hatte. Einige Augenblicke darauf verlangte er wieder nach seinem Bette.

Jetzt fielen einige Strahlen der untergehenden Sonne auf die Wand des Zimmers. Karl wünschte sein Bett dorthin gerückt zu haben. Die Eltern erfüllten seinen Wunsch, und die Kleinen waren geschäftig, zu helfen und das Bett zu rücken, wie es dem Kranken recht war.

Da nun die Sonnenstrahlen auf das Bett fielen, wurde sein Angesicht immer heitrer, und er sah die Umstehenden lächelnd an. Seine Arme hatte er vor sich ausgestreckt, so daß sie von der Sonne beschienen wurden.

Diese sank immer tiefer und der Abend wurde immer schöner. Da faßte der Kranke Allwinen sanft bei der Hand und zog ihn zu sich, und indem er seinen Arm ihm um den Nacken schlang, sagte er mit leiser Stimme: Ich sterbe mit der Sonne; aber sag' es dem Vater und der Mutter nicht.

Die Mutter hatte aber doch die leisen Worte ihres sterbenden Lieblings gehört. Sie warf sich neben seinem Bette auf die Knie, küßte ihn unter tausend Thränen, und verhüllte ihr Gesicht. „Weine nicht, liebe Mutter," sagte der Sterbende, „ich bin nicht mehr krank."

„Ich werde ja nicht im Grabe bleiben," setzte er einige Augenblicke darauf mit kaum vernehmlicher Stimme hinzu. „Du hast es mir oft gesagt. Und wenn du auch gestorben bist, und der Vater auch, dann kommen wir im Himmel alle zusammen, und sterben nicht wieder."

Als er dieses gesagt hatte, lag er einige Augenblicke ganz ruhig, und sah still und freundlich vor sich hin. Dann richtete er sich plötzlich auf, sank eben so schnell zurück und war todt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zuckten auf seinem blassen, lächelnden Angesicht.

Die Kinder kamen weinend und schluchzend nach Hause, und erzählten ihrem Vater den ganzen traurigen Hergang. Lange waren sie still und in sich gekehrt. Aber sie hatten ein heiteres Bild von dem Tode bekommen, und so oft sie jetzt seiner gedachten, stellte er sich ihnen in der Gestalt ihres verstorbenen Freundes dar.

Das Begräbniß.

Zwei Tage darauf war die Beerdigung. Allwin und Theodor gingen hinaus, und ihr Vater war neben ihnen.

Es war einer der ruhigen Morgen, wo alle Lüftchen ihren Athem zurückhalten, wo der Thau unbeweglich auf dem zarten Halme blinkt, und alles mit stiller Erwartung dem Aufgange der Sonne entgegen sieht.

Viele Menschen waren auf dem Gottesacker versammelt und erwarteten den Leichenzug. Die meisten hatten den Knaben gekannt, und rühmten ihn, und erzählten einander, wie folgsam seinen Eltern, wie gut gegen alle Hausgenossen, wie wißbegierig und klug er gewesen sey. Manche weinten über ihn, und alle beklagten die kinderlosen Eltern.

Jetzt kam der Sarg. Karls Vater ging weinend neben ihm her.

Am Grabe öffnete man den Sarg. Der Todte schien zu schlafen; sein Gesicht war ruhig und heiter. Kein Zug kündigte Schmerzen an. In seinen gefalteten Händen hielt er den Strauß, der ihn in seiner letzten Stunde erfreut hatte.

Die Kinder traten hinzu und sahen alles. Theodor weinte und schluchzte; Allwin bückte sich auf den Todten und küßte ihn

leise. Niemand konnte sich der Thränen enthalten, der den Schmerz der Kinder sah.

Jetzt wurde der Sarg in die Grube gelassen, die Erde rollte auf ihn herab, bald erhob sich der kleine Hügel über ihm. Die Sonne ging in unbeschreiblicher Herrlichkeit auf und vergoldete das neue Grab: aber die Augen dessen, der darunter schlief, öffneten sich nicht mehr, die Schönheit des anbrechenden Morgens und des sinkenden Abends zu sehen. Unbemerkt zogen nun heitre und trübe Tage über seinem Haupte hinweg und er achtete des Regens nicht, der auf seinen Hügel fiel, und der Sonnenstrahlen nicht, die ihn trockneten und wärmten. Er sah nicht mehr die frohe und emsige Geschäftigkeit der Menschen; nicht mehr die goldnen Sterne und den sanften Schimmer des Mondes. Die Blumen des Frühlings blühten nicht mehr für ihn, und die Früchte des Herbstes reiften ihm nicht. Ihm waren die unverwelklichen Blüthen des Himmels aufgegangen. In den Gefilden der Seligen pflückte er schönere Kränze, mit denen nur die Frommen und Guten sich schmücken.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen nach des Himmels Rath;
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Emporblühn wird zu schönerm Loos *).

*) Schiller.

Der reiche Mann.

An einem Winterabende, als die Knaben mit ihrem Vater am Kaminfeuer saßen, wurde dem letztern ein schwarzgesiegelter Brief gebracht, den er mit sichtbarer Bewegung las. Nachdem er ihn gelesen und wieder gelesen, faltete er ihn langsam zusammen, und ihn lange zwischen beiden Händen haltend, sah er gedankenvoll in das Feuer. Die Kinder betrachteten ihren Vater mit gespannter Erwartung. Endlich brach er das Stillschweigen und sagte:

„Erinnert ihr euch noch des prächtigen Pallastes in der Gegend von H..., den wir im vorigen Jahre auf unsrer Reise besahen, und der so vieles enthielt, was eure Bewunderung erregte?"

„Du meinst das Feenschloß," sagte Allwin, „das in der schönen Ebene am Flusse liegt, und schon in der Ferne einen so herrlichen Eindruck macht. Ach! welch' ein köstliches Haus! Alle Wände darin waren mit den schönsten Gemählden, alle Treppen und Säle mit Bildsäulen geschmückt!"

„O, ich sehe noch das herrliche Zimmer," fiel Theodor ein, „wo an den hellblauen seidnen Tapeten die schönsten Blumen, Schmetterlinge und Paradiesvögel gemahlt waren, als ob sie

lebendig wären; und das Naturalienkabinet, wo wir so viele ausländische Thiere sahen."

„Aber das schönste," fuhr Allwin fort, „war doch der Park, der uns, von dem Austritt herab, wie eine unbegränzte Landschaft vorkam, und an alles, was wir je von Feengärten gehört hatten, erinnerte. Die marmornen Tempel, die schäumenden Wasserfälle, die stillen und kühlen Grotten — alles das steht mir noch jetzt vor Augen, und ich weiß noch gar wohl, wie wir auf jedem freien Platze durch etwas Neues und Schönes überrascht wurden."

„Eben da war es," setzte Theodor hinzu, „wo uns die Gold- und Silber-Fasanen erschreckten, die so schnell vor uns auffuhren. Was für eine Menge seltnen Geflügels war nicht da zu sehen! und wie wünschten wir nicht alles das immer und immer genießen zu können!"

„Ihr prieſ't den Besitzer aller dieser Dinge sehr glücklich," sagte der Vater, „und ich erinnerte euch, wenn ich nicht irre, daß man sich noch gar manches hinzu wünschen müsse, um sich eines solchen Besitzes erfreuen zu können."

„Du sagtest," fiel Theodor ein, „ein Kranker würde doch gegen alles das ziemlich gleichgültig seyn, und wer ein unruhiges Gewissen hätte, könnte sie gar nicht genießen."

„Auch müßte man Freunde haben, die sich mit uns erfreuten;" setzte Allwin hinzu.

„So ist es, meine Kinder," fuhr der Vater fort, „und die Geschichte des Mannes, dem jenes prächtige Haus gehörte, beweist die Richtigkeit dieser Bemerkung nur allzusehr. Er ist vor

wenigen Tagen gestorben, dieser unglückliche Mann, und dieser Brief gibt mir die Nachricht, daß ihm endlich der Wunsch gewährt worden, nach dessen Erfüllung er sich so lange gesehnt hatte, — daß er gestorben sey."

Die Kinder wünschten zu wissen, worinne das Unglück des reichen Mannes bestanden habe. Der Vater befriedigte ihren Wunsch durch folgende Erzählung:

„Herr Adams," so hieß dieser reiche und unglückliche Mann, „war der Sohn eines kleinen Krämers in Niedersachsen, der sehr frühzeitig in dürftigen Umständen starb und diesen Sohn und eine Tochter hinterließ. Ein weitläuftiger Verwandter des Verstorbenen nahm sich des Knaben an, und brachte ihn zu einem Kaufmanne in Hamburg in die Lehre; die Tochter war genöthigt, Dienste zu suchen. Adams war ein Knabe von trefflichen Anlagen. Er bemühte sich, seinem Herrn zu gefallen, verrichtete seine Geschäfte mit großer Aufmerksamkeit und Treue, und wußte noch außerdem Zeit zur Erlernung angenehmer und nützlicher Kenntnisse zu gewinnen. Dieser Eifer blieb nicht unbelohnt. Sein Herr zeichnete ihn bald vor allen seinen übrigen Dienern aus, vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte an, und sah sie unter seinen Händen gedeihen. Mehrere Unternehmungen, die er auf Adams Rath gewagt hatte, gelangen über alle Erwartung, erweiterten seinen Credit und seine Verbindungen, und brachten ihn bald in den Besitz eines Vermögens, das sich durch kluge Verwendung mit jedem Tage vermehrte. Zur Dankbarkeit ernannte er den Diener zu seinem Handelsgenossen."

„Adams genoß sein Glück ohne Uebermuth. Seine Geschäfte verrichtete er mit Leichtigkeit, und da sie ihm oft Veranlassung zu reisen gaben, benutzte er diese, seine Kenntnisse zu bereichern und seinen Geschmack zu bilden. Sein Gesichtskreis erweiterte sich immer mehr; sein Charakter gewann an Festigkeit; der Verkehr mit Menschen der verschiedensten Art gab ihm Gewandheit; und so war es kein Wunder, daß er überall Achtung und Liebe fand. Die Reichen suchten seinen Umgang, die Aermern seinen Rath und oft seine Unterstützung; und überall war er bereit das Beste zu rathen und nach Kräften zu helfen. Ihr könnt leicht glauben, daß er, bei diesen Gesinnungen, seine arme Schwester nicht vergaß. In der That zog er sie aus ihrer Dürftigkeit, und verheirathete sie an einen wackern Landprediger, der sie liebte, und durch Adams Unterstützung in eine sehr bequeme Lage gesetzt wurde."

„Nach Verlauf von einigen Jahren ward sein ehemaliger Herr krank, und da er früher noch als die Aerzte die Hoffnung verlor, wieder aufzukommen, ließ er seinen Handelsgenossen zu sich rufen und sagte zu ihm: „„Ich werde nicht lange mehr leben; es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle. Noch heute will ich meinen letzten Willen niederlegen, in welchem ich dich zu meinem einzigen Erben ernannt habe. Du verdienst dieß; denn du hast das Meinige treu verwaltet und es zehnfach vermehrt. In deinen Händen wird es gedeihen, und ich darf nicht fürchten, den mühsamen Erwerb meines Lebens nach meinem Tode leichtsinnig zerstreut zu sehen. Die Kinder meiner Schwester sind ausgeschlossen. Sie haben sich nicht nach meinem Willen gefügt, und

ich bin überzeugt, daß sie sich auf meinen Tod freuen. Diese Freude soll ihnen verbittert werden.""

„Alle diese Umstände weiß ich größtentheils aus Herrn Adams eignem Munde. Ich hatte einst einige bedeutende Geschäfte mit ihm gemacht, und besuchte ihn vor mehrern Jahren. Er schloß mir sein ganzes Herz auf. Als er an diesen Punkt seiner Geschichte kam, rief er aus: „„Ich Unglücklicher! ich glaubte bei dieser Entdeckung auf dem Gipfel des Glücks zu stehen, und ich ahndete nicht, daß mir das Schicksal eine gefährliche Schlinge gelegt hatte.""

„„Dringende Geschäfte," fuhr er fort, „„nöthigten mich unmittelbar nach diesem Auftritte zu einer kleinen Reise, die ich früh genug zu beendigen glaubte, um meinen Freund noch am Leben zu finden. Der Himmel hatte es anders beschlossen. Meine Geschäfte verlängerten sich unerwarteter Weise; er starb während meiner Abwesenheit, und erst einige Monate nach seinem Tode kam ich nach Hause zurück, um meine Erbschaft in Besitz zu nehmen.""

„„Die nächsten Verwandten meines verstorbenen Freundes waren ein Neffe und eine Nichte, die, ich weiß nicht wodurch, seinen Unwillen auf sich geladen hatten. Ihre Lebensart mochte nicht die regelmäßigste gewesen seyn; der Neffe hatte sich dem Spiele und dem Trunke ergeben; die Nichte hatte einen nichtswürdigen Mann geheirathet; schlechte Freunde und Wucherer hatten sich um sie versammelt, und so hatten sie, in Hoffnung der reichen Erbschaft ihres Oheims, eine große Schuldenlast aufgehäuft. Auf die erste Nachricht von dem Tode des reichen Verwandten, waren sie herbei geeilt und hatten das Testament öffnen lassen.

Der unerwartete Inhalt desselben hatte sie in die größte Bestürzung gesetzt; sie waren in die heftigsten Verwünschungen gegen mich ausgebrochen; sie hatten Versuche gemacht, den Willen ihres Oheims umzustoßen; aber umsonst: und so in allen ihren Erwartungen getäuscht, von ihren Schuldnern verfolgt, sahen sie sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen. Man sagte, sie hätten ihren Weg nach England genommen.""

„Herr Adams nahm nun Besitz von einem unermeßlichen Vermögen, das sich in seinen Händen durch Glück und Fleiß noch täglich vermehrte. Der Besitz einer schönen und liebenswürdigen Frau erhöhte sein Glück, und innerhalb zweier Jahre wurde er durch sie mit einem Sohne und einer Tochter erfreut."

„Damals war es, wo er das schöne und geschmackvolle Haus erbaute, das ihr so sehr bewundert habt. Er hatte auf seinen Reisen Vieles gesehen; er besaß ausgebreitete Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstkennern. Diese benutzte er jetzt, und ihr wißt, welch' eine Menge der schönsten Verzierungen er zusammengebracht hatte. In jenem bezaubernden Aufenthalte lebte er die glücklichsten Tage in dem Schooße seiner Familie und in einem angenehmen Zirkel geistreicher Freunde, die sein Reichthum und die Annehmlichkeiten seines Hauses um ihn versammelten."

„Herr Adams schilderte mir die Glückseligkeit, die er damals genossen, mit den lebhaftesten Farben. „„Alle meine Wünsche waren erfüllt,"" sagte er unter andern, „„oder vielmehr mein Glück übertraf Alles, was ich mir je hatte träumen lassen. Wenn ich an der Seite meiner schönen und liebenswürdigen Frau auf

dem Austritte meines Hauses saß und meine Kinder auf meinen Knien schauckelte, glaubte ich ein Eden zu meinen Füßen zu sehen, und dachte mich als den Beherrscher desselben. Aber das glückliche Loos, das mir vom Himmel gefallen war, hatte meine Blicke von dem Himmel abgelenkt; ich hatte die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes vergessen. Ach, erst dann, als mir der edelste und beste Theil dessen, was ich Mein nannte, verloren war, dachte ich wieder an Gott, und mein bekümmertes Herz suchte den auf, den ich in meiner Freude vergessen hatte. Sie sehen meine Leiden, — setzte er hinzu, — und doch ist das, was Sie sehen, nur ein geringer Theil derselben.""

„Als mir Herr Adams dieses sagte, lag er in einem kleinen Zimmer seines Landhauses, in das kein Strahl der Sonne drang, auf einem Bette, dessen Vorhänge sich nur selten öffneten. Eine unheilbare Gicht hatte sich fast aller seiner Glieder bemächtigt, und seine Augen so sehr angegriffen, daß ihm oft der matteste Schimmer des Lichtes unerträglich war. Die geringste Bewegung verursachte ihm die peinlichsten Schmerzen. Nur selten nahm er Besuch an, und seine verwittwete Schwester war die einzige Person, die er in seinem Zimmer dulden mochte, und die für seine Bedürfnisse sorgen durfte. Sein Haus war verwaist, und wo man ehedem nur die Stimme der Freude zu hören pflegte, tönten jetzt nur die ängstlichen Seufzer eines unheilbaren Kranken."

„Herr Adams hatte gerade damals einige leidliche Augenblicke. Als er sah, daß ich von seinem Zustande gerührt war, drückte er mir die Hand und sagte: „„Ich will Ihnen mein

ganzes Herz ausschütten. Sie nehmen Theil an meiner unglücklichen Lage, und ich fühle mich erleichtert, wenn ich meinen Kummer in eine theilnehmende Brust niederlegen kann.""

„Er fuhr hierauf nach einer kleinen Pause fort: „„Sechs Jahre hatte ich in der glücklichsten Lage gelebt, als mich meine Geschäfte nach London riefen, wo ich mehrere Monate verweilen mußte. Es war das erstemal nach meiner Verheirathung, daß ich mich so lange von meiner Familie entfernte. Meine Sehnsucht nach ihr war außerordentlich, und ich genoß wenig von den Annehmlichkeiten der unendlichen Stadt. Mein Herz war beklommen, und die Ahndung eines großen Unglücks schien auf demselben zu lasten.""

„„Eines Tages ging ich bei Newgate vorbei, wo man eben Anstalt machte, einige Straßenräuber aufzuknüpfen. Ich hatte nicht die mindeste Lust, bei diesem Schauspiele zu verweilen; da ich aber zufälliger Weise in dem Gedränge hörte, daß der eine von ihnen ein Deutscher sey, zog ich doch weitere Erkundigung ein. Stellen Sie sich meine Bestürzung vor, als ich den Namen Olivier hörte, den Namen des Mannes, den mein ehemaliger Herr aus seinen Augen verbannt hatte. Ich hoffte indeß noch einen Augenblick, daß er ein andrer seyn möchte; aber da ich meine Augen auf den Richtplatz warf, stand derselbe Mann auf der Leiter, in dessen verstörten Mienen ich nur allzu deutlich die wohlbekannten Gesichtszüge des Enterbten fand.""

„„Ich war bei dieser schrecklichen Entdeckung wie vom Donner gerührt. Ich eilte nach Hause, ohne zu wissen, was ich that und

wie mir geschehen war. Und kaum hatte ich mich von der ersten Erschütterung einigermaßen erholt, als ich einen Brief von meiner Frau bekam, in welchem sie mir schrieb, daß unsre Tochter am Scharlachfieber darnieder läge, und auch an dem Knaben die ersten Zeichen der Krankheit sichtbar würden. Sie bat mich, ruhig zu seyn, und das Beste zu hoffen.""

„„Diese Nachricht würde mich unter allen Umständen erschreckt haben; aber in diesem Augenblicke warf sie mich ganz darnieder. Es schien mir sogleich gewiß, daß meine Kinder ohne Rettung wären; und ich brachte, ich weiß selbst nicht wie, ihre Gefahr und Oliviers unglückliches Schicksal in eine traurige Verbindung. Was ich noch gar nicht gewagt hatte, deutlich zu denken, stand in diesem schrecklichen Augenblicke klar vor meiner Seele. Ich sagte zu mir selbst: Du bist die Ursache von Oliviers Verbrechen und Tod. Du besitzest das Vermögen, das ihm gehörte: du besitzest es, weil du dich mit keinem Worte für ihn verwendet, und seinen Oheim nicht mit ihm auszusöhnen gesucht hast. Jetzt, wo dieser Unglückliche, den die Verzweiflung aus seinem Vaterlande trieb, die Strafe für ein Verbrechen büßt, wozu ihn seine Hülflosigkeit nöthigte, leidest du in der Angst für deine Kinder einen doppelten Tod, und büßest für die Sorglosigkeit, mit welcher du das Unglück des Enterbten betrachtet hast.""

„„Jetzt hatte ich in England keinen ruhigen Augenblick mehr; ich mußte nach Hause, und glücklicher Weise fand sich ein Schiff, das eben zum Auslaufen bereit war. Meine Unruhe begleitete mich auf der Ueberfahrt, und immer stand das Bild meiner Kinder

vor meinen Augen. Ach! ich sollte sie nicht wiedersehen! Während ich auf dem Meere umhertrieb, waren die Lieblinge meines Herzens ein Raub des Todes geworden.""

„„Kaum war ich angelandet, als ich nach meinem Landhause eilte. Es wurde Nacht, eh' ich ankam, und ich sah von Fern einen Theil des Hauses stark erleuchtet; in den dunkeln Zimmern gingen bisweilen Lichter hin und her. Meine Unruhe war unbeschreiblich, und so schnell ich auch fuhr, schien mir doch der Wagen stille zu stehen. Endlich kamen wir an. Ich eilte die Treppe hinauf; niemand begegnete mir. Ich riß den erleuchteten Saal auf, und sah meine Frau im Sarge.""

„Herr Adams hielt bei diesen Worten inne, faltete die Hände, und schien in der Erinnerung seines Schmerzes verloren. Dann fuhr er fort:"

„„Ich will Ihnen meine Empfindungen nicht beschreiben. Mein Schmerz war unendlich. Sinnlos war ich neben dem Sarge niedergefallen, in welchem meine geliebte Gattinn lächelnd lag. Ein heftiges Fieber ergriff mich: ich raste mehrere Tage lang, und die Aerzte gaben mich auf. Aber ach! ich hatte die Schaale meiner Leiden noch nicht geleert, und wurde wider alles Erwarten dem Leben zurückgegeben.""

„„Von dieser Zeit an erschien mir mein Haus, das vordem der Wohnsitz der Freude und Zufriedenheit gewesen war, wie ein offnes Grab, das meine Geliebten verschlungen hatte. Wohin ich trat, wohin ich meine Augen richtete, sah ich nichts als die Spuren abgeschiedener Freuden, denen ich umsonst meine Thränen und

Seufzer nachschickte. Aber auch der Genuß einer wehmüthigen Traurigkeit war mir nicht vergönnt; denn überall drängte sich Oliviers furchtbare Gestalt zwischen die theuern Schatten meiner Kinder und meines geliebten Weibes. Ich sah ihn wachend und schlafend. Wie oft bin ich in tödtlicher Angst von meinem Lager aufgefahren, wenn ich ihn im Traume sah, wie er meine Kinder erwürgte, oder sie in die Flammen meines Hauses stürzte, oder mit mir kämpfte, und meine Habe forderte, die er sein rechtmäßiges Eigenthum nannte.""

„„Diese Träume schienen mir immer mehr und mehr die Stimme des Gewissens zu seyn. Meine besten Güter waren dahin, und was ich noch hatte, machte mir keine Freude mehr. Dieß sah ich als einen Beweis an, daß ich es mit Unrecht besäße. Ach! mein Freund, — fuhr Herr Adams mit einem Seufzer fort, — ich würde auch in meinem Unglücke noch glücklich gewesen seyn, wenn mich mein Gewissen über diesen Punkt frei gesprochen hätte. Ich durfte mir zwar auf keine Weise vorwerfen, das Testament meines Freundes auf eine unrechtmäßige Weise erschlichen zu haben; aber hatte ich auch nur das mindeste gethan, den harten Entschluß zu mildern, durch den er seinen nächsten Verwandten enterbte? Ach leider nicht! Diese Unterlassung quälte mich jetzt, und ich rechnete mir Oliviers Thaten und seinen Tod zu. Es war ganz umsonst, daß ich diesen Gedanken bekämpfte; er kehrte immer zurück; und wenn ich ihn am Tage entfernt hatte, ergriff er mich mächtiger des Nachts.""

„„Einstmals, als ich mich unruhig auf meinem Lager umher

warf, fiel mir plötzlich ein, woran ich bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß Olivier eine Schwester gehabt, und daß er mit dieser geflohen wäre. Dieser Gedanke fiel mir mit neuer Gewalt auf das Herz; aber eben so schnell leuchtete mir ein schwacher Schimmer des Trostes daraus hervor. Gottlob! rief ich aus; so kann ich doch vielleicht einen Theil meines Unrechtes wieder gut machen. Ich will sie retten, wo sie auch seyn mag!""

„„Mit diesen Worten sprang ich auf, und machte sogleich Anstalten zur Abreise. Niemand begriff meine Absicht, denn ich hatte mich niemandem anvertraut; jedermann glaubte, daß der Tod der Meinigen die einzige Ursache meiner Traurigkeit sey. Ich kam schnell nach London. Mit unsäglicher Mühe erhielt ich einige Nachrichten von der Person, die ich suchte; aber die Spuren ihres Daseins waren fast verwischt, und das wenige, was ich erfuhr, war nicht gemacht, mich aufzuheitern. Aus allen wurde endlich wahrscheinlich, daß sie nach Amerika gegangen sey. Ich eilte ihr auch dorthin nach, aber ohne Erfolg. So verschwendete ich mehrere Jahre mit fruchtlosen Bemühungen, bis ich endlich niedergeschlagener, als je, nach Hause zurückkehrte. Die vielfältigen Reisen, die Gefahren, die ich ausgestanden, die Unruhe, die mich niemals verließ — alles dieses hatte meine Kräfte aufgerieben, und ich versank allmählig in den hülflosen Zustand, in welchem Sie mich jetzt erblicken. Meine Gesundheit ist unwiederbringlich verloren; meine Reichthümer sind mir verhaßt; und alle meine Hoffnungen sind auf den Tod gesetzt, der mich von meinen Leiden erlösen und in die Arme meiner Gattinn und meiner Kinder zurückführen wird.""

„Dieß ist die Geschichte des bedauernswürdigen Mannes, den die Vernachlässigung einer einzigen menschenfreundlichen Handlung so unaussprechlich unglücklich gemacht hatte. Nur ein sehr edler Mann konnte sich um einer solchen Unterlassung willen so hart anklagen und eine so lange Reue fühlen. Nachdem er mehrere Jahre auf die traurigste Weise zugebracht hatte, starb seine Schwester, deren Gegenwart und Sorgfalt seine Leiden erleichtert hatte; und dieses neue Unglück beschleunigte seinen Tod. Als er die Annäherung desselben fühlte, dankte er Gott mit unbeschreiblicher Innigkeit und Freude, daß er ihn endlich aus diesem Zustande befreien wollte. Denn seine Leiden hatten ihn längst von der Welt getrennt, und er sehnte sich nach dem Himmel und der Ruhe im Grabe."

„So kann dem Menschen das enge und finstre Grab lieber werden, als der glänzendste Pallast."

„So wenig kann uns der Besitz äußerer Güter glücklich machen, wenn er nicht mit dem Besitze des höchsten Gutes, dem innern Frieden, der Einigkeit mit uns selbst und dem Zeugnisse eines reinen Gewissens verbunden ist."

Aus Allwins Tagebuche.

Allwin und Theodor hatten, auf Anrathen ihres Vaters, die Gewohnheit angenommen, alles, was sie Merkwürdiges sahen und hörten, aufzuschreiben. Hierdurch gewannen sie einen doppelten Vortheil; einmal, daß sie aufmerksamer auf das wurden, was um sie her vorging; zweitens, daß sie alles bestimmter auffaßten, mit eignen Gedanken verbunden, sich fester einprägten, und es zu jeder Zeit wiederholen konnten. Ich will hier einige Stellen aus Allwins Tagebuche mittheilen.

Den 16. Oktober. „Zum letztenmale in diesem Jahre habe ich unsern Garten besucht: denn morgen kehren wir nach der Stadt zurück. Ich habe Abschied von ihm genommen, Abschied von allen Blumen, die der Herbst übrig gelassen hat. Es war mir, als ob sie alle zu mir sprächen und mich alle verständen. Ich dankte ihnen, daß sie so schön geblüht hätten, und wünschte ihnen einen späten Tod, und im künftigen Jahre ein frohes Auferstehungsfest. O daß doch der Winter schon vorüber wäre und der Frühling mit seinen Blumen und Blüthen zurückkehrte! Doch Geduld! Auch der Winter hat schöne Tage, und der Vater sagt:

Man kann jeden Tag schön machen, wenn man es recht anfängt."

Den 10. November. „Mein Geburtstag! Mein guter Vater war sehr gerührt, als ich diesen Morgen zu ihm kam. Er schloß mich in seine Arme und sagte: „„Da du mir vor zwölf Jahren als ein neugebornes Kind gebracht wurdest, nahm ich dich gerührt auf meine Arme und bat Gott in meinem Herzen, daß er dich zu einem guten und glücklichen Bürger der Welt machen möchte, die du eben betreten hattest. Ich habe Hoffnung, daß Gott mein Gebet erhört hat. Du hast mir oft Freude gemacht. Fahre auf diesem Wege fort; sey fromm; thue, was recht ist; widerstehe deinen Begierden; so wirst du zufrieden und glücklich werden.""

„Bei diesen Worten drückte er mich an seine Brust. Ich fiel ihm um den Hals, weinte, und dankte ihm für alle seine Güte und Liebe. Als ich dann wieder allein auf meiner Stube war, erinnerte ich mich alles des Guten, das ich meinem Vater verdanke. Mein Herz war voll guter Vorsätze. Möchten sie doch nie aus meinem Gedächtnisse weichen! möchte doch mein Wille immer stark genug seyn, sie redlich in Erfullung zu bringen!"

„Ich will mir alles noch einmal einprägen, heute und morgen und alle Tage. Jeden Morgen will ich mich meiner Vorsätze erinnern, und jeden Abend will ich die Vorsätze des Tages mit ihnen vergleichen. Wie froh werde ich dann seyn, wenn meine Rechnung zutrifft; wenn sich der Abend des Morgens nicht schämen darf!"

„So werde ich den Hang zur Zerstreuung bekämpfen, der mir so manchen Verdruß macht; ich werde aufmerksamer auf meine Arbeiten werden und nichts mehr aufschieben. Aufschub, sagt der Vater, ist der Dieb der Zeit. Reine Arbeit, sagte er ein andermal, macht ein freies Gemüth. Ich habe dieß gar manchmal erfahren."

„Ich werde verträglicher mit meinem Bruder leben. Ich liebe ihn so sehr, und doch wird oft ein kleiner Streit so ernsthaft zwischen uns. — Bin ich nicht selbst gegen meinen Vater unwillig geworden, wenn er mir etwas befahl, was ich auch ohne seinen Befehl hatte thun sollen? Das soll nie, nie wieder geschehen!"

„Auch gegen andre Menschen will ich zuvorkommender und gefälliger seyn. Andre erfreuen, sagt der Vater, ist die größte Freude."

„Ich will mein Glück nicht in die Befriedigung der Wünsche setzen, die so schnell in dem Herzen aufsteigen und so wenig Dauer haben. Hab' ich nicht schon oft erfahren, daß mir Dinge, nach denen ich höchst begierig war, gleichgültig wurden, sobald ich zu ihrem Besitze gelangt war. Daran will ich immer denken, wenn mich eine heftige Begierde ergreift. Es gibt, sagt der Vater, nur Einen Wunsch, an den wir unsre Glückseligkeit hängen müssen; den Wunsch, immer besser zu werden."

„Ich will oft an Gott und an meine Mutter denken, die bei Gott ist, und ihre Kinder bei sich erwartet. Ich will an die Liebe meines Vaters denken, der sich über jeden meiner Fehler

betrübt und über jedes Gute erfreut, das er an mir findet. Ich will an alle die guten und großen Menschen denken, von denen der Vater mir erzählt hat, und die dadurch groß wurden, daß sie sich selbst beherrschten."

* * *

„Der Vater sagte heute: Ein heiteres Gesicht ist ein wohlfeiles Mittel, andere Menschen vergnügt zu machen. Die Freundlichkeit, mit der man ein Almosen gibt, ist mehr werth, als das Almosen selbst. Denn dieses hilft dem Armen nur einen Augenblick in seiner Noth; jenes erhält sich lange in seinem Andenken. Es beweist, daß wir mit Wohlwollen schenken, nicht mit Verachtung, nicht, um ihn nur los zu werden. Ein Dienstbote thut um eines freundlichen Gesichts willen tausendmal mehr, als um allen Lohn. Nur der Mensch kann heiter aussehen, dem Thiere ist es versagt; darum bindet auch ein freundlicher Blick die Menschen an einander."

* * *

Den 3. März. „Heute ist der Todestag unsrer Mutter. Der Vater erzählte viel von ihr und von den letzten Augenblicken ihres Lebens. Sie starb lächelnd und weinend zugleich. Ach! warum bist du so früh von deinen Kindern geschieden, du gute und fromme Mutter! Wie wollten wir dich lieben, wenn du noch bei uns wärest; wie wollten wir dich erfreuen durch Gehorsam und Fleiß! Aber du ruhest in der stillen Wohnung der Se-

tigen, wohin unsere Hände nicht reichen können, und siehst auf uns herab, und freuest dich in deinem mütterlichen Herzen, wenn wir thun, was gut ist. Nie, nie will ich vergessen, daß du mich auf deinem Sterbebette in die Arme genommen und Gott gebeten hast, mich zu einem guten Menschen zu machen, oder lieber frühzeitig sterben zu lassen. Siehe, ich gelobe dir, so zu leben, als ob ich in jedem Augenblicke sterben müßte. Ich will mein Herz rein bewahren, damit ich den Tod nie zu fürchten brauche; und daß, wenn er mich hinwegruft, ich zu dir kommen und sagen darf: Hier, o Mutter, ist dein Allwin! Dein Gebet ist durch Gottes Hülfe erhört worden."

* * *

Den 4. Mai. „Wir brachten den größten Theil dieses schönen Frühlingstages im Garten zu. Der Vater war sehr zufrieden mit uns und seine Zufriedenheit vermehrte die unsrige."

„Er sagte unter andern: Wer vor einer Rose vorbeigeht, freut sich über ihre Schönheit und ihren Wohlgeruch. Noch mehr erfreut uns der Anblick von guten Menschen. Die Rose verblüht und läßt keine Spuren von sich zurück; aber die Handlungen der Menschen wirken fort auf künftige Zeiten, und ihr Andenken erfreut und belehrt uns noch lange nach ihrem Tode."

„Dann sagte er wieder: Das Leben ist eine Kunst, die nicht jeder versteht. Man kann achtzig Jahre alt werden, ohne eigentlich gelebt zu haben. Denn der Mensch soll anders leben als die Pflanze und das Thier. Ein römischer Staatsmann, welcher den

größten Theil seines Lebens im Kriege zugebracht hatte, begab sich in seinem Alter auf das Land, wo er neun Jahre in der Einsamkeit unter stillen Betrachtungen und wohlthätigen Handlungen zubrachte. Als er starb, befahl er, auf seinen Grabstein zu setzen, daß er neun Jahre gelebt habe. Denkt über den Sinn dieser Worte nach und ihr werdet verstehen, was ich mit der Kunst zu leben meine."

Der Greis.

Eines Tages wurde der Vater und seine Kinder auf dem Spaziergange von einem Gewitter überrascht. Sie eilten einem nahen Dörfchen zu und kehrten in das erste Haus ein, dessen Thür sie offen sahen. Auf der Hausflur saß ein alter Mann zwischen drei Kindern, die, so wie er, beschäftigt waren, kleine Körbe aus bunten Weiden zu flechten.

Sie grüßten die kleine Gesellschaft und baten um Erlaubniß, das Gewitter hier abwarten zu dürfen. „Von Herzen gern," sagte der Alte, und hieß sie auf eine Bank nieder sitzen. „Gott schickt das Gewitter zu einer guten Zeit," fuhr er fort. „Das Land durstete nach Regen. Wir werden eine gute Aernte haben und ein treffliches Obstjahr."

Herr O... fragte ihn, ob er Land und Gärten hätte.

„Der Weidenbusch ist mein Acker," versetzte der Alte, „und die ganze Flur mein Garten. Ich habe nichts auf der Welt, das ich mein nennen könnte, als etwa diese Kinder, die meine Töchter mir hinterlassen haben."

Herr O... fragte weiter, ob er immer das Handwerk getrieben hätte, das er jetzt mit diesen Kindern triebe.

Der Alte verneinte es. „Erst seitdem meine alten Arme das Grabscheit nicht mehr führen können, hab' ich wieder zu der leichtern Kunst gegriffen. Als Kind hab' ich sie von meinem Vater gelernt, der sie auch trieb, als er grau und stumpf geworden war. Dieser Arm hat in frühern Zeiten das Schwerdt mit Kraft geführt; jetzt macht ihn schon die leichte Arbeit müde."

„Ihr seyd Soldat gewesen, guter Alter?" sagte Herr O...

„Und Husar obendrein," versetzte jener. „Den ganzen siebenjährigen Krieg habe ich unter dem braven Ziethen mitgemacht. Das war ein Mann! Der liebte uns wie seine Kinder!"

Der Alte legte bei diesen Worten die Arbeit vor sich nieder, faltete die Hände und fuhr mit einem leisen Kopfschütteln fort:

„Was ist doch das menschliche Herz für ein wunderbares Ding! Man wünscht, und weiß nicht, was man will. Man sollte nur Alles dem Himmel überlassen und ihm folgen. Aber der Mensch will in allen Dingen seinen eignen Willen haben, und auch das kann man ihm im Grunde nicht verargen."

Diese Aeußerung erregte bei den Angekommenen den Wunsch, etwas von der Geschichte des alten Mannes zu hören. Sie baten ihn darum. Der Alte ruckte freundlich an seiner Mütze, und sprach, indem er fortfuhr zu arbeiten:

„Sehen Sie, lieber Herr, ich lebte hier als ein junger Bursche vergnugt und froh. Zwar hatte ich nichts; aber es fehlte mir auch nichts; denn ich hatte gesunde Arme und ein gutes Verdienst. Da kam es mir auf einmal vor, als ob mir Alles zu enge wurde. Ich wollte die Welt sehen, und mich etwas versuchen,

wie manche andre. Meine Mutter wollte mich nicht ziehen lassen; aber mein Vater war andern Sinnes und lobte meinen Muth. Da ging ich denn mit zwei andern fort und nahm Dienste. Jene haben ihre Heimath nicht wieder gesehen; der eine ist an meiner Seite geblieben, der andre ist in der Gefangenschaft gestorben. Mich allein hat das Schwerdt des Krieges verschont."

„Was hab' ich nicht Alles in den sieben blutigen Jahren erlebt! wie viele Gefahren, wie viele schreckliche Begebenheiten! Und doch denke ich nicht ungern daran. Der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch an das, wovor ihm anfangs graute. Aber, Gott sey Dank! ich habe immer als ein ehrlicher Soldat gehandelt, und kein Blut vergossen, wo es nicht Noth that. Wie könnt' ich sonst auch so ruhig hier sitzen unter den Kindern?"

„Als der Krieg zu Ende war, nahm ich meinen Abschied. Ich hatte zwar nichts erubrigt, wie viele meiner Kameraden, die Alles nahmen, was sie haben konnten, arme Gefangene und unschuldige Bauern plünderten. Das habe ich niemals gekonnt. Ich ging so arm aus dem Dienste, als ich hinein gekommen war, aber ich sehnte mich jetzt aus dem wüsten Leben in meine Heimath zurück, wo ich mir ein braves Weib suchen und mein Leben beschließen wollte."

„Mit so frohem Herzen ich ehemals in die weite Welt gewandert war, eben so froh und vergnügt kehrte ich jetzt in unser stilles Dörfchen zurück. Ich hatte vieles erlebt und große Städte gesehen; und doch kam mir jetzt kein Ort schöner vor, als der, wo ich geboren war. Hier heirathete ich ein armes, aber braves

Mädchen, mit der ich zwanzig Jahre vergnügt und glücklich gelebt habe. Sie ist vor mir in die Ewigkeit gegangen, und meine zwei Töchter sind ihr nachgefolgt. Auch ich werde ihr nun bald nachfolgen, und ob es mir gleich in der Welt nicht übel geht, so bin ich doch jeden Augenblick zu sterben bereit. Denn wer ein frohes Herz durch die Welt getragen hat, nimmt auch ein frohes Herz mit aus der Welt."

Herr O... fragte noch nach diesem und jenem, dann sagte er: „Ihr sagtet, guter Mann, ihr hättet nichts Eignes auf der Welt. Habt ihr nie ein Eigenthum gehabt? nie eines zu haben begehrt?"

„Begehrt? o ja!" erwiederte der Alte; „aber es hat mir nie damit gelingen wollen. Was ich verdiente, war selten mehr, als die Nothdurft forderte; und wenn ich etwas erübriget hatte, fand ich immer Leute, die es nöthiger brauchten als ich. Nun bin ich alt geworden, und bin frohen Muths gewesen mein ganzes Leben hindurch, und viele, die Häuser und Aecker und Alles hatten, waren es nicht. Wer viel auf der Erde hat, hält sich auch fest an der Erde, und wird selten recht froh. Das sieht man wohl, wenn es zum Sterben kömmt. Ihr Herz hängt an dem Irdischen, und sie möchten gern Gottes Stimme nicht hören, die sie davon ruft. Wenn ich dieß bedenke, bin ich recht froh, daß ich nichts habe, was mich zur Erde herabzieht. Wenn sie mich in das Grab gelegt haben, werde ich keines Hauses mehr bedürfen, und kein Hunger und Durst wird mich quälen, und der, vor dessen Augen ich dann stehe, wird mich nicht verstoßen, weil ich arm

bin. Nackt kam ich in die Welt; nackt werde ich wieder hinaus gehen. Gott siehet das Herz an, ist ein alter Spruch, in welchem viel liegt."

„Es ist selten," sagte Herr O..., „daß alte Leute den Tod so wenig scheuen. Das Leben wird ihnen gemeiniglich lieber, je länger es dauert; und immer fürchten sie, der kleine Rest möchte allzu bald zu Ende gehen."

„Auch mir ist das Leben lieb," sagte der Greis. „Warum sollte ich nicht gern leben? ist es mir doch immer wohl gegangen. Zwar, als meine Marie starb, wollte ich auch sterben. Ich bat Gott um den Tod, aber er gewährte mir diesen Wunsch nicht, sondern schickte mir Trost. Seitdem hab' ich mich in Alles ergeben, was von Gott kömmt. Der Herr hat's gegeben, denk' ich, der Herr hat's genommen. Ist nicht Alles sein Eigenthum und Wohlthat von ihm? Gibt er uns nicht auch den Tod so gut, wie das Leben? Und er ist gewiß eine schöne Gabe, da er uns zu Gott in den Himmel führt. Wenn ich daher an den Tod denke, erhebt sich meine Seele zu Gott und ich opfere ihm gern alle Wünsche, die mich in dem Leben zurückhalten könnten."

Mit Rührung hörten die Kinder, was der Alte mit großer Heiterkeit sprach. Das Gewitter war indeß vorüber gegangen, und man dachte auf den Rückweg. Alle drückten dem Alten die Hand, und nahmen von ihm und seinen Enkeln herzlichen Abschied. Der Regen hatte das Land erquickt und Alles strebte grüner und schöner empor. Der blaue Himmel blickte durch zerrissene Wolken, die untergehende Sonne schoß breite Strahlen über die befruchtete

Erde, und die Vögel sangen ihren Abendgesang. Einzelne Schwalben strichen über die Erde und haschten nach Raub; die Mücken tanzten im Abendlichte; überall schien ein heiteres und frohes Leben den Schluß des Tages zu feiern und die Ruhe der Nacht vorzubereiten.

Noch mehr als einmal besuchten die Kinder den guten Greis, und niemals kamen sie zurück, ohne ihn glücklich zu preisen und sich ein ähnliches Alter zu wünschen. Den nächsten Sommer fanden sie ihn nicht mehr. Als die ersten Strahlen des Frühlings erschienen und die Hecken ausschlugen, fühlte er eines Abends eine ungewohnliche Müdigkeit; er legte sich nieder, schlief ein, schlug gegen Morgen noch einmal die Augen auf und schloß sie dann auf immer.

Wohl dem, der so stirbt!

Das Aerntefeſt.

In der Nähe des Landhauſes, das Herr O... im Sommer mit ſeinen Kindern zu bewohnen pflegte, lag ein kleines Dorf, deſſen Einwohner ſich durch Wohlhabenheit, gute Sitten und Verträglichkeit auszeichneten. Die Obrigkeit hatte hier wenig zu thun. Nur ſelten entſtand ein Zwiſt, und wenn es geſchah, war jedermann bemüht, die Entzweiten auszuſöhnen. Alle unterſtützten ſich gegenſeitig, und wenn einer durch widrige Zufälle herab kam, griffen ihm die andern nach ihrem Vermögen unter die Arme, ſo daß in dieſem Orte niemand ganz dürftig war. Daher ſah man hier überall zufriedene Geſichter. Und ſo wie ſie unter einander wie Glieder Einer Familie lebten, ſo waren ſie auch gegen Fremde freundlich, zuvorkommend und dienſtfertig.

Dieſer glückliche Zuſtand war größtentheils das Werk von zwei würdigen Geiſtlichen, die nach einander das Predigeramt in dieſer Gemeinde verwaltet hatten. Der erſtere hatte ſie in einem ſehr verwilderten Zuſtande gefunden. Ihre meiſten Mitglieder hatten ſich durch Spiel und Trunk um das Ihrige gebracht; Faulheit, Zankſucht und Bettelei waren unter ihnen einheimiſch geworden. Der Anfang ſeiner Amtsverwaltung war daher ſehr

traurig; aber er gab deshalb den Entschluß nicht auf, mit welchem er das Amt angetreten hatte, sich dem Besten seiner Gemeinde zu widmen, und die Liebe zu Gott und dem Guten unter ihnen auszubreiten. Allmählig gelang es ihm durch Wohlwollen und Redlichkeit das Vertrauen der Bessern im Dorfe zu gewinnen, Allen durch seine Uneigennützigkeit Achtung einzuflößen, und einige in ihren häuslichen Angelegenheiten aus der dringenden Noth zu retten. Er hatte die Freude, daß sich die meisten, unter seiner Anleitung, zu einer regelmäßigen Arbeitsamkeit gewöhnten, so daß sich auch einige der Unordentlichsten besserten; andere, welche unverbesserlich schienen, starben dahin; und da die unter den Augen des Pfarrers gebildete Jugend heranwuchs, reinigte sich die Gemeinde immer mehr von ihren vormaligen Lastern. Das, was dieser redliche Mann mit so großem Eifer angefangen hatte, setzte sein Sohn fort, der die Tugenden und das Amt seines Vaters erbte, und die vormals so verrufene Gemeinde wurde durch den wohlthätigen Eifer ihrer wackern Prediger das Muster guter Sitten für die ganze Gegend.

Als Herr O... eines Sonntags mit seinen Kindern in die Nähe des Dorfes kam, sahen sie auf der Wiese ein lebhaftes Gewühl von Menschen. Männer, Weiber und Kinder schienen in einem fröhlichen Geschäfte begriffen. Einige banden Kränze von Aehren, andre Blumenschnuren von blauen Kornblumen und Astern, andre umwanden weiße Stangen mit zierlichen Bändern. Sie hatten sich hier versammelt, um in feierlichem Aufzuge nach der Kirche zu gehn, wo das Aerntefest begangen werden sollte. In

kurzem war Alles in Bereitschaft gesetzt. Der Zug wurde mit Stille und Leichtigkeit geordnet. Die jüngsten machten den Anfang und trugen die bebänderten Kränze hoch in der Luft; ihnen folgten die Schnitter und Schnitterinnen Paar und Paar, mit Sicheln und Sensen, die ebenfalls mit Bändern geschmückt waren. Während sie einher gingen, sangen sie:

Freude hat uns Gott gegeben;
Freier Herzen Dankbarkeit
Sey dem Ewigen geweiht!
Er, vor dem die Berge beben,
Freut sich unsrer Fröhlichkeit.

Was der Erde wir vertrauten,
Wucherte in ihrem Schoos,
Thau und Regen sich ergoß,
Und der Sonne Strahlen schauten
Liebend auf des Himmels Schoß.

Denn von seines Himmels Höhen
Gottes Hande Segen streu'n,
Seine Kinder zu erfreu'n.
Und bei seines Athems Wehen
Blüht der Acker, Thal und Hain.

Wo die Aehrenfelder wallen,
Raucht dem guten Vater Dank;
Und der Nachtigall Gesang,
Und der Kinder frohes Lallen
Ist der Gottheit Lobgesang.

Alles hat uns Gott gegeben,
Was der Erde Schoos gebar;
Freude bringen wir ihm dar;
Herzen, die von Freude beben,
Sind sein würdigster Altar.

Unter diesem Gesange kam der Zug in die Kirche, die mit grunen Zweigen geschmückt war. Eine feierliche Musik empfing ihn. Die Schnitter umringten den Altar von der einen Seite, die Schnitterinnen von der andern, und legten einige Kränze darauf nieder. Alles ging mit Stille und Andacht vor sich. Der Gottesdienst nahm hierauf seinen Anfang.

Aus der Predigt des ehrwürdigen Pfarrers merkten sich unsre Knaben folgende Stelle in ihren Tagebüchern an.

Er sagte im Anfange der Predigt: „Wir feiern heute ein schenes Fest, meine lieben Freunde, ein Fest des Dankes gegen den, von dem uns alle gute Gaben kommen, ein Fest der Freude über empfangene Güter. Ihr sehet eure Speicher gefüllt, und durft den Winter mit ruhigem Herzen erwarten. Dabei denkt ihr, ich weiß es gewiß, mit herzlicher Liebe an den, der uns Regen gab und Sonnenschein, daß der Same aufging und Früchte trug. Ich weiß, daß ihm jeder von euch, nicht mit dem Munde blos, sondern von ganzer Seele dankt, daß er seine Wünsche erfüllt, seine Besorgnisse vereitelt hat. Denn als ihr den Samen in die Erde streutet, dachtet ihr: Wird er auch aufgehen? und als er fröhlich aufgegangen war, und die dichten Halmen auf dem Acker wallten, und die Aehren sich füllten, da dachtet ihr wieder: Wird

Gott auch die Früchte vor Ungewitter und Hagel bewahren? Nun seht, er hat sie bewahrt; er hat euch gegeben, was ihr bedurftet. Der Name des Herrn sey gelobet!"

„Wenn euch Gottes Güte gibt, was ihr nöthig habt, so will er euch abhalten zu sorgen und zu sagen: Was werden wir essen? was werden wir trinken? Denn solche Sorgen beschweren des Menschen Herz und ziehen es von Gott und dem Guten ab, worauf es doch allein gerichtet seyn soll. Genießet daher, was euch Gott verliehen hat, mit froher Genügsamkeit. Trachtet nicht nach mehrern; denn die da reich werden wollen, fallen in Versuchung. Seyd zufrieden bei dem, was ihr habt. Zufriedenheit ist mehr als Reichthum, auch wenn er rechtmäßig erworben ist. Denn der unrechtmäßige ist ein Fluch. Alle Schätze der Erde können ein beladenes Gewissen nicht erleichtern, noch ein gebeugtes Herz froh machen. Zufriedenheit und Genügsamkeit ist der schönste Dank, den man Gott darbringen kann. Denn wer genügsam ist, ist froh und lobet Gott, und gehet endlich ein zu seinem ewigen Reiche."

Weiterhin sagte er: „Ihr habt zwiefache Ursache, euch eures Glucks zu erfreuen, wenn ihr an die Armen denkt, die sich dieses Festes nur mit Thränen erinnern, aber es nicht feiern können. Denn ach! in vielen Gegenden unsers Vaterlandes haben die goldnen Aehren nicht auf dem Acker gewallt. Der Huf des Rosses hat die Saat zertreten, und das Schwerdt der Krieger hat die Halmen niedergemähet, ehe sie Früchte tragen konnten. Der Waizenacker ist ein Gottesacker geworden, und wo sonst

Garben lagen, blicken die Gebeine der Erschlagenen aus der Erde hervor. Dörfer und Städte liegen darnieder in der Asche, und ihre ehemaligen Bewohner irren zerstreut umher und betteln ihr Brod; sie, die ehedem auch Aerntefeste feierten und fröhlich waren, wie wir. Solche Noth habt ihr nicht erfahren! Gott sey gelobt dafür. Aber denket an diese und andre Arme in eurer Freude, und theilet ihnen von eurem Ueberflusse mit. Das Thier in dem Walde und der Vogel auf dem Baume findet überall eine Stätte, wo er ruhe; denn Gott hat ihm überall ein Lager bereitet und Futter ausgestreuet. Aber wenn der arme Mensch von seiner Heimath vertrieben worden, findet er nicht leicht einen Platz, wo er sein Haupt ruhig niederlege. Der Kummer ist seine Nahrung und Thränen sein Trank. Darum erbarmet euch sein und helfet ihm mit zuvorkommender Freundlichkeit. Gott hat euch nur für wenige Tage auf diese Erde gesetzt und zu Verwaltern seiner Güter bestellt. Geizet also nicht mit dem, was euch nur für wenige Tage verliehen ist; erfreuet Andre damit, so werdet ihr als gute Haushalter der irdischen Güter handeln. Denn wenn euch einst der himmlische Richter, vor dessen Stuhle wir Alle erscheinen müssen, nach euerm Leben fragt, was werden die antworten, die nur für sich gelebt, und sich nie um das Elend ihres Nächsten bekümmert haben?"

Am Schlusse sagte er: „Gehet nun, meine Lieben, und freuet euch des heutigen Tages. Ihr werdet euch aber seiner dann recht freuen, wenn ihr euer Herz zu Gott erhebt und Andern mit Liebe und Gefälligkeit entgegen kommt. Jeder von euch, auch der

jungste und der gesundeste, musse denken, daß er auf seinem Grabe stehe, und daß ihn die Erde aufnehmen werde, eh' er es denkt. Wie dann jeder wunschen wird, gegen den Andern gehandelt zu haben, so handle er jetzt. Dieß wird euch nicht in curer Freude stören; und ihr werdet mit reinem Herzen durch das Leben wandeln, bis euch durch den Tod eine Aernte von Freuden zu Theil wird, die niemals vergehen."

Der Brand.

In einem benachbarten Dorfe brach Feuer aus. Die Nacht war ſturmiſch, jedermann lag im erſten Schlafe. So griff die Flamme ſchnell um ſich, und es war nicht viel Widerſtand zu thun. Die meiſten Häuſer wurden in die Aſche gelegt, und ihre unglücklichen Bewohner konnten wenig mehr als ihr Leben retten.

Herr O... eilte, als es Tag geworden war, mit ſeinen Kindern nach der Brandſtätte, um, ſo viel ſeine Kräfte verſtatteten, den Hülfsbedürftigen beizuſtehen. Mit ängſtlicher Erwartung näherten ſie ſich. Eine ſchwarze Rauchwolke umhüllte die Stelle, wo ehemals reinliche Häuſer zwiſchen grünen Bäumen geſtanden hatten. Das zerſtreute, zum Theil vom Feuer beſchädigte Vieh, irrte brüllend auf den Aeckern umher. Verworren lagen die den Flammen entriſſenen Geräthſchaften, und ihre Beſitzer ſaßen blaß und weinend dabei. Viele die das Feuer überraſcht hatte, waren kaum halb bekleidet. Manche Kinder liefen halb nackt umher. Lange Reihen von glühenden und dampfenden Aſchenhaufen bezeichneten die Stelle der Straßen, und hier und da ſtand noch ein Thor, in welchem niemand mehr aus- und einging. An einigen Stellen brannte es noch. Das Getöſe der Feuerſprützen, das Rufen der

Arbeiter, das Weinen der Weiber und Kinder erfüllte den ganzen Ort. Eine Menge von Menschen war aus den benachbarten Orten herbeigekommen. Man theilte Lebensmittel aus, versah die Entblößten mit Kleidern und bot ihnen Wohnungen an. Das Bestreben, der Noth abzuhelfen, war allgemein. Auch Herr O... nahm eine ihm bekannte Familie in seinem Landsitze auf. Allwin und Theodor bemächtigten sich der Kinder und nahmen sie mit; die Eltern versprachen nachzufolgen, wenn sie den Schutt von der Brandstätte bei Seite geräumt haben würden.

Unter den Abgebrannten zeichnete sich einer aus, der unter dem Namen des reichen Johannes bekannt war. Sein Haus war das schönste im Dorfe gewesen. Er besaß vielerlei Silberwerk, und schöneres Hausgeräthe, als irgend einer seiner Nachbarn; denn sein Ehrgeiz war, es den Städtern gleich zu thun. Ach, aller dieser Schmuck, auf den er sich so viel eingebildet hatte, war ein Raub der Flammen geworden. Sein Schmerz war grenzenlos. Bald sah er starr, mit über einander geschlagenen Armen, einem Verzweifelnden ähnlich, auf die Brandstatte; bald lief er auf und ab und schrie überlaut. Aber niemand kümmerte sich um ihn, niemand bemitleidete ihn. Sein Hochmuth hatte ihn verhaßt, und sein Geiz verächtlich gemacht. Denn er jagte die Armen scheltend von seiner Thür, und niemand war, den er mit seinem Reichthume erfreut hätte.

Das auffallende Betragen dieses Mannes, der auch nach diesem Verluste noch der reichste Mann im Dorfe blieb, und die Gesinnungen, welche seine Nachbarn gegen ihn geäußert hatten,

gab zu einigen Gesprächen zwischen Herrn O... und seinen Kindern Veranlassung.

„Ihr habt hier ein neues Beispiel," sagte der Vater unter andern, „wie wenig der Reichthum glücklich macht, wenn man nicht den Verstand hat, ihn entbehren zu können. Er ist gewiß ein Gut; aber nur dann, wenn er uns von Sorgen befreit, und uns zu edeln und würdigen Beschäftigungen unsers Geistes Muße verschafft. So bald er aber selbst all' unsre Sorgen auf sich zieht, so bald uns seine Erhaltung ängstlich, sein Verlust unglücklich macht, dann ist er gewiß kein Gut mehr."

„Aber wie soll man es anfangen," sagte Theodor, „nicht betrübt zu seyn, wenn man, so wie der reiche Johannes, eine so große Menge von Dingen verliert, die einem lieb und werth waren?"

„Man soll vor allen Dingen," erwiederte der Vater, „so lange man sie noch in voller Sicherheit besitzt, an die Möglichkeit ihres Verlustes denken. Wer etwas von einem andern geliehen hat, wird es dem Eigenthümer ohne Betrübniß zurückgeben. Nun ist aber alles unser Eigenthum als eine Schuld anzusehen, die wir dem Glücke zurückzahlen müssen, so bald es ihm gefällt, sie von uns abzufordern. Und nicht unser Vermögen allein, auch unser Leben."

„Wäre es aber nicht besser," sagte Allwin, „gar nichts zu haben, als das, was man hat, durch Unglücksfälle einzubüßen?"

„Es hat weise Menschen gegeben," antwortete der Vater, „die auch dieser Meinung waren. Sie glaubten, die ungestörte Heiterkeit des Gemüthes nicht sicherer erhalten zu können, als

wenn sie sich von allen Bedürfnissen losmachten, die nicht unmittelbar zur Erhaltung des Lebens erfordert werden. Freiwillig kehrten sie in den Zustand zurück, aus welchem der Wilde heraustritt, wenn er sich ein Eigenthum umzäunt und bearbeitet. Frei und genügsam, an keinen Ort gebunden, gingen sie durch die Welt; sie strebten nach nichts als nach Tugend und geistigen Gütern, und keine irdische Sorge hinderte sie an dieser edeln Bemühung. Andre haben gemeint, daß es eines vernünftigen Mannes würdig wäre, den Genuß nicht zu verschmähen, den uns der Besitz der Güter des Lebens anbietet; aber sie forderten zugleich, daß man Mäßigkeit und Kraft genug besitze, um diesen Genuß jeden Augenblick entbehren und ihm ohne Schmerzen entsagen zu können."

„Ihr habt von Diogenes gehört, welchen die Alten den weisen Hund zu nennen pflegten. Alle Besitzungen dieses Mannes bestanden in einem Mantel, einem Stabe und einem Ranzen, in welchem er einen hölzernen Becher trug. So wenig dieß war, so entdeckte er doch, daß er noch etwas davon entbehren könnte, und als er eines Tages einen Hirtenknaben aus der hohlen Hand trinken sah, warf er seinen hölzernen Becher von sich. Nach ganz andern Grundsätzen lebte der Zeitgenosse dieses Weisen, Aristipp. Auch dieser strebte nach einer völligen Freiheit von äußern Dingen, aber er entsagte ihrem Genusse nicht. Er war abwechselnd bald reich, bald arm, und lebte in der Armuth nicht minder froh, als er im Schooße des Reichthums gelebt hatte. Als er einstmals auf einer Reise bemerkte, daß sein Sklave unter der Last des Geldes seufze, daß er ihm zu tragen gegeben hatte, befahl er ihm,

seine Bürde von sich zu werfen. Er genoß, was er hatte, ohne das zu vermissen, was er entbehren mußte. Von diesen beiden Mannern strebte der eine, wie der andre, nach einer ununterbrochenen Heiterkeit des Geistes, und es ist schwer zu sagen, welcher von beiden mehr Beifall verdiene, oder welchem man vorzüglich nachahmen müsse. Vielleicht beiden. Um immer glücklich und frei zu seyn, muß die Kunst, wenig zu bedürfen, mit der Kunst, sich nicht von äußern Dingen beherrschen zu lassen, vereinigt werden."

„Mir gefällt der weise Hund doch besser, als der andre," sagte Allwin.

„Auch mir," sagte Theodor.

„Dieß wundert mich nicht," sagte der Vater. „Aber es könnte doch eine Zeit kommen, wo ihr dem andern den Preis zuerkenntet."

„Warum glaubst du dieß?" fragten die Kinder.

„Ihr werdet bei wachsender Erfahrung einsehen, daß die mannichfaltigen Verbindungen der Menschen unter einander es schwerlich erlauben, ein so einfaches und bedürfnißfreies Leben überall durchzusetzen. Aber so lange ihr an jenen Verbindungen und Verhältnissen noch keinen Antheil nehmt, werdet ihr wohl thun, dem Diogenes nachzuahmen. Je weniger Bedürfnisse, desto mehr Freiheit; je mehr Freiheit, desto mehr Heiterkeit. Mit wenigem Gepäcke kömmt man leichter durch die Welt. Dem Fußgänger ist leicht jeder Weg bequem. Ein Heer, das nichts als seine Waffen mit sich führt, ist fast immer siegreich; ein schwer beladenes muß immer mehr an die Erhaltung seines Gepäckes, als

an den Sieg denken. So ist es auch mit dem einzelnen Menschen. Je mehr er besitzt, desto häufigern Gefahren ist er ausgesetzt. Je mehr er bedarf, desto mehr wird er auf Mittel denken müssen, seine Bedürfnisse zu befriedigen, desto mehr Sorgen, desto weniger Heiterkeit wird er haben."

* * *

„Warum hatte man so wenig Mitleiden mit dem reichen Johannes? Er hatte doch mehr verloren, als irgend einer."

„Ohne Zweifel, weil er hochmüthig und geizig war;" antwortete Allwin. „Ich hörte einige Leute sagen: Der hat das Unglück verdient, hat er doch keinem etwas von seinem Ueberflusse gegeben."

„Dieß ist die natürliche Strafe des Geizes," fuhr der Vater fort, „daß er alle Menschen von dem abwendig macht, der dieses Laster besitzt. Der Geizige verschließt sein Herz selbst gegen das Gefühl, das sich sonst alle Herzen zu öffnen weiß, gegen das Mitleiden. Der Geizige liebt nichts, als sich selbst; ja, oft quält er sich selbst, um die Schätze zu vermehren, denen er seine Liebe geschenkt hat. Eine solche Gemüthsart ist Gott und Menschen verhaßt. Was ist natürlicher, als Mittheilung? und wo gibt es einen schönern Weg, seine Glückseligkeit zu vermehren, als wenn man das Glück andrer befördert? Davon weiß der Geizige nichts. Er ist selbstsüchtig, hartherzig und mißtrauisch. Diese Eigenschaften stoßen alle Menschen zurück."

„Ihr habt gesehen, wie hülfreich sich jedermann bei dem Brande bewies. Auch die fremdesten Menschen nahmen Theil an

dem Schicksale der Unglücklichen, und diese waren zutraulicher als gewöhnlich. Durch das Unglück kommen die Menschen einander näher. Die Vornehmen und Reichen fühlen in solchen Fällen, daß sie gegen solche Noth nicht sicher sind; dieses Gefühl macht sie weicher und besser. Würden die Menschen immer auf eine so eindringende Weise an ihre Menschlichkeit erinnert, sie würden niemals stolz, übermüthig und hartherzig seyn."

„Wie erfreulich und heiter würde das Leben seyn, wenn sich alle Menschen als Brüder betrachteten; wenn jedermann zufrieden mit dem, was er aus den Händen Gottes empfängt, niemandem das Seinige mißgönnte; einer den andern durch Mittheilung erfreute, alle offenherzig, ehrlich, zutraulich und edelmüthig wären! Die Alten haben eine Dichtung von einem Zeitalter, das sie das goldne nennen, wo die Menschen keinen Neid, keine Mißgunst und keine Habsucht kannten. Da herrschte die Freude auf der Erde, und die Natur bot ihre Gaben im Ueberflusse dar; denn jedem genügte das, was das Bedürfniß forderte. Alle Menschen waren gerecht, daher gab es keine Richter und keine Strafen. Wenn man doch diese Zeiten wieder herstellen könnte! Vielleicht ist dieß nicht möglich; aber ihr sehet wohl ein, daß ein jeder wohlgesinnte und edle Mensch so handeln müßte, als ob es möglich wäre. Ein jeder muß gleichsam das Bild des goldnen Weltalters in seinem Herzen tragen, und es wenigstens in sich selbst durch Heiterkeit, Uneigennützigkeit, Gerechtigkeit und Edelmuth wirklich zu machen suchen."

Felix.

Felix galt ſchon in ſeinem zwölften Jahre für einen ſehr gebildeten Knaben. Er hatte eine angenehme Geſtalt, die er durch eine nette Kleidung zu heben ſuchte; er hielt ſich immer gerade, ſetzte die Füße, wie es ihn der Tanzmeiſter gelehrt hatte, küßte allen Frauenzimmern die Hand, und that überall wie ein erwachſener Mann. Viele Mütter ſtellten ihn ihren Kindern zum Muſter vor, und ſchienen nicht zu zweifeln, daß aus einem ſo artigen Knaben ein trefflicher Mann werden mußte.

Aber je mehr Felix heran wuchs, und je mehr man von ihm erwartete, deſto unbedeutender wurde er. Er fühlte allmählig ſelbſt, daß er hinter Kindern zurück blieb, die ihm an Jahren nachſtanden, und die er ehemals verachtet hatte. Auch wurde er bald inne, daß ihn wenige Menſchen liebten, ob er gleich gegen jedermann ſo höflich war, und niemandem etwas zu Leide that.

Da er nun ſah, daß man wenig aus ihm machte, ſo ſehr er ſich auch hervor drangte und bemerklich zu machen ſuchte, fühlte er ſeine Eitelkeit gekränkt. Er hatte in frühern Jahren bisweilen mit Allwin und Theodor geſpielt; ſpäterhin aber hatte er ihren Umgang vernachläſſigt, weil ſie nicht in Geſellſchaften gezogen wurden. Jetzt hörte er ſie häufig rühmen, und knüpfte die alte Bekannt-

schaft wieder an. Er wollte sehen, was man an ihnen zu ruhmen fände, und — konnte nichts entdecken. Denn ihr Anzug war einfach und schlicht, und so war auch ihr Betragen ungesucht und natürlich. Sie sprachen offenherzig, aber wenig und ohne Ziererei. Die Vergnügungen der Stadt, auf deren Theilnahme sich Felix so viel einbildete, waren ihnen unbekannt, und sie schienen wenig Verlangen darnach zu hegen, denn sie wußten nicht anders, als daß sie nur für Erwachsene bestimmt wären. Für Felix waren dieß Räthsel, die er sich nicht lösen konnte.

Eines Tages, da seine Eitelkeit in einer Gesellschaft eine kleine Kränkung erfahren hatte, beklagte er sich über sein Schicksal und seine Zurücksetzung. Er gab seinen kleinen Freunden zu verstehen, daß es ihm unbegreiflich sey, warum man sie so sehr liebe und lobe, da sie doch im Grunde wenig Lebensart besäßen. Er bat sie, ihm ihr Geheimniß mitzutheilen. „Wie muß ich es anfangen," rief er aus, „mich so beliebt zu machen, und solchen Beifall zu erhalten? Was kann ich mehr thun, als jetzt? Wie fangt ihr es an, daß jedermann so gut von euch spricht?"

Die Kinder errötheten. Sie wußten keine Antwort darauf zu geben.

Aber Herr O... hatte diese Unterredung in der Ferne gehört. Er rief Felix auf sein Zimmer und sprach folgendermaaßen zu ihm:

„Ich habe deine Fragen gehört, lieber Felix. Meine Kinder können sie dir nicht beantworten. Aber ich kann es, wenn du glauben willst, daß ich es gut mit dir meine, auch wenn ich dir einige unangenehme Wahrheiten sage."

Felix verbeugte sich, und versicherte nicht ohne Verlegenheit, er werde für diese Güte unendlich dankbar seyn.

„Du bist ein recht feiner und wohlgezogener Knabe," fuhr Herr O... fort, „und wenigstens ist der Mangel an Höflichkeit nicht schuld daran, wenn du nicht allgemein beliebt bist. Aber glaube mir, deine Manieren sind deinem Alter nicht angemessen. Du drängst dich unter die Erwachsenen, nicht, um von ihnen zu lernen, — dieß wäre sehr rühmlich — sondern um an ihren Vergnügungen Theil zu nehmen und dich ihnen gleich zu stellen. Dieß ist den Erwachsenen lästig, und sie können bisweilen nicht umhin, dich fühlen zu lassen, daß du nicht zu ihnen gehörst. Solche Aeußerungen werden dich ohne Zweifel kränken, und ich müßte mich sehr irren, wenn deine heutigen Launen nicht aus einer solchen Quelle entsprungen wären."

Felix erröthete und sah noch verlegener aus, als im Anfange.

„Wenn du solche Kränkungen vermeiden willst, wenn es dir ein Ernst ist, einen dauernden Beifall zu erwerben, so suche nicht mehr zu scheinen, als du bist; aber bemühe dich, weit mehr zu seyn, als du scheinst. Du kannst noch keinen Anspruch auf einen Platz unter Männern machen; aber wenn du alle deine Kräfte aufbietest, dich dereinst eines solchen Platzes werth zu machen, so wird man dich auch jetzt schon achten. Nur glaube nicht, daß hierzu die Aufmerksamkeit auf dein Aeußeres hinreicht. Dieß ist recht gut, um keinen Anstoß zu geben; aber es ist viel zu wenig, wenn man den dauernden Beifall Anderer erhalten will. Ohne innern Werth ist aller Anstand und Putz nur eine hohle Schaale,

die etwas verspricht, was sie bei genauerer Betrachtung nicht leistet. Denke also, wenn du dir einen dauernden Werth verschaffen willst, an die Ausbildung deines Geistes mehr, als an die Verschönerung deines Körpers; erwarte aber nicht, daß man dich sogleich bewundern und rühmen werde. Wer in seinen lobenswerthen Bemühungen immer an das Lob denkt, das er einärnten will, der meint es mit dem Guten nicht ernstlich, und er wird sich oft in seinen Erwartungen betrogen finden. Du mußt dich an dem stillen Besitze des Guten und dem Streben darnach erfreuen, auch wenn es niemand an dir gewahr wird, und deine Bemühungen müssen sich nicht mit Geräusch kund thun wollen. Gewinne die Einsamkeit lieb. Hier wirst du mehr Freude finden, als an den glänzenden Festen, die nicht für dein Alter sind, und bei denen man dich mehr duldet als gern sieht. Wenn du hier deine Eitelkeit abgelegt, wenn du nützliche Kenntnisse eingesammelt, deinen Geist gebildet und dein Herz veredelt, wenn du zum Jünglinge gereift bist, dann kehre bescheiden in die Welt zurück, die dich gern aufnehmen und dir Liebe und Beifall schenken wird."

Hier schwieg Herr O..., und ein Strom von Thränen brach aus den Augen des Knaben, der hier seine Eitelkeit so tief gekränkt sah. Verdruß und Schaam, seine bisherigen Neigungen und die neue Lehre, die ihm hier gepredigt wurde, kämpften in seinem Herzen. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Endlich siegte doch das Gefühl des Guten. Er versprach Herrn O..., seinen Ermahnungen zu folgen und erfüllte sein Versprechen. Er vermied Zerstreuungen und drängte sich nicht mehr zu den Gesell-

schaften der Erwachsenen. Bald gewann er Neigung zu den Wissenschaften, die er bisher nur als eine Last angesehen hatte; seine Fähigkeiten entwickelten sich schnell zu seiner eignen Verwunderung, und er genoß eine innere Zufriedenheit, die er vordem gar nicht gekannt hatte. Selbst die Ueberwindung, die es ihm anfänglich kostete, wenn er einem gewohnten Vergnügen entsagte, wurde eine Quelle der Heiterkeit für ihn. Oft bat er noch Herrn O... um seinen Rath, und stets noch dankte er ihm, daß er ihm ohne Schonung seine Gebrechen aufgedeckt und ihn von seinem vorigen Wege abgezogen hatte.

Der Traum.

Theodor träumte einſtmals, daß er geſtorben ſey. Es kam ihm vor, als ob er neben dem Sarge ſtände, auf welchem ſein Leichnam lag, und er fühlte eine tiefe Wehmuth, von dieſem treuen Gefährten ſeines Lebens getrennt zu ſeyn. Er berührte ſich einigemal ſelbſt, und wollte auch den Leichnam anrühren, um ſich von der Wahrheit dieſer Trennung zu überzeugen, als er plötzlich emporgehoben wurde, und, ohne Flügel zu haben, über der Erde ſchwebte. Dieſe Erhebung war mit einem ſo erheiternden Gefühle verbunden, daß ſeine vorige Betrübniß ganz verſchwand. Zwiſchen der ſchwerfälligen Maſſe, die jetzt zu ſeinen Füßen lag, und dem leichten ätheriſchen Weſen, womit er ſich in der Luft bewegte, ſchien keine Verwandſchaft mehr zu beſtehen; und wenn ihm vorher bei dem Gedanken geſchaudert hatte, ſeinen Leib zu verlaſſen, ſo ſchauderte ihm jetzt, wenn er ſich die Möglichkeit dachte, wieder an dieſen fremdartigen Stoff gefeſſelt zu werden.

Auf einmal ſah er nichts mehr von dem ganzen Leichenweſen und ſchwebte über einem Garten, den eine Fülle von Blumen in zierlicher Verbindung ſchmückte. Schlanke Bäume erhoben ſich hoch in die Luft, wo ſie ihre belaubten Zweige in einander ſchlangen und ſchattige Zelte bildeten, während ein heiteres Licht um die

zarten Stamme spielte, die Blätter vergoldete, und die Zweige zu durchdringen schien. So neu diese Erscheinung war, fand sie Theodor doch gar nicht wunderbar, aber es vergnügte ihn ungemein, daß, wenn er seine Blicke auf eine Blume richtete, diese sich augenblicklich mit einem himmlischen Glanze bekleidete. Ihr Geruch war verloren, aber dafür athmete jedes Blatt die melodischsten Töne aus. Zugleich war sein eignes Ich eben so musikalisch geworden, als die Dinge um ihn her. Jeder Ton sprach in seinem Innersten an, und schien sich darinne zu spiegeln, und reiner und glänzender daraus zurück zu strahlen.

Die Harmonie dieser Farbenmusik wurde immer anmuthiger, die Töne immer sanfter und leiser, als aus den Kelchen der Blumen menschlich gestaltete Wesen hervorblüheten. Diese ätherischen Gestalten, die nur eine neue Art von Blumen schienen, umgaben den Knaben ohne die mindeste Verwunderung und Neugierde, so wie sie auch dieser als etwas Bekanntes betrachtete. Sie sprachen, und ihre Rede war Gesang. Worte vernahm Theodor nicht, und doch verstand er die Rede in seinem Innersten.

Während er mit dieser Gesellschaft über den Blumen schwebte, verschwand das blaue Gewölbe, das die Erde bedeckte, und ein Meer von Licht und Feuer leuchtete von allen Seiten in sie hinein. An der Stelle des Gartens hatte sich ein grenzenloser See ausgedehnt. Anfänglich schien die Tiefe dieses See's dunkel und leer; aber allmählig zog sich die Nacht aus einander, wie wenn die Wolken rund um die Sonne her zerfließen, und aus der Tiefe glanzte eine heitere Welt herauf. Leuchtendere Gestirne und ein

hellerer Mond waren darinne aufgegangen, und lachten durch hängende Gärten, die sich in dem Krystalle des Wassers verklärt hatten. Ein ewiger Wechsel herrschte in dieser beweglichen Welt, die sich in harmonischen Kreisen drehete, und immer neue Gestalten zeigte. Die Gestirne zogen einander in mannichfaltigen Verschlingungen entgegen, und mischten und trennten sich ohne Verwirrung; und wo sie hinzogen, bezeichneten Lichtstreifen von mannichfaltigen Farben ihre verschlungenen Bahnen. Indem Theodor die wandelnden Bilder beschaute, ergriff ihn der Zauber dieser Erscheinungen, und er glitt durch die flüssigen Krystallen sanft zu den Sternen hinab, und bewegte sich mit ihnen, als ob er längst zu ihnen gehört hätte. Ströme von Licht umflossen ihn, und die Regenbogen, die ihn umzogen, sprachen bei jeder Berührung wie Aeolsharfen an. So schwamm er mit unendlicher Lust auf dem Strome des Wohllauts, in welchem jeder Tropfen wie ein beseeltes und befreundetes Wesen zu ihm redete.

Aber alle diese Musik verstummte, als aus der Ferne ein menschlicher Gesang ertönte. Es war der Gesang eines Leichenzugs. Männer trugen einen Sarg, und Theodor erblickte hinter demselben seinen Vater und seine Verwandten in tiefer Trauer. Ein unendlicher Schmerz ergriff ihn; er streckte seine Arme nach seinem weinenden Vater aus, und diese Bewegung weckte ihn auf.

Wirklich ging eben ein Leichenzug auf der Straße vorüber, welcher den Sarg eines Greises mit Gesang zum Grabe geleitete, und Theodors Traum war die Erscheinung eines Augenblicks gewesen.

Der Fischerknabe.

An einem kleinen Flusse, nicht weit von dem Landhause, fanden die Kinder bisweilen einen Knaben, welcher angelte oder Reußen legte. Sie sahen ihm oft zu und fragten ihn um die Kunstgriffe bei seinem Geschäfte; und da er immer mit Bereitwilligkeit und Verstand antwortete, entstand eine Art von Freundschaft zwischen ihnen. Sie suchten den freundlichen Knaben oft absichtlich auf, und bei den mancherlei Gesprächen, die sie mit ihm führten, erfuhren sie, daß er aus einer fernen Gegend in das Haus des alten Fischers gekommen sey, fur dessen Sohn sie ihn bisher immer gehalten hatten.

Sie fragten ihm seine Geschichte ab, und er erzählte sie ihnen ohngefähr mit folgenden Worten:

„Es war, wenn ich nicht irre, im Sommer gegen Abend, als ich vor der Thure unsers Hauses unter den Bäumen spielte. Ich hatte ein buntes Korbchen am Arm, worein ich allerlei Steine sammelte, und indem ich nur hierauf bedacht war, mochte ich mich etwas weit von meinen ältern Geschwistern entfernt haben. Da kam ein Haufe fremder Leute auf mich zu, einige zu Pferde, andre zu Fuß, die mich freundlich anredeten und mir

Kirschen in mein Körbchen legten; und nachdem ich eine kleine Strecke mit ihnen gegangen war, nahm mich der eine auf sein Pferd und ritt scharf mit mir davon. Mir gefiel dieß außerordentlich, und ich dachte nicht nach Hause, bis es anfing dunkel zu werden. Da verlangte ich zu meiner Mutter zurück, und sagte, ich wäre nun mude und wollte zu Bette gehen. Der Reiter sagte, ich sollte nur ein wenig Geduld haben, wir würden bald nach Hause kommen. So ging es eine Zeitlang, bis ich endlich vor Müdigkeit weinte. Wahrscheinlich schlief ich kurz darauf ein; denn ich weiß nicht, was weiter geschehen ist."

„Als ich am andern Morgen erwachte, lag ich unter Bäumen auf der Erde. Ich wußte nicht, wo ich war, und nur mit Mube erinnerte ich mich, wie ich hierher gekommen seyn möchte. Da ich mich ganz allein sah, schrie ich ängstlich nach meiner Mutter, und fing endlich laut zu weinen an. Auf mein Geschrei kamen einige Weiber herbei, die so schwarz und häßlich waren, daß ich vor ihnen erschrack und noch ärger weinte, als zuvor. Sie wollten mich besänftigen, und boten mir allerlei zu essen an; aber ich wollte nichts nehmen und schrie nur immer nach meiner Mutter. Ich weiß nicht, wie ich mich allmählig beruhigt habe, aber ich weiß noch, daß mich die eine schlagen wollte, und die andre sie zurückhielt und sagte: Wenn du dem hübschen Jungen ein Haar krümmst, thu ich dir ein Leid an! Dieß Weib ist in der Folge immer meine Beschützerinn gewesen, und ich hielt mich vornehmlich an sie, und nannte sie Mutter. Sie gehörte, so wie die Männer, die mich entführt hatten, zu einer Zigeunerbande, mit

der ich lange herumgezogen bin. Im Sommer waren wir auf der Straße und bettelten in den Dörfern, und die Weiber sagten den Leuten wahr. Die Nächte brachten wir größtentheils im Walde zu, wo wir uns um ein Feuer lagerten, tanzten und sangen und allerlei Kurzweil trieben. Im Winter schliefen wir in Scheunen auf dem Stroh. So habe ich mehrere Jahre unter diesen Leuten zugebracht. Sie lehrten mich ihre Lieder und Tänze, und wenn wir in ein Dorf kamen, mußte ich singen und zur Handtrommel tanzen. Sie rühmten meine Geschicklichkeit. Aber ich habe seitdem alles vergessen, und nur im Schlafe kommen mir noch bisweilen die alten Weisen vor."

„Aber wie konntest du singen und vergnügt seyn?" fragte Allwin. „Dachtest du nicht an deine Eltern und ihre Betrübniß?"

„Im Anfange dachte ich wohl oft nach Hause," antwortete der Knabe, „aber niemals fiel mir ein, daß meine Eltern über meine Entfernung betrübt seyn würden. Auch gewöhnte ich mich bald an die neue Lebensart, und war in dem Walde wie zu Hause. Dann, wenn wir auf der Straße waren, sah ich so vielerlei, daß mir nicht einfiel, an etwas zu denken, was nicht da war."

„Aber wie kamst du endlich von diesen Leuten weg?" fragte Allwin weiter.

„Ich weiß nicht, was vorgefallen seyn mochte," fuhr der Knabe fort, „aber da eines Abends ein großer Theil von unsern Leuten um das Feuer herum saß, kam plötzlich die Nachricht, daß Soldaten in Anmarsch wären und uns ein-

fangen wollten. Wir geriethen alle in die größte Bestürzung; niemand wußte, was zu thun sey, und ehe noch ein Entschluß gefaßt werden konnte, hörten wir einige Schüsse fallen. Jetzt lief alles nach der entgegengesetzten Seite zu, und auch ich lief, vor Schrecken außer mir, blindlings in den Wald hinein. Die Schüsse wurden jetzt häufiger, und ich versteckte mich unter den Buschen, wo ich kaum Athem zu holen wagte. Gegen Morgen sah ich in einer kleinen Entfernung einzelne Reiter, von denen einige Gefangene bei sich führten, die mir sehr wohl bekannt waren. Ich zitterte ganz unbeschreiblich, denn ich glaubte, daß man mich ermorden würde, wenn ich mich sehen ließe. Gegen Mittag hörte ich kein Geräusch mehr, und da mich der Hunger quälte, verließ ich meinen Zufluchtsort, und kam in ein Dorf, wo ich etwas zu essen bekam. Halbe und ganze Tage allein umher zu laufen und zu betteln, war ich gewohnt, und so bettelte ich mich von Ort zu Ort weiter, bis ich endlich an die Thür meines jetzigen Pflegevaters kam. Ich hatte den ganzen Tag nichts gegessen; der Regen hatte mich bis auf die Haut durchnäßt und die Nacht brach ein. Ich pochte also an die Thür an und bat mit kläglicher Stimme um einen Bissen Brod. Als ich dieß zweimal wiederholt hatte, öffnete der alte Mann das Fenster, und da er mich in so traurigen Umständen sah, schloß er mir die Thür auf und ließ mich hinein. Hier gab er mir zu essen und zu trinken, reichte mir ein trocknes Wams und erlaubte mir eine Schlafstätte auf dem Heu zu suchen. Ich glaube, daß ich nie so froh gewesen bin, als in dieser Nacht, da ich auf meinem trocknen

Lager das Klatschen des Regens und das Stürmen des Windes hörte. Am andern Morgen stand die Sonne schön am Himmel und ich wollte weiter gehen, nachdem ich meinem guten Wirthe tausendmal für seine Wohlthaten gedankt hatte. Ich hatte die Thür schon in der Hand, als er mich zurück rief und mir sagte, daß ich warten sollte. Dann besann er sich ein Weilchen und sagte: Höre, Junge, wenn ich wüßte, daß du ehrlich wärest, so wollt' ich dich bei mir behalten und dir Nahrung und Kleider geben. — Ich versprach alles und blieb da. Er hat mir nachher gesagt, er hätte mich lieb gewonnen, weil ich seinem verstorbenen Gottfried ähnlich sähe, und da ich zur Thür hätte hinaus gehen wollen, wär' es ihm gewesen, als ob eine Stimme ihm zuriefe: Sieh', Alter, hier hast du deinen Gottfried wieder."

Der Knabe erzählte hierauf noch viel, wie väterlich ihn sein Herr gehalten, wie er ihn zur Schule geschickt und in seiner Handthierung unterwiesen habe. Seine Dankbarkeit äußerte sich auf die natürlichste und herzlichste Weise. Er thäte jetzt fast Alles allein, sagte er, weil der alte Mann so schwach und kraftlos wäre, daß er das Haus selten verlassen könne. „So kann ich ihm," setzte er hinzu, „doch einigermaßen vergelten, was er an mir gethan hat."

Die beiden Kinder brachten diese Geschichte ihrem Vater mit nach Hause, der sie mit großer Aufmerksamkeit anhörte. An einem der folgenden Tage ging er selbst mit hinaus, und suchte den Knaben auf und befragte ihn nach seinen Eltern und dem Orte seiner Geburt. Dieser aber wußte davon nur wenig zu sagen: doch erinnerte er sich, daß in einer großen Strecke von seinem

väterlichen Hause ein Fluß fließe und daß Schiffe auf demselben gingen und Weinberge in der Gegend lägen. Herr O... schloß hieraus, daß der Knabe in der Nähe des Rheins zu Hause seyn möchte, und da er sich schon vorher erinnert hatte, daß vor mehrern Jahren ein Knabe in jener Gegend vermißt und sein Verlust zu wiederholtenmalen durch die Zeitungen bekannt gemacht worden sey; beschloß er, weitere Nachforschungen anzustellen. Seine Bemühungen gelangen ihm. Die Eltern des Knaben, wohlhabende Landleute, welche längst die Hoffnung aufgegeben hatten, ihr geliebtes Kind wieder zu finden, wurden von der Entdeckung benachrichtigt, und kamen selbst, ihn abzuholen. Wenige Tage vor ihrer Ankunft war der Fischer vor Alter und Entkräftung gestorben, und sein Pflegesohn hatte ihm die Augen zugedrückt. Die Freude der Eltern war unbeschreiblich.

Der Winterabend.

Es war ein stürmischer Abend. Der Regen schlug heftig gegen die Fenster, und nur sparsam erleuchteten schwache Strahlen des Mondes die unfreundliche Nacht durch zerrissene, fliegende Wolken.

Herr O... saß mit seinen Kindern in vertraulichem Gespräch am Kamin. Das Feuer loderte fröhlich in die Höh, und die spielende, knisternde Flamme gewährte allen ein angenehmes Schauspiel.

Jedes machte seine Bemerkungen. Endlich sagte Allwin: „Wie mag es nur kommen, daß uns selbst ein so widriger Tag gefällt? Denn mich dünkt, wir würden nicht so vergnügt um unser vertrauliches Feuer sitzen, wenn nicht die traurige Musik des Windes und Regens das Knistern der Flamme begleitete.“

Theodor setzte hinzu: „Es ist wahr, ich bin hier fast eben so vergnügt, als wenn wir an einem schönen Sommerabend unter der großen Linde saßen und die Heerden nach Hause zurückkehren sahen. Und doch ist so ein Abend und der heutige nicht zu vergleichen. Gewiß ist der Sommer eine herrliche Zeit, aber doch freuen wir uns zum voraus auf den Winter, und der erste Schnee ist uns immer ein Fest.“

„Vielleicht würden wir sogar des schönen Sommers überdrüßig werden," sagte Allwin, „wenn er beständig dauerte. Wir sehnen uns immer nach etwas Neuem, wenn es auch gleich minder schön wäre."

„Indessen," fiel der Vater ihm in's Wort, „mag es doch noch etwas anderes seyn, als unsre Abneigung gegen das Einerlei und der Hang zur Veränderung, was uns einen stürmischen Abend am Kamin so angenehm macht. Mich dünkt, das Gefühl der Sicherheit, mit der wir die Wärme um das Feuer genießen, und der Gedanke, daß uns Sturm und Regen hier nichts anhaben kann, trägt auch nicht wenig zu unserm Vergnügen bei."

Dieser Gedanke wurde weiter verfolgt, und Herr O... bemerkte, daß die widrigsten und furchtbarsten Erscheinungen der Natur eine Quelle des Vergnügens für den Menschen werden können.

„Es ist kein Augenblick," sagte er unter andern, „wo wir nicht von Gefahren umringt sind. Wir gleichen alle mehr oder weniger einem Menschen, der auf einer Pulvermine schläft. Denn die Erde unter uns und der Himmel über uns ist mit einer Menge von verderblichen Stoffen erfüllt, die sich jeden Augenblick vereinigen und uns vernichten können."

„Eine augenblickliche Aufhebung des Gleichgewichtes der Elemente erzeugt Orkane, Wolkenbrüche, Erderschütterungen; ja, es bedarf nicht einmal so großer Aeußerungen der Natur, um uns zu tödten. Ein einziger Funke, der sich in der Luft entzündet, ist hierzu hinreichend."

„Dieſes hab' ich mir noch nie ſo gedacht," ſagte Theodor. „In der That, dieß iſt furchtbar."

„Wenn die Natur den Menſchen auf dieſe Weiſe ohn' Unterlaß bedrohet," ſetzte Allwin hinzu, „werde ich nie mehr glauben, daß der Menſch der Herr der Schöpfung iſt."

„Und dennoch iſt er es," erwiederte Herr O..., „und er iſt es niemals mehr, als wenn er ruhig und furchtlos an alle dieſe Gefahren denkt. Iſt nicht auch ein König der Herr ſeines Volks, und dennoch iſt ihm dieſes weit überlegen an Kraft. Und dem guten Könige iſt der Gedanke an dieſe Ueberlegenheit ſo wenig furchtbar, als dem vernünftigen Menſchen der Gedanke an die ſchlafenden Kräfte der Natur. Wenn ein aufrühreriſches Volk eine ungerechte Handlung von einem edeln Gebieter forderte, ſo würde dieſer vor die wuthende Menge treten und ſagen: Ich ſehe, daß eure Dolche gegen mich gerichtet ſind; ihr könnt mir das Leben nehmen, aber ihr könnt mich nicht ehrlos machen. Wenn ihr mich euerm ungerechten Willen aufopfert, ſo wird dennoch die Gerechtigkeit meiner Sache über euch triumphiren, und ihr werdet euch in kurzem eures nichtswürdigen Sieges ſchämen!"

„Eben ſo herrſcht auch der edle Menſch über die Natur. Sie kann ihn zu Grunde richten, aber alle ihre Gewalt iſt nicht vermögend, ihn zu erniedrigen, oder ſeinen Willen zu beugen. Wie ungeſtüm auch alle ihre Kräfte gegen ihn andringen, ſo iſt doch ſein beſſerer Theil ſtark genug, ſelbſt über die ſcheinbare Vernichtung ſeines Weſens, den Tod, obzuſiegen."

„Dieſes erhöhte Bewußtſein einer ewigen und unvertilgbaren

Kraft ist es, was uns den Anblick furchtbarer Naturerscheinungen so anziehend macht, wenn wir ihn mit Sicherheit genießen können."

„Als ich mich vor mehrern Jahren zu Neapel aufhielt, hatte ich das Vergnügen, einen Ausbruch des Vesuv zu sehen. Ich begab mich beim Anbruch der Nacht an das Ufer des Meeres, wo eine unzählbare Menge von Menschen dem Erfolge mit banger Erwartung entgegen sah. Dicke Wolken hingen über dem Gipfel des Berges, aus denen ohn' Unterlaß fürchterliche Blitze herabfuhren. Die Flammen, welche aus dem Krater emporstiegen, färbten den Himmel mit einem düstern Roth; der Donner brüllte in dem Innern des Berges, und von Zeit zu Zeit fühlte man schwache Erdstöße. Wir waren alle mit dem Anblick dieser eben so furchtbaren als anziehenden Scene beschäftigt, als der Mond über das Meer herüberzog und sein heitres Antlitz in den Wellen spiegelte. In diesem Augenblicke vergaß ich das schreckliche Schauspiel des Vulkans, und mit mir wendeten die meisten ihre Blicke auf den stillen Gefährten der Nacht, der einer großen und edeln Seele glich, die in der Stille ihres Bewußtseins über den Aufruhr der empörten Natur, über die Furcht und die Leiden des Lebens triumphirt."

Der Jahrmarkt.

Herr O... hatte mit einem seiner Jugendfreunde, den er seit mehrern Jahren nicht gesehen hatte, eine Zusammenkunft auf der Messe zu Frankfurt verabredet. Er nahm seine Kinder mit, um sie seinem Freunde bekannt zu machen, der ebenfalls mit seiner Familie dort eintreffen wollte.

Die Kinder sahen mit Verlangen den mannichfaltigen Erscheinungen entgegen, die ihnen die Messe versprach. Sie hatten längst gewünscht, sie zu besuchen: jetzt sahen sie sich, nach einer kurzen und angenehmen Reise, am Ziele ihrer Wunsche. Schon zeigte sich ihnen die Stadt von fern, und die Menge von Menschen, die auf allen Straßen nach ihr hineilten, die langen Züge von Frachtwagen, welche hin und her kamen, und endlich das Gedränge in den Thoren kundigte schon das rege Leben an, das sie im Innern der Stadt erwarten konnten.

Der Zusammenfluß von Menschen und Waaren übertraf indeß alle ihre Vorstellungen. Das Wetter war vortrefflich, und da Herr O... mit seiner kleinen Gesellschaft frei von Geschäften war, so brachte er den größten Theil des Tages damit zu, die Merk-

würdigkeiten der Meſſe zu beſehen, alte Freunde aufzuſuchen und neue Bekanntſchaften zu ſtiften.

Faſt auf jedem Schritte zeigte ſich etwas Neues. In langen Reihen glänzender Gewölbe waren die mannichfaltigſten Waaren aus allen Gegenden der Erde ausgelegt, das Koſtbarſte wie das Gemeinſte, und das eine wie das andre geſucht und geſchätzt. Oft erregte in dem Gewühle der Käufer und Verkäufer das Gemiſch mannichfaltiger Sprachen und Trachten ihre Aufmerkſamkeit; und ſie ſahen zu gleicher Zeit Chriſten, Muſelmänner und Juden mit Einem Handel beſchäftigt und zu Einem Unternehmen vereinigt.

Das Zuſammendrängen des Mannichfaltigen auf einen kleinen Raum gibt auch ſelbſt gemeinen Erſcheinungen eine gewiſſe Wichtigkeit. Die Achſe an einem Laſtwagen bricht, die Pferde werden ſcheu, und jedermann drängt ſich nach den Häuſern hin. Einige Buden werden in dieſem Gedränge umgeſtoßen; es entſteht ein Gezänk und neue Verwirrungen. Beutelſchneider benutzen dieſen Augenblick, und entwenden Uhren und Schnupftücher. Einer von ihnen wird ertappt und unter großem Geſchrei und zahlreicher Begleitung fortgeſchleppt. Jetzt tönt eine widerwärtige Muſik die Straße herab, und ihr folgen Bären und Affen, um durch ihren Tanz und ihre Sprünge die Zuſchauer zu beluſtigen, die ſich aber bald von ihnen abwenden, um ihre Aufmerkſamkeit einem Zuge von Seiltänzern zu ſchenken, den eine kriegeriſche Muſik ankündigt. Die ſeidnen Fahnen, welche weit in die Luft fließen, die glänzenden, mit Federn geſchmückten Helme, welche über das Gedränge der übrigen hervorragen, die ſchlanken Geſtalten ſchöner Männer

und Weiber auf ſtattlichen Pferden, feſſeln eine Zeitlang alle Blicke, bis auch ſie verſchwinden, um einem neuen Schauſpiele Platz zu machen.

Nach der Zurückkunft auf das Land war noch oft in den erſten Tagen von der Meſſe die Rede. Man wiederholte, was man geſehen hatte, und das Andenken an jede merkwürdige Erſcheinung wurde immer mit neuem Vergnügen aufgefriſcht. Jedes ſagte, was ihm am beſten gefallen hatte und woran es ſich am liebſten erinnerte.

Der eine nannte dieſes, der andre jenes. „Mich,“ ſagte der Vater, „erfreut am meiſten das Bild der Eintracht, das uns die ganze Meſſe darbot.“

„Wie meinſt du das?“ fragten die Kinder. „Es fehlte doch nicht an Zank und Streit.“

„Freilich nicht,“ antwortete der Vater, „denn dieſer bleibt ſelten aus, wo viele Menſchen um ihres Vortheils willen zuſammenkommen. Aber die Streitigkeiten einzelner Menſchen ſind unbedeutend gegen das Ganze. Ihr habt geſehen, daß dort Leute aus allen Weltgegenden verſammelt waren; ſie ſchienen alle Vorurtheile abgelegt zu haben, welche ein Volk von dem andern trennen; der Markt hatte ſie alle vereinigt; ſie waren Glieder Einer Familie geworden. Dieß iſt der Vortheil, welchen der Handel gewährt. Durch ihn wird das Meer, das die Völker zu trennen ſchien, ein Band der Geſelligkeit: er knüpft Land an Land, Volk an Volk, und was die Natur nur Einer oder wenigen Gegenden verliehen

hat, wird durch ihn zu einem Eigenthume der ganzen Welt. So lange ein Volk keinen Handel treibt, ist es ungesellig und sieht den Fremden für einen Feind an. Seine Sitten bleiben ungebildet und roh, seine Kenntnisse beschränkt und einseitig. Hat es aber einmal die Annehmlichkeiten des Handels kennen gelernt, so öffnet sich seinen Blicken die vorher verschlossene Welt. Häfen bilden sich an seinen Ufern; Fremde ziehen aus allen Gegenden ein; seine Städte vergrößern und verschönern sich; ihre Straßen füllt ein frohes Gewühl thätiger Menschen. Die Arbeitsamkeit und der Kunstfleiß erwacht; das Land umher wird besser angebaut, die Erzeugnisse desselben werden sorgfältiger benutzt; die Wißbegierde wird lebhafter erregt, und Künste und Wissenschaften blühen neben dem Handel auf."

„Dieses alles sind die Früchte der Geselligkeit, und ihr sehet, warum ich die Messe als ein schönes Bild menschlicher Eintracht ansehe. Wie viele mußten sich vereinigen und die Kräfte ihres Körpers und Geistes aufbieten, um die Menge von Dingen, die wir dort sahen, hervorzubringen und zu vervollkommnen! Welch' eine Menge von Händen mußte in Bewegung gesetzt werden, um ein einziges von jenen Gewölben anzufüllen! Wie viele Reisen mußten unternommen werden, um die rohen Stoffe herbeizuschaffen; wie viele Künstler mußten ihren Scharfsinn, wie viele Handwerker mußten ihren Fleiß und ihre Kräfte vereinigen, um sie in dieser Vollkommenheit zu verarbeiten! Fürwahr, nur die Eintracht der Menschen kann solche Erscheinungen hervorbringen!"

„Aber ihr habt bemerkt, wie manchen Streit Habsucht und Eigennutz unter einzelnen Menschen erregten. Solche Streitigkeiten erheben sich oft unter ganzen Völkern, und dann zerstört die Zwietracht und der Krieg in kurzem, was einträchtige Geschäftigkeit in langer Zeit und mit vieler Mühe hervorgebracht hatte. Statt friedlicher Flotten, welche einem Lande die Schätze des andern zuführen, bedecken dann Kriegsschiffe die Meere, die sich unter einander zu zerstören suchen und oft das Eigenthum des unschuldigen Kaufmanns zu Grunde richten. Gewaltsam trennt der Krieg Volk von Volk; hemmt ihren friedlichen Verkehr, und schließt die Häfen und Thore, die sonst dem Fremden offen standen. Blühende Handelsstädte werden der Plünderung Preis gegeben, nachdem sie von feindlichen Kugeln beschädigt worden, und oft werden sie von den Flammen der Kriegswuth verzehrt. Dann stehen die Straßen verödet, in denen sich sonst die Menschen so fröhlich regten, und wo sich vordem Paläste erhoben hatten, sucht jetzt das Wild seine Nahrung auf. So ist in der alten Welt Carthago ein Raub des Krieges geworden. Diese Stadt übertraf an Größe, Schönheit und Reichthum alle Städte der alten Welt, ihre Pflanzstädte waren die zahlreichsten, ihr Handel der ausgebreitetste. Aber ein kriegerisches Volk zerstörte diese Stadt, und kaum erkennt man noch die Stelle, wo sie gestanden hat, an den Trümmern, unter denen jetzt ein armes, halbnacktes Volk wohnt."

„Dieß ist der Gang der menschlichen Dinge. Die einen bauen, die andern zerstören, und was die Wuth der Menschen verschont, wird ein Raub der Zeit. Dieser Gedanke darf uns indeß nicht

niederſchlagen, oder uns abhalten, ſo viel Gutes und Schönes zu ſchaffen, als wir nur können. Nichts Irdiſches iſt für die Ewigkeit beſtimmt; aber es nützt und erfreut, ſo lange es dauert. Und die Maſſe des Nützlichen und Erfreulichen, ſo viel an uns liegt, zu vermehren, iſt der ſchöne Beruf des geſelligen und durch die Geſellſchaft gebildeten Menſchen.“

Die Ankunft.

Wenige Monate nach der Rückkehr von der Reise erhielt die Familie einen angenehmen Zuwachs. Herr O... hatte eine jüngere Schwester, Amalie, die an einen Kaufmann in Hamburg verheirathet war. Da dieser seiner Geschäfte wegen eine Reise nach dem südlichen Amerika machen mußte, benutzte sie die lange Abwesenheit ihres Mannes, um ihren Bruder zu besuchen, den sie seit ihrer Verheirathung nicht gesehen hatte.

Amalie hatte ein einziges Kind, Aurora, ein Mädchen von zehn Jahren.

Die Ankündigung dieses Besuchs verbreitete große Freude. Herr O... liebte diese Schwester, die einzige, die ihm von mehrern Geschwistern übrig geblieben war, mit großer Zärtlichkeit, und freute sich auf ihr Wiedersehen, wie auf eine geliebte Erinnerung aus einer schönen Zeit. Sie war die Jugendfreundinn seiner verstorbenen Gattinn gewesen, und hatte einige der frohen Jahre ihrer kurzen Ehe in seinem Hause verlebt.

Die Knaben hatten von dieser Tante nur eine dunkle Erinnerung, ob sie gleich in ihren frühesten Jahren mit kindischer Innigkeit an ihr gehangen hatten. Ihr Bild war in ihrem Gedächtnisse bis

auf wenige Züge verwischt, die wie im Nebel schwammen. Der eine dachte sie groß, der andre von mittlerem Wuchse; der eine bräunlich, der andre blond. Aber beide besannen sich auf kleine, zum Theil unbedeutende Vorfälle, bei denen sie thätig gewesen war; und beide stimmten in der Liebe zu ihr und in dem Verlangen, sie wieder zu sehen, vollkommen überein.

Die Bekanntschaft der kleinen Aurora aber war mehr ein Gegenstand der Neugierde, als des Verlangens, und die Erwartung war mit einer geheimen Besorgniß verschwistert, daß ihre kleinen Einrichtungen durch die Dazwischenkunft und die Ansprüche eines Mädchens gestört werden möchten.

Der Frühling brach ungewöhnlich früh an. Schon in der Mitte des März war der Schnee auf den Feldern zerflossen, und die warme Sonne lockte an den Hecken Knospen und Blätter hervor. Die Kinder lagen also ihrem Vater an, früher als gewöhnlich auf das Land zu ziehen; und da dieser Aufenthalt auch für Amalien bequemer und angenehmer war, so fand auch er gut, was seine Kinder wünschten.

Ein Auszug, eine Veränderung der Wohnung, selbst schon ein Wechsel des Zimmers, ist für Kinder ein Fest. Die Zerstörung der bisherigen gewohnten Anordnung, die augenblickliche Verwirrung, welche entsteht, die neue Schöpfung, die sich aus dem Chaos entwickelt, alles das setzt sie in eine ungewöhnliche fröhliche Stimmung. Dann wird beim Ausräumen manche Entdeckung gemacht. Ein lang vermißtes Spielzeug, oder auch nur ein Ueberbleibsel davon, findet sich wieder, und an ihm hängt die Geschichte

vergangener Tage; ein vernachlässigtes Blatt ruft das Andenken des längst vergessenen Augenblicks zurück, in dem es beschrieben worden; und durch tausenderlei kleine Veranlassungen gehen die mannichfaltigen Gestalten einer abgeschiedenen und darum theuern Zeit noch einmal vor den Augen des Geistes vorüber.

Ein Auszug auf das Land hat einen doppelten Reiz.

Die Familie kam gegen Abend hinaus, und die Kinder benutzten den kurzen Ueberrest des Tages ohne Verzug, jedes bekannte und beliebte Plätzchen rund umher aufzusuchen. Erst in den Garten hinab. Jeder grüne Busch wurde begrüßt, in jede Hütte geguckt, jede Bank gedrückt. Dann auf die Wiese, bis an die alte aufgeborstene Linde hinaus, die so oft das Ziel ihrer Spiele gewesen war; an den Bach, den sie so oft mit Rasen gedämmt und zum Uebertreten genöthigt hatten; zu der klappernden Wassermühle, wo ihnen der Hofhund, als alten Bekannten, mit freundschaftlichem Klaffen entgegensprang; dann auf den Hügel, wo sie noch die Spuren ihrer Festungen fanden. Und nachdem sie Alles mit flüchtigen Blicken gemustert hatten, eilten sie zurück, und durchstöberten bis in die Nacht hinein alle Winkel des Hauses, Keller und Küche, Stall und Boden.

Einige Tage nach dem Einzuge spielten sie mit einigen Knaben aus der Nachbarschaft ein lautes und fröhliches Ballspiel auf einer weiten Wiese, die sich an der Landstraße hinzog, als sie einen Wagen heranrollen sahen, auf allen Seiten bepackt; einen Bedienten auf dem Bock, und einen rothjäckigen Postillion auf dem Sattelgaul. In dem Wagen saß ein verschleiertes Frauens-

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

zimmer und ein junges Mädchen neben ihr. Da sie den spielenden Knaben gegenüber waren, sah die Dame zum Wagen heraus, ließ halten und fragte, ob Herr O... in einem der vor ihr liegenden Häuser wohne? Als Allwin den Namen seines Vaters nennen hörte, warf er den Ballen auf die Erde und sprang herbei, ahnend, daß die verschleierte Dame seine Tante sey. Und da er bei einem Blick in den Wagen das Kind neben ihr und dadurch seine Ahndung bestätiget sah, lief er einige Schritte zurück, rief seinen Bruder, eilte dann wieder nach dem Wagen und rief: „Es ist die Tante! ganz gewiß ist es die Tante!“ Und in demselben Augenblick rief die Dame: „Es sind die Kinder meines Bruders! Es ist Allwin, es ist Theodor!“

Sogleich wurde der Schlag geöffnet. Die Dame sprang heraus, und umarmte die Knaben, und herzte und küßte sie, den einen auf dieser Seite, den andern auf jener. Beide waren noch etwas bestürzt und fremd. Als sie aber ihren Schleier zurückschlug, und ihnen die großen, dunkelblauen Augen entgegenstrahlten, da erkannte ihr Herz mit einemmale die vormals so innig Geliebte, und sie fielen ihr um den Hals mit dem vollen Gefühle der alten Vertraulichkeit.

Da das Landhaus nur noch funfzig Schritte entfernt lag, so wollte Amalie zu Fuß dahin gehen. Sie ließ Auroren aussteigen, die indeß bald nach den lang verheißenen, oft genannten Knaben, bald nach dem Hause gesehen hatte, das sie als die Wohnung ihres Oheims bezeichneten. Die Knaben begrüßten sie freundlich, aber mit einiger Schüchternheit. Auch Aurora erröthete bis unter

BIBLIOTHEK MUENCHEN
BAYERISCHE STAATS-

die Augen, und schmiegte sich an ihre Mutter an. Theodor hing sich auf der andern Seite an den Arm der Tante, und Allwin sprang voraus, um dem Vater die Ankunft der Langersehnten zu verkündigen. Der Wagen folgte langsam nach, und die spielenden Knaben verließen ihre Wiese und schwärmten hinterdrein, bis zu der Thüre, wo die Pferde still standen.

Das Lamm.

Nach wenigen Tagen waren die Knaben so vertraut mit Auroren, als ob sie immer zu Einer Familie gehört hätten. Aurora hatte nie auf dem Lande gelebt. Nur selten hatte sie mit ihren Eltern auf Einen Tag die düstern Straßen ihrer Vaterstadt verlassen, und so war ihr der freie, heitre Aufenthalt ein doppelter Genuß. Aus dem Zimmer, das sie mit ihrer Mutter bewohnte, sah sie über blühende Gärten, grüne Wiesen und noch grünere Saatfelder nach einem blauen Kranze von Bergen, welche die ganze Landschaft zu umarmen schienen. Im Garten waren ihr einige Beete zugetheilt, um Blumen darauf zu ziehen, und auf dem Hofe lief ihr ein kleines schneeweißes Lamm nach, das sie mit eignen Händen fütterte, und auf allen Spaziergängen mit sich führte.

Eines Tages waren die drei Kinder nach einem nahen Wäldchen gegangen, um Erdbeeren zu suchen. Unter fröhlichem Gespräch hatten sie den Weg vollbracht; ein muntrer Spitz bellte vor den Knaben her; Aurora führte ihr Lamm an einem blauen Bande hinter sich. An den ersten Bäumchen des Waldes band sie es fest, um es grasen zu lassen; verlor sich dann mit ihren

Begleitern in den Scharren, immer weiter und weiter, und sammelte emsig in ihr Körbchen, um ihrer Mutter die Früchte ihrer Ernte zu bringen. Mitten in diesem Geschäft wird sie durch ein ängstliches Geschrei ihres Lammes erschreckt. Sie horcht auf; das Geschrei wiederholt sich; sie lauft aufgeschürzt zurück; die Knaben ihr nach; und als sie an die Stelle kommen, wo sie das Lamm gelassen haben, — o Jammer! — da liegt es in seinem Blute und ein mächtiger Geier hat ihm die Klauen in den Rücken geschlagen und seinen krummen Schnabel in den Nacken. Laut schreien die Kinder bei diesem Anblick auf; der Hund schlägt an; trotzig und verwundert erhebt der Geier sein Haupt; sieht die Kommenden an, verläßt dann seine Beute, und schwebt, gleichsam unwillig über den entrissenen Raub, langsam hinweg. Aus der Höhe noch fiel die Wolle des armen Lammes von seinen Klauen herab. Er schlug noch einigemal mit den Schwingen, erhob sich dann höher, und zog mit stillem Fluge dem entfernten Gebirge zu.

Aurora warf sich auf ihr geliebtes Lamm; noch zuckte einiges Leben in seinen Füßen. Allwin band es los; Theodor lief nach Wasser, um es anzusprengen. Umsonst. Die Klauen des Räubers hatten zu tief geschlagen. Aurora mischte ihre Thränen mit dem Blute, das aus den offenen Wunden über die schneeweiße Wolle rieselte. „Ach, warum mußt' ich dich hier verlassen?" rief sie aus. „Armes, hülfloses, unschuldiges, ermordetes Lamm! Warum mußt' ich dich hier fest binden? Frei wärst du vielleicht dem Räuber entkommen. Ach, hättest du mir nie angehört, so wärst du jetzt sicher bei deiner Heerde, unter den Augen eines sorgfältigen

Hirten, der dich nicht allein gelassen und den Raubthieren Preis gegeben hatte."

In einem Alter von zwölf Jahren liebt man ein Lamm, wie eine Mutter ihr Kind liebt. Aurora nahm es in die Höhe, trotz seines Blutes, faßte es in ihre Arme und drückte es an Brust und Hals. Immer flossen ihre Thränen von neuem, und ihre braunen Locken fielen von allen Seiten schattend auf das Lamm herab. Ihre beiden Begleiter gingen neben ihr und streichelten das Lamm, und beklagten es, und entwarfen mancherlei eitle, aber tröstende Plane der Rache. Der Spitz ging langsam hinterdrein und murrte unmuthig, und bellte von Zeit zu Zeit in einzelnen Lauten.

Als sie nun nach Hause kamen, trugen sie das Lamm in den Garten. Die Knaben machten ein Grab unter einem blühenden Apfelbaum, und Aurora streute Blumen darein. Ein kleiner Hügel erhob sich über dem Leichnam, und ein Opfer von Blumen wurde mit vollen Händen auf den Hügel geworfen.

Da sich am Abend die Familie versammelte, erzählten die Kinder die traurige Geschichte, wie kläglich das Lamm geschrieen, wie trotzig der Geier sich umgesehen, wie unwillig er seinen Raub verlassen, wie majestätisch er dann entflogen sey. Aurorens Thränen flossen von neuem. Sie warf sich noch immer den Tod ihres Lieblings vor.

„Gräme dich nicht, gute Aurore," sagte ihr Oheim, „ich will dir ein anderes Lamm geben, das eben so weiß und eben so gut seyn soll." — „Du bist sehr gütig," antwortete sie; „aber

ich will kein anderes Lamm. Es würde mich doch gewiß nicht so lieb haben, als das vorige, und ich würde es nie ansehen können, ohne an meine Unvorsichtigkeit und den Tod meines ersten Lieblings zu denken."

„Solche Vorfälle sind in dieser Gegend selten," sagte Herr O.... „Es war nicht deine Schuld, liebes Kind, daß der mörderische Geier gerade in der Nähe war."

„Aber warum gibt es auch nur solche häßliche, blutdürstige Thiere?" sagte Theodor.

„Du hast uns oft gesagt, lieber Vater," fuhr Allwin fort, „daß Gott bei der Einrichtung der Welt den weisesten Plan zum Grunde gelegt habe. Gleichwohl ist die Welt voll von schlimmen Dingen und großen Uebeln. Wie sollen wir diese mit dem weisesten Plane des gütigsten Wesens zusammenreimen?"

„Ich habe euch aber auch zugleich gesagt," antwortete der Vater, „daß wir uns nicht unterfangen dürfen, mit kurzsichtigen Blicken die unergründliche Tiefe der göttlichen Weisheit zu erspähen, oder in jedem einzelnen Fall ihre Wege zu rechtfertigen. Indeß will ich deine Frage doch nicht ganz unbeantwortet lassen."

„Der Zweck der Natur, meine Kinder, ist, so weit wir ihn kennen, gewiß nicht die Ruhe ihrer Werke oder der Stillstand ihrer Kräfte. Diese Kräfte rasten keinen Augenblick; ja, wenn die Räder des wunderbaren Baues, den wir die Welt nennen, in ihrer unendlichen raschen Bewegung auch nur Einen Augenblick stockten, so würde das ganze Weltgebäude in demselben Augenblicke in Trümmern zerfallen. Wenn wir unsre Blicke auch nur

auf die Oberfläche der Erde richten, oder auf die nächste Hülle der Erde, so werden wir ein beständiges reges Leben, eine ununterbrochene Thätigkeit auch in denjenigen Stoffen gewahr, die uns unbeseelt scheinen. Ueberall finden wir Trennung und Vereinigung, Abnehmen und Wachsthum; ohn' Unterlaß verwandelt sich ein Stoff in den andern. Die Strahlen des Lichtes, indem sie die Körper erleuchten, verändern sie auch; und die Luft, wenn sie auch ruhig, still und weich die Körper zu umhüllen scheint, theilt, bindet und verändert sie dennoch durch ihre bloße Umgebung."

„Aber eine unendlich größere Regsamkeit in den Kräften der Natur zeigt uns die Pflanzenwelt. Wenn die wärmere Sonne des Frühlings und seine mildern Lüfte die harten Banden der Erde gelöst haben, mit welcher Eile dringen dann auf allen Seiten die Keime, das Gras, die Blätter hervor; wie schnell ist Alles mit grünem Laube, wie schnell mit Blüthen und Blumen bedeckt! Eines drängt sich vor dem andern heraus; eines scheint mit dem andern zu wetteifern; bis in immer fortschreitender, immer forteilender Veränderung sich die Früchte gestalten, reifen und abfallen. Wie groß mag nun bei diesen Erscheinungen das innere Treiben und Leben der Kräfte seyn, da schon ihre äußern Wirkungen dem blöden Auge des Menschen eine so unendliche Verschiedenheit zeigen!"

„Aber nicht geschäftiger ist die Natur in Erzeugung dessen, was unsre Sinne erfreut, als in seiner Zerstörung und Auflösung. Die zarten Blüthen fallen ab und machen den Früchten Raum: die köstlichsten Früchte werden durch Fäulniß aufgelöst; die Blätter verwelken und verlassen die Zweige; Alles vereinigt sich wieder

mit dem Boden, aus dem es hervorgesprossen ist und erneuert der Erde schaffende Kraft. Denn mit der einfachsten Wirthschaftlichkeit erneuert sich die Natur durch ewiges Zerstören, und kleidet sich immer mit denselben Stoffen in neue Gestalten."

„Dieses Gesetz ewiger Veränderung und rastlosen Bewegens herrscht in einem noch weit höhern Grad in der beseelten Welt. Mit dem Frühlinge wird eine zahllose Menge von Insekten und Gewürmen aller Art geboren, die uns sehr oft lästig, aber in der großen Wirthschaft der Natur unentbehrlich sind. Die einen tragen den befruchtenden Staub der Blumen und Blüthen umher, und vereinigen, was sonst immer getrennt bliebe; die andern vermehren den Reiz des Wachsthums in der Pflanzenwelt; viele dienen als zerstörende und auflösende Kräfte. Auch unter einander zerstören sie sich mit gegenseitiger Feindschaft; und die, welche kein Raub ihrer Feinde werden, sterben in einer Gestalt, um in einer andern wieder aufzuleben. — Eben so finden wir auch in Wesen einer höhern Art das gleiche Gesetz der Beförderung des Lebens und der Regsamkeit, dieselben Umwandlungen, dieselben Freundschaften und Feindschaften. Von Hunger und Durst, von dem mächtigen Triebe der Erhaltung und Fortpflanzung des Geschlechtes gespornt, eilt jedes Thier der Befriedigung seiner Bedürfnisse nach, und zerstört und vernichtet, um den kreisenden Gang des Lebens zu fördern; und je höher die Stufe des Lebens ist, auf welcher es steht, desto zerstörender ist die ihm beigesellte physische Kraft. Die kühnen, unerschrockenen Raubthiere befeinden und morden die unschuldigen Geschöpfe, die nur das Gras des Feldes zerstören; und wir können

ihrem Muthe, ihrer Ausdauer und Stärke unsere Bewunderung nicht versagen. Erschien euch nicht selbst der Geier, der euer Lamm ermordet hat, in seinem Verweilen und seinem langsamen, unmuthigen Aufschwunge würdevoll? Von allen Wesen der Natur aber ist der Mensch, wie das edelste, so das zerstörendeste. Seine Nahrung zwingt er allen Reichen der Natur ab, und während andre Thiere nur einer beschränkten Klasse von Wesen zur Erhaltung ihres Daseins bedürfen, greift der Mensch in alle Geschlechte und alle Elemente aus. Sich zu bedecken, entkleidet er die Thiere; um zu wohnen, zerstört er den Wald; und selbst die Eingeweide der Erde wühlt er um, damit er seinen Bedürfnissen und seinen Begierden Genüge leiste."

„Ihr sehet also, meine Kinder, daß in diesem Systeme des Wechsels und der Regsamkeit der Natur die zerstörenden Kräfte eine vorzügliche Rolle spielen, und daß unter ihnen auch die Raubthiere einen ehrenvollen Platz behaupten. Böse oder gut kann hier nichts genannt werden; denn Alles dient den Zwecken der Natur; und ist folglich auch dann gut, wenn es zerstört. Der Reichthum der Natur, ihre Schönheit, ihre erfreuliche Mannichfaltigkeit, Alles, was wir in ihr bewundern und lieben, geht aus diesem Kreislauf des Zerstörens und Schaffens hervor. Unendlich vieles muß aufgelöst werden, damit sich unendlich vieles gestalte, und die gewaltthätigen Kräfte, welche jene Auflösung bewirken, sind zugleich die wohlthätigen Quellen der Erhaltung und Verschönerung des Ganzen."

Gott.

Die Kinder waren eines Tages in die Nachbarschaft eingeladen. Sie kamen verdrüßlich nach Hause. Noch viele andre Knaben waren bei der Gesellschaft gewesen, um den Geburtstag des ältesten Sohnes der Familie zu feiern. Aber der König des Festes hatte es durch Eigensinn und Unart glücklich dahin gebracht, daß ihm und allen seinen Gästen die Freude vollkommen verderbt wurde. Kaum hatte er ein Spiel angegeben, kaum waren die Gesetze desselben bestimmt und die nötigen Anordnungen getroffen worden, als er sich über alle Regeln hinaussetzte, Zänkereien anfing, keine Vorstellungen anhörte, dann wieder ein neues Spiel und bei jedem den ersten Rang verlangte. Bald entstand eine gänzliche Spaltung. Nur wenige blieben auf seiner Seite. Die andern sonderten sich ab, um für sich zu spielen, und auch diese neckte er so lange, bis sie auf und davon gingen. So war das, was zur Freude bestimmt war, durch das schlechte Betragen eines Einzigen, eine Quelle der Zwietracht und des Verdrusses geworden.

„Ich bin zu keinem Geburtstags-Feste eingeladen gewesen," sagte Aurora, „und habe meine Zeit unendlich viel besser zugebracht. Erst hab' ich in meinem Gärtchen gepflanzt, dann hab'

ich mich mit meinem Strickzeuge in die kleine Hütte gesetzt, und bin so fleißig gewesen, so fleißig wie die Mutter. Dabei hat es mir auch nicht an andrer Unterhaltung gefehlt. Ich habe ein bischen gehorcht und am Zaune unsers Nachbars ein Gespräch gehört, das mir kein geringes Vergnügen gemacht hat. Unsere gute Nachbarinn saß auf einer Bank, mit dem Rücken nach dem Zaune gekehrt und putzte Gemüse ab, und ihre beiden Kinder saßen auf Fußbänken vor ihr und schälten Erbsen aus den Schoten. Da sagte der kleine Junge: Mutter, sieht es denn der liebe Gott, daß ich so fleißig bin und dir hübsch helfe? — Freilich sieht er es, sagte die Mutter, und er hat seine Freude daran, denn er hat die fleißigen Kinder gar lieb. — Aber ich sehe doch nicht, daß er fleißig ist; antwortete der Knabe. — Du siehst es wohl, erwiederte die Mutter, aber du denkst nur nicht daran. — Der Junge sah sie mit großen Augen an, und das Mädchen sagte: Ach, du spaßest nur, Mutter. Der Vater sagt ja immer, man könne Gott nicht sehen. — Man kann ihn auch nicht sehen, sagte die Frau; aber man kann doch sehen, daß er fleißig ist. Und gewiß recht sehr fleißig. Gott legt die Hände nie in den Schoos. Er ist immer zuerst auf, eh' es Tag wird; dann schickt er die liebe Sonne aus, und sagt ihr, wo sie hingehen und wo sie scheinen soll. Wenn sie nun genug geschienen hat, setzt er die Wolken an den Himmel und läßt regnen; dann ein andermal schickt er die Winde, damit sie die Erde wieder trocken machen. Dann sieht er nach Allem, wie es wächst und grünt und blüht, und hilft überall nach, wo es fehlt. So hat er den ganzen Tag alle Hände

rell zu thun. Und wenn es Abend wird, zieht er die dunkle Decke über den Himmel, damit Alles kühl und sicher liege, und streut die schönen Sterne darauf aus. Oft geht er auch des Nachts umher und begießt die Erde, und dann stehen am Morgen die hellen Thautropfen auf dem Grase, wo er gegangen ist. — Kömmt er denn auch zu uns? fragte der kleine Junge. — Ja wohl kömmt er auch zu uns, antwortete die Mutter, „und wenn er nicht selbst kommen kann, so schickt er einen Engel, der sieht auch nach den guten Kindern und bewacht sie, damit ihnen kein Schade geschieht. — Ach, sagte Mariechen, wenn ich doch einmal einen solchen Engel sehen sollte. — Man kann die Engel so wenig sehen, als Gott, antwortete die Mutter; aber wenn du recht gut bist, so kömmst du einmal in den Himmel, und da wirst du recht viele Engel sehen. — Ich will einmal die ganze Nacht wachen, sagte der kleine Junge, und die Augen zu machen, daß der Engel denkt, ich schliefe; und dann mache ich sie ein kleines, kleines Bischen auf; da sitzt er vielleicht an meinem Bettchen, und ich sehe ihn dann doch. — Sieh zu, sagte die Mutter; aber ich denke, du wirst es wohl verschlafen."

„In diesem Augenblicke kamen Leute, die bei der Gärtnerinn etwas zu bestellen hatten, und das Gespräch war, zu meinem großen Leidwesen, zu Ende." — „Hat es dir Vergnügen gemacht?" fragte Amalie. — „Ich kann es nicht leugnen, liebe Mutter." — „Gleichwohl war das, was die gute Nachbarinn von Gott erzählt hat, ziemlich einfältig," sagte Theodor. — „Freilich," erwiederte Aurora; „aber es ist doch angenehm,

Gott überall so nah und so geschäftig zu denken, und an allen Orten die Spuren seines Daseins zu sehen. Das ist doch ein Trost und eine Freude, da man ihn selbst nicht sehen kann."

„Das ist sehr wahr," antwortete die Mutter, „und die ganze Natur gewinnt eine andre Gestalt, wenn wir sie von seinem Finger berührt, von seinem Hauche beseelt denken, und sie als den Spiegel seiner unendlichen Liebe betrachten. Und mit dieser Vorstellung täuschen wir uns nicht. Die ganze Welt ist von dem Athem Gottes durchströmt; in allen ihren Elementen regt sich seine Kraft. Und wenn wir die Natur in aller ihrer Herrlichkeit betrachten, so ist selbst die reine und unschuldige Freude, die dann unser Herz bewegt, die Erhebung unsers Gemüthes über alle niedrigen Wünsche, und die Sehnsucht nach einem höhern Leben, die uns ergreift, alles das ist die Wirkung der Gegenwart Gottes; es ist die Wirkung der göttlichen Sprache, mit welcher die Natur, als das Organ der Gottheit, zu unserm Herzen redet."

„Ich erinnere mich noch sehr wohl," sagte Aurora, „daß ich als ein kleines Mädchen nichts eifriger wünschte, als Gott zu sehen. Ich plagte dich ohne Unterlaß, ihn mir zu zeigen, und erwartete immer, daß er einmal freundlich aus seinem Himmel herausſehen würde. Und da meine Schwester Natalie gestorben war, träumte ich oft, ich wäre bei ihr im Himmel gewesen, und erwachte dann immer sehr vergnügt über alle die Herrlichkeiten, die ich dort gesehen hatte."

„Auch diese Sehnsucht, mein Kind," fuhr Amalie fort, „ist eine Stimme der Gottheit in unserm Innern. Denn überall

und auf die wunderbarste Weise spricht sie zu dem Herzen des Menschen, und ruft ihn zu der Quelle der unendlichen Güte und Weisheit. In dem Sausen der Lüfte an einem schönen Frühlingstage, in der ruhigen Düsternheit des Waldes, in dem Brausen der Stürme und in der Stille der Nacht spricht diese Stimme zu uns, und erhebt unser Gemüth, und belebt es mit dem Glauben und der Liebe zu Gott. Ohne diese Liebe ist der Mensch lebendig todt. Sie ist das höchste Bedürfniß des Menschen, und erweckt in kindischen Gemüthern die Sehnsucht nach einem sinnlichen Anschauen. Sterblichen Augen erscheint die Gottheit nur unter dem Schleier ihrer herrlichen Werke; aber dem Innern frommer und unschuldiger Menschen thut sie sich durch die begeisternde und entzückende Andacht kund, die ihn über seine irdische Beschränkung hinaus zu der Quelle aller Heiligkeit trägt."

Die Götter.

Dieſes Geſpräch wurde noch weiter fortgeſetzt und auf mannichfaltige Weiſe gewendet, nachdem Herr O... dazu gekommen war. Er erzählte von den vielen Verſuchen, die man gemacht habe, um das Daſein Gottes zu beweiſen; daß es aber keinen andern überzeugenden Beweis gebe, als den tief in dem Menſchen liegenden Glauben daran, der allen Klügeleien kräftigen Widerſtand leiſte.

„Gleichwohl haſt du uns geſagt," fiel Allwin ein, „daß es Menſchen gebe, die das Daſein Gottes beſtreiten."

„Allerdings," antwortete der Vater, „hat es Unglückliche gegeben, die ihren Verſtand und Scharfſinn auf eine ſo verkehrte Weiſe gemißbraucht haben. Denn das Bedürfniß, das Daſein Gottes zu glauben, iſt nicht zu allen Zeiten und nicht in allen Gemüthern gleich mächtig; es wird bisweilen durch ſtrafbare ſinnliche Antriebe, oft durch Eitelkeit niedergehalten und unterdrückt; endlich müſſen wir auch, um gerecht zu ſeyn, geſtehen, daß viele von denen, die das Daſein Gottes zu beſtreiten ſchienen, eigentlich nur die verkehrten Vorſtellungen beſtritten, die unter ihren Zeitgenoſſen von dem Weſen Gottes im Schwange gingen."

„So ſind bisweilen ſogar weiſe und fromme Männer in den verhaßten Ruf gekommen, Gottesleugner zu ſeyn, weil ſie nicht

dem verkehrten und verworrenen Glauben ihrer Zeit huldigen wollten."

„Ich erinnere mich," sagte Allwin, „dieses von den ersten Christen gehört zu haben, weil sie nicht auf den Altären der heidnischen Götter opfern wollten."

„Ganz recht," erwiederte der Vater; „und weil sie nicht an eine Schaar von Göttern glaubten, die sich alle Tage mit den schlechtesten und nichtswürdigsten Genossen ihrer höhern Natur vermehrte, die ein ungereimter Aberglaube zu diesem Range erhoben hatte, so meinte man, sie glaubten gar nicht an Gott."

„In der That," sagte Theodor, „nichts ist mir unbegreiflicher, als wie vernünftige Menschen allen den Unsinn haben glauben können, der in der alten Mythologie aufgehäuft ist. Ein ganzer Himmel voll Götter, die in beständigem Streite leben, Krieg unter einander führen, sich schlagen und verwunden; und ihr herrliches Oberhaupt, der König Jupiter, der seine Gemahlinn mit den Beinen an den Himmel hängt, seinen Vater aus dem Reiche jagt, seinen größten Wohlthäter an einen Felsen schmiedet, und bald als Stier, bald als Schwan Besuche auf der Erde macht; und was alle die Fabeln mehr sind, die sich zum Theil recht artig lesen lassen, im Grunde aber doch baarer Unsinn sind!"

„So müssen sie uns freilich vorkommen," sagte der Vater; „gleichwohl würden wir unrecht thun, wenn wir diejenigen geradezu wahnsinnig schelten wollten, die dieser Art von Glauben ergeben waren. Alle jene Mährchen waren größtentheils sehr alt, und durch den Mund der größten Dichter verschönert und

gleichsam geheiligt worden. So gingen sie aus dunkeln Zeiten, in einer glänzenden poetischen Hülle, wie eine Erbschaft der Vorzeit, vom Vater auf den Sohn, und wurden als ein räthselhaftes Vermächtniß der Vorfahren verehrt. Und als endlich eine Zeit kam, wo der kindliche Glaube daran nicht mehr haften wollte, kam man ihnen durch mannichfaltige Deutungen zu Hülfe, und trug mancherlei Wahrheiten und Lehren hinein, wie sie denn auch wohl ihren ersten Erfindern zu einer Hülle und einem Schleier für mancherlei Wahrheiten gedient haben mochten."

„Wie ungereimt uns aber auch immer dieser und ähnlicher Götterglaube scheinen mag, immer beweist er das Bedürfniß des Menschen, sein Dasein an das Dasein höherer Wesen anzuknüpfen, die todte Natur durch die Gottheit zu beseelen, und sich vertrauungsvoll auf die Macht dieser Gottheit zu stützen. Alle Stoffe der Natur wurden durch den Götterglauben des Alterthums beseelt, und die ganze Erde mit Göttern angefüllt, die mit frohem und leichtem Spiel, immer thätig und nie ermüdet, die Welt schufen, erneuten, schmückten und lenkten. Götter saßen an den Quellen der Flüsse in schimmernden Grotten, und gossen aus unversiegbaren Urnen die schäumenden Gewässer, in denen sich fröhliche Chöre der Nymphen schwimmend und tanzend regten. Wo ein Baum in dem Boden der Erde wurzelte und seine Aeste zum Himmel erhob, da wohnte eine Göttinn, die für sein Gedeihen und seine Erhaltung sorgte; und die Erde selbst war ihnen eine göttliche Mutter, die ihre Brust mit Blumen, Kräutern und Bäumen schmückte. Wenn die Strahlen der Sonne die Welt

erleuchteten, so war es das Strahlen-umkränzte Haupt eines Gottes, das sich aus den Fluthen des Meeres erhob, und mit feurigen Rossen, über das blaue Gewölbe des Himmels hin, nach dem entgegengesetzten Meere eilte, wo ihm die stille Nacht mit ihrem dunkeln Gespann entgegenkommt, von einem zahllosen Heere der Gestirne begleitet, die vor ihr um sie her in glänzenden Chören tanzen. Im Regen und Schneegestöber stieg ein Gott zur Erde nieder; Stürme waren der Hauch der Götter; und wenn der farbige Bogen an dunkeln Wolken erglänzte, so stieg ihnen aus der Versammlung der Götter eine Himmelsbotinn auf der lichten, herrlichen Bahn herab. So vergötterte das Alterthum die Natur; so stellte sich ihm die Welt gleichsam als das täglich erneuerte Werk göttlicher Kräfte dar."

„Auch von einer andern Seite war der alte Götterglaube anziehend und erfreulich. Die Einbildungskraft der alten Dichter hatte die Götter mit menschlicher Gestalt begabt und sie dadurch den Menschen näher gebracht. Nur größer, schöner, herrlicher und wunderbarer waren sie; mächtiger an Kräften, höher an Einsicht und stärker am Willen. So waren sie auch dem verwandten Geschlechte der Menschen mit Wohlwollen zugethan, wenn diese sich mit Frömmigkeit an sie wendeten, ihre höhere Macht mit Demuth anerkannten und ihren Schutz durch Opfer und Geschenke erkauften. Sehr edel war freilich diese Vorstellung von der Würde der Götter nicht; aber doch flößte sie den Menschen, was er am meisten bedarf, Vertrauen und Trost ein. Die Götter, ihre Beschützer, naheten ihnen, wenn sie ihrer Hülfe bedurf-

ten; sie gaben Rath und Lehre durch ihre Orakel; sie entfernten drohende Uebel, und erfreueten die Herzen der Gläubigen durch ihre begeisternde Nähe."

„So zeigt sich also auch in diesem mangelhaften und verworrenen Glauben die dem Menschen eigenthümliche Sehnsucht nach einer Vereinigung mit der göttlichen Natur, eine Sehnsucht, die in der That ein Unterpfand seiner höhern Abkunft ist. Ohne sie stände der Mensch dem Thiere gleich. Vom Staube genährt kehrte er wieder zurück in den Staub, um todt den Acker zu nähren, den er lebend im Schweiße seines Angesichtes bearbeitet hatte, ohne Genuß, als den seines Leibes, ohne Freude, ohne Trost, ohne Hoffnung in allen Stürmen des Lebens, hülflos und arm. So erscheint uns der Mensch, wenn kein Gott die Natur beseelt, oder, was eben so viel ist, wenn kein Strahl seines Lichtes das Innere des Menschen erleuchtet. Aber wenn dieses Licht erscheint, verklärt sich die Welt und alle ihre Erscheinungen. Sein Gemüth nimmt einen höhern Flug, und er fühlt in seinem innersten Wesen, daß er eine andere Heimath habe, als den Staub der Erde. In dieser Erhebung fühlt der Mensch seinen Beruf zur Herrschaft über Alles, was irdisch ist; durch sie besiegt er die Kraft niedriger Triebe und die Macht der Leiden, mit denen die Welt auf ihn einstürmt. So wie die Sonne über dem Gewölke, das die Erde umhüllt, in ungeschwächter Herrlichkeit schwebt und strahlt, so schwebt auch der Geist des frommen und erhabenen Menschen getröstet und heiter über den Stürmen, die gegen seine irdische Hülle andringen."

Kindliche Liebe.

In dem Laufe des Frühlings bezog ein bejahrter Herr aus einer nah gelegenen Residenzstadt eines der Landhäuser, die in jener Gegend zerstreut lagen, und mit ihm eine siebzehnjährige Tochter und zwei Personen, die ihnen zur Aufwartung dienten.

Herr O... hatte den Namen des alten Herrn nennen hören. Er wußte, daß er ehemals einen der ersten Posten in seinem Lande mit Ehren bekleidet hatte. Seit mehrern Jahren aber war er durch politische Veränderungen und durch Alter und Kränklichkeit von Geschäften entfernt. Näher waren ihm seine Verhältnisse nicht bekannt.

Die Ankunft dieser fremden Familie beschäftigte sehr bald die müssige Nachbarschaft. Man sprach viel von der Schönheit des Fräuleins; wer sie gesehen hatte, rühmte sie, aber gesprochen hatten sie nur wenige. Ihre Einrichtungen hatten einen geheimnißvollen Schein. Das Haus war immer verschlossen; alle häuslichen Geschäfte wurden außerhalb desselben und mit der größten Stille verrichtet. Kein lautes Wort wurde in dem Innern gehört, und nur am späten Abend vernahm man bisweilen im Garten aus einer entfernten Laube sanfte Musik und leisen Gesang. Das

Fräulein erschien nie anders, als an der Seite ihres Vaters, der sich nur selten außer dem Hause, unter den Bäumen des Gartens, oder in den nächsten Umgebungen seiner Wohnung zeigte. Dann saß sie neben ihm, mit weiblicher Arbeit oder auch wohl mit einem Buche beschäftigt, oder sie führte den Greis und unterstützte seine Schritte mit kindlicher Sorgfalt.

Eines Tages hatte Amalie Gelegenheit, sie in einiger Entfernung zu beobachten. Ihr Vater war im Schatten einer Linde eingeschlummert; sein graues Haupt ruhete an der Schulter seiner Tochter; sie hielt ihn mit der einen Hand umfaßt, mit der andern entfernte sie leise die Blätter und Blüthen, die auf sein Gesicht herabspielten. Als er erwachte, sah er sie lächelnd an und schien ihr einige freundliche Worte zu sagen, worauf sie seine Hand mit großer Zärtlichkeit küßte. Dann stand sie auf, um etwas zu holen. Ihr Wuchs war zart; ihr Gang edel und leicht. Von dem zierlich gerundeten Kopfe flossen blonde Locken auf beide Schultern herab; ein Theil ihres reichen Haares war im Nacken aufgeschlagen und mit einem Kamme zusammengefaßt. Jede ihrer Bewegungen war anmuthig. Während sie ging, kam sie an einem Rosenbusche vorbei, blieb einen Augenblick stehen und brach mit zierlichen Fingern eine Rose ab, die sie an ihre Brust steckte. Dann verschwand sie in einem Laubgange, der nach dem Hause führte.

Voll von dem anmuthigen Bilde kam Amalie nach Hause zurück. Hier fand sie fremden Besuch, einen Bekannten ihres Bruders, der aus der Stadt gekommen war, um ein Geschäft mit

ihm abzumachen. Das Gespräch kam bald auf den alten Herrn und seine Tochter. Der Fremde kannte diese Familie, und befriedigte Amaliens Neugierde durch folgende Nachricht:

„Der alte Mann ist, wie Sie wissen, der Graf von Sternberg, einer der geistreichsten und edelsten Menschen, die je einem Fürsten gedient haben. Sein Verdienst war seiner Geburt und seinem Range gleich. Voll von Einsichten und herrlichen Kenntnissen, war er unermüdlich in seinen Geschäften, streng gegen sich selbst in der Ausübung aller seiner Pflichten, aber mild gegen andre, großmüthig, gutig und ein liebenswürdiger Gesellschafter. Jedermann, der ihn kannte, ehrte und liebte ihn. Sein Haus war das angenehmste in der ganzen Residenz, und der Sammelplatz der besten Gesellschaft. Kein Fremder von Geist und Bildung ging es vorüber, und wer sich durch Talente und Kenntnisse auszeichnete, hatte freien Zutritt darin. Der Schmuck dieses Hauses aber war die Gemahlinn des Grafen, die schöne Mutter des schönen Fräuleins, das Ihre Augen so bezaubert hat; eine Frau von vielem Geist, angenehmen Kenntnissen und dem trefflichsten Herzen. Sie war Mutter von drei Kindern; aber ihr ältester Sohn ist im Kriege geblieben; den zweiten hat eine Krankheit in der Blüthe seiner Jahre hinweggerafft; und nur das jüngste von allen, die liebenswürdige Mathilde, ist ihrem Vater zum Troste seines Alters übrig geblieben."

„Es sind noch nicht volle vier Jahre, da galt der Graf noch für einen der glücklichsten Männer. Seine Kinder waren schön,

blühend und hoffnungsvoll; seine Verdienste waren anerkannt, sein Alter war mit Ruhm gekrönt. Aber mit einemmal, da er sich schon dem Hafen so nahe glaubte, stürmte das Unglück gegen ihn an. Seine Söhne starben schnell nach einander. Mannichfaltige Veränderungen betrafen das Land. Der alte weise Fürst starb, und ein verschwenderischer Erbe, voll Willkühr und thörigtem Eigendünkels folgte ihm nach. Der Graf verließ seinen Posten, den er nicht mehr mit Ehren verwalten zu können glaubte, und der Fürst freute sich über den Verlust des redlichen, aber strengen Dieners. Dieser verlor jetzt zufällig auch einen ansehnlichen Theil seines Vermögens durch den Fall einiger Handelshäuser, in deren Händen es war. Die ungewöhnlichen Anstrengungen, die sein Amt gerade noch in den letzten Zeiten gefordert hatte, die heftigen Erschütterungen seines Gemüthes bei so vielen Unglücksfällen, die sich alle in dem Laufe eines einzigen Jahres ereigneten, der Gram über den veränderten Zustand des Landes, dessen Blüthe das Geschäft seines Lebens gewesen war, alles dieses wirkte so nachtheilig auf seine Gesundheit, daß er in ein hitziges Fieber verfiel. Er war dem Tode nah; und als er endlich gerettet wurde, ist ihm doch eine Reizbarkeit der Nerven zurück geblieben, die jedem Mittel der Kunst widersteht, und mit einer furchtbaren Empfindlichkeit gegen alles Geräusch verbunden ist. In diesem Zustande war die stille und rastlose Sorgfalt seiner Gemahlinn sein einziger Trost. Ach, auch diese sollte ihm nicht lange gegönnt seyn. Ihre schwächliche Gesundheit war untergraben; sie siechte, und vor achtzehn Monaten starb sie in den Armen ihrer untröstlichen Tochter."

„Wie sich durch dieses neue Unglück der Charakter dieses vortrefflichen Mädchens mit einemmale erhoben hat, ist fast wunderbar zu sagen. Mit der Wunde des tiefsten Schmerzes in ihrer Brust, behielt sie doch alle Gegenwart des Geistes, dachte an Alles, sorgte für Alles, und trat so ganz an die Stelle ihrer verstorbenen Mutter, daß dem gebeugten, kranken, unglücklichen Vater keine Art von Fürsorge mangelte. Sie war damals kaum funfzehn Jahre alt; ihr Körper schien zart und schwach, aber ihr Geist war stark. Von dem Augenblicke an, wo ihre Mutter starb, beschloß sie, nur der Sorge für ihren Vater zu leben. Ihm opferte sie die Freuden der Gesellschaft, in der sie geliebt und bewundert ward; ja sie entsagte selbst der Ausbildung der glänzenden Talente, die sie in bessern Tagen erworben hatte. Die Sorge für das Haus und für ihren Vater, der fast keinen Menschen als sie allein um sich dulden kann, erschöpft fast alle ihre Zeit. Nur selten, wenn er schlummert, erhascht sie einen flüchtigen Augenblick zum Lesen oder zum Zeichnen, und des Abends wiegt sie bisweilen den Greis durch ihre sanfte Stimme ein. Aber es gibt Zeiten, wo sie auch auf diesen Genuß Verzicht thun muß, und wo jeder, auch der leiseste Ton, die Nerven ihres Vaters verwundet. Zu andern Zeiten ist ihm das Licht zuwider, und dann schließt sie sich mit ihm in ein düstres Zimmer ein. Und bei allem diesem Zwang, und allen diesen Opfern erscheint sie immer heiter, bereitwillig, mild und gütig gegen jedermann."

So weit redete der Fremde, und alle, die seine Erzählung hörten, priesen und bewunderten, wie aus Einem Munde, die

Tugenden einer so jungen Person. Ob aber der Vater mehr unglücklich zu nennen sey, wie die meisten behaupteten, oder ob nicht sein Unglück durch die Freude vergolten werde, so herrliche und seltene Eigenschaften in einem geliebten Kinde entwickelt zu sehen, wie Herr O... behauptete, darüber wurde manches hin und her gesprochen, ohne daß doch etwas entschieden wurde.

Die Freiheit.

Eines der fröhlichsten Feste auf dem Lande ist die Heuärnte. Sie fiel in diesem Jahre in die heitersten und schönsten Tage des Frühlings, und die ganze Familie nahm den lebhaftesten Antheil daran.

Die Wiesen, die zu dem Gute gehören, dehnen sich am Fuße eines kleinen Buchenwaldes aus, der einen sanft aufschwellenden anmuthigen Hügel krönt. Reizende Gruppen hoher, schattiger Bäume ziehen sich in die Wiese hinein, und unter einer der schönsten sprudelt ein heller Quell aus dem Boden herauf, der den silbernen Faden seines Wassers durch die Wiese flicht, sich oft unter dem dicken, buschigen Grase verbirgt, bald in kleine Becken sammelt, und endlich mit einem breitern Bache zusammenfließt. An diesem Quell, unter dem Schatten jener Bäume, wollte Herr O... mit seiner Schwester und den gemeinschaftlichen Kindern einen Tag der Heuärnte feiern. Mit Anbruch des Morgens erschienen die Mäher auf dem Hofe mit Sensen und Rechen, und zogen singend und jubelnd nach den Wiesen hin. Die Kinder schlossen sich an sie an, jedes mit dem Rechen auf der Schulter, in leichten Kleidern und zur Arbeit geschürzt. Aurorens Gesicht

war von einem weißen Strohhut beschattet. Ein großer Strauß von Feldblumen schmückte ihre Brust, und ihr Rechen war von den Knaben mit Schnuren von Epheu und Maaslieb zierlich umflochten worden.

Die Arbeit ging leicht und froh von statten. Hier wurde das Gras gehauen; an einer andern Stelle wurde es gewendet, und wo es trocken genug schien, zu Schobern aufgehäuft. Alles war in Bewegung, kein Arm ruhete, und von allen Seiten tönte Gesang, Lachen und frohes Geschwätz. In den Ruhepunkten der Arbeit sprangen die Knaben wetteifernd über die Heuhaufen, oder stürzten sich kopfwärts über sie herab, und baueten dann emsig von neuem auf, was sie muthwillig zerstört hatten.

Der Tag war überaus heiter und anmuthig. Von Zeit zu Zeit erfrischte ein kühler Abendwind die Luft, und führte leichte, dünne Wolken herbei, die, wie ein zarter Schleier, das Antlitz der Sonne umhüllten. Die Vögel sangen aus dem Walde; die Schmetterlinge gaukelten auf Büschen und Blumen, und blaue Libellen schwärmten und wiegten sich auf den Binsen und Halmen, die an dem Rande des Baches standen.

Frei und froh streiften nach vollendeter Arbeit die Knaben umher, bald den Schmetterlingen nach, bald nach den Blumen, die in dem Schatten des Waldes überall aus dem Moose hervorblüheten. Während sie hier suchen und pflücken, schallt von einem Baume herab das Girren einer Lachtaube. Aurora blickt hinauf und erspäht durch die dichten Aeste zwei gelbe Köpfchen, die über den Rand eines Nestes herüber munter umherschauen.

„Ach, was für niedliche Vögel," rief sie aus. Allwin sah in die Höhe und bemerkte noch mehrere Köpfchen. „Es ist ein Taubennest," rief er; und in dem Augenblick sprang er auf, warf ein Tuch über den nächsten Zweig, schwang sich hinauf, und stieg leise und behutsam dem Neste zu.

Aurora verfolgte ihn mit ihren Augen, und mit einem Herzen, das vor Angst und Erwartung pochte. Schon war er dem Neste ziemlich nah, als die Alten die Gefahr inne wurden, und mit großem Geräusch durch die Zweige emporschwirrten. Jetzt stieg Allwin schneller und erreichte das Nest. Zwei junge Tauben saßen darin, fast schon flügge, die sich ängstlich niederduckten. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er die größte und schönste heraus, faßte sie in die hohle Hand, und stieg nun langsam und mit größerer Gefahr von Zweig zu Zweig herab. Der Vogel pipte in seiner Hand; Aurora jubelte, und streckte die Arme aus, so hoch sie konnte. Endlich war der letzte Zweig erreicht, und Allwin sprang, mit seiner Beute in der Hand, glücklich zur Erde herab.

Aurora war vor Freuden außer sich. Sie faßte Allwins beide geschlossene Hände, bückte sich und guckte neugierig hinein. Das kleine Thier saß ängstlich in seiner Höhle und bewegte kaum sein glattes Köpfchen und seine schwarzen Augen. Aurora wollte es gern selbst in ihren Händen haben, und nachdem es hineingeglitten war, lief sie, es immer an ihr Kinn drückend, nach den Bäumen, wo sie ihre Mutter verlassen hatte.

„O Mütterchen," rief sie, da sie noch eine ganze Strecke entfernt war, „sieh' nur den allerliebsten Vogel, den mir Allwin

gefangen hat;" dann öffnete sie leise die Hände, zeigte der Mutter das reinliche Thier, sein gelbes Gefieder, den schlanken Hals, und den zierlichen schwarzen Ring darum. — „Das Thierchen ist recht hübsch," sagte die Mutter; „aber was denkst du damit zu machen?"

„Ich will es mit nach Hause nehmen, wenn du es erlaubst, und ihm ein weiches Nest in meiner Kammer machen und es füttern."

„Aber das Nest, das du ihm machen kannst," versetzte die Mutter, „wird nicht weicher seyn, als das, woraus es geraubt worden ist. Es wird sich immer nach dem Walde, seiner Heimath, sehnen, und vielleicht vor Sehnsucht sterben."

„Das wäre sehr traurig," sagte Aurora etwas niedergeschlagen, „aber ich will es gewiß so pflegen und warten, daß es sein Nest und den Wald bald vergessen soll." Dabei drückte sie es mit beiden Händen an ihre Brust und ihre küssenden Lippen.

Indem Aurora so mit ihrer Taube beschäftigt war, ging auf der Landstraße ein Wanderer vorüber, und da er Leute unter den nahen Bäumen sitzen sah, kam er auf sie zu. Sein Ansehen war fremd. Um seinen glatt geschornen Kopf war ein weiß und roth gestreiftes Tuch gewunden, einem Turban gleich; sein Gesicht war wohlgebildet, aber sehr von der Sonne verbrannt; in seinem Auge strahlte ein mildes Feuer; er trug eine lange Jacke von fremdartigem Schnitt und lange weite Beinkleider von gestreiftem Drillich. Als er noch einige Schritte von der Gesellschaft entfernt war, legte er die Hände auf die Brust, und bat mit gesenktem

Kopfe um ein Almosen für einen befreiten Sklaven, der in seine Heimath zurückkehre.

Herr O... that einige Fragen an ihn, die er mit Verstand und Bescheidenheit beantwortete, und da ihm das Betragen des Mannes gefiel, ließ er ihm einige Erfrischungen reichen, die in der Nähe standen, bat ihn niederzusitzen, und veranlaßte ihn zu einer Mittheilung seiner Schicksale. Der Wanderer, dankbar für die freundliche Aufnahme, versprach eine kurze Erzählung. Die Kinder setzten sich erwartungsvoll in die Nähe. Aurora hielt ihre Taube in dem Schoos; Alwin und sein Bruder banden Kränze von den gesammelten Blumen. Auch einzelne Mäher näherten sich neugierig und standen auf ihre Rechen gestützt. Vor dieser Versammlung hob der Wanderer seine Geschichte mit folgenden Worten an:

„Ich bin, wie ich Ihnen gesagt habe, aus den Gebirgen von Schlesien gebürtig. Mein Vater war ein Leinweber und ein wohlhabender Mann. Ich war für dieselbe Profession bestimmt, aber von Kindheit an war mir das sitzende Leben verhaßt. Wenn ich aus der Schule kam, lief ich hinaus in den Wald, kletterte auf die höchsten Bäume oder erstieg die Gipfel der höchsten Berge, und wenn ich mich dann nach allen Seiten weit und breit umgesehen hatte, und in die dumpfe Werkstätte zurückkehrte, träumte ich von nichts als von weiten Reisen über die Berge hinweg, die mir die Aussicht versperrten, und auf das Meer in entfernte Länder. Nun wohnte in unserm Orte ein Mann, der in jüngern Jahren zur See gewesen war, und durch Leinwandhandel in

Amerika etwas erworben hatte. Dieser kam bisweilen am Feierabend zu meinem Vater, und erzählte Wunderdinge von seinen Reisen, von den Sitten fremder Völker, von merkwürdigen Gewächsen, seltsamen Thieren und was dergleichen mehr war. Nie habe ich einen Menschen mehr bewundert, oder etwas mit größerer Aufmerksamkeit angehört, als die Erzählungen dieses alten Handelsmanns. Aber nach jedem seiner Besuche war mir, auf mehrere Wochen hinaus, die ganze Welt zu enge, und ich meinte, nicht glücklich seyn zu können, wenn ich nicht auch reiste."

„Nun geschah es, daß nicht lange, nach dem ich meine Lehrjahre angetreten hatte, mein Vater starb, und ich zu meinem Schwager in die Lehre gethan werden mußte. Meinem Vater zu Liebe hatte ich Alles gethan; aber mein neuer Meister war ein strenger und mürrischer Mann, dem ich nichts recht machte. Er war dem herrenhutischen Glauben zugethan. Wenn wir den ganzen Tag gearbeitet hatten, mußten wir am Feierabend die langen Gebete anhören, die er uns in einem singenden, weinerlichen und schläfrigen Tone vorlas. Ich kam selten aus dem Hause, noch seltner in's Freie, und nicht einmal des Sonntags war mir erlaubt, spazieren zu gehen. Meine Schwester hätte gern mein Loos gemildert, aber sie hatte keine Stimme gegen ihren strengen Mann, und wenn ich bei meiner Mutter klagte, ermahnte sie mich zur Geduld, und tröstete mich mit den Worten: „„Lehrjahre, schwere Jahre."" Mit diesem Trostspruche, und es war der einzige, den sie mir geben konnte, brachte sie mich fast zur Verzweiflung. Meine einzige Freude war jetzt noch eine alte

Reisebeschreibung mit Bildern, die mir der alte Handelsmann auf mein inständiges Bitten geliehen hatte, und die ich in meinem Bette versteckt hielt. Denn öffentlich in einem solchen weltlichen Buche zu lesen, würde ich vor meinem Meister nie haben verantworten können. Ich hatte einen Winter in dieser traurigen Gefangenschaft zugebracht, aber daran gewöhnt hatte ich mich nicht. Der Frühling brach an, und mit ihm erwachte zugleich meine Sehnsucht nach Berg und Thal. Eines Sonntags, als ich in die Nachmittagskirche gehen sollte, begegneten mir auf dem Wege zwei meiner ehemaligen Schulfreunde. Ich fragte sie, wo sie hingingen. Sie nannten mir einen benachbarten Berg, von dessen Höhe man eine weite Aussicht in das Land hat, und der in bessern Tagen oft das Ziel unserer Spaziergänge gewesen war. Die Sonne schien schön herein. Ich ging traurig einige Schritte vorwärts nach der Kirche zu; dann kehrte ich plötzlich um, steckte mein Gesangbuch in die Tasche, und sagte: ich begleite euch."

„Solch einen glücklichen Tag hatte ich lange nicht gehabt. Der Himmel war unbeschreiblich heiter; alle Bäume standen in voller Bluthe; zu meinen Füßen lag ein grünendes, blühendes Land, mit Dörfern besäet. Ich lief hin und wieder, um meine Freiheit zu genießen; und stieg auf und ab, und es war fast dunkel, als wir bemerkten, daß es Zeit zur Rückkehr seyn möchte. Ich hatte in meiner Freude an nichts gedacht; erst beim Eintritte in den Ort fiel mir ein, was mich zu Hause erwarten möchte. Ich schlich mich leise zur Thüre hinein und hoffte unbemerkt mein Kämmerchen zu erreichen, um das bevorstehende Gericht wenigstens

bis zum andern Morgen hinauszurücken; aber mein Schwager hatte mich an der Treppe erwartet, hielt mich fest, und erfuhr nach einigen Fragen, daß ich, statt in die Kirche zu gehen, herumgelaufen war. Da ich nun auch die Betstunde versäumt hatte, die er nach der Kirche zu halten pflegte, so hatte ich mich dadurch in seinen Augen so großer und schwerer Verbrechen schuldig gemacht, daß ihm keine Strafe zu hart schien. Ich wurde also ohne Mitleiden gezüchtigt, und in meine dunkle Kammer geschickt, um die Sünden, die ich begangen hätte, ernstlich zu bereuen."

„Mit wundem Rücken lag ich auf meinem Bette und weinte bitterlich. Das Verfahren meines Meisters schien mir nicht eben ungerecht, aber grausam, und der Gedanke einer noch strengern Gefangenschaft, vielleicht noch vier oder fünf Sommer hindurch, brachte mich fast zur Verzweiflung. Ich drückte mein Gesicht weinend und schluchzend in das Kissen, und indem ich so lag, berührte ich zufallig mit der Hand das alte Buch, bei dem ich so oft meine Leiden vergessen hatte. Diese Berührung wirkte wunderbar auf mich. Es war mir, als ob mich ein fremder Geist ergriffe; meine Thränen waren getrocknet; ich fühlte keine Schmerzen mehr. Ich schwamm auf dem Meere; ich irrte in fremden Ländern umher. Mein Entschluß war gefaßt, ich wollte fort, und mein Glück versuchen auf eigne Hand. Schnell stand ich auf, und es fehlte wenig, so hätt' ich auf der Stelle mein Vorhaben ausgeführt. Aber indem ich in der Kammer auf- und ablief, besann ich mich eines bessern, und beschloß, den Tag zu erwarten und dann mit größerer Ruhe einige Anstalten zur Flucht zu machen."

„Vor großer Freude über meinen Entschluß, die nicht einmal durch das Gefühl meiner Schmerzen gestört wurde, that ich die ganze Nacht kein Auge zu, und der Tag war kaum angebrochen, so war ich auf. Ich ging wie gewöhnlich an die Arbeit, und da mein Weberstuhl in der Stube des Meisters stand, so hörte dieser nicht auf, mir die Sünden des vorigen Tages zu Gemüthe zu führen, und mir noch weit härtere Strafen anzudrohen, wenn ich mich je wieder auf solchen Wegen betreten lassen würde. Ich hörte nur wenig von dem, was er sagte; aber mein Herz schlug so heftig, daß ich kaum das Weberschiff halten konnte. Am Abend nahm ich einen Vorwand, um zu meiner Mutter zu gehen, wo ich mich in den Besitz eines kleinen Beutels setzte, der meine ersparte Baarschaft enthielt; ein kleines Kapital von wenigen Thalern, das mir aber damals hinreichend schien, um durch die ganze Welt zu wandern. Dann sagt' ich ihr gute Nacht, fiel ihr um den Hals und weinte bitterlich. Sie wunderte sich, fragte, was mir fehlte, und da ich nicht antwortete, sondern immer lauter weinte und schluchzte, meinte sie, es wäre mein gewöhnliches Klagelied, verwies mich wie gewöhnlich zur Geduld, und entließ mich mit wohlgemeinten Ermahnungen."

„Als ich nach Hause zurückkam, ging ich in meine Kammer, schnürte meine wenigen Habseligkeiten in ein Bündel zusammen, schrieb ein Briefchen an meine Mutter, ein anderes an meine Schwester, in deren Hause ich lebte, und ein drittes an eine andre Schwester, die ich mehr liebte, und die auswärts verheirathet war; erwartete dann Mitternacht, um mich unbemerkt aus dem Hause

zu schleichen, und nachdem dieses gelungen war, schlüpfte ich zum Thore hinaus."

„Als ich mich im Freien sah, war mir das Herz leichter, aber froh war ich noch nicht. Ich konnte den Gedanken an die Kühnheit meines Unternehmens nicht ganz besiegen; meine Augen kehrten sich rückwärts nach meiner Mutter, meinen Schwestern und den Bergen, die ich hinter mir ließ. Ich schritt langsam vorwärts. Nicht weit vom Thore lag eine Kapelle am Wege. Hier sprach ich ein; Alles war dunkel darin; aber ein Strahl des Mondes fiel durch eine Oeffnung im Dach auf das Crucifix, das sich über dem Altar erhob. Ich fiel auf meine Knie und betete herzlich um einen glücklichen Fortgang meines Unternehmens, und gelobte Gott, wo ich auch seyn und was mir begegnen möchte, ein frommes und rechtschaffenes Leben an. Ein Strom von Thränen erleichterte mein Herz; ich sah nach dem Christusbilde hinauf; es schien sich zu mir zu neigen, und ich glaubte ein Zeichen der Erhörung zu sehen. Jetzt stand ich getröstet auf, nahm mein Bündel, das ich neben mich gelegt hatte, wieder in die Höhe, verließ die Kapelle und schritt munter zu."

„Mein Weg führte mich nach Sachsen, und meine Reise ging so glücklich von statten, daß ich überall Gottes Segen zu spüren vermeinte. Ich kam bald in die Gesellschaft von Fuhrleuten, die mich mit sich nahmen, und dafür mancherlei kleine Dienste von mir erhielten, die ich ihnen mit Vergnügen leistete. Nach Hause dachte ich nicht oft mehr, und immer nur, um mich zu freuen, daß ich der dumpfen Werkstätte und dem Schelten

meines Meisters entgangen war. Ich zog durch manche schöne Stadt, hielt mich aber nirgends lange auf. Ueber Dresden schiffte ich mich auf der Elbe ein, und machte meine erste Wasserreise mit der freudigen Erwartung einer größern, die ich in Hamburg anzutreten hoffte. Immer half ich den Schiffern, und war wohl bei ihnen gelitten, und lernte mancherlei, was mir nachher zu statten kam."

„Endlich sah ich die hohen Thurme von Hamburg und mein Herz hüpfte vor Freuden, da ich das erste Ziel meiner heißen Sehnsucht erblickte."

„Mein erster Gang war nach dem Hafen, und ich erstaunte nicht wenig über die unzählige Menge der Schiffe, die sich hier zusammendrängten. Das Gewühl der Menschen war außerordentlich; und Alles, was ich bisher von Geschäftigkeit gesehen hatte, verschwand zu nichts. Das Herz klopfte mir vor Begierde, auch daran Theil zu nehmen; doch hatte ich anfänglich nicht den Muth, jemanden anzureden. Nachdem ich aber etwa eine Stunde lang Alles mit angesehen hatte, machte ich mich getrost an einige Schiffer, und fragte, wo sie hinreisten, und ob sie mich mitnehmen wollten. Mehrere gingen ihres Weges, ohne mir zu antworten; endlich aber gelang es mir, einen braunen, freundlichen Holländer zu finden, der nach Spanien segelte, und mich in Dienste nahm. Von diesem Augenblicke an glaubte ich mein Glück gemacht. Ich nahm sogleich Besitz von meinem neuen Posten, trug mein Bündelchen in das Schiff, durchstöberte alle Ecken und Winkel, und war am Abend schon so eingewohnt, als wär' ich darauf

geboren und erzogen gewesen. Zwei Tage nachher reisten wir ab."

„Von den Reisen, die ich seitdem gemacht habe, könnte ich ein Jahr lang erzählen. Ich habe einen großen Theil der Erde gesehen. Sechsmal habe ich die Fahrt nach Ostindien gemacht; mehrere mal nach Amerika; kleinere Zwischenreisen will ich nicht erwähnen. Ich habe viele Mühseligkeiten und große Gefahren ausgestanden, aber nie hat mich mein Entschluß gereut. Der Himmel hat meine Unternehmungen gesegnet; und ob ich gleich Alles, was ich besaß, wieder verloren habe, so bin ich doch dadurch nicht abgeschreckt worden. Ich bin auf dem Meere einheimischer, als auf dem Lande; und ich will nur noch einmal meine Heimath sehen, meine Angelegenheiten in Ordnung bringen, und dann auf das Meer zurückkehren."

Der Fremde machte hier eine kurze Pause; dann fuhr er fort:

„Der freundliche Holländer, in dessen Diensten ich meine Laufbahn angetreten hatte, war ein verständiger, gutmüthiger und redlicher Mann. Fünf Jahre war ich bei ihm, und während dieser ganzen Zeit hat er immer an mir wie ein liebevoller Vater gehandelt; ja, wenn ich einst als ein ehrlicher Mann mit gutem und frohem Gewissen vor Gott treten darf, so verdank' ich es vorzüglich seiner Aufsicht, seinen Lehren und dem Beispiele von Frömmigkeit, das er mir und allen den Seinigen gab. Da ich meinen Dienst mit Lust und Eifer besorgte, immer bei der Hand war und einige Fertigkeit im Schreiben und Rechnen besaß, so hatte er mich gern um sich und benutzte jede Gelegenheit, mir

etwas Nützliches beizubringen. Seine Geduld war unerschöpflich, wie seine Güte. Ich hätte auch mein Leben für ihn gelassen, und nicht leicht ist mir etwas schwerer geworden, als der Abschied von diesem wackern und liebevollen Herrn. Aber nachdem er sein sechzigstes Jahr erreicht hatte, verließ er das Seewesen und den Handel, um auf einem angenehmen Landgute, in der schönsten Gegend von Holland, den Rest seines Lebens mit einer guten Frau und einer schönen, früh verwittweten Tochter zuzubringen."

„Dieser gute Herr hatte mir Anweisung in Handelsgeschäften gegeben, und ich legte auf seinen Rath eine kleine Summe, die ich größtentheils seiner Güte verdankte, an Waaren an, die ich unter der Hand verkaufte und umtauschte. Der Himmel segnete mein Gewerbe, und ich hatte, nach Verlauf von zehn bis eilf Jahren ein artiges Kapital in den Händen, womit ich etwas Bedeutendes ausführen konnte. Meine Hoffnungen gingen weit. Wenn mein Unternehmen gelang, so hoffte ich mich bald in den Besitz eines eignen Schiffes zu sehen, und dann meinen Handel weiter auszudehnen. Diese Hoffnung bewog mich, meine ganze Baarschaft an Tücher zu legen, die damals in der Levante sehr gesucht wurden. Meine Rechnung täuschte mich nicht. Ich setzte meine Waare zu Smyrna mit dem größten Vortheil ab, und kehrte mit einer großen Summe, theils in baarem Gelde, theils in Papieren nach Europa zurück."

„Unsere Reise ging nach Triest und versprach den glücklichsten Erfolg. Mit dem günstigsten Wetter und Wind hatten wir den größten Theil des Weges zurück gelegt, und Cap Matapan lag

hinter uns, als das Wetter sich änderte. Lange Zeit kämpften wir gegen den widrigen Wind, und wir hatten uns mühsam bis zur Höhe von Corfu hinaufgearbeitet, als uns ein heftiger Sturm im Angesichte des Hafens überfiel und wieder zurückwarf. Drei Tage und drei Nächte wurden wir auf dem Meere umhergeworfen, in beständiger Gefahr, an einer Klippe oder an den Ufern einer der kleinen Inseln jener Gegenden zu scheitern. Die Schiffe, in deren Begleitung wir bisher gesegelt waren, hatten sich zerstreut, und wir irrten in banger Erwartung, als wir am Morgen des vierten Tages die östlichen Küsten von Sicilien erblickten. Jetzt strengten wir alle Kräfte an, um das Land zu erreichen; aber der Sturm erhob sich von neuem mit größerer Wuth und jagte uns mit unsäglicher Gefahr durch die Meerenge von Messina und Rheggio. Erst am Abend des fünften Tages legten sich die Wellen, und wir warfen, erschöpft an Kräften, an der westlichen Küste Siciliens unsre Anker aus. Hier rasteten wir einige Tage, um unser beschädigtes Schiff, so gut es gehen wollte, auszubessern und uns selbst zu erholen; und nachdem wir Wasser und die nothwendigsten Lebensmittel eingenommen hatten, lichteten wir die Anker, um mit einem frischen Winde nach Livorno zu segeln."

„Der Himmel hatte es anders mit uns beschlossen. Denn kaum hatten wir uns eine Kanonenschußweite von dem Ufer entfernt, als wir uns von zwei algierischen Corsaren angefallen sahen, die, hinter einem kleinen Vorgebirge versteckt, auf unsre Abreise gelauert hatten. Wir waren schlecht bewaffnet. Eine Fregatte, unter deren Schutze unsre Kauffahrteiflotte von Smyrna abgesegelt

war, hatte sich, so wie alle unsre Begleiter, im Sturme verloren, und wir konnten auf keinen Beistand hoffen; denn das Ufer, in dessen Angesichte das Gefecht vorfiel, zeigte nichts als einige elende Dörfer, die größtentheils von armen Fischern bewohnt wurden. Unsre Bestürzung war unbeschreiblich. Wir griffen indeß zu den Waffen, um unsre Freiheit so theuer zu verkaufen, als möglich. Aber aller Muth, alle Standhaftigkeit, mit der wir fochten, konnte nicht hindern, daß die Feinde auf der rechten Seite enterten, während wir sie auf der linken abwehrten. Wir waren übermannt. Die Türken sprangen mit fürchterlichem Geschrei über Bord, tödteten mehrere der Unsrigen, entwaffneten die andern, und warfen uns beraubt und gebunden in den untersten Raum des Schiffes."

„Unser Zustand war schrecklich. Die Unreinlichkeit des Ortes und seine verpestete Luft war noch das geringste unsrer Leiden; aber der Schmerz über den Verlust unsrer Freiheit und unsers Vermögens, die Aussicht auf eine schmähliche Sklaverei, und der immer erneute Zorn über das Jauchzen und Frohlocken der Türken brachte uns fast zur Verzweiflung."

„So kamen wir nach Algier. Ein wilderes Jauchzen und einige Kanonenschüsse, die vom Ufer aus erwiedert wurden, verkündigten uns, daß wir dem Orte unsrer Bestimmung, oder vielmehr unsers Elendes nahe waren. Jetzt stellte sich Alles, was wir jemals von dem unseligen Zustande der Christensklaven gehört hatten, unsrer Einbildungskraft noch furchtbarer dar, und wir hätten fast den längern Aufenthalt in dem Raume des Schiffs, so

abscheulich er war, dem Aussteigen an das gefürchtete Land vorgezogen. Indeß, wir wurden an das Ufer getrieben, wo uns eine Menge schmutzigen Gesindels von allen Farben empfing, dessen Freude über unsern Anblick mir wie das Heulen hungeriger Wölfe vorkam, die ihre Beute mit gierigem Zahne erwarten."

„Nachdem wir uns eine kurze Zeit am Ufer verweilt hatten, um uns durch einige Lebensmittel zu stärken, wobei wir die schöne Lage der Stadt, obgleich mit weinenden Augen, betrachteten, wurden wir nach dem Pallaste des Deys gebracht. Wir durchzogen schmutzige und dunkle Straßen, immer von einem Theile des braunen, gelben und schwarzen Pöbels umringt, der uns an den Ufern des Meeres empfangen hatte, und Alles, was wir unterwegs bemerkten, flößte uns Grauen und Schrecken ein. Wir wähnten bei jedem Schritte unsern Tod vor Augen zu sehen, und doch wäre uns, in dieser traurigen Lage, ein plötzlicher Tod noch erwünschter gewesen, als die Aussicht auf eine schmähliche Knechtschaft, deren Schrecknisse uns jetzt in unglaublicher Bangigkeit verstummen machten."

„Wir mußten einige Zeit auf dem Hofe des Pallastes warten, wo wir den türkischen Wachen zum Schauspiele dienten. Endlich erschien der Dey, ein finstrer Mann von widrigem Ansehn, musterte uns mit flüchtigen Blicken und wählte einige von uns für den Dienst des Staates aus. Ich befand mich unter dieser Anzahl. Wir wurden von den übrigen abgesondert und einem Aufseher übergeben, um in ein Bagnio geführt zu werden, die andern, um auf dem Sklavenmarkte feil zu stehen. Diese Trennung von unsern

Unglücksgenossen war der schrecklichste und schmerzhafteste Augenblick, den wir seit unsrer Gefangennehmung erfahren hatten."

„Es war jetzt Abend geworden, und unsre Aufseher schlossen uns in unsern Kerker ein, wo wir noch eine Anzahl anderer Christensklaven fanden. Diese Unglücklichen, Menschen von den verschiedensten Nationen, bewillkommten uns, aber zum Theil auf eine so rohe Weise, daß mir davor schauderte. Die wenigsten schienen ein Gefuhl von ihrem Zustande zu haben, oder vielmehr, ihre Gefühle waren durch die Länge der Zeit und die Härte des Joches, das auf ihnen lastete, abgestumpft worden. Ueberhaupt ist mir, während meines Dienstes unter den Sklaven des Devs, nichts schrecklicher und widerlicher gewesen, als die Abende und Nächte, die ich in diesem schmutzigen Winkel zubringen mußte, der durch die frechen Reden und rohen Lieder meiner Mitgefangenen noch schmutziger zu werden schien."

„Die Arbeiten, zu denen wir von dem folgenden Morgen an und nachher immer fort vom Aufgange der Sonne bis zu ihrem Untergange geführt wurden, waren nicht sehr beschwerlich, wenigstens nicht für diejenigen, die von Jugend auf an Arbeit gewöhnt waren. Die Schiffsrhede war unsre gewöhnliche Bestimmung, wo wir Schiffe luden und ausluden, und andere Geschäfte dieser Art besorgten. Wenn wir thaten, was uns aufgegeben war, und dieses war nie übermäßig, so wurden wir mit Schonung und Gelindigkeit behandelt, und was man von den grausamen Mißhandlungen der Christensklaven erzählt, ist mir wenigstens durch kein auffallendes Beispiel bestätigt worden. Nach Sonnenuntergang

war uns verstattet, für eigne Rechnung zu arbeiten, und ich benutzte diese Erlaubniß mit der größten Begierde, um meinem heißen Wunsche nach Freiheit so bald als möglich Genüge zu leisten."

„Ich mochte etwa ein Jahr in dem Dienste des Deys gewesen seyn, als mich dieser, ich weiß nicht auf welche Veranlassung, an einen türkischen Kaufmann verschenkte. Mein Loos war hierdurch in manchen Stücken verbessert; meine Arbeit war geringer, und die Gelegenheit zu eignem Erwerbe häufiger. Aber doch fühlte ich den Verlust meiner Freiheit hier schmerzhafter als in meinem vorigen Dienste. Ich war von allen meinen Mitsklaven, den Genossen und Theilnehmern meines Unglücks, getrennt; nur selten konnte ich das Haus meines Herrn verlassen, und in diesem waren nur einige Negersklaven, deren Umgang für mich weder anziehend, noch tröstend war. Ich war genöthigt, meinen Kummer in mich selbst zu verschließen, und oft, wenn ich nach vollbrachter Arbeit auf der hohen Terrasse des Hauses lag und in das Meer hinaus sah, glaubte ich, mein Herz würde springen vor Schmerz und Sehnsucht bei dem Anblicke der Schiffe, die aus- und einfuhren, und der offnen weiten Welt, die für mich so eng umschlossen war. Dann dachte ich an die Jahre meiner Kindheit, an meines Schwagers dumpfe Werkstatt, an den entscheidenden Sonntag, an meine Flucht, an meinen gütigen holländischen Herrn, und an alle frohen und freien Tage, die mir Gott beschеert hatte. Diese Erinnerungen erleichterten mein Herz. Ich vergoß Ströme von Thränen, und griff noch mit nassen Augen rüstiger zur Arbeit, um den Tag meiner Befreiung schneller herbeizuführen."

„Dieser lang erwünschte und erseufzte Tag rückte immer näher heran. Ich hatte mir in einem Zeitraum von länger als vier Jahren, indem ich Asper bei Asper sparte, größtentheils so viel erworben, als zu meiner Loskaufung nöthig war, und sah jetzt mit Verlangen der guten Jahreszeit entgegen, wo ich mit dem ersten europäischen Schiff, das in Algier einlaufen würde, nach meinem geliebten Vaterlande zurückkehren wollte. Indessen arbeitete ich immer emsig fort, um nicht mit leeren Händen anzukommen, und mit Freuden sah ich, daß mein kleines Vermögen von Tag zu Tage wuchs. Ach, diese Freude ward bald gestört; alle meine Hoffnungen wurden vernichtet, und die Freiheit wurde mir fast in dem Augenblicke entrissen, wo ich mich ihrer zu bemächtigen glaubte."

„Der Nichtswürdige, welcher mich in dieses Unglück stürzte, war ein Christensclave, ein Italiener von Geburt, der aus Oran entflohen und in die Hände der Algierer gefallen war. Dieser Mensch wurde von meinem Herrn gekauft und zur Gartenarbeit gebraucht, auf die er sich gut verstand. Aber wenn er das Nothwendigste in seinem Dienste verrichtet hatte, und dieses war nicht viel, pflegte er müssig zu feiern, und lag dann halbe Tage lang im Schatten auf dem Rücken, die Augen zum Himmel gekehrt, mit über einander geschlagenen Armen, zwischen Wachen und Schlafen brütend. Es würde ihm leicht geworden seyn, etwas zu erwerben, denn er hatte zu vielen Dingen Geschick, und was er angriff, gelang ihm. Aber es lag ihm nichts daran, wie er sagte, und er konnte nicht begreifen, wie man sich so viele Mühe geben könnte, um einer Grille von Freiheit willen, für die er

keine Hand voll Oliven gäbe. „„Denn, wenn ich es beim Lichte betrachte,““ setzte er hinzu, „„bin ich nicht hier tausendmal glücklicher, als ich zu Hause war? Da ist kein geiziger Vater, keine böse Stiefmutter, die mich vor Tages Anbruch aus dem Hause jagen zur Arbeit, und wenn man spät am Abend nach Hause kommt, doch noch zanken, daß man nicht genug gethan habe. Achtzehn Jahre lang hatte ich das Leben ausgehalten, da bekam ich es satt und lief davon und ließ mich anwerben. Besser war es nun freilich im Soldatenstande, als zu Hause, aber gut auch nicht immer. Doch wenn es mir allzu schlecht ging, lief ich davon aus dem Dienste und zu einem andern Herrn, bis ich endlich unter ein spanisches Regiment kam. Auch hier fiel es mir eines Tages ein, davon zu laufen; aber der Corporal lief noch schneller als ich; ich wurde zurück gebracht, bestraft und nach Oran geschickt. Ein vermaledeiteres Leben, als ich hier geführt habe, ist nicht zu denken. Arbeit, nichts als Arbeit, Plackerei ohne Ende, und noch Schläge eben drein. Endlich wurde es mir zu arg; ich ersah meine Zeit und entkam. Ich wußte zwar, was mich erwartete, aber dem Zustande in Oran zog ich jede Art von Dienstbarkeit vor. Und noch reut mich der Tausch nicht. Gott ehre mir die Sklaverei! Ich will lieber hier Hassan Ali's Sklav seyn, als Commandant von Oran.““

„So pflegte er zu sprechen, aber seine wahren Gesinnungen waren dieß keineswegs. Er verhehlte den Wunsch nach der Freiheit, um mich zu betrügen, und dieses gelang ihm so weit, daß, obgleich ich ihn herzlich verachtete, ich doch kein Mißtrauen in

ihn setzte. Er wußte, daß ich mich loskaufen wollte, und ich verbarg ihm nicht, daß ich mich dem Ziele meiner Wünsche nahe glaube. Und wenn ich es ihm auch hätte verbergen wollen, so würde er es aus meinen Handlungen haben abnehmen können. Hierauf baute er seinen Plan. Ich weiß nicht, wie er entdeckt haben mochte, wo ich meine Ersparniß aufzubewahren pflegte; aber eines Abends, als ich neuen Erwerb hinzulegen wollte, war Alles verschwunden, und zu gleicher Zeit hatte sich auch der italienische Sklav unsichtbar gemacht."

„Die Größe meines Schreckens bei dieser Entdeckung können Sie sich leicht denken, da ich mit meinem Gelde ein weit größeres Gut verlor, und die nahe Aussicht auf Freiheit sich in eine Aussicht auf die Fortdauer meiner Knechtschaft verwandelte. Ich zeigte sogleich meinem Herrn an, was geschehen war. Dieser hatte schon Anstalten getroffen, den Flüchtling zu verfolgen, und tröstete mich mit der Hoffnung, das Meinige wieder zu erhalten, da das Entkommen nur selten gelange. Seine Voraussagung ging in Erfüllung, aber nicht meine Hoffnung."

„Der Nichtswürdige, welcher mir aus bloßer Habsucht mein mühsam erworbenes Gut entrissen hatte, war mit zweien seiner Landsleute, die ohngefähr gleiche Gesinnungen hegten und sich in die Beute theilen wollten, entflohen. In der Hoffnung, auf dem Meere zu entkommen, hatten sie sich an dem Ufer eines Kahnes bemächtigt und ihn mit Lebensmitteln und mancherlei Raube beschwert. Aber ihr Unternehmen schlug fehl. Mit der Küste unbekannt, wurden sie schon in der ersten Nacht an eine Klippe

geschleudert, an welcher der Nachen zerschellte. Zwei der Mitschuldigen kamen in den Wellen um; der Anstifter aber des ganzen Unternehmens, mein Räuber, wurde an das Ufer geworfen, von den Bewohnern desselben aufgefangen, erkannt und nach Algier zurückgebracht. Sein Raub war eine Beute der Wellen geworden."

„Dieses unerwartete und grausame Mißgeschick schlug mich fast ganz zu Boden. Meine Begierde nach der Freiheit war zwar größer als je, aber ich hatte allen Muth verloren, den langen mühsamen Weg noch einmal zu machen. Meine Arme sanken mir, wenn ich etwas zu unternehmen begann, und ich überließ mich einer tiefen Melancholie, die zuletzt ein heftiges Fieber zur Folge hatte."

„Mehrere Tage, ich weiß nicht, wie viele, hatte ich in einem bewußtlosen Zustande zugebracht, als ich mich eines Morgens in meinen Phantasien auf den Gebirgen meiner Heimath wähnte. Aber ich stand nicht und ging auch nicht, sondern ich flog und schwebte über den Gipfeln einher, und floß mit der blauen Luft von einem Berge zum andern, wie eine Wolke, bald höher, bald niedriger, mit unbeschreiblich angenehmen und süßen Gefühlen. Gleich darauf veränderte sich die Scene. Es war mir, als ob mich die Stimme meines guten holländischen Herrn zu sich riefe, und mit einemmal saß ich auf dem Verdecke einer Jacht, die einen breiten seegelhellen Canal, zwischen grünen Ufern, lachenden Gärten und freundlichen Landhäusern hinabschwamm. Viele meiner Freunde saßen um mich her, aber ich konnte nicht erkennen, wer sie waren: denn wenn ich meine Augen mit Anstrengung auf sie richtete, flossen ihre Mienen von einander und in einander. Die-

ses kümmerte mich aber in diesem Augenblicke nicht, sondern ich erfreute mich an dem Anblicke der Jacht, die ein Wunder von Schönheit und Reichthum war. Ihre Seiten waren überall mit Golde bedeckt; prächtige Teppiche von bunten glänzenden Farben hingen herab; lange seidene Wimpel flatterten in die blaue Luft, und an den Rudern saßen Neger in reichen Gewändern und mit blitzenden Turbans. Das ganze Wasser umher strahlte von dem Glanze dieses Fahrzeugs wieder, und eine himmlische Musik, die mit dem Hauche der Luft mich umwehete, mischte sich mit dem Taktschlag der Ruder und dem Rauschen des Wassers. Froh und stolz sah ich umher, als ob ich der Herr aller dieser Wunder wäre, und da sich meine Arme ausbreiteten, um auch die weiche, milde, musikalische Luft zu umarmen, schritt eine bekannte Gestalt vom Ufer herüber, trat mit dem Fuß auf den Bord des Schiffes, daß es hinabgedrückt wurde, und faßte mich bei der Hand, indem sie mir zugleich in's Gesicht sah, und mich beim Namen nannte."

„Schon lange waren meine Augen geöffnet gewesen, aber ohne zu sehen, was um mich her verging. Jetzt sah ich mit einemmal ein bekanntes Gesicht über mich gebeugt, und fühlte meine Hand von einer andern warmen Hand freundlich umschlossen, und hörte vernehmliche Worte, mit meinem Namen gemischt. Es bedurfte einiger Zeit, ehe ich die Wahrheit von dem Traume unterscheiden konnte; aber da ich nun vollkommen zur Besinnung kam, da erkannte ich einen meiner theuersten holländischen Freunde, mit dem ich mehrere Reisen und viele Geschäfte gemacht hatte, und den

ich in allen Fällen als einen höchst redlichen, dienstfertigen und zuverlässigen Mann gefunden hatte. So erschien er mir auch jetzt als ein hulfreicher Engel in meiner großen Noth. Von seinen Geschäften in diese Gegenden geführt, hatte er meine Gefangenschaft, das Unglück, das sie verlängerte, und meine Krankheit erfahren. Sogleich hatte er mich aufgesucht, und er saß schon seit einer Stunde an meinem Lager, und harrte auf mein Erwachen, um mich, wo möglich, zu heilen, zu trösten und zu retten."

„Alles erfolgte, wie es sein wohlwollendes Herz gewünscht hatte. Die heftige Wuth meiner Krankheit war gebrochen, und die Gegenwart meines hulfreichen Engels wirkte mehr als Alles, meine Genesung zu befordern. Nach Verlauf einer kurzen Zeit war ich wieder hergestellt, und durch die Großmuth meines Freundes ein freier Mann. Nie werde ich den Tag vergessen, wo ich zum erstenmal, an dem Arme meines Freundes, mit dem vollen Gefühle der wieder erlangten Gesundheit und — was mir kostbarer war, als Alles, — der Freiheit, aus den Thoren von Algier trat, um das Schiff zu besteigen, das mich nach Europa zurück bringen sollte. Die Leiden der verflossenen Jahre, der Verlust der Früchte meiner vormaligen Thatigkeit, aller Kummer war in diesen Augenblicken vergessen. Ich fuhlte mich wieder an das Leben geknupft, das mir schon gleichgültig geworden war. Neue Wünsche und Hoffnungen regten sich. Meine Pulse schlugen stärker; aber in allen dem Gewühl mannichfaltiger Empfindungen dachte ich keinen Gedanken deutlich, als den, daß ich frei war."

„Wenige Tage darauf gingen wir unter Segel. Algier mit seinen blendenden Häusern und schmutzigen Gassen blieb hinter uns, und nach einer kurzen und glücklichen Schifffahrt kamen wir in Venedig an. Hier verließ ich meinen großmüthigen Freund, um meine Heimath zu besuchen, und dort, wie ich Ihnen gesagt habe, meine Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen."

„So glücklich aber meine Seereise gewesen war, so widrig war mir das Geschick auf dem festen Lande. Der Krieg, welcher so ganz unerwarteter Weise ausgebrochen war, stand mir überall in dem Wege und vereitelte die meisten meiner Hoffnungen. Ueberall fand ich leere Kassen, und mit genauer Noth erhielt ich auf die Anweisungen meines Freundes so viel baares Geld, um den Ort meiner Geburt erreichen zu können. Aber auch dieses sollte mir entrissen werden. Vor wenigen Tagen wurde ich auf offner Landstraße von herumstreifenden Soldaten überfallen, meines Pferdes und aller meiner Habseligkeiten beraubt, und mit diesen wenigen Kleidungsstücken — einem Andenken meiner Gefangenschaft — entlassen. Ein kleiner Rest von Gelde war ihrer gierigen Aufmerksamkeit entgangen, aber auch dieser ist aufgezehrt, und ich sehe mich in der traurigen Nothwendigkeit, die Hülfe wohlwollender Menschen anzusprechen, bis es mir gelingt, irgendwo einen zu finden, der mir auf mein ehrliches Gesicht die kleine Summe vorstrecken will, deren ich noch zur Vollendung meiner Reise bedarf."

Mit diesen Worten schloß der Wanderer seine Erzählung, indem er sich mit bescheidner Höflichkeit gegen seine Zuhörer ver-

beugte, und sie um Verzeihung bat, wenn er ihre Geduld durch seine lange Geschichte ermüdet hätte. Zugleich stand er auf, um Abschied zu nehmen und seinen Weg weiter fort zu setzen. Die horchenden Mayer entfernten sich. Aurora drückte die Taube stärker an ihre Brust, und sagte leise zu ihrer Mutter: „Ich nehme das arme Thier nicht mit nach Hause. Es mag in sein Nest zurückkehren und frei in seinem Walde leben, für den es geboren ist."

Herr O..., welcher in der Erzählung des Wanderers ein offenes und wahrheitsliebendes Gemüth erkannt hatte, beschloß sogleich, den Wunsch zu erfüllen, mit welchem jener seine Geschichte geendigt hatte; und als er sich ihm näherte, um ihm die Hand zum Abschied zu reichen, sagte er: „Ich lasse Sie jetzt nicht weiter ziehen. Bleiben Sie diese Nacht, und wenn Sie wollen, auch noch die folgende in meinem Hause; erholen Sie sich; und dann will ich Ihnen mit Vergnügen zu der weitern Fortsetzung Ihrer Reise beförderlich seyn."

Der Fremde war überrascht. Er sah Herrn O... mit einiger Verwunderung an; da er aber in seinem Gesichte die Bestätigung seiner Worte las, nahm er das Anerbieten mit rührender Dankbarkeit an.

Indem nun die beiden Männer nach dem Hause gingen, kehrte Aurora mit Allwin und Theodor in den Wald zurück, um das Nest wieder aufzusuchen, aus dem sie die Taube entwendet hatten. Sie fanden es bald. Allwin stieg den Baum hinauf,

indem er die junge Taube in einem Tuche eingebunden mit sich nahm. Die Alten waren noch nicht wieder zurückgekehrt. Nachdem aber Allwin die geraubte in das Nest gesetzt hatte und zur Erde herabgestiegen war, schwirrten auch die Alten herbei und nahmen Platz auf dem Neste und wurden von ihren Jungen mit sichtbarer Freude empfangen.

Der Morgen.

Die Erzählungen des wackern Kaufmanns hatten die Luſt zu reiſen in den beiden Knaben ſehr lebendig erregt, und da ihr Vater gerade Geſchäfte in dem benachbarten Gebirge hatte, beſchloß er die Reiſe dahin in Geſellſchaft ſeiner Kinder zu Fuß und auf einem Wege zu machen, der ihm ſelbſt noch neu und unbekannt war.

Dieſer Plan ward in wenigen Tagen ausgeführt.

Die erſte Bedingung war, vor Tagesanbruch abzureiſen und der Sonne entgegen zu gehen.

Die Knaben hatten ſich etwas zeitiger als gewöhnlich zu Bett gelegt. Freudige Erwartungen bewegten ihr Gemüth und kämpften mit dem Schlafe, der auch bei dem erſten frühen Geräuſche im Hauſe entfloh. Es war noch Nacht, als ſie aufſtanden. Ihre erſte Sorge war, nach dem Wetter zu ſehen. Der Himmel war rein, und die Sterne leuchteten mit einem ſtillen matten Glanze einem heitern Morgen entgegen.

Die kleinen Vorbereitungen zur Reiſe waren ſchon den Abend zuvor gemacht worden, und die Ungeduld beförderte die Schnelligkeit des Anziehens. Als der Vater kam, ſeine Kinder zu wecken,

begegneten sie ihm schon auf halbem Wege, in leichten Ranking-Jacken und weiten flatternden Pantalons von demselben Zeuge. Ihre lockigen Haare bedeckte der leichte, graue Hut; eine grüne Reisetasche, welche die nothwendigsten Bedürfnisse in sich faßte, hing auf ihrem Rücken, und mit einem festen Haselstocke in der Hand traten sie gleichsam schon aus ihrer Schlafkammer die Reise wohlgerüstet an, riefen fröhlich dem Vater ihren guten Morgen entgegen, und hörten mit Freuden, daß auch er zum Aufbruche bereit sey.

Auch Aurora hatte nicht versäumt aufzustehen. Sie freuete sich der Reise, an der nur ihre Gedanken Antheil nehmen konnten, dennoch nicht weniger, als die glücklichen Reisenden selbst. Ach, wie gern hätte sie auch einen Wanderstab ergriffen und eine Reisetasche übergehängt, um der Sonne und dem Morgen entgegen zu gehen, und in froher Gemüthlichkeit über Berg und Thal zu ziehen. Aber sie verbarg den vergeblichen Wunsch in ihrem stillen Herzen, begleitete ihre jungen Freunde über den Hof nach dem Wege, bat sie einigemal, nichts zu vergessen und ihr Alles wieder zu erzählen, nahm dann Abschied und kehrte zu ihrer Mutter zurück.

An der Hofthüre wurden die Wanderer von dem muntern Spitz erwartet, der den Reiseplan schon lange gemerkt und hier seinen Platz genommen hatte, um nicht vergessen zu werden. Herr O... hätte ihn lieber zu Hause gelassen; aber da er mit so freundlichem Murren an Allen aufsprang und die Knaben für ihn baten, wurde er zum Begleiter angenommen. Mit ausgelassener

Freude lief er nun eine Strecke voraus, und dann wieder zurück; sprang und umtanzte die Wandernden, und sein munteres Gebell schien den Morgen zu wecken, der noch hinter den Bergen schlummerte.

Rüstig schritten die Reisenden vorwärts durch die nächsten bekannten Umgebungen ihrer Wohnung, zwischen den Hecken der benachbarten Gärten durch, über die breiten Wiesen hin, immer nach Osten zu, wo Berge und Thäler ihrer warteten, die sie vorher noch niemals besucht hatten. Und als die letzten Sterne erloschen und nur der Morgenstern noch zögerte, seinen fliehenden Brüdern zu folgen, führte sie der schmale Fußpfad um einen waldigen Hügel, der ein weites Thal verbarg, das jetzt noch geheimnißvoll hinter dem Schleier der zerrinnenden Dämmerung lag.

Ungeduldig eilten die Knaben immer voraus, und mit jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, kam ihnen der zögernde Tag immer heller und heller entgegen. Der schmale Pfad zog sich an der Lehne des Berges hinauf, an welchem einzelne Häuser wie abgeschattet hingen. In der Tiefe rauschten die Mühlwasser; ein fernes einsames Glöckchen kündigte mit einförmigem Geläute den Sonntag an; und auf allen Gehöften antwortete sich das Krähen munterer Hähne. Ein frischer Ostwind strich über das Thal, in dessen Tiefe ein Meer von Nebel ruhete, aus dem nur einzelne Thurmspitzen und die Wipfel der höchsten Bäume inselartig hervorragten. Die Neuheit des Anblicks überraschte die Knaben. Sie setzten sich nieder, um den Aufgang der Sonne zu erwarten, Allwin auf den Strunk eines abgehauenen Baumes, Theodor neben

dem Vater, auf einen moosbewachsenen Stein; der Spitz zu ihren Füßen, die schwarze Schnauze gegen die Erde drückend. Hinter ihnen lag der rauschende Buchenwald; unter ihnen das überschleierte Thal, und abwärts gegen Norden hin, eine Reihe von Hügeln, die in mannichfaltigen Abstufungen über einander stiegen, immer höher und höher, und an vielen Stellen durch engere Schluchten, oder weiter geöffnete Busen, oder romantische Thäler durchbrochen.

Indem ihre Blicke still auf die graue Landschaft gerichtet waren, und den blassen Schleier des Morgenduftes und Morgennebels zu durchdringen strebten, da flammte mit einemmal gegen Abend der Gipfel des höchsten Berges von den Strahlen der Sonne, und das Bild der noch unsichtbaren strahlte zurück aus den Fenstern einer kleinen Kirche, welche die Höhe dieses Berges krönte. Herrlich stand die goldene flammende Insel über der düstern Landschaft und dem Nebelmeere, das in dem tiefern Thale wogte. Aber jetzt schien auch der Himmel sich über der entfernten Bergkette zu entzünden; und aus dem weißen, glühenden Meere strömten und thauten die Strahlen zum Thale hinab, und glitten an den Thürmen zu den moosigen Dächern der Dörfer nieder. Immer tiefer und fester druckte sich der Nebelschleier an die Erde an; dann zerriß und zerstiebte er in unendlichen Flocken, und das ganze Antlitz des Thales lag erleuchtet und offen da. Die Mühlwasser rauschten lauter und sprützten goldene glühende Funken auf die Räder herab; millionenmal schwamm das Bild der Sonne mit dem Bache dahin, und hing millionenmal, mit allen Farben

des Regenbogens geschmückt, in zarten, zitternden Tropfen an jedem Grashalme, jeder Saatspitze und jeglichem Blumenblatte.

So schön und rein und in so herrlichen Umgebungen hatten die Kinder das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufgangs noch nicht gesehen. Allwin verließ seinen Baumstamm und nahm auch auf dem bemoosten Felsenstücke Platz, dem Vater zur Seite, der jedes seiner Kinder mit einem Arme umschlang, eines auf dieser Seite, das andere auf jener. Und die Knaben zeigten sich und ihrem Vater mit freudiger Ueberraschung jede neue Erscheinung, die sich aus der Düsternheit erhob, oder von der allgemeinen Masse sonderte; der Wiesen üppiges Grün mit blühendem Schwarzdorn durchflechten; die klappernden Mühlen in den Umschattungen dichter Bäume; den eilenden Bach; die Heerden, die brüllend und blökend aus den stillen Dörfern zogen; die tiefen, geheimnißvollen Busen der Berge; die einladenden fernen Thäler und über dem Ganzen das erystallene klare Gewölbe des Himmels, an dem die Sonne still und langsam heraufschwamm.

Frohſinn.

„Unſre Reiſe fängt glücklich an," ſagte der Vater. „Einen ſchönern Aufgang der Sonne und in einer ſchönern Gegend habe ich kaum ſelbſt geſehen. Wenn die ganze Reihe von Scenen, die wir durchwandern wollen, dieſer erſten gleicht, ſo wird uns dieſe Reiſe wohl nicht gereuen."

„O, wenn auch nicht Alles ſo iſt," ſagte Allwin. „Wenn wir auch nicht immer in ſo ſchöne Gegenden kommen, und wenn ſich auch der Himmel bisweilen trübt, ſo haben wir doch die Reiſe, die Bewegung, die friſche Luft und endlich die Erinnerung an den jetzigen Tag."

„O gewiß," fuhr Theodor fort, „wir wollen alles das Licht, allen den Glanz, alle die Herrlichkeit dieſes Morgens aufſparen, um die ſchlechtern Gegenden und die trüben Tage damit auszuſchmücken."

„Das iſt allerdings eine ſehr rathſame und vernünftige Oekonomie des Genuſſes," antwortete der Vater. „Die Gegenwart kann nicht in jedem Augenblicke gleich befriedigend ſeyn; aber immer kann man ſie mit den Bildern der Vergangenheit oder der Zukunft ſchmücken. Wie oft haben wir am Kamin die traurigſten Wintertage mit allen Blumen unſrer vormaligen und künftigen

Frühlinge gekrönt. Und oft wirft Ein froher und glücklicher Tag seine Strahlen durch ein ganzes mühebelastetes und trübes Leben."

„Niemand ist unglücklicher, als wer Alles von dem gegenwärtigen Augenblicke erwartet, der immer ein Kind der Umstände und niemals ganz in unsrer Gewalt ist. Nur das Vergangene besitzen wir ganz, und selbst dann, wenn es uns nicht vollkommen genügte, da es noch Gegenwart war, gestaltete es sich als Erinnerung in unserm Gemüthe auf eine schönere, reinere und vollständigere Weise, so daß unsre Blicke und Herzen mit Freuden daran hängen können."

„Dieß ist sonderbar genug," sagte Theodor, „aber ich weiß, daß es wahr ist. Denn ich denke jetzt an viele Dinge aus meinem frühern Leben mit großem Vergnügen, die mir zuerst ziemlich gleichgültig gewesen waren. Und da kömmt es mir oft vor, als ob die Tage, an die ich denke, viel sonniger und blauer wären, als die, welche ich lebe."

„Mir," sagte Allwin, „kommen die vergangenen Tage oft vor, wie eine Landschaft, die man auf einer Reise durchwandert und hinter sich gelassen hat, und sieht man sich nach ihr um, so liegt sie von einem zarten Dufte umschleiert und mit dämmerndem Abendrothe gemalt."

„Ich weiß nicht," fuhr der Vater fort, „ob ich euch jemals von meinem wackern Nachbar Zeiland erzählt habe. Ihr habt ihn gekannt . . . ."

„O, sehr gut," riefen die Kinder. „Wie oft sind wir in seiner Schmiede gewesen und haben ihm verwunderungsvoll zuge-

sehen, wie er das Eisen mit der Zange regierte und den großen Hammer darauf schwang, und alle seine Gesellen umher auf seinen Wink achteten. Es hat uns weh genug gethan, da er starb, und seine Werkstätte zugeschlossen wurde, und wir weder sein Morgenlied hörten, noch seine brausenden Blasebälge. Aber daß du uns von ihm erzählt hättest, erinnern wir uns nicht."

„Nun, so will ich es jetzt thun. Es ist noch früh und wir haben nichts zu versäumen, und hier können wir noch eine Zeitlang die Aussicht genießen, die sich uns wohl nicht sobald schöner darbieten wird. Zuvor aber laßt uns frühstücken, so können wir dann bis zum Mittag desto rüstiger fortschreiten."

Wenn man jung und gesund ist, so verschmäht man einen solchen Vorschlag nicht, zumal an einem frischen Morgen, nach einem starken Spaziergange, unter freiem Himmel und im Schatten grüner Bäume. Unsre kleinen Wanderer trafen sogleich ihre Anstalten, und suchten unter den nächsten Buchen einen bequemern Ruheplatz an dem bemoosten Rande einer murmelnden Quelle, die sie mit frischem Wasser versorgte. Ein breiter Stein war zugleich ihre Tafel und ihr Sitz. Die kleinen Vorräthe aus den Reisetaschen, die Amalie den Abend vorher gefüllt hatte, wurden ausgekramt, und ein Fläschchen mit Wein, das unerwartet aus des Vaters Tasche zum Vorschein kam, krönte das eben so frugale als genußreiche Mahl.

Die zwei glücklichen Tage.

Nachdem das Frühstück eingenommen war, erinnerten die Knaben den Vater an die versprochene Geschichte. Der Vater fing folgendermaßen an:

„Da ich euch sagte, meine Kinder, daß oft einige wenige frohe und genußvolle Tage hinreichen, ihren Glanz über ein ganzes Leben zu verbreiten, konnte ich nicht umhin, an meinen ehrlichen und weisen Nachbar zu denken, dessen ihr euch, zu meinem Vergnügen, so lebhaft erinnert. Meister Zeiland war der beste Grobschmied im ganzen Lande und der emsigste. Ehe der Tag anbrach, öffnete er seine Werkstätte mit einem Morgenliede, und dann loderte das Feuer in seiner Esse, und die Blasebälge arbeiteten, und auf drei Ambosen seufzte ohn' Unterlaß das sprühende Eisen unter den schweren Hämmern. Den ganzen Tag war er unermüdet bei der Aufsicht und Arbeit; aber wenn um sechs Uhr das Feuer ausgelöscht und die Werkstätte geschlossen war, dann lebte er sich selbst und dem Andenken seiner frohen Tage; und dann war wohl niemand zufriedener und ehrwürdiger, als Meister Zeiland, der Grobschmied."

„Bei heitern Abenden zur Sommer- und Herbstzeit saß er

dann oft an seiner Thür auf dem Hofe unter den hohen Nußbäumen, die sein Großvater, auch ein Grobschmied, wie er, gepflanzt hatte, als er nach einem großen Brande das Haus wieder aufbaute. Dann setzten sich meistentheils einige der ältesten Nachbarn um ihn her auf die hölzernen Bänke, und auch die jüngern Männer versammelten sich um ihn, und hörten ihn gern, wenn er von alten Zeiten sprach, von dem dreißigjährigen Kriege, von den Schweden, und von fremden Städten, in denen er gearbeitet hatte, von seiner Jugend und seinen glücklichen Tagen."

„„Zwei überaus frohe und glückliche Tage,"" pflegte er dann zu sagen, „„hat mir der Himmel geschenkt, und das Andenken an sie hat mich mein ganzes Leben hindurch in allen meinen Leiden aufrecht erhalten. Nächst den Festtagen unsrer Kirche sind sie mir die höchsten Festtage im Jahre, und ich feire sie jeden Morgen und Abend durch frohe Erinnerung und herzlichen Dank gegen den, von dem alles gute und Tröstende kommt."

„„Der erste von diesen Fest- und Freudentagen war der Tag meiner Rückkehr von der Wanderschaft. Mein Vater war ein thätiger und ernster Mann, der mir nicht erlaubte, viel umher zu gaffen, sondern mich von klein auf scharf zur Arbeit hielt. Was ein fester Baum werden soll, pflegte er zu sagen, das muß im Winde wachsen, und ein Handwerksmann muß nicht erzogen werden, wie ein Edelmann. Ich ehrte ihn sehr und war folgsam gegen seine Befehle, weil es Gottes Gebot ist, doch nicht immer mit frohem und vollem Herzen; aber meine Mutter liebte ich über Alles, und that mit Freuden, was sie mir hieß. Beide

waren schon hoch in die Jahre, als ich so weit heran gewachsen war, daß ich mich auf die Wanderschaft begeben mußte; denn ich war von zehn Kindern das jüngste und nebst einer Schwester allein noch übrig. Ich verließ sie, mit der Besorgniß, vielleicht keines von beiden wieder zu finden.“ “

„„Mit schwerem Herzen ging ich aus der Stadt, und sah mich oft um; da ich aber bald in die Arbeit kam, wurde ich auch wieder guten Muthes. Acht Jahre bin ich in der Fremde gewesen und habe viel gearbeitet und viel neues gelernt, was mir in der Folge großen Vortheil gebracht hat. Ich hatte öfters Gelegenheit, mich unter günstigen Aussichten als Meister zu setzen; aber so gut es mir auch gehen mochte, so waren meine Gedanken doch immer nach meiner Heimath gerichtet. Es kam mir immer vor, als ob die väterliche Werkstätte die beste auf Erden sey, und diese Nußbäume unsers Hofes die schattigsten und schönsten auf der ganzen Welt.“ “

„„Eines Abends, es war am zweiten Ostertage, als ich müßig am Rhein unter Bäumen saß, und die Sonne mir gegenüber unterging, und der Fluß zu meinen Füßen rauschte und das junge Laub der Bäume über mir, da ergriff mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach den Meinigen. Ich hatte seit geraumer Zeit keine Nachricht von ihnen, und es war mir, als ob ich ihre Stimme hörte, daß sie mich zu sich riefen. Ich war eben ohne Herrn, denn ich wollte noch weiter wandern; aber in diesem Augenblicke beschloß ich nach Hause zurück zu kehren. Ich schnürte also noch an demselben Abend mein Bündel, nahm Abschied von

meinem letzten Meister und trat am folgenden Morgen schon frisch und wohlgemuth meine Heimreise an.""

„„Ich hatte mehr als hundert Meilen zu machen. Es war im Anfange des siebenjährigen Krieges; aller Orten wimmelte es von Werbern, die alles auffingen, und ich gerieth mehr als einmal in große Gefahr. Schon näherte ich mich den Grenzen meines ruhigen Vaterlandes. Ich sah schon von fern die blauen Berge, und erkannte die Stelle, wo die Stadt liegen mußte, da überfiel mich die Nacht, und die Unsicherheit des Weges nöthigte mich in einem Dorfe einzukehren. Auch hier fand ich vier Werber, die sogleich auf mich Jagd machten, mir schmeichelten und droheten, und mich zum Trinken verführen wollten. Aber ich that herzhaften Widerstand. Die Nacht schlief ich nicht viel, und ehe der Morgen anbrach, nahm ich Bündel und Wanderstab und zog davon. Der Weg führte durch ein Gehölz; ich dachte an keine Gefahr; nur nach Hause dachte ich, und zählte die Stunden, wann ich ankommen würde. Plötzlich wurde ich angefallen. Die Werber hatten sich noch früher aufgemacht, als ich, und stürzten aus dem Gebüsch auf mich los. Ich wurde zu Boden geworfen; sie wollten mich binden; aber es gelang mir, einen Arm frei zu bekommen; mit diesem schlug ich den nächsten in's Gesicht, daß er niedertaumelte; den andern stieß ich mit dem Ellenbogen in das Gras; dann sprang ich wüthend auf und schwang meinen Knotenstock mit solchem Nachdrucke, daß sie ihre Säbel fallen ließen und entflohen. Ich zögerte meiner Seits auch nicht. Doch feuerten sie mir nach und die Kugeln pfiffen mir an den Ohren vorüber.

Zum weitern Verfolgen war ihnen indeß die Luft vergangen. Auch hatte ich in kurzem die Grenze erreicht, die Sonne war aufgegangen, und es fing an, auf dem Felde lebendig zu werden.""

„„Unverdroſſen ſchritt ich nun weiter fort und begrüßte jede bekannte Stelle, deren immer mehrere wurden, je näher ich der Stadt kam. Es war kurz nach Mittag, als ich ihre rauchenden Schornſteine ſah, und ich erkannte das Dach des väterlichen Hauſes; aber die Eſſen darauf rauchten nicht. Da pochte mir mein Herz. Ich kehrte in das Hölzchen ein, das am Wege liegt, und ſetzte mich nieder, um meiner Unruhe Meiſter zu werden. Ach, dachte ich, du wirſt Vater und Mutter nicht wieder ſehen! Das Feuer ruht in der Werkſtätte, und ſo wird er wohl auch ruhen, der alte Vater, von aller Mühe des Lebens.""

„„Ich ſtand traurig auf, und ging mit unruhigem Herzen durch das Thor und die lange Gaſſe, ohne um und neben mich zu ſehen, und wie ich um die Ecke mich wendete, und vor unſerm Hauſe ſtand, ſah ich die Thüre der Werkſtätte offen, aber kein Ambos klang und kein Feuer brauſte. Zweifelnd und ungewiß trat ich hinein. Die ganze Werkſtätte war aufgeräumt, wie vor einem Feſttage; alles Werkzeug hing an ſeinem Platz; keine Aſche glühte in der Eſſe; nirgends war eine angefangene Arbeit zu ſehen. Ich ſah mich verwundert um, und war im Begriff, auf die Straße zurück zu gehen, als ſich die Hinterthüre öffnete und mein Vater mit einer Laſt von Eiſen hereintrat. Jetzt war aller mein Kummer überwunden und ich war meines Gemüthes Herr. Als er ſeine Laſt abgeſetzt hatte, trat ich auf ihn zu, grüßte ihn mit

dem Handwerksgruße und fragte an, ob er einen Gesellen brauche. „„„Ihr kommt wie gerufen,““ antwortete er, ohne daß er sich die Zeit nahm, mich genau anzusehen; „„„„und wenn ihr noch ein halbes Dutzend solcher Bursche, wie ihr seyd, mitgebracht hättet, sie sollten bei mir Arbeit finden.““

„„Mein Vater war in meiner Abwesenheit merklich gealtert; sein weißes Haar hing ihm dünn um Stirn und Schläfe; aber es war in seiner Stimme und seinem ganzen Wesen eine muntere Fröhlichkeit, die mir ganz fremd an ihm war. „„„„Nun, legt euer Bündel ab,““ setzte er hinzu, „„„„und zeigt mir eure Kundschaft vor, und wenn ihr gute Zeugnisse mit bringt, so soll euch die Meisterinn zurecht weisen.““ — Mein Herz pochte mir bis an die Kehle hinauf. Ich hörte jetzt, daß meine Mutter noch lebte; aber ich konnte nicht reden, sondern packte stillschweigend meine Kundschaft aus und reichte sie dem Meister hin.““

„„Bedächtig zog jetzt mein Vater die Brille aus der Tasche, nahm sie aus dem Futteral, setzte sie auf, schlug dann die Kundschaft auseinander und las. Ich zitterte vor Erwartung und Freude.““

„„Als mein Vater meinen Namen las, schien er bestürzt; dann sah er mich an, erkannte mich, ließ die Kundschaft auf die Erde fallen, ging zur Hinterthüre hinaus und rief meine Mutter.““

„„Ich wollte ihm nach; aber er kam sogleich zurück, faßte mich bei der Hand und sagte: „„„„Willkommen, Philipp! Gott sey gedankt! Du bist zur guten Stunde gekommen. Diese Hände haben lange gefeiert; aber morgen, so Gott will, wollen wir arbeiten.““

„„Die Mutter nahete jetzt der Thür; ich hörte ihre Fußtritte, und machte eine Bewegung, ihr entgegen zu gehen. Aber mein Vater hielt mich mit der Hand zurück, wendete sich nach meiner Mutter und sagte, als sie herein trat: „„„Gott sorgt für uns, Mutter. Die Werkstätte ist kaum geöffnet, so fragt dieser wackre Gesell nach Arbeit vor. Mach' ihm eine Kammer zurecht, und gieb ihm zu essen. Ich denk', er soll uns für zwei arbeiten.""""

„„Die Meisterinn nannte mich willkommen und reichte mir die Hand. Da war ich nun meiner nicht mehr Herr. Ich zog sie an mich, fiel ihr um den Hals und sagte: Mutter! kennt ihr mich nicht? Da schob sie mich leise zurück, und beide Arme gegen meine Brust gestemmt, sah sie mich mit großen Augen an, fiel mir dann wieder in die Arme und rief: „„„„Ach, mein Sohn, mein Philipp! so seh ich dich wieder und an diesem glücklichen Tage!""""

„„Unsre Ausrufungen hatten die nächsten Nachbarn herbei gelockt, und in kurzem waren wir von alten Freunden und Bekannten umringt, die mir die Hand schüttelten und meinen Eltern Glück wünschten, daß sie an Einem Tage so viele Freude erlebten.""

„„Nachdem die erste Verwunderung vorüber war, und die Neugierigen sich zerstreut hatten, fragte ich nach der Ursache der großen Theilnahme dieser redlichen Nachbarn, und was ihnen für ein Glück wiederfahren sey, und warum das Gewerbe gestockt

habe, und nach Allem, was mir so räthselhaft war. Da erfuhr ich denn, was mir ganz unerwartet war, daß mein Vater, während meiner Abwesenheit, ein Amt bei der Stadt und die Verwaltung einer Kasse erhalten hatte. Leute, die ihm nicht wohl wollten, hatten ihm Unterschleif schuld gegeben; es war eine Untersuchung verhängt und die unglückliche Sache endlich so weit getrieben worden, daß die Werkstätte verschlossen und mein Vater in seinem Hause gefangen gehalten wurde. Zwei volle Monate hatte dieser ängstliche Zustand gedauert, ehe seine Unschuld vollkommen erwiesen ward. Aber gerade an diesem Tage war er durch ein feierliches Urtheil von allem Verdacht einer Untreue auf das vollkommenste gereinigt worden; man hatte die Siegel von seiner Werkstätte abgenommen; die angesehensten Mitglieder des Rathes und der Bürgerschaft hatten sich zu ihm begeben, um ihm Glück zu wünschen; und ihn feierlich in seine vorige Stelle eingesetzt, die er, wie erwiesen worden war, nicht nur redlich, sondern mit eignen Aufopferungen verwaltet hatte.""

„„An demselben Tage kam von dem benachbarten Dorfe meine Schwester mit ihrem braven Manne, dem Cantor des Ortes, und einem Säuglinge auf dem Arme, um, nach einem schweren Krankenlager, den Ehrentag ihres Vaters mit ihrem Kirchgange zu feiern. Statt einer einfachen Freude fanden sie eine doppelte, und wir feierten nun zusammen das dreifache Fest mit stiller Freude und herzlicher Dankbarkeit.""

„„Am folgenden Morgen vor Anbruch des Tages brannte das Feuer wieder in der Esse und ich stand meinem Vater am

großen Ambos gegenüber auf dem Ehrenplatze, den ich so lange behauptet habe, bis ihn der Tod von dem seinigen rückte.""

* * *

„So erzählte mein wackrer Nachbar die Geschichte seines ersten glücklichen Tages."

„Sein zweiter glücklicher Tag, eigentlich ein heiliger Abend eines langen und schönen Festtages, war der, wo er seinen eignen Sohn nach langer Trennung wieder sah."

„Meister Zeiland hatte zwei Söhne, die er zu seinem Handwerke erzogen hatte, und die eben so brave und rechtliche Männer zu werden versprachen als er selbst war. Aber der älteste starb, als er eben im Begriff war, sich als Meister zu setzen, an den Folgen eines Schlags, den er von einem Pferde bekommen hatte; der jüngere wurde auf der Wanderschaft das Opfer einer ansteckenden Krankheit. Der einzige, übrige Trost der Eltern war ein drittes Kind, ein zarter Knabe, und der Liebling seiner Mutter. Zum Handwerke schien dieser Knabe zu schwach; aber in der Schule zeichnete er sich auf eine rühmliche Weise aus. Sein geheimer Wunsch war, zu studiren, und ob dieß gleich gar nicht nach dem Sinne des Vaters war, so wurde er denn doch endlich durch die Bitten der Mutter, durch die günstigen Zeugnisse aller Lehrer des Knaben und durch die ausdrückliche Verwendung des ehrwürdigen Rectors der Stadtschule zur Einwilligung gebracht."

„Niemand war ordentlicher, fleißiger, offner und liebenswürdiger, als der junge Zeiland, der, wie er heranwuchs, immer mehr die Freude seiner Eltern und Lehrer, und das Muster aller

Jünglinge wurde, die mit ihm auf gleichem Wege wandelten. Mit dem glücklichsten Erfolge vollendete er seine Studien, und da er in den nächsten Jahren keine Aussicht zu einer Beförderung in seinem Vaterlande sah, und überhaupt sich noch mehr unter fremden Menschen zu bilden wünschte, nahm er einen vortheilhaften Antrag zu einer Erziehung in einem nördlichen Lande an, mit der Hoffnung, nach Ablauf der bedungenen Zeit, in sein Vaterland zurück zu kehren. Aber die Sache ging anders, als er erwartet hatte. Seine Kenntnisse und Einsichten, sein redlicher Charakter, die liebenswürdige Gefälligkeit, die er gegen jedermann zeigte, erwarb ihm so viele Liebe, daß ihn jedermann besitzen wollte; und er hatte kaum eine Erziehung zur Zufriedenheit der Eltern vollendet, als er durch unwiderstehliche Bitten zu einer zweiten verpflichtet wurde. Die Verhältnisse, in welche er hierdurch gesetzt wurde, gaben endlich der Bestimmung seines Lebens eine unerwartete Richtung. Seine ehemaligen Studien waren unterbrochen; er hatte sich die Sprache, die Gesetze und die Verfassung des Landes zu eigen gemacht; seine Geschicklichkeit in Geschäften hatte sich bei mehrern Gelegenheiten erprobt, und so wurde ihm von seinen Gönnern und Freunden eine der angesehensten bürgerlichen Stellen im Lande fast aufgedrungen."

„Funfzehn Jahre waren auf diese Weise verstrichen, und in jedem der letzten Jahre war der Entschluß, die väterliche Heimath noch einmal zu besuchen, fast immer in dem Augenblicke der Ausführung vereitelt worden. Mit immer wachsender Sehnsucht erwarteten die Eltern das Wiedersehen des wackern und geehrten

Sohnes. Unterdessen waren ihr Trost und ihre Freude die Briefe, die er ihnen schrieb; und oft flossen ihre Thränen, wenn er mit immer gleicher Zärtlichkeit und Ehrerbietung zu seinem Vater und zu seiner Mutter sprach, sich der Tage seiner Jugend erinnerte, und dankbar die Sorgfalt segnete, mit der sie den Grund zu seinem jetzigen Glücke gelegt hatten."

„Eines Sonntags ging Meister Zeiland, der schon ein Mann von mehr als sechzig Jahren war, im schlichten grauen Rock, wie er ihn immer zu tragen gewohnt war, und abgestutzten Haaren, nach der Kirche, als ein schöner Reisewagen neben ihm hinrollte. Ein Kopf kömmt aus dem Wagen heraus, und sieht scharf nach der Schmiede, wendet sich dann nach dem Manne im grauen Rocke, und zieht sich schnell, wie betroffen, zurück. In demselben Augenblicke hält der Wagen am nächsten Gasthofe. Der Fremde springt mit einem Bedienten heraus, und Meister Zeiland geht in die Kirche, ohne sonderlich auf den Wagen und den Reisenden geachtet zu haben."

„Der Gottesdienst nimmt seinen Anfang. Da erste Lied wird gesungen und in der Mitte desselben zeigt sich an der Thüre des gegenüber liegenden Kirchstandes ein Fremder von einnehmender Gestalt, in Reisekleidern, aber anständig gekleidet, und bittet um die Erlaubniß, eintreten zu dürfen. Man öffnet die Thür, man rückt, um ihm Platz zu machen, und die augenblickliche Unruhe, die dadurch entsteht, verursacht, daß auch Meister Zeiland einen Blick hinüber auf den Fremden wirft. Er bemerkt, daß die Blicke dieses Mannes auf ihn mit Aufmerksamkeit gerichtet

sind. Seine Gestalt scheint ihm bekannt; da er aber oft Gelegenheit hat, mit fremden Reisenden von aller Art zu sprechen, so giebt er sich nicht die Mühe, der dunkeln Erinnerung nachzuforschen, sondern wartet, ohne groß auf den Fremden zu achten, den Gottesdienst mit gewöhnlicher Andacht ab."

„Kurz vor dem Ende desselben verschwindet der fremde Mann und wenige Augenblicke darauf verläßt auch Meister Zeiland die Kirche. Mitten auf der Straße kömmt ihm der Reisende wieder entgegen, bleibt vor ihm stehen, sieht ihn einen Augenblick an, und sagt dann mit leiser Stimme: „„Kennt ihr mich nicht mehr?"" Mit einemmal weckt die bekannte Stimme alle schlummernden Erinnerungen auf. Der Vater erkennt seinen Sohn. Sie fallen sich in die Arme mit Ausrufungen einer grenzenlosen Freude. Eine Menge von Menschen versammelt sich auf dem Kirchplatze von dem rührenden Schauspiel angezogen, und begleitet den geehrten Vater und den trefflichen Sohn bis an die Thüre des Hauses. Das Geräusch zieht die Mutter an das Fenster; sie sieht ihren Mann von einer Menge von Menschen umgeben, die an ihm Antheil zu nehmen scheinen, und an seinem Arme einen wohlgekleideten Herrn, beide in freundschaftlichem Gespräche begriffen. Sie ist erstaunt, verwundert; endlich fährt ihr die Ahndung durch den Sinn, der Fremde könne ihr Sohn seyn. In demselben Augenblick erkennt sie ihn auch. Sie eilt die Treppe hinab und an der Thüre fällt sie dem Langersehnten in die ausgebreiteten Arme."

„So viele Jahre der Sohn von seinen Eltern getrennt

gewesen war, so viele Wochen blieb er jetzt bei ihnen, und jeden Tag gab er ihnen Beweise seiner kindlichen Zärtlichkeit, seines dankbaren Herzens, seiner schönen und edeln Gesinnungen. Noch funfzehn Jahre lebten die beiden Alten nach dieser frohen Zeit, und niemals dachten sie daran zurück, ohne frohe Erhebung ihres Herzens zu Gott. Beide starben in einem hohen Alter fast zu gleicher Zeit, und noch im Sterben segneten ihre letzten Worte den guten Sohn, der durch seine Tugenden und seine Liebe den Abend ihres Lebens zu einem heitern und frohen Morgen gemacht hatte."

Der Sonntag.

Nachdem der Vater diese Erzählung nicht ohne Rührung geendigt hatte, nahm jeder seine Reisetasche wieder auf, der Spitz sprang voran, und mit raschern Schritten setzten sie ihre Wanderung fort.

Der Weg ging noch eine Zeitlang an der Berglehne hin; dann senkte er sich durch schattigen Wald und durch zartes, blühendes und duftendes Gebüsch. Die Vögel sangen von den Zweigen herab; die Quellen rieselten hernieder von grauen Felsen in üppiges Moos, und hier und da scherzten Rehe in den tiefen schattigen Buchten, die grün und düster zwischen hochbelaubten Bergen ruheten. Und überall schien das Azur des Himmels durch die grünen Gewölbe, und neugierige Lichtstrahlen drangen in das Dickicht hinein, und vergoldeten der Birken zartes Laub, das in dem blauen Aether bei jedem leisen Athemzuge der Luft erbebte.

Jetzt stieg der Pfad den Hügel hinab und trat heraus in die Ebene. Ein großes weites Amphitheater lag vor ihren überraschten Blicken. Hinter ihnen die emporsteigende Wand des Waldes,

den sie eben durchwandert hatten; zur Seite kühne Felsen, aus deren Klüften und Ritzen sich ein üppiges Grün hervor drängte, und auf den schroffen grauen Häuptern der Riesen einzelne Bäumchen, die, wie auf zarten Füßen, keck am Abhange zu tanzen schienen; vor ihnen eine sonnige Ebene, einem Garten gleich, mit reinlichen Häusern besäet, um die sich alte schattige Bäume drängten; weite, mit frischem Grün überzogene Wiesen, durch die sich klare Wasser ergossen; und lange Reihen von Fruchtbäumen, und Hecken von gelben und rothen Flatterrosen, die prangend wie Blumensträuße auf dem grünen Teppiche ausgestreut schienen.

Langsamen Schrittes gingen unsre Wanderer durch diesen Blumengarten, den in weiter Ferne ein blaues, nebelndes Gebirg umfing. Oft kehrten ihre Blicke nach dem Walde zurück, durch den sie herab gestiegen waren; bald hefteten sie sich auf die fernen Berge, in die sie auch sich noch zu senken hofften; bald auf die nächsten Umgebungen. Denn Alles lud die offnen Blicke ein, und bot sich freundlich der Beschauung dar. Das Fernste führte zu dem Nächsten, das Nächste führte zu dem Entferntesten hin.

„Die Natur hat ihr Sonntagskleid angelegt," sagte der Vater; „diese Blumen, diese Bäume, diese üppigen Wiesen, sie feiern in ihrer stillen Schönheit und Ruhe den himmlischen Frühling, diesen großen Festtag der Natur; und die flüsternden Lüfte, das säuselnde Laub und die murmelnden Bäche beleben diese stille Feier, wie der leise Gesang eines stillen, dankerfullten und gerührten Herzens."

Viele Landleute, die Bewohner der einzelnen Höfe, begegneten ihnen auf dem Wege; Männer und Weiber mit Kindern an der Hand oder auf dem Arme, um nach einer benachbarten Kirche zu gehen. Alle waren sonntäglich geschmückt; alle gingen stattlich und langsam ihres Weges; alle grüßten freundlich, Alt und Jung, in heiterer festlicher Stimmung.

Die Brüdergemeinde.

Der nächste Ort, auf den der Weg unsere Reisenden führte, war ein Pflanzort der herrenhutischen Brüdergemeinde. Hier wollte Herr O... mit seinen Kindern dem Gottesdienste beiwohnen, und sie mit den merkwürdigsten Einrichtungen der Gemeinde bekannt machen.

Bei der Annäherung an diesen Ort bemerkten sie eine wesentliche Verschiedenheit von den Umgebungen anderer Dörfer. Die Wege waren reinlicher und überall auf das beste unterhalten. Ein langer Gang nutzbarer Bäume führte bis in den Ort durch Reihen von Gärten, welche alle auf die nämliche Weise angelegt waren. Ueberall Ordnung, überall Sauberkeit und Regelmäßigkeit. Die Bäume standen in gleichen Reihen nach der Schnur; die Hecken waren sorgfältig beschnitten, mehrere auch künstlich gezogen, mit überragenden Pyramiden und Kugeln in einförmiger Abwechselung. Der Ort selbst bestand aus zwei langen geraden Straßen, die von einer dritten durchschnitten waren. Diese Straßen waren alle von gleicher Breite, die Häuser von gleicher Bauart, wohl unterhalten, sauber, aber einfach und ohne Verzierung. Nur wenige Menschen belebten die Wege, und alle diese hatten einerlei Tracht,

eine ähnliche Haltung des Körpers und sogar in den Gesichtszügen eine gewisse Uebereinstimmung. Wenn sie grüßten, schlugen sie doch die Augen nicht auf, und zeigten überhaupt keine Neugierde und Theilnahme. Jedes schien nur an sein Geschäft zu denken, und ging still seinen Weg, ohne Eilfertigkeit und Hast. Müßig stehende oder im Gespräch begriffene sah man nicht.

Herr O... fragte einen der Begegnenden, ob man die Gewerke besehen könne, und erhielt zur Antwort, der Gottesdienst werde in einer Viertelstunde seinen Anfang nehmen; nach Endigung desselben werde man ihm Alles zeigen, was ihm zu sehen beliebe.

Der nächste Gang war nun nach der Kirche, die eben so einfach war, wie alles übrige. Rund um sie zog sich der ungeschmückte Gottesacker her, mit niedrigen Leichensteinen, die flach auf der Erde lagen, und mit kurzen Inschriften, die den Namen des Ruhenden anzeigten, und seinen Geburtstag, und wenn er heimgegangen sey. — „Warum heimgegangen?" fragte Theodor. — „Weil ihnen das Leben eine Wanderschaft dünkt," antwortete der Vater; „oder eine Verbannung von dem Anschauen der Gottheit, zu welcher der Tod die Frommen zurückführt. So schmücken sie den traurigen Gedanken des Abscheidens von den Freuden der Welt mit dem Bilde der frohen Rückkehr eines armen Reisenden, der, wenn er die Stürme und Ungewitter, die brennende Mittagshitze und den Frost der Nächte auf einer langen Wanderung ertragen hat, zu der ersehnten Heimath der geliebten Eltern zurückkehrt, an die er immer dachte, und auf die

er immer hoffte, sich stärkend mit ihrem Andenken, wenn er verschmachten oder kraftlos in den Wellen untergehen wollte."

Die Gemeinde hatte sich unterdessen versammelt; jedes saß an seiner Stelle mit gesenkten Blicken still und ehrbar; jede unvermeidliche Bewegung war so viel als möglich geräuschlos. So war auch ihr Gesang, ohne Musikbegleitung, langsam und leise, wie Seufzer des demuthvollen, liebenden Menschen, der sich schüchtern mit seiner Ergebung dem Unendlichen nahet.

Nach dem Gesange trat der Prediger auf, ein Greis von hohen Jahren, aber von ungeschwächter Kraft. Sein Gang und Auftritt war fest, seine Haltung die eines kräftigen Mannes; nur sein Nacken war etwas gesenkt. Weiße Haare hingen ungeschmückt an seinen Schläfen herab. Die Züge seines Gesichtes waren regelmäßig, die ganze Bildung kräftig und groß; aber um Augen und Lippen schwebte sanfte Milde und Liebe, auch ehe sie durch Sprechen belebt wurden. Der Ton seiner Stimme war zugleich fest und sanft, ohne Anstrengung und ohne Weichlichkeit; innig, herzlich, edel und einfach.

Eben so einfach war das, was er sagte. Es schien ohne Vorbereitung aus einem tiefbewegten Herzen zu quellen; dem Inhalte nach wohlbewährter und sichrer Glaube; dem Ausdrucke nach die Eingebung des gegenwärtigen, feierlichen Augenblicks.

Die Kinder waren tief bewegt und von Andacht durchdrungen, als ob sie die Stimme eines himmlischen Boten hörten. Der ganze stille und anspruchslose Gottesdienst gefiel ihnen wohl; und er gefiel ihnen doppelt an diesem heitern Morgen und nach

den frohen Erscheinungen der Natur, die sie durchwandert hatten. Denn die dunkeln Töne, mit denen die Natur zu ihrem Herzen gesprochen hatte, wandelten sich in dem Munde des frommen Mannes zu Worten der Andacht um, und die verworrenen Anklänge in ihrem Innern wurden hier zu einem harmonischen Gesang.

Nach geendigtem Gottesdienst gingen unsre Wanderer einigemal die Straße auf und ab; dann nahmen sie das Innere der Einrichtung in Augenschein, die Arbeitssäle, die Schlafhäuser, die Vorräthe, die wohlgearbeiteten, tuchtigen Waaren. Ueberall Ordnung, Regelmäßigkeit, Gehorsam gegen die bestehenden Einrichtungen, Gewerbfleiß, Reinlichkeit. Alles war abgemessen, bequem und still; man mußte Alles loben; doch war den Knaben nicht recht gemüthlich dabei. Sie kauften Einiges für Auroren, und eilten dann, mit erneuter Sehnsucht, aus aller der Einförmigkeit hinaus in den Garten der freien Natur.

Die Eisenhütten.

Drei Tage lang waren unsre Wanderer schon gereist, mit immer gleichem Erfolge und günstigem Himmel. Immer spielte eine frische, erquickende Luft um ihre offene Brust, wenn die Sonne heiße Strahlen herabschoß; und kühle, klare Bäche kamen ihnen entgegen, um ihren Durst zu löschen und den Staub von ihrer Stirn zu waschen. Ihre Mahlzeiten hielten sie meistentheils unter dem Zelte des freien Himmels, am Fuße schattiger Bäume, in der Nähe einer Mühle oder eines Gehöfes, von wo sie die nöthigen Bedürfnisse abholten.

Am Abend des zweiten Tages hatten sie den Fuß des blauen Gebirges erreicht, nach welchem sie steuerten. Sie erstiegen die vordern Hügel, und die Sonne näherte sich schon dem Rande der Berge, als sie zu einem engen Thale gelangten, an dessen Eingange einige ärmliche Hütten hingen. Hohe Felsen thürmten sich zu beiden Seiten auf, und dunkle Tannen starrten an ihnen empor, in deren tiefen Schatten sich ein mächtiger Bach brausend und schäumend durch Steine drängte, dann über eine glatte Felswand herabstürzte, und in einer kleinen Entfernung zum breiten, glatten Wasserspiegel ward, aus dessen reinem Crystall die ganze

wilde Umgebung verklärt herausstrahlte. An dem Ufer des Wasserfalls standen Ziegen und leckten den kochenden Schaum; Kinder spielten sorglos umher; eine Mutter saß am Rande mit ihrem Säuglinge an der Brust und das stürzende Wasser hüpfte von Zeit zu Zeit an ihren nackten Füßen hinauf. Ueberall unter den überhängenden Felsen hatten die dürftigen Bewohner des Thals enge Hütten gebaut, und in ihren Nissen und Klüften waren ihre ärmlichen Schätze, Stroh, Reisig und Holz aufgeschichtet.

Die Neuheit dieses Anblicks überraschte die Knaben. Sie verweilten eine geraume Zeit an dem Eingange des Thals, froh, verwundert und von dem Getöse betäubt. Die himmelhohen Felsen, die düstern Schatten, das schäumende Wasser, der donnernde Sturz, und fernher aus der Tiefe des Thals das einförmige Pochen der Eisenhammer, Alles versenkte sie in tiefes Schweigen und stumme Betrachtung. Ihre Brust war zusammengezogen. Bald stiegen ihre Augen zu dem Gipfel der Felsen hinauf, bald senkten sie sich zu dem Wasserfall hinab, bald ruhten sie auf der stillen Fläche des Teiches aus.

Einige der letzten Strahlen der Sonne, die schon an dem Rande der Berge zerfloß, fielen jetzt zitternd durch die Bäume auf das gebrochene, schäumende Wasser, das sich auf einmal mit zwei und dreifachen Farbenbögen umzog. Ein anmuthigeres, glänzenderes Schauspiel mitten in der düstern, schauerlichen Scene war nicht zu ersinnen.

Das Antlitz der Sonne war jetzt ganz hinter die Berge getreten; Alles sank in ein tieferes Dunkel zurück; nur die obersten

Ränder der Felsen und die Wipfel der Tannen umspann noch ein zarter Saum des flüssigen Goldes. Da setzten die Wanderer ihre Reise weiter fort, tiefer in das Thal, nach den Eisenhütten zu, wo sie die Nacht zubringen wollten. Ein schmaler Pfad führte sie an den Bergen hin durch den Wald; über ihnen rauschten die Bäume; von unten herauf brauste der Bach, und zu all' dem verworrenen Getöse schlugen die Eisenhämmer ihren einfachen Takt.

Langsam und schweigend verfolgten sie ihren düstern Weg. Die Dämmerung zog von Osten her ihren Mantel immer dunkler und dunkler über den Himmel, und einzelne Sterne blickten verstohlen durch den dämmernden Schleier. Bald war das ganze Gewölbe über und über mit goldenen Funken besät. Es war schon ganz Nacht, als sie der Weg aus dem dichtern Walde führte, und sie mit einemmal, in geringer Tiefe unter sich, an dem Rande des Mühlwassers, eine Reihe von Eisenhütten erblickten, welche das dunkelrothe Licht hoch aufschießender Feuersäulen magisch erleuchtete. Die Knaben jauchzten vor Freude, und hoben ihre Arme empor, mit dem stürmenden Feuer hinaufwärts strebend. Auch der Vater war freudig überrascht. Das Wasser floß in rothem Wiederschein; und in dem matten röthlichen Lichte wandelten die schwarzen Gestalten der Arbeiter geschäftig hin und her. Rund um aber war das kleine Nachtstück von undurchdringlichem Dunkel schwarzer Wälder eingefaßt.

Der Weg senkte sich in das Thal; die Wanderer kamen an den Eisenhütten an, und besahen Alles mit Muße und Neugierde:

die Flammen des hohen Ofens und die glühenden Fluthen geschmolzenen Eisens, die sich daraus ergossen; die sprühenden Eisenmassen; die mächtigen Pochwerke; die Zeunhämmer, die Drahtzangen, und was sonst noch sehenswerth war. Hierzu wendeten sie auch noch einen Theil des folgenden Morgens an. Sie brachten die Nacht bei einem wackern Aufseher zu, der die endlosen Fragen der wißbegierigen Knaben durch gutmüthige, belehrende Antworten befriedigte, und auch am folgenden Tage ihr Führer und Lehrer war.

Die Einsiedelei.

Bei der Fortsetzung ihrer Wanderung drangen unsre Reisenden immer tiefer in das Gebirg. Sie stiegen auf und ab und durchstrichen die dichten Wälder, die sich bald wie ein unermeßliches, grünes, wogendes Meer um sie her zogen, bald auf riesenhohen Stufen bis zum Himmel strebten. Mehr als einmal scheuchten sie Rudel weidender Hirsche auf; bisweilen setzte ein Fuchs mit hoch aufgerecktem, buschigtem Schweife über den Weg und über die Büsche hin; oder ein Geier schwebte mit edlem Schwunge dem Neste seiner Jungen zu. Oft auch überraschte sie mitten im wilden Dickicht ein freier, offner, sonniger Platz mit Blumen besät, oder ein lachendes Dörfchen im Schooße eines Thales; oder ein brausender Wasserfall, oder von der Spitze himmelhoher Felsen eine weite Aussicht in das tief unten dämmernde Land mit seinen nebelnden Städten und Dörfern.

Eines Tages, es war der fünfte ihrer Wanderung, stiegen sie einen steilen Berg herab, und nach einer kleinen Krümmung des Weges sahen sie sich unvermuthet in einem geräumigen Thal, das auf der einen Seite mit einer schroffen Wand grauer Felsen gesperrt, auf der andern mit sanften schwellenden Hügeln geschlossen

war. Zwiſchen dieſen glitt ein ſtilles, ſilberhelles Flüßchen hervor, über das eine hölzerne Brücke in ein engeres Thal führte, das mit lichten Gruppen ſchlanker Bäume geſchmückt war. In dem fernſten Winkel erhoben ſich über ſanften Hügeln hohe Felſenmaſſen mit mannichfaltigem Geſtripp bewachſen, aus dem die mächtigen Ruinen einer alten Burg hervorblickten, die jetzt von dem Glanze der Sonne maleriſch umzogen waren. Unter ihr, an dem Fuße der Hügel, blickte das rothe Dach eines kleinen freundlichen Landhauſes durch die untern Zweige uralter Bäume hervor, und hölzerne Bänke und ein ſteinerner Tiſch in ihrem Schatten ſchienen die ermüdeten Wanderer zu ſich einzuladen. Unſre Reiſenden bedurften des Ausruhens. Sie waren den größten Theil des Tages gegangen, und hatten hohe Berge überſtiegen, um vor Nacht einen Ort zu erreichen, der noch eine kleine Meile entfernt war. Das einſame Landhaus lag nicht weit von ihrem Wege ab. Sie fühlten ſich angezogen durch ſeine ſtille, freundliche Lage; und da ſie nicht wußten, ob ſie ein Dorf in der Nähe finden würden, beſchloſſen ſie, an dieſer anmuthigen Stelle einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen.

In dieſer Abſicht gingen Alle an die Thür des Hauſes und klopften an. Die Thür öffnete ſich; eine junge Perſon trat heraus, grüßte die Fremden und fragte: was zu ihrem Dienſte wäre? Herr O... antwortete ihr, ſie wären Reiſende, die durch das Gebirge wanderten und ein wenig vom Wege abgekommen wären. Sie wären ermüdet und hungrig, und bäten, wenn es geſchehen könnte, um einige ländliche Erfriſchungen.

„Treten Sie herein," antwortete das Kind, „wenn es Ihnen gefällig ist."

Der Anblick und das Betragen dieses Kindes überraschte Alle. Sie schien nicht viel über vierzehn Jahre alt zu seyn. Ihr Wuchs war zart und schlank, und wurde durch die dunkle Farbe eines braunen Kleides gehoben, das sie einfach aber geschmackvoll umgab. Lange Ermel verhüllten ihre zarten Arme, und zwischen den zierlichen Fingern hielt sie eine Nähterei. Ihr Hals war frei; ihr Köpfchen von Zöpfen blonder Haare umflochten, aus welchem einige Locken auf die Stirn und zur Seite herab fielen. Die Bildung ihres Gesichtes war unbeschreiblich angenehm und ausdrucksvoll; eine leise Freundlichkeit schwebte um ihre Lippen, als sie sprach; aber ihre großen blauen Augen waren ernst und ruhig.

Sie traten herein auf die Hausflur und in das geöffnete Zimmer. Alles war reinlich, aber einfach; ein Tisch von weißem Holze, Stühle von Schilf und Rohr geflochten; an der Wand eine Flinte, ein Säbel und ein kleines Gemälde einer anmuthigen, weiblichen Gestalt, die, nur ausgebildeter und älter, der Gestalt des liebenswürdigen Kindes glich. Das war der Hausrath und Schmuck des weißgetünchten Zimmers.

Das Mädchen kam mit einer Schaale voll Erdbeeren zurück. „Wollen Sie hier bleiben?" sagte sie, „oder wollen Sie sich lieber in den Schatten der Bäume setzen?"

„Unter die Bäume, wenn es Ihnen gefällig ist."

„Sehr gut. Ich will Ihnen sogleich noch Milch und Brod und die nöthigen Geräthe bringen."

„Sie sind sehr artig, liebes Kind.“

Das Mädchen ging und kam, und in wenigen Augenblicken waren die Anstalten unter den Bäumen gemacht. Sie wollte sich entfernen. Herr O... bat sie zu bleiben und ihm und seinen Kindern Gesellschaft zu leisten. „Verzeihen Sie,“ antwortete das Kind; „ich will meinen Vater rufen.“

Nach einem kurzen Verzug trat sie von einer andern Seite her aus dem Gebüsch, und nach ihr ein Mann von ansehnlichem Wuchse. Eine Flinte hing auf seiner Schulter; er blieb einen Augenblick stehen und sah nach dem Platze hin, auf den sich unsre Reisenden niedergelassen hatten; dann ging er mit beschleunigten Schritten auf sie zu. Seine Tochter begleitete ihn nicht unter die Bäume, sondern kehrte in die Büsche zurück. Herr O... stand auf, ging ihm einige Schritte entgegen, und bat um Verzeihung, daß er sich die Freiheit genommen, bei ihm einzukehren. — „Sie sind willkommen,“ sagte der Herr des Hauses; „es ist ein seltener Fall, daß Reisende bei uns einkehren; sie finden nur wenig bei uns; aber rechtschaffene Leute nehmen wir mit Vergnügen auf.“

Der Ton und die Aussprache dieses Mannes verrieth eine fremde Abkunft. Seine Bildung war männlich und edel; die Farbe seines Gesichtes braun. Seinen Mienen nach schien er das funfzigste Jahr noch nicht zurückgelegt zu haben, aber sein Haar war grau, wie das Haar eines Greises. Sein Anstand war frei und ungezwungen, wie eines Mannes von Welt und Bildung.

Nach den ersten allgemeinen Gesprächen über die Gegend, das Wetter und die benachbarten Orte, sagte Herr O...: „Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit, aber ich wünschte zu wissen, ob Sie in dieser Gegend einheimisch sind, und ob das liebenswürdige Kind, das uns so freundlich aufgenommen hat, Ihre einzige Gesellschaft ist?"

„Rechnen Sie noch einen alten Diener dazu, der mich nie hat verlassen wollen, und eine Magd, aus dem benachbarten Dorfe, so haben Sie die ganze Familie, die hier Winter und Sommer zubringt."

„Und fühlen Sie nicht bisweilen ein Bedürfniß, auch andre Menschen zu sehen?" sagte Herr O....

„Allerdings; auch fliehe ich den Umgang der Menschen nicht; aber da ich niemanden in der Nähe kenne, so ist meine Sehnsucht nicht groß darnach. In meinen Jahren knüpft man nicht leicht Verbindungen an, wenn die schönsten und wünschenswerthesten Banden, die eine bessere Zeit geknüpft hatte, gewaltsam zerrissen worden sind."

Bei diesen Worten schien ein leiser Seufzer auf seinen Lippen zu schweben, und seine feuchten Augen richteten sich dem Himmel zu.

Das holde blonde Kind trat in diesem Augenblicke wieder aus dem Gebüsche hervor, näherte sich seinem Vater, und sagte ihm etwas leise in das Ohr. Der Vater schlang einen Arm um sie und druckte sie sanft an sich; dann sah er sich um und sagte: „Du hast Recht, Rosalie; der Himmel umzieht sich; wir werden ein

Gewitter haben." — Dann wendete er sich an Herrn O... „Sie können Ihren Weg heute nicht fortsetzen. Sie würden in Gefahr gerathen, von dem Gewitter überrascht zu werden, das sich zusammenzieht; und bei etwas heftigem Regen läuft das Wasser in diesen Gebirgen stark an. Ueberdieß sind Sie ermüdet, und ich biete Ihnen und Ihren Kindern ein Obdach in meinem Hause an."

Herr O... nahm dieses Anerbieten mit Vergnügen an. Er wünschte den fremden Mann näher kennen zu lernen, der, wie es schien, durch unglückliche Schicksale in diese Einsamkeit verschlagen worden war. Sein stilles, anspruchsloses und edles Wesen zog ihn an. Vielleicht, dacht' er, möcht' ich etwas zur Erleichterung der Last beitragen können, die auf den Schultern dieses Mannes liegt.

Die Luft, die bisher schwül und still gewesen war, gerieth auf einmal in heftige Bewegung. Plötzliche Windstöße stürzten von den Bergen herab; der Himmel bedeckte sich mit dunkelm Gewölk. Schon rollte der Donner von fern und brach sich dumpf in den Thälern. Die Wälder brausten. Heftigere Donnerschläge schallten immer näher und näher, und der Wiederhall verstärkte die tiefen, furchtbaren Töne. Auch die niedrigern und nähern Berge hüllten sich jetzt in schwarze Wolken ein, und flammende Blitze stürzten schnell hinter einander aus dem dicken Gewölk auf die Gipfel der Tannen.

Die Sonne ging unter und ihre letzten Strahlen mischten sich furchtbar mit dem schwarzen Gewölk. Jetzt strömte der

Regen in das Thal herab; die Blitze wurden schwächer, der Donner entfernte sich, und als die Nacht die Gegend umher bedeckte, stieg der Mond in Osten herauf, und streute seinen blassen Schimmer auf die erfrischten Wiesen, die brausenden Bäche, die schwankenden Bäume und die einsamen Trümmer der zerstörten Burg, die still und trauernd das dunkle Thal überschaute.

Der Ausgewanderte.

Während des Gewitters hatten sich beide Familien in das Innere des Hauses zurückgezogen, und indem die Väter ernste Gespräche führten, unterhielten die Kinder Rosalien von den Merkwürdigkeiten ihrer Reise, von ihrer Heimath und der kleinen Aurora. Unter dem Rollen des Donners und dem Brausen der Stürme schien das gegenseitige Wohlwollen, das Zutrauen und die Heiterkeit Aller zu wachsen.

Rosalie ging bisweilen hinaus, um mit La France, dem alten Diener, ein kleines Abendessen und ein Nachtlager für die Fremden zu bereiten. Alles wurde still und ohne Geräusch besorgt.

Als sich nun die Gesellschaft um den gemeinsamen Tisch geordnet hatte, Herr O... zu oberst, neben ihm der Besitzer des Hauses, zunächst Rosalie, und neben ihr Theodor, war aller Zwang, der fremde Menschen von einander entfernt hält, verbannt, nicht anders, als ob sie vieljährige Nachbarn und Bekannte gewesen wären. Das ernste Angesicht des fremden Mannes hatte sich aufgeheitert; seine schwarzen Augen ruheten mit Wohlgefallen bald auf den fremden Kindern, bald auf Rosalien; der Ton seiner Stimme war milder als zuvor; nur um seinen Mund war noch

ein Zug von Schwermuth und Traurigkeit sichtbar, der dem Frohsinne nicht weichen wollte.

Herr O... richtete das Wort öfters an Rosalien. Sie antwortete immer ohne Verlegenheit, mit Verstand und Anmuth. Er fragte sie unter andern: Ob sie nie Langeweile habe, und ob es ihr immer in diesem stillen Thale gefalle? — „Nicht immer so wie heute," antwortete sie mit einigem Erröthen; „aber ich würde nie etwas vermissen, wenn ich meinen Vater immer so froh und heiter sähe."

„Der heutige Abend," sagte der fremde Mann hierauf, „der mir durch einen glücklichen Zufall die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Familie verschafft hat, ruft mich stärker in die Welt zurück, als mir seit langer Zeit geschehen ist. Ach, er frischt in meinem Gedächtnisse das Andenken der frohesten und glücklichsten Tage auf, die ich in meinem Vaterlande, in der Stille des Landlebens, und in dem Umgange mit theuern und weisen Freunden genossen habe. Diese Freunde sind nicht mehr, und ich glaubte der Welt fortan entbehren zu können, wenn ich mich in der Einsamkeit und dem Schooße der Natur der Bildung meiner Tochter ausschließend widmete. Aber ach! ich fühle jetzt wieder, daß der Austausch von Ideen mit erfahrenen und geistvollen Menschen noch einen höhern Genuß gewährt, als die Gestalt der Natur, der wir erst eine Sprache leihen müssen, ehe sie unser Gemüth lebendig bewegt."

„Ich würde mich glücklich preisen," erwiederte Herr O..., „wenn dieses ohngefähre Zusammentreffen eine Veranlassung würde,

einen edeln Mann mit der Welt auszusöhnen, die noch Ansprüche auf ihn zu machen hat. Sie haben die Freunde Ihrer Jugend verloren; dieser Verlust ist unersetzlich; aber einen erquickenden und erheiternden Umgang werden Sie überall finden, wo es rechtschaffene und wohlgesinnte Menschen giebt."

„Schon seit einiger Zeit," fuhr der Fremde fort, „ist der Wunsch in mir rege geworden, unter Menschen zurückzukehren; aber ich habe ihn nie ernstlich verfolgen mögen, da mir der Gedanke, dieses stille friedliche Thal mit dem Geräusche der Welt zu vertauschen allzu schmerzhaft war. Hier habe ich Sicherheit und Frieden gefunden, als die Welt mich verfolgte; hier hat die lindernde Hand der Zeit die Wunden geheilt, die mir die Grausamkeit der Menschen geschlagen hat. Auch würde ich es vielleicht nie über mich gewinnen, wenn mir nicht der Himmel dieses Kind erhalten hätte. Aber der Sturm, der ihren Vater von seiner Heimath und seinen Freunden verschlagen hat, soll nicht auch ihre Blüthe zerstören, ehe sie sich entfaltet hat. Sie bedarf des Umgangs mit ihrem Geschlecht, und ich will ihr nicht auf immer die Seligkeiten der Freundschaft entziehen."

Rosalie schmiegte sich bei diesen Worten an ihren Vater, und sah erröthend an ihm hinauf. Er küßte sie auf die Stirn und fuhr fort:

„Sie entbehrt der milden Pflege einer Mutter; sie soll nicht auch das Geleit einer Freundinn auf dem Wege des Lebens entbehren."

Sein Herz war bewegt; er schwieg einige Augenblicke und

sah vor sich hin; dann sagte er mit einem sanften und gerührten Tone

„Seit drei Jahren hab' ich die Freuden herzlicher Mittheilung entbehrt; ich glaubte mein Herz auf ewig verschlossen; aber noch geht es mir unter guten und theilnehmenden Menschen auf."

Nach einem kurzen Schweigen fuhr er fort: „Die Menschen haben mich grausam gemißhandelt. Sie haben mir Freunde, Vermögen und Vaterland entrissen; die Freundinn meiner Jugend, die treue Gefährtinn meiner männlichen Jahre, die Mutter meiner Rosalie, ist ein Opfer ihrer Grausamkeit geworden! Sie haben mir meinen Sohn entführt! Aber doch hängt mein Herz noch an den Menschen; ich fühle es, daß ich sie noch liebe, und nie aufhören werde, sie zu lieben."

Herr O... legte seine Hand zutraulich auf die Schulter des fremden Mannes und sagte: „Theilen Sie uns, guter Mann, die Geschichte Ihrer Unfälle mit. Ein Schmerz, den man ausspricht und in wohlwollende Gemüther niederlegt, verliert seinen Stachel. Auch können Sie mich nicht mehr verpflichten, als wenn Sie mich näher mit einem Manne bekannt machen, der mir schon bis jetzt durch seine Unterhaltung eine so große Achtung eingeflößt hat."

„Ich will Ihrer Aufforderung und dem Antriebe meines eignen Herzens folgen," sagte der Fremde, „und Ihnen die Geschichte meiner Unfälle und Leiden erzählen. Diese Erzählung wird zugleich eine Rechtfertigung meiner Zurückgezogenheit seyn.

Sie wird Ihnen zeigen, daß ich mich von der Welt nicht aus thörichtem Menschenhasse entfernt habe."

„Ich bin in Frankreich geboren, von einer deutschen Mutter und einem französischen Vater. Nachdem ich meine Studien geendiget hatte, machte ich meine Laufbahn in der Armee, und stieg bis zum Obersten. Als ich aber durch den Tod meines Vaters in den Besitz einiger Güter kam, die einer besondern und unmittelbaren Aufsicht bedurften, nahm ich meinen Abschied, verließ die Stadt, und zog auf das Land, wo ich mich dem harmlosen Geschäfte der Landwirthschaft widmete. Mein Leben war das glücklichste, das man sich träumen kann. Ich hatte mich einige Jahre vor meiner Entfernung von Paris verheirathet. Meine Hortense war auf dem Lande erzogen, und nie hatte das Geräusch und der Glanz der großen Welt sie den frommen und unschuldigen Neigungen ihrer Jugend untreu gemacht. Auch in der Hauptstadt zog sie die Einsamkeit und den Umgang mit Wenigen jeder Lustbarkeit vor; und die Nachricht, daß wir Paris verlassen würden, um an dem lachenden Ufer der Loire, in dem Garten von Frankreich, unsere Wohnung aufzuschlagen, machte sie so glücklich, daß sie den Augenblick der Ausführung dieses Vorsatzes kaum erwarten konnte."

„Das Landhaus, das ich gewöhnlich bewohnte, lag an dem Fuße eines sanften Hügels, dessen Höhen mit einem lichten Gehölze gekrönt, der Fuß mit Gartenanlagen geschmückt war, welche das Haus auf beiden Seiten umfaßten und von den sanften Fluthen des Stromes bespült wurden. Die Aussicht war lachend und mannichfaltig; auch das Leben war es, das ich in dem Innern

meines Hauses führte. Hortense hatte mir zwei Kinder geboren, einen Knaben und dieses Kind, das mir der Himmel allein in dem Schiffbruche meines Glückes erhalten hat. Die Wartung und Sorge dieser geliebten Kinder beschäftigte sie den größten Theil des Tages. Oft begleitete sie mich zu meinen ländlichen Geschäften, und theilte mit mir die Sorge der Aufsicht. Der Abend war dem Lesen, dem Gespräche mit Freunden und dem gesellschaftlichen Umgange gewidmet. Zwei meiner ältesten und liebsten Freunde, welche gleiche Neigungen mit mir theilten, wohnten in einer kleinen Entfernung von mir. Wir besuchten uns oft, und bisweilen wurden unsre heitern Zirkel durch entferntere Besuche vergrößert und belebt. Auch mein jüngerer Bruder, der sich der Kirche und den Wissenschaften gewidmet hatte, brachte einen großen Theil des Jahres bei mir auf dem Lande zu, wo er eine ausgesuchte Bibliothek angelegt hatte, und theilte hier seine Muße zwischen den Studien und der Bildung meiner Kinder, die er wie ein zweiter Vater liebte."

„So waren fast zehn Jahre dahin geschwunden, in dem frohesten und heitersten Genusse, der durch die geringen Unfälle des alltäglichen Lebens fast mehr erhöht, als gestört wurde, als die bürgerlichen Unruhen ausbrachen, welche ganz Europa mit Schrecken und Entsetzen erfüllt haben. Sie wissen, wie bald die tröstenden Aussichten auf eine beglückende Wiedergeburt des französischen Volkes, auf die Errichtung eines unerschütterlichen Reiches der Gesetze, der Ordnung und der Gerechtigkeit verschwanden, und wie an die Stelle des verheißenen herzerhebenden Glücks ein

Ungeheuer von Gewaltthätigkeit, Ruchlosigkeit und Raubsucht trat. Schaaren von Räubern zogen durch das Land, und übten alle Arten von Greueln im Namen des Gesetzes und der Menschenrechte aus. Auch in unsre friedlichen Gegenden drangen sie ein und verscheuchten die Ruhe, die wir bis jetzt genossen hatten."

„Eines Tages wurde mein Haus von einer dieser Rotten bedrohet; aber die Einwohner des Dorfes, die mich liebten, griffen zu den Waffen, umlagerten meine Wohnung und vertheidigten sie. Die Räuber wurden zurück geschlagen, aber die Fluthen der Loire färbten sich mit dem Blute meiner tapfern, gutmüthigen Vertheidiger. Ich selbst wurde im Gefecht verwundet, und meine arme Frau starb fast vor Angst und Schrecken bei ihren Kindern in dem Innern des Hauses."

„Ich sah jetzt, daß wir hier nicht länger sicher waren. Ich setzte mich, meine Familie und die redlichen Einwohner meines Dorfes durch ein längeres Verweilen in dieser Gegend den größten Gefahren aus. Dieselben Scenen konnten sich erneuern, und unser Leben stand auf dem Spiel. Wir verließen also diesen reizenden Aufenthalt und benetzten mit Thränen die Plätze, welche so lange Zeugen unsers stillen Glücks gewesen waren. Wir haben diesen Ort nicht wieder gesehen; und diese erste Wanderung war der Anfang des größern Unglücks und der schmerzhafteren Trennungen, die uns bevorstanden."

„Die Gebirge von Auvergne waren unser Zufluchtsort. In einem stillen Thale, dem nicht unähnlich, das ich jetzt bewohne, in der Nähe eines kleinen Dörfchens, fand ich eine bequeme

und friedliche Wohnung. Furchtbare Felsen schützten den Zugang zu dieser anmuthigen Freistatt, welche die Stürme des Aufruhrs noch nicht erreicht hatten. Ich war unbekannt in der Gegend, und verbarg meine Geburt, die in dem ganzen Reiche ein Gegenstand der grausamsten Verfolgungen geworden war. Nur selten drangen die furchtbaren Neuigkeiten der allgemeinen Staatsverwüstung in die Wohnungen meiner armen unschuldigen Nachbarn, und ich hutete mich, ihre Ruhe durch die Mittheilung dessen zu stören, was ich theils schon wußte, theils in einem etwas entfernteren Städtchen durch meinen treuen La France erkundete."

„Bei aller äußern Ruhe, die wir hier genossen, war doch mein Herz von Kummer zerrissen, wenn ich an die Greuel dachte, die den Boden meines Vaterlandes bedeckten, und an die Ermordung so vieler Edlen, an deren lange Reihe sich auch, nach unendlichen Leiden und Mißhandlungen, der rechtschaffenste aller Könige schloß. Ich sah alle meine Freunde von dem Messer der blutdurstigen Parthei bedroht, und zitterte für das Leben meines Bruders, den beim Ausbruche des Krieges unvermeidliche Geschäfte nach der Hauptstadt gezogen hatten. Seit mehreren Monaten hatte ich keine Nachrichten von ihm. Umsonst versuchte ich es mehrmals, durch Umwege zu schreiben; denn so unglücklich waren jene Zeiten, daß die heiligsten Bande der Natur für ein Verbrechen, und die Mittheilungen der Liebe und Freundschaft für eine Lästerung des Vaterlandes gehalten wurden."

„Zu diesen Leiden meiner Seele kam noch ein häuslicher Kummer. Natalie hatte sich auf unsrer Flucht beim Einsteigen in

den Wagen beschädigt; das Uebel schien anfänglich unbedeutend; aber allmählig entwickelte sich am Knie eine Geschwulst, die sie nicht nur vollkommen lähmte, sondern selbst ihr Leben bedrohte. Ihre blühende Farbe verschwand; ihre Augen waren erstorben. Sie nahm an nichts Theil. Denn auch ihre geistigen Kräfte schienen der Macht des Uebels zu erliegen, das ihren Körper verzehrte."

„Meine Besorgnisse, der Schmerz der Mutter war unbeschreiblich. Die Einsamkeit der Gegend entfernte uns von aller Hülfe; auch in dem entferntern Städtchen war kein Arzt, dem man sich mit einiger Zuversicht hätte anvertrauen können. Nur in der Hauptstadt konnte ich Rettung erwarten."

„Der Wunsch, ein Kind zu erhalten, das ich vor der Zeit langsam verwelken sah, setzte mich endlich über alle Bedenklichkeiten hinweg. Ich entschloß mich, sie nach Paris zu bringen, und die Furcht vor der nahen Gefahr siegte auch in dem Herzen meiner Hortense über die entferntern Besorgnisse. Ich ließ meine Frau mit einer bejahrten Mutter zurück, die unsre Einsamkeit theilte, und von Alter und Kummer gedrückt das Ende ihrer Laufbahn wünschte und erwartete. Sie bedurfte einer aufmerksamen Pflege und Wartung, und Hortense erfüllte alle Pflichten einer gewissenhaften und zärtlichen Tochter."

„Ich hatte zu meiner Reise einen Zeitpunkt gewählt, wo die erschöpfte Wuth der Tyrannen ein wenig zu rasten schien. Meine lange Entfernung von Paris mußte mich dort unbekannt gemacht haben, und ich fürchtete nicht, daß der Vorfall, der mich

aus meinem Landsitze vertrieben hatte, einige bedeutende Folgen haben konnte. Ich nahm also Abschied von meiner Frau, mit der Hoffnung, sie bald durch die Rückkehr unsers geretteten Kindes zu erfreuen. Ich gestehe indeß, daß ich mehr Muth zeigte, als ich besaß; denn mein Gemüth war von traurigen Ahndungen ergriffen und niedergebeugt. Auch Hortense wollte Vertrauen und Heiterkeit zeigen. Als aber Rosalie in den Wagen gehoben war, und ich ihr folgte, da verließ sie der erborgte Muth und sie sank an mir nieder, mehr todt, als lebendig."

„Ich übergehe, was Ihnen Ihr eignes Herz ergänzen kann, um meine traurige Erzählung nicht allzu sehr auszudehnen. Ach! die Erinnerung jenes Augenblicks, in welchem wir uns zum erstenmal trennten, um uns nie wieder vollzählig unter Einem Obdache und an Einem Heerde zu vereinigen, schneidet noch jetzt tiefe Wunden in mein Herz. Ach, Hortense! ich sah dich nur wieder, um auf immer von dir zu scheiden! und du, mein Eduard, Sohn meines Herzens und meiner Liebe! meine Augen haben dich nie wieder gesehen, und sie werden sich dem Lichte schließen, ohne durch deinen Anblick erfreut zu seyn!"

Bei diesen Worten sank dem Erzählenden das Haupt auf die Brust; seine Augen standen unbeweglich; seine Hände lagen gefaltet in seinem Schooß. Rosalie weinte. Alle waren innig bewegt.

Der Fremde fuhr fort: „Mein erster Gang nach meiner Ankunft in Paris war zu einem Arzte, dessen Kenntnisse und Kunst mir aus Erfahrung bekannt waren. Wie durch ein Wunder war er in dem allgemeinen Sturme gerettet worden, ohne

daß er seine politischen Grundsätze verleugnete, oder einem der Gewalthaber in den verschiedenen Partheien, die sich nach einander den Schauplatz streitig machten, geschmeichelt hätte. Er sah meine Tochter und gab mir die tröstlichsten Hoffnungen. Meine zweite Sorge war, Nachrichten von meinem Bruder einzuziehen. Hier war ich weniger glücklich. Denn ach! dieser zärtlich geliebte Bruder war wenige Wochen nach seiner Ankunft in Paris als Geistlicher verhaftet und von einer wüthenden Rotte blutdürstiger Mörder getödtet worden."

„Diese schreckliche Nachricht hätte mich fast zu Boden geworfen. Ich hatte alle meine Kraft nöthig, um mich zu ermannen; es gelang mir allmählig; vorzüglich aber erleichterte Rosaliens schnelle und sichtbare Besserung den Schmerz meines verwundeten Herzens. Ich verließ sie nur selten. Ihre Munterkeit kehrte zurück, so wie ihre Krankheit sie verließ; und ihr heiterer Sinn war meine Freude und mein Trost, während ich außer dem Hause nichts als Gegenstände des Abscheus sah. Paris, vormals der Wohnsitz feiner Lebensart und guter Sitten, war jetzt einer zügellosen und grausamen Rotte anheim gefallen, die durch Kleidung, Betragen und Sprache den Geist der herrschenden Macht und ihre eigene Verworfenheit ankündigte. Ein großer Theil seiner besten Einwohner, unter denen sich die meisten meiner Freunde und Bekannten befanden, war aus dem entehrten Reiche entflohen; viele der zurückgebliebenen waren ermordet; alle Rechtschaffenen zitterten. Die Ausübung der Gebräuche und Pflichten der Religion, die Tugenden der Menschlichkeit selbst, ja, Anstand in Sitten und

Ausdrücken, war ein todeswerthes Verbrechen geworden. Täglich floß Blut von den Blutgerüsten, wo die Verbrecher richteten und die Unschuldigen starben. Ganze Familien, Männer, Weiber und Kinder wurden ausgerottet mit Einem Streiche; und während die Häupter der edelsten und tugendhaftesten Menschen unter dem Schlachtmesser fielen, tanzte und jauchzte das entartete Volk zu dem Schalle einer wilden Musik unter und neben den Blutgerüsten."

„Rosaliens Besserung ging so schnell von statten, daß ich nach Verlauf von vier Wochen an die Rückkehr in meine Einsamkeit denken konnte, wo sich mir die Arme meiner Frau und meines Sohnes entgegenstreckten. Schon war der Tag meiner Abreise festgesetzt, schon zählte Hortense die Stunden und berechnete den Augenblick, wo sie ihre gerettete Tochter wieder in ihre Arme schließen würde, als der Besitzer des Hauses, in welchem ich wohnte, eines Abends mit verstörtem Gesichte in mein Zimmer trat, und mir meldete, daß ein Municipalbeamter und einige bewaffnete Garden in das Haus gekommen und nach mir gefragt hätten. Er zweifle nicht, daß sie in diesem Augenblicke hier seyn würden."

„Er hatte kaum ausgeredet, als die Thür sich öffnete, und vier Männer von wildem, trotzigem Ansehen hereintraten, von denen der eine sich als einen Beamten der Municipalität zu erkennen gab. Ich fragte, was zu seinem Dienste wäre? — „„Deine Person,"" war die Antwort. „„Bist du Saint-Lambert?"" — Ich bejahte es. — „„So bist du mein Gefan-

gener,““ sagte der Offizier. — Darf ich wissen, warum? — „„Die Feinde des Vaterlandes,““ antwortete er, „„haben kein Recht, zu fragen, warum das Gesetz dieses oder jenes über sie beschließt. Du bist ein Edelmann; dein Bruder ein Priester; wir wissen, daß du ein Feind der Republik bist, und mit ihren Gegnern in verrätherischen Verbindungen stehest.““

„Ich bot meine Papiere zur Untersuchung an. Diese wurden eilfertig zusammengerafft, und einem der Begleiter übergeben, der sie nachlässig in die Tasche steckte. Ich war in der größten Unruhe. Rosalie stand zitternd neben mir und hielt mich bei der Hand. Wenn meine Verhaftung unwiderruflich beschlossen ist, sagte ich, so hoffe ich, daß man die Menschlichkeit haben wird, dieses verlassene Kind nicht von mir zu trennen. — „„Sie mag mitgehen, bis auf weiteres,““ war die Antwort. — Jetzt packten wir einige der nothwendigsten Kleidungsstücke zusammen; auch einige Bücher. — Der Offizier trieb uns zu eilen, und sagte unter andern, ich würde zum Lesen nicht viel Zeit mehr haben.“

„Beim Weggehn bat ich den Wirth, meinem Arzte Nachricht von meinem Schicksale zu geben. Er versprach es. Wir wurden fortgebracht. Die Nacht war stürmisch; es regnete. Rosalie hing an meinem Arme, zitternd und schluchzend; ihre Füße trugen sie kaum. Ich wollte sie auf meine Arme nehmen. Aber da ich damit beschäftigt war, griff einer unsrer Begleiter zu, indem er mit rauher Stimme sagte: „„Laß das!““ und dabei setzte er das Kind auf seinen Arm.“

„Ach,“ fiel Rosalie ein, „ich erinnere mich noch wie heute,

was mich für ein Schrecken überfiel, als mich dieser furchtbare Mann an sich riß. Ich war mehr todt, als lebendig; ich glaubte, daß er mich ermorden würde, und wagte lange Zeit nicht, ihm in's Gesicht zu sehen, so gräßlich war sein Anblick, und so fürchterlich sein struppiger Bart, der die Hälfte seines Gesichtes bedeckte. Aber kaum saß ich auf seinen Armen fest, so drückte er mich freundlich an sich, und sprach mir mit leiser Stimme Trost zu. Sie würden mir nichts thun, sagte er, ich sollte nur Muth haben; und indem er sprach und meinen Kopf an seine Schultern drückte, fühlte ich, daß ihm die Thränen über den Bart herunterrollten."

„Dieser Mann," fuhr Saint-Lambert fort, „verbarg in der That unter einer rauhen Hülle ein wohlwollendes Herz. Er hatte eine große Liebe zu Rosalien gefaßt, und sprach während unsrer Gefangenschaft öfter bei uns ein, und nie, ohne uns mancherlei kleine, nützliche Dienste zu erzeigen; und wenn es sich traf, daß er die Wache bei uns hatte, erlaubte er uns immer einige Freiheiten, die unsern Mitgefangenen versagt waren."

„Ich will Ihnen keine Schilderung der Gefühle machen, die mich erschütterten, als die Thüren des Gefängnisses sich hinter mir schlossen. Der Tod war das wenigste, was ich fürchtete; aber der Gedanke an meine Frau und an die Hülflosigkeit meines Kindes brach mir das Herz. Als ich in den beschränkten Raum meines Kerkers eintrat, da verließen mich meine Kräfte. Ich sank auf ein niedriges Bett und nahm Rosalien auf meinen

Schooß. Sie konnte kein Wort sprechen. Auch mir war die Sprache benommen."

„Die Ankunft des Kerkermeisters riß mich zuerst wieder aus der Dumpfheit, in die ich versunken war. Dieser Mann, obgleich an die Scenen des Unglücks gewöhnt, wurde doch durch den Anblick Rosaliens gerührt, und suchte uns Muth einzusprechen, obgleich, wie ich wohl bemerken konnte, mit geringem Vertrauen. Ich nahm die nöthigen Verabredungen mit ihm wegen unsrer Bedürfnisse, und bald darauf schickte er uns seine Frau, ein gutmüthiges Weib, das uns mit Betten und Allem, was wir brauchten, versorgte."

„Die Nacht ging schlaflos hin. Meine Gedanken schwebten fern weg zu den Meinigen, die ich so bald zu umarmen gehofft hatte. Ich dachte an meinen ermordeten Bruder, und an seine blutige Gestalt schloß sich eine lange Reihe andrer an, welche täglich, eben so schuldlos als er, einem Trugbilde von Freiheit, die nirgends vorhanden war, geopfert wurden. Ich hatte keine Aussicht, als den Tod. Als aber die lange ängstliche Nacht dem Morgen wich, als durch das vergitterte Fenster hoch an der Wand ein freundlicher Sonnenstrahl in unsre Zelle fiel, und die schmale, leere, düstre Stube erleuchtete, da zerfloß mein Herz in Wehmuth und Trauer, und ich warf mich nieder vor Gott und betete für meine Kinder und meine hilflose Gattinn."

„Sechs lange ängstliche Wochen brachte ich in diesem Kerker zu, ohne andre Menschen zu sehen, als die Genossen meines Unglücks. Und auch diese war uns nicht immer erlaubt. Mit den

Einwohnern der Stadt war uns aller Verkehr auf das strengste verboten, und alle Versuche, eine Nachricht von meinem Schicksale an meinen Arzt, und durch ihn an meine Frau gelangen zu lassen, blieben gänzlich ohne Erfolg. Ach, dieser menschenfreundliche und liebevolle Mann, auf dessen Beistand ich Alles gerechnet hatte, war in derselben Nacht verhaftet worden, in welcher ich meine Freiheit verlor. Keiner wußte das Schicksal des andern."

„So schlich uns die Zeit träge und kummervoll hin. Täglich hörten wir von der Straße her die Namen der Unglücklichen ausrufen, die unter dem Mordbeile der Tyrannei gefallen waren; täglich rief man in dem Innern des Hauses Gefangene zum Verhör, und der Tag ihres Verhöres war fast immer der Vorabend ihres Todes."

„In diesem unglücklichen, bangen Zeitraume, wo ich Alles um mich her fallen sah, wo ich selbst jeden Augenblick mein Todesurtheil erwarten mußte, wo ich für eine entfernte Gattinn, einen geliebten Sohn und eine Tochter zitterte, die nur gerettet schien, um auf eine schmählichere Weise umzukommen; während dieser Zeit war die Religion mein einziger Trost. In der Düsternheit des Kerkers verbreitete der Gedanke an Gott ein heiteres, erfreuliches Licht in meiner Brust, und es gelang mir, auch Rosaliens empfänglichem Herzen diesen Trost mitzutheilen. Der Geist dieses Kindes entwickelte sich damals mit unbeschreiblicher Schnelligkeit. Ihr Unterricht war mein einziges Geschäft. Wenn sie auf meinem Schooße saß, und ihr kindliches Herz sich vor Gott öffnete, und ihre Blicke den Unendlichen suchten, da wandelte sich oft mein

düstrer Kummer in Freudigkeit um, und durch den düstern Schleier der Gegenwart strahlte mir die lichte Aussicht auf eine freudige Zukunft entgegen."

„Eines Morgens sah ich Rosalien ungewöhnlich bewegt. Ein heller, glänzender Tag schien durch unser Fenster, und an der entgegengesetzten Wand spielte der Schatten bewegten Laubes von Bäumen, die wir nicht sahen. Aber wir hörten ihr sanftes Geräusch und das Zwitschern der Vögel, die auf ihren Aesten scherzten. Rosalie sah mit unverwandten Blicken nach der lichten Stelle, bedeckte dann ihr Gesicht mit ihren Händen und weinte. — „„Was hast du, Rosalie?"" — „„Ach,"" antwortete sie, „„ich denke an die grünen Bäume unsrer Heimath und an die kleinen Vögel, die ich dort so oft gefüttert und an mich gelockt habe. Werden wir nie wieder grüne Bäume und Blumen sehen?"" — Ich seufzte. — „„Wir sind nun schon so lange hier,"" fuhr sie fort, „„und immer sehen wir nichts, als diese traurigen Wände! — Ach, könnte ich nur Einmal wieder den weiten blauen Himmel sehen, und so viel und so weit ich will im Freien gehen, mit dir und der Mutter und Eduard! Du glaubst nicht, wie sehr ich mich nach diesem allen sehne.""

„Mein Herz war bei diesen Worten auf das heftigste bewegt. Das heitre Bild der Freiheit, das in ihrer Seele stand und ihre Sehnsucht erregte, stellte sich meinen dunkeln, traurigen Ahndungen gegenüber. In diesem Augenblicke war ich meiner nicht mehr Herr. Ich schloß das theure Kind in meine Arme und verrieth

ihm den ganzen Umfang unsrer Gefahren, die ich ihr bis jetzt so viel als möglich verborgen hatte."

Als ihr Vater hier inne hielt, nahm Rosalie das Wort: „Die Worte, die du damals aussprachst, liebster Vater, und die mich so sehr überraschten, haben sich meinem Herzen tief eingeprägt. Du sagtest zu mir: „„O, mein Kind, wenn dieser Kerker sich öffnet, wenn die freie Luft, nach der du dich sehnest, noch einmal um die grau gewordenen Haare deines Vaters spielt, und die Sonne und der Himmel noch einmal seine Augen erfreut, dann, mein Kind, öffnet sich ihm ein tieferer, dunklerer Kerker, aus dem er nie wieder zu dir zurückkehrt. Dann wirst du von meiner Hand gerissen werden, und auf den weiten Straßen, in dem Gewühle der Menschen wirst du allein und hülflos stehen. Sie werden sich an dir vorüber drängen, jeder nach seinem Ziel; keiner wird nach dir fragen, und du wirst einsamer dastehen, als in einer menschenleeren Einöde. Alle jene Menschen werden nach einer Heimath eilen; sie werden zu ihren Freunden, zu ihren Eltern, zu ihren Kindern gehen; aber du wirst keine Heimath haben, und wenn der Abend kömmt, und niemand deinen Hunger und deine Thränen gestillt hat, dann wird der Himmel dein Obdach, und ach! vielleicht das Verbrechen deine Gesellschaft seyn. Dieser Gedanke bricht mir das Herz. O, mein Kind, ich wollte gern diese Erde verlassen, wenn ich nur dich in den Armen deiner Mutter geborgen wüßte!"" — Dieß waren deine Worte."

„Und du," fuhr Saint-Lambert fort, „schmiegtest dich

fester an mein Haupt und sagtest: „„Ich will mit dir sterben, mein Vater, sie sollen mich nicht von dir reißen.““

„Ich hielt dich in meinen Armen; meine Thränen flossen über deine Stirn und Wangen herab. In diesem Augenblicke klangen die Riegel; ein ungewöhnliches Geräusch erfüllte das Haus. Die Thür öffnete sich, und man kündigte mir meine Entlassung an.“

Fortsetzung.

Als Saint-Lambert so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne und schöpfte tief Athem, als ob er eine schwere Bürde niederlegte. Auf den Gesichtern der Zuhörer drückte sich die Ueberraschung der Freude aus, und leuchtete durch die Thränen, die in ihren Augen schwammen. Längst schon hatten die Kinder ihre Sitze verlassen und sich dem Erzählenden näher gedrängt. Auch Nefatie war aufgestanden, und fand sich unvermerkt zwischen den beiden Knaben, die sie bei den Händen faßten, und ihr auf alle Weise ihre Theilnahme zu erkennen gaben. La France stand hinter dem Stuhle seines Herrn, und das Spiel seiner Mienen begleitete sympathetisch jeden Umstand der traurigen Geschichte.

Nach einer kleinen Pause fuhr Saint-Lambert fort: „Die Geschichte meiner Leiden ist noch nicht zu Ende. Ein drohendes Ungewitter war zwar von meinem Haupte abgewendet, aber es ließ Stürme nach sich, die den Rest meines Glückes zerstörten."

„Derjenige, der uns die Freiheit verkündigte, war der nämliche Soldat, der sich bei unsrer Verhaftung so freundlich gegen Nefatien bewiesen, und uns auch während unsrer Gefangenschaft mancherlei Dienste mit gutmüthiger Gefälligkeit erwiesen hatte.

„„Du bist frei, Kleine,““ rief er beim Hereintreten dem Kinde zu; „„Sie sind frei, mein Herr! Die Tyrannei hat ein Ende; Sie können hingehen, wohin Sie wollen.““

„Indem er dieß sagte, packte er unaufgefordert unsre kleinen Habseligkeiten zusammen, nahm das Bündel unter den einen Arm, Rosalien auf den andern, herzte und küßte sie, und sprang so eilig mit ihr die Treppe hinab, daß ich ihm kaum nachkommen konnte. Das ganze Haus war in der freudigsten Bewegung. Alle Thüren waren geöffnet. Jedermann eilte hinweg; man rief sich zu; man wünschte sich Glück; man nahm Abschied von einander, und Menschen, die sich vorher nie gesehen hatten, oder in ihrer Hoffnungslosigkeit stumm an einander vorüber gegangen waren, umarmten sich jetzt in einem Rausche von Begeisterung. Die Freude zeigte sich auf tausendfache Weise. Man jauchzte; man lief hin und her; viele sprangen und tanzten; die meisten weinten.“

„Vor den Thoren des Gefängnisses auf der Straße fanden wir eine große Menge Volks, das sich versammelt hatte, um den Auszug der Gefangenen zu sehen. Die Freude hatte alle Gemüther ergriffen; überall sah man Beweise inniger Theilnahme und tiefer Rührung. Viele erwarteten hier ihre Freunde, ihre Eltern, ihre Kinder oder ihre Verwandten; überall hörte man Schluchzen und Ausrufungen; überall sah man rührende Auftritte; Alles wogte in freudiger Bewegung hin und her. Hier erkannte ich die guten, aber leicht beweglichen Einwohner der Hauptstadt wieder; dieses sonderbare Volk, das immer seinen ersten Regungen folgt,

und eben so liebenswürdig in seinen schönen und edeln Gefühlen, als schrecklich in seinem Ungestüm ist."

„Mein erster Gang war nach meiner ehemaligen Wohnung. Ich suchte sie vergeblich auf. Die Straße, in der das Haus gestanden hatte, war niedergerissen und in einen freien Platz verwandelt worden; von meinem Wirthe konnte mir niemand Nachricht geben. Ich eilte also in das Haus meines Arztes, wo ich etwas von meiner zurückgelassenen Familie zu erfahren hoffte. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er in derselben Nacht verhaftet worden war, in welcher auch ich die Freiheit verloren hatte. Aber er lebte noch, und seine Hausgenossen erwarteten seine Rückkehr in jedem Augenblicke."

„Ich ließ Rosalien in den Händen dieser guten Leute, die sie während ihrer Krankheit gewartet hatten, und über ihre so unerwartete Erscheinung die rührendeste Freude bezeigten, um nach der Post zu eilen und nach Briefen zu fragen. Seit länger als sechs Wochen wußte ich nichts von meiner Frau und meinem Sohne. Eine unbestimmte, gränzenlose Unruhe quälte mich, so oft ich an sie dachte, und dieser mir eben so theure als peinliche Gedanke verließ mich fast nie."

„Als ich die Straße hinabging, von Freude, Hoffnung, Furcht und Bangigkeit taumelnd, wurde ich plötzlich von einem Manne angehalten, der erst nahe an mir hingegangen war, dann rasch wieder umkehrte, mich einen Augenblick ansah und ausrief: „„O mein Herr, o mein theurer Herr! So finde ich Sie endlich! Aber, heiliger Gott, wie sind Sie verändert!"" — Es war

La France, der treue La France, der wenige Tage vorher nach Paris gekommen war, um Nachrichten von mir einzuziehen."

„Die Empfindungen, die in diesem Augenblicke in meinem Busen laut wurden, will ich nicht beschreiben. Ich fiel ihm, er fiel mir um den Hals; seine Thränen strömten. — Was macht meine Frau, mein Sohn? — „„Ach, mein Herr,"" sagte er schluchzend .... Er konnte nichts weiter sagen."

„Du bringst eine Todespost," rief ich mit Ungestüm; „sie sind ermordet .... O, meine Hortense! mein Eduard!"

„„Nicht ermordet, aber verloren."" — —

Bei diesen Worten des Erzählenden geriethen alle Zuhörer in eine heftige Bewegung. Herr O... hob die Hand in die Höhe, die bisher unbeweglich auf dem Tische gelegen hatte, und sah Saint-Lambert mit starren Augen an. Die Knaben, welche Rosalien umfaßt gehalten hatten, ließen sie aus ihren Armen, und wichen einige Schritte zurück. La France wischte sich die Augen und sah zum Himmel.

Saint-Lambert fuhr fort: „Ich war wie vom Donner gerührt; meine Zunge war gelähmt; die Knie zitterten unter mir; ich war im Begriff, zu Boden zu sinken. La France nahm mich in seine Arme, und führte mich in ein nahes Haus, wo ich, mit Hülfe der mitleidigen Bewohner, wieder so viele Kräfte sammelte, um die schrecklichen Nachrichten hören zu können, die ich eben so sehr zu hören wünschte, als fürchtete."

„Erlauben Sie mir," fuhr er fort, indem er sich an Herrn O... wendete, „daß ich hier den Faden der Erzählung einem

andern übergebe. Mein Gemüth ist bei der Erinnerung an diese Reihe von Schrecknissen heftiger bewegt worden, als ich erwartet hatte, und ich fühle, daß es mir noch schwerer, wo nicht unmöglich seyn würde, den noch übrigen Theil meiner Geschichte zu vollenden."

Dann wendete er sich an La France und sagte: „La France, erzeige mir den Gefallen und wiederhole diesem Herrn, was du mir bei unsrer Zusammenkunft in Paris berichtetest."

La France, der bisher immer hinter dem Stuhle seines Herrn gestanden hatte, trat jetzt ein wenig vor und sagte: „Mein Herr, Sie erzeigen mir zu viele Ehre. Aber, da es Ihnen so viel kostet, diese unglücklichen Begebenheiten zu erzählen, so will ich sehen, ob ich mich Ihres Auftrags entledigen kann."

„Als Ihr letzter Brief bei uns ankam, und die Nachricht brachte, daß das liebe Kind ganz wieder hergestellt sey, und daß Sie Anstalten zur Abreise von Paris machten, war unsre gnädige Frau vor Freuden fast außer sich. Ich darf sagen, daß niemand im ganzen Hause war, der diese Freude nicht theilte. Wir zählten die Stunden, die noch bis zu Ihrer Ankunft verfließen könnten, und jeder sann auf etwas, um Ihnen bei der Rückkehr seine Freude an den Tag zu legen. Eduard zeigte mir ins Geheim eine Menge Schreibereien und einige schöne Zeichnungen, die er während Ihrer Abwesenheit ausgearbeitet hatte. „„La France,"" sagte er zu mir, „„wenn mein Vater zurückkömmt, so wird er sehen, daß ich meine Zeit nicht übel benutzt habe. Er hat kaum die Hälfte von dem erwartet, was ich ihm zeigen werde."" — Der Gartner hatte den Garten auf das schönste aufgeräumt, und

in allen Gängen eine Reihe von Bogen gezogen, die er mit Blumenschnuren ausschmucken wollte; und auch ich hatte ein kleines Feuerwerk und eine Illumination veranstaltet, wobei der Name des Herrn und der Gemahlen in buntem Feuer brennen sollte."

„Acht Tage waren verflossen, alle unsre Zubereitungen waren gemacht, und wir brannten vor Ungeduld, Sie kommen zu sehen. In dieser Zeit starb die alte Madam, die Mutter unsrer gnädigen Frau, an einer gänzlichen Entkräftung. Das war die erste Störung unsrer Freude. Die gnadige Frau weinte viel, und es war, als ob sie diesen Todesfall, den sie doch schon lange hatte erwarten müssen, gerade in diesem Zeitpunkte für eine Vorbedeutung noch größrer Unfälle ansähe."

„Als nun die Geschäfte vorüber waren, welche dieser Trauerfall hervorbrachte, richteten wir unsre Gedanken wieder ganz auf Sie, und wünschten Ihre Rückkehr feuriger als je. Täglich gingen wir auf den Weg hinaus, und warteten und sahen uns um, bis es dunkel wurde, und immer kamen wir allein zurück. Anfangs zeigte sich die gnädige Frau standhaft dabei. Sie sagte, einige Tage auf und ab wären bei dieser Entfernung für nichts zu rechnen; Sie würden kleine Tagereisen machen, um das Kind zu schonen, und was dergleichen mehr war. Doch konnten wir leicht merken, daß sie mehr Muth zeigte, als sie wirklich besaß. So vergingen vierzehn Tage, und da keine Briefe von Ihnen kamen, die den Aufschub der Reise erklärt hätten, so sank uns Allen der Muth und bange Besorgnisse traten an die Stelle unserer vorigen Freude. Alles im Hause war verstört. Wir gingen an einander

hin, ohne zu reden, ja, ohne uns anzusehen. Wir konnten nicht anders glauben, als daß ein großes Unglück geschehen seyn müßte."

„Nun waren zwanzig Tage verflossen, und noch immer kamen keine Briefe, obgleich die gnädige Frau fast jeden Posttag geschrieben hatte. Es schien umsonst, länger zu harren. Ich that also der gnädigen Frau den Vorschlag, mich nach Paris zu schicken, um Erkundigungen von Ihnen einzuziehen, und, wenn Sie krank wären, Ihnen beizustehen. Sie nahm ihn an. Da wollte auch Eduard mit. Aber darein wollte die Mutter durchaus nicht willigen."

„Meine Anstalten zur Abreise auf den andern Morgen waren getroffen; aber den Tag vorher ging ich noch einmal nach dem Städtchen, um zu sehen, ob vielleicht Briefe von Paris angekommen wären. Eduard begleitete mich. Er gab mir unzählige Aufträge an Vater und Schwester, und bat mich immer von neuem, Ihnen ja zu sagen, mit welcher Ungeduld er Ihrer Rückkehr entgegen sähe, und wie leid es ihm thäte, Ihnen nicht selbst entgegen gehen zu dürfen. „„Meine Mutter hätte mich immer an deiner Stelle schicken können," sagte er. „„„Du bist ihr hier nützlicher, als ich; und so gern dich auch mein Vater hat, so bilde ich mir doch ein, daß er sich über meine Erscheinung noch mehr freuen würde."" — Aber würden Sie einen so langen Weg allein machen können? — „„„Warum nicht? Bin ich nicht oft Tage lang in diesen Gebirgen mit der Flinte umhergezogen? und wenn habe ich Furcht gefühlt? wenn mich verirrt? Immer haben mich die Sonne und die Sterne wieder auf den rechten

Weg geführt.“ — Aber, wenn Sie von Räubern angefallen würden? Die Wege sind unsicher, und man hört bald dieses, bald jenes. — „Ich würde in dieser Zeit nicht ohne Waffen reisen, La France. Und ich schwöre dir, daß ich mein Eigenthum und mein Leben vertheidigen würde. Ich bin kein Knabe mehr. Habe ich nicht in einigen Wochen mein funfzehntes Jahr erreicht?“

„Es war Nacht geworden, als wir uns dem Hause näherten. Mit einiger Verwunderung sahen wir mehr Licht darin, als gewöhnlich, und da wir noch näher kamen, hörten wir ein verworrenes Getös, dann laute, drohende Männerstimmen und weibliches Wehklagen. Wir ahndeten, was vorging. Eduard stürzte den Hügel hinab; ich ihm nach; die Hausthüre stand offen; unten im Hause war niemand. Wir stürmten die Treppe hinauf, und fanden — jammervoller Anblick! — die gnädige Frau zur Erde geworfen und sich mit schwachen Kräften gegen drei Räuber vertheidigen, die ihr Hände und Füße banden, und sie zu ermorden droheten, wenn sie noch den geringsten Widerstand thäte.“

„Eduard besann sich bei diesem Anblick nicht, was er thun sollte. Er fiel über den, welcher mit abgewendetem Gesichte der Thüre zunächst stand, her, riß ihm den Säbel von der Seite, hieb damit einen andern über den Kopf, und setzte sie durch diesen unvermutheten Angriff in eine solche Bestürzung, daß zwei von ihnen augenblicklich die Flucht ergriffen. Den dritten, welcher noch zögerte, packte ich um den Leib, um ihn die Treppe hinab zu werfen; aber indem ich mit ihm rang, stieß er mir ein Stilet

in die Seite, daß ich zu Boden sank. Hierauf nahm er ebenfalls unter furchtbaren Drohungen die Flucht."

„Eduard hatte unterdessen die Banden seiner Mutter und der guten alten Marcelline gelöst, die noch ärger gemißhandelt worden war. Ich lag auf der Erde und vergoß viel Blut. Er kam auch zu mir, verstopfte meine Wunde, zog mich auf sein Bett, und klagte so bitterlich über meinen Unfall, als ob er einen Vater oder einen Bruder betroffen hätte."

„Was mich bei diesem Unglücke am meisten betrübte, war, daß meine Reise nun vereitelt war, und wir uns noch länger mit der Ungewißheit quälen mußten. Der Gärtner war einige Tage vorher krank geworden, und lag im nächsten Dorfe; und Eduard konnte seine Mutter jetzt weniger verlassen, als je. Die arme gnädige Frau! Ihr Zustand war trauriger, als der meinige."

„Nach einer langen angstvollen Nacht kam der Morgen, und mit ihm neue Schrecken. Die gnädige Frau hatte angezogen auf einem Lehnstuhl zugebracht; der junge Herr saß bei mir am Bette; ich war einen Augenblick eingeschlummert, als mich ein heftiges Schlagen an die Thüre des Hauses weckte. Wir fuhren Alle auf. Eduard sah zum Fenster hinaus. „„Oeffnet, im Namen des Gesetzes,"" scholl es von unten herauf. — „„Es sind Soldaten,"" sagte Eduard, und schlug das Fenster zu; „„ich will sehen, was sie wollen und wie ich mit ihnen fertig werde.""

„Ehe noch der junge Herr die Treppe hatte hinab kommen können, hörten wir, daß die Thüre eingeschlagen wurde, und dann ein verworrener Larm von vermischten Stimmen, die sich

immer mehr erhoben, und unter denen auch Eduards Stimme hervorschallte. „„Ach! sie ermorden auch meinen Sohn!““ rief die gnädige Frau, und stürzte die Treppe hinab. Ich wollte mich auch aufraffen; aber es war umsonst. Ich fiel kraftlos zurück.“

„Jetzt stürmte die Rotte herauf; es waren sieben oder acht Mann, und ich erkannte unter ihnen den Räuber, mit dem ich am vorigen Abend gekämpft hatte. An ihrer Spitze stand ein Beamter der Municipalität. „„Ich komme im Namen des Gesetzes,““ sagte dieser, „„um euch zu verhaften. Man weiß, — fuhr er fort, indem er sich an die gnädige Frau wendete, — daß dein Mann, nach langem Verkehr mit den Feinden der Republik, ausgewandert ist und die Waffen gegen sein Vaterland trägt. Dein Sohn hat sich der Conscription entzogen; und als er gestern im Namen des Gesetzes aufgefordert worden ist, seiner Pflicht Genüge zu leisten, habt ihr die wackern Männer überfallen, die ihn ernstlich und redlich an seine Pflicht mahnten, und sie mit gewaffneter Hand vertrieben. Diese gehäuften Verbrechen schreien um Rache! Bürger-Soldaten, thut eure Schuldigkeit!““

„Nach dieser Aufforderung ergriffen zwei dieser Schurken die gnädige Frau, die mehr todt als lebendig war, um sie fortzureißen. — Ich rief aus meinem Bette: Bürger, Landsleute, Freunde, hören Sie! Im Namen der Republik und der Gesetze, um Gottes und um aller Heiligen willen, hören Sie! Alles, was man Ihnen gesagt hat, ist die schändlichste und schwärzeste Verläumdung. Herr Saint-Lambert ist nicht ausgewandert; er ist in Paris und jetzt auf dem Rückwege begriffen; sein Sohn hat noch nicht

das militärische Alter erreicht und ist also auch nie conscribirt werden. Die Männer, welche das Haus in dieser Nacht überfallen haben, waren Räuber, die uns ermorden wollten; mich haben sie tödtlich verwundet.... Ich rief, aber man hörte mich nicht; ja, einige spotteten meiner, und der Räuber, den ich erkannte, drohete mir und überhäufte mich mit Scheltworten. Eduard war von ihnen umringt. Er schien versteinert; nur seine Blicke bewegten sich nach allen Seiten, als ob er wo einen Beistand erwartete. Als aber seine Mutter an die Schwelle der Thüre geschleppt wurde, stieß er die um ihn stehenden mit Heftigkeit hinweg, stürzte nach der Thüre zu und rief: „„Barbaren, ihr sollt meine Mutter nicht zum zweitenmal morden!““

„Ach, sein edler Eifer war fruchtlos. Sie fielen über ihn her, und wie wüthend er sich wehren mochte, sie wurden doch seiner Herr und banden ihm die Hände auf den Rücken. Da er sich nun überwältigt und ganz entwaffnet sah, kehrte er seine großen, blauen Augen zum Himmel, und helle Thränen rollten herab. Ich wollte aus meinem Bette; ich wollte seine Knie umfassen; aber ich war es nicht vermögend.“

„Und da sie ihn fortführten, wendete er sich noch einmal nach mir um und rief: „„La France, treuer, guter, ehrlicher La France! Gott lohne dir, da ich es nicht kann. Grüße meinen Vater! Grüße Rosalien! Lebe wohl!““ — Mehr konnte er nicht sagen. Sie rissen ihn die Treppe hinab, die Barbaren, und ich sank ohnmächtig zurück.“

„Was nun weiter geschehen ist, habe ich von Marcellinen

gehört. Diese war ihrer Herrschaft weinend und wehklagend nachgefolgt; aber die Soldaten drohten ihr, wenn sie nicht umkehre; und da sie ihre gute gnädige Frau dennoch nicht verlassen wollte, legten sie mit den Flinten auf sie an, und die gnädige Frau bat sie selbst inständig, umzukehren und für mich zu sorgen. „„Ich,““ sagte sie, „„gute Marcelline, werde deine Hülfe nicht mehr nöthig haben.““

„Als Marcelline in das Haus zurück kam, fand sie noch zwei Soldaten darin, die Alles plünderten und ihr den Eingang verwehrten. — „„Aber was soll aus dem sterbenden La France werden?““ sagte sie. — „„Eine Leiche.““ — „„Ihr seid Unmenschen!““ — „„Und du eine Närrinn.““

„Marcelline ging und das Gelächter der Soldaten schallte ihr nach. Sie eilte in das benachbarte Dorf, wo ihre Mutter wohnte, und erzählte das Unglück ihrer Herrschaft. „„Ihr hättet sehen sollen,““ sagte sie in der Folge zu mir, „„wie sie sich Alle um mich drängten, und was für ein Weinen und Wehklagen es war um die gute gnädige Frau, um den jungen Herrn und um die ganze Familie. Jeder erzählte, wie viel Gutes er von ihnen empfangen, wie sie ihm mit gutem Rathe beigestanden, ihn in Noth und Unglück getröstet und unterstützt, und Allen liebevoll und freundlich begegnet hätten.““ Als sie aber die Männer bat, mit ihr nach dem Hause zu gehen, um mich zu retten, da drückten sich Alle bei Seite, und einer schlich nach dem andern fort. Denn die Furcht war überall sehr groß und hatte alle Gemüther gelähmt.“

„Zwei Männer entschlossen sich endlich auf vieles Bitten, und

begleiteten sie. Ich wurde weggetragen; man hielt mich für todt. Mehrere Tage lag ich im heftigsten Fieber, meiner selbst nicht bewußt. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in dem Hause des gutmüthigen Dorfbaders, der meine Wunde besorgt hatte, so gut er es vermochte."

„Ich frug nach meiner theuern Herrschaft. Niemand wußte etwas. Alles, was ich mit Mühe erfahren konnte, war, daß die Soldaten mit ihren Gefangenen auf der Straße von Paris gesehen worden waren."

„Mein sehnlichster Wunsch war jetzt, nach Paris zu eilen; aber ich war noch so schwach, daß ich kaum die Füße auf der Erde halten konnte. Endlich gewann meine gute Natur die Oberhand. Ich ließ nun Marcellinen bei ihrer alten Mutter, nahm Abschied von meinem ehrlichen Bader, und eilte, so schnell ich konnte, nach dem Orte, wo ich meinen Herrn und seine Familie zu finden glaubte."

„Sobald ich hier ankam, fing ich meine Nachforschungen an; aber ich fand nur zu bald, daß dieses, in den damaligen bedenklichen Umständen, weit schwerer war, als ich mir eingebildet hatte. Ueberdieß war jedermann viel zu sehr mit sich beschäftigt, um an fremden Sorgen Antheil zu nehmen, und ich würde vielleicht lange umsonst geforscht haben, wenn nicht der Himmel meinen Herrn so unverhoffter Weise befreit, und mir ihn durch den glücklichsten Zufall auf der Straße entgegen geführt hätte."

Als La France so weit in seiner Erzählung gekommen war, schwieg er, und sein Herr nahm das Wort: „Sie haben," sagte

er zu Herrn O..., bis hierher der Geschichte meiner Widerwärtigkeiten und Leiden eine Aufmerksamkeit geschenkt, die meinen lebhaftesten Dank fordert. Aber, es ist schon tief in die Nacht. Sie und Ihre Kinder haben der Ruhe nöthig. Schlafen Sie wohl, und schenken mir noch, wenn es Ihre Zeit und Ihre Geschäfte erlauben, den morgenden Tag."

Herr O... umarmte seinen gefälligen Wirth und sagte: „Ihr Schicksal rührt mich, als ob es das meinige wäre. Ich kann Sie nicht verlassen, bis ich den Ausschluß desselben erfahren habe."

Die Grotte.

Der nächste Morgen erleuchtete kaum den Himmel, als Alwin seinen Bruder weckte. Ihr Vater, der die Nacht wenig geschlafen hatte, war schon früher aufgestanden, und hatte einen kleinen Spaziergang in dem Thale und an dem Ufer des Flüßchens gemacht. Saint-Lambert empfing ihn unter den Linden seines Hauses, als er zurückkehrte. Die Knaben waren ihm entgegen gegangen; Rosalie besorgte das Hauswesen.

„Ihre Ruhe ist sehr kurz gewesen," sagte Saint-Lambert zu seinem Gaste. — „Es ist immer meine Gewohnheit," antwortete dieser, „wenn ich auf dem Lande bin, vor Anbruch des Tages aufzustehen, und in der tiefen Stille des anbrechenden Morgens meine Gedanken zu sammeln. Ueberdieß hat mich in dieser Nacht die Geschichte Ihrer Unfälle so lebhaft beschäftigt, ich habe so viel an das gedacht, was ich schon gehört habe, und an das, was mir noch zu hören bevorsteht, daß ich mich keinem längern Schlaf überlassen konnte."

„Ihre Theilnahme," sagte Saint-Lambert, indem er seinen Gast bei der Hand faßte, „rührt und erfreut mich mehr, als ich Ihnen sagen kann. In meinem unglücklichen Vaterlande war es

nicht so. Die unendliche und unbeschreibliche Menge des Unglücks, die fast jede Familie betroffen hatte, und die Gewohnheit, Gegenstände des tiefsten Mitleids zu sehen, hatten dort die Quellen des Mitleidens für die nächsten Zeiten beinahe vertrocknet."

Jetzt trat Rosalie aus dem Hause auf den freien Platz. Ihre kleinen Geschäfte waren geendigt. Sie war etwas sorgfältiger angezogen, als am vorigen Tage. Ihre schönen blonden Haare hingen in Locken um ihren Nacken herab; über der Stirn waren sie mit einem himmelblauen Bande zusammen gefaßt; ein breiteres Band von derselben Farbe war um ihren Leib geschlungen, und bezeichnete ihren zarten und schlanken Wuchs. Alle Blicke fielen auf sie, da sie heraus trat, wie auf eine erwartete frohe Erscheinung. Die Knaben gingen ihr entgegen, und jeder faßte sie an einer Hand. Auch Herr O... ging ihr einige Schritte entgegen, wünschte ihr freundlich guten Morgen und küßte sie auf ihre freie und heitre Stirn. Sie verneigte sich sittsam mit niedergeschlagenen Augen.

Der Morgen war still und schön. Das Gewitter des vorigen Abends hatte die Luft gereinigt; ein dunkles Azur war über das Thal ausgespannt; die Bäume schienen ihre Arme kräftiger zum Himmel auszustrecken; ein frischeres Laub bebte an ihren Aesten, und die Vögel spielten und sangen fröhlicher in den höchsten Wipfeln. Still ging der Morgen durch Wald und Thal. Die Wiesenblumen erhoben ihr zartes Haupt, und schmückten ihre bunten Blätter mit dem schimmernden, vergänglichen Glanze des Thaues. Das Flüßchen glitt still in der Ferne von einem zarten

Nebel umschleiert, der mit ihm spielend hinabfloß. Die Strahlen der Sonne zitterten und verloren sich in dem dünnen Gewebe und erreichten das Wasser nicht, dessen Spiegel sie zu suchen schienen.

Das Frühstück war eingenommen; die Knaben hatten sich mit Reisalien entfernt, um auf den benachbarten Hügeln Blumen zu suchen und Aussichten, und die Väter gingen Arm in Arm, unter mannichfaltigem Gespräch, an dem Rande des Flusses hinab.

Unter andern sagte Saint-Lambert: „Der Anblick der Natur in ihren schönsten und heitersten Gestalten erfüllt mich immer mit einer tiefen, aber süßen Melancholie. Wenn das Licht dieser herrlichen und immer neuen Erscheinungen auf den düstern Grund meiner Seele fällt, und ihre dichten Schatten mehr dunkelt als erleuchtet, dann steigen aus ihren innersten Tiefen die Bilder meiner schönsten und meiner traurigsten Zeiten herauf. Die Gestalt meiner Hortense schwebt an dem goldenen Saume der Wolken, in dem flüssigen Purpur des Abends; sie begegnet mir in dem Schatten des Waldes; sie lächelt mich aus der Tiefe des Wassers an; oft hält sie die Gestalt meines Eduards am Arm und diese theuern Schatten begrüßen mich mit freundlichen, wehmüthigen Blicken." Die glücklichen Tage, die genußreichen Abende, die Freunde meiner goldenen Zeit, die Gefilde meines Vaterlandes, sein schönerer Himmel, seine Hügel und Flüsse ziehen vor meiner Seele vorüber, und ich senke mich in ein Meer von Wonne und Schmerzen. Wenn aber dann mein Herz, allzu weich

und allzu verzärtelt, ſich nur auf den Fluthen der Vergangenheit wiegen will, und ich der Gegenwart entfliehe, dann eile ich zu meinen ländlichen Geſchäften, zu meinem Garten, und vorzüglich zu meiner Roſalie. Sie, ſie vorzüglich knüpft mich mit ſüßen Banden an die Wirklichkeit; ihr klarer Verſtand, das Erbtheil ihrer Mutter, ruft mich aus der Welt der Träume zurück; meine Liebe zu ihr fordert meine Kräfte auf, dem Andrange der Melancholie entgegen zu kämpfen, und ihr ſchönes, kindliches, feſtes Vertrauen auf Gott führt oft den Frieden in meine Seele zurück, der in den Stürmen einer unglücksſchwangern Zeit daraus gewichen ſchien."

Herr O... antwortete: „Ich verſtehe und theile Ihre Empfindungen. Unſer Schickſal gleicht ſich von einer Seite. Auch ich habe eine geliebte Frau in der Blüthe ihrer Jahre verloren, und die beiden Knaben, die ich als ein heiliges Vermächtniß ihrer Mutter betrachte, ſind mir nicht nur eine Quelle reiner Freude, ſondern auch oft eine Aufforderung, mich mit dem Leben auch in ſeiner feindlichſten Geſtalt zu vertragen."

„Aber Sie ſind mir noch die Fortſetzung Ihrer Geſchichte ſchuldig."

„Ich will meine Schuld abtragen," antwortete Saint-Lambert, „ſo ſehr ich auch wünſchte, Ihre Abreiſe durch einen längern Aufſchub zu verzögern. Aber verſprechen Sie mir, wenn es Ihnen möglich iſt, bei Ihrer Rückkehr nach Hauſe, meine Wohnung noch einmal zu berühren, und die Freude, die mir

der Zufall verschafft hat, noch einmal aus freiem Entschluß zu bringen."

Herr D... versprach, was Saint-Lambert wünschte. — „Wohlan," sagte dieser, „so lassen Sie uns jetzt Ihre Kinder versammeln, die meine Geschichte gestern mit so großer Aufmerksamkeit angehört haben. Sie sollen auch ihr trauriges Ende hören." Der Vater rief: die Knaben sprangen lustig den Hügel herab; der Spitz hüpfte bellend voraus; langsamern Schrittes folgte Rosalie. Alle waren mit Kränzen von Wiesenblumen geschmückt. Rosalie hatte die Hüte der Knaben umwunden, und die Knaben hatten Blumenschnuren über Rosaliens Schultern geflechten.

Da der steigende Tag immer heißer und heißer wurde, führte Saint-Lambert seine Gaste in eine kühle Grotte, welche die Natur, nicht weit von seiner Wohnung, in dem Felsen geöffnet hatte. Zwei mächtige Säulen, von den Händen der Natur gebildet, von grauem Granit, erhoben sich an ihrem Eingange und neigten sich mit ihren Häuptern gegen einander. Im Innern waren die Wände mit üppigem Moose bekleidet, und breiter Epheu drückte sich an die Felsen an, aus deren Spalten das lange Haar der Farrenkräuter in dichten Büscheln herabhing. Aus der Höhe fiel der Tag herein durch eine Oeffnung, welche die Felsenstucke gelassen hatten. Zartes Gebüsch überwebte die Oeffnung, und brach und umschleierte das Licht. In der fernern Tiefe rieselte ein silberheller Quell über glatte Steine, und bildete einen kleinen Teich, aus dem sich ein dünner Wasserfaden durch

Moos und Schilf und Farrenkraut schlang. In dem vordern Theile dieser geräumigen Höhle hatte die Natur steinerne Sitze gebildet, von denen man in das helle Thal hinab sah und auf den schimmernden Fluß. Hierher führte Saint-Lambert seine Freunde. Sie setzten sich nieder. Die beiden Väter auf eine Bank; die Kinder auf eine andere gegen über; Rosalie in der Mitte der Knaben.

„Ich habe Ihnen gestern erzählt," hub Saint-Lambert an, „wie mir wenige Stunden nach meiner Befreiung aus dem Gefängnisse La France die trostlose Nachricht brachte, meine Frau und mein Sohn wären verloren."

„Diese Nachricht stürzte mich von der Höhe aller meiner Hoffnungen. Meine Sinne droheten mir zu vergehen, und als ich wieder zu mir selbst gekommen war, mußte ich mich an La France fest halten, um nicht bei jedem Schritte niederzusinken. So schlichen wir langsam die Straße hinab, und unterwegs erfuhr ich allmählig die nähern Umstände dieses unglücklichen Ereignisses."

„Ich kehrte nach dem Hause meines Arztes zurück, um ihn, und von ihm Rath und Trost zu erwarten. Da ich mich der Thüre näherte, sah ich mehrere Menschen um ein Bett beschäftigt, das mit Tüchern bedeckt in das Haus getragen werden sollte. Mein Freund, mein menschenfreundlicher Arzt, ging voraus. Ich sprang hinzu, um ihm und mir Glück zu wünschen. Zugleich fielen meine Blicke auf das Gerüst. Eine kranke, blasse Gestalt lag darauf; das Gesicht mit einem dünnen Schleier bedeckt. Mein

Herz klopfte. Der Schleier verschob sich von Kinn und Mund, und ich erkannte Hortensen."

„Den Sturm der Bestürzung, der Freude, des Schmerzes, der sich in diesem Augenblicke in meinem Herzen erhob, würde ich umsonst schildern wollen. Ich wußte nicht, was ich that. Ich fiel über die geliebte Kranke her, ich rief sie beim Namen. Sie schlug die Augen auf, erkannte mich, stieß einen Schrei aus, und sank wieder mit geschlossenen Augen zurück."

„Ich glaubte in diesem Augenblicke, sie wäre todt, und sank ohne Bewußtsein neben ihrem Bette hin. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich mich auf einem Lager; neben mir den Arzt und Rosalien."

„Meine erste Frage war nach Hortensen. „„Sie lebt,"" sagte mein Freund, „„und Sie sollen sie sehen, sobald Sie etwas ruhiger sind."" — Ich bin ruhig, bringen Sie mich zu ihr. — „„Nur noch einen Augenblick Geduld.""

„Hierauf erzählte er mir, wie er mehrere Wochen in beständiger Erwartung seines Todes in der Abtei gesessen, wie er und seine Mitgefangenen durch die Launen der Aufseher gequält worden, wie er endlich, vor wenigen Tagen, mit einem Theile der übrigen, in die festern Kerker von Saint-Lazare gebracht worden sey. Hier habe ihn der glücklichste Zufall zum Nachbar meiner Frau gemacht; er habe ihr anfänglich, ohne sie zu kennen, als Arzt einige kleine Dienste geleistet, und erst nach Verlauf von mehreren Tagen habe er zu seiner größten Ueberraschung erfahren, daß sie die Gattinn seines theuern Freundes sey. „„Ich preise

mich glücklich,““ ſetzte er hinzu, „„daß mein Unglück ſelbſt Ihre Vereinigung mit der beſten und liebenswürdigſten Frau hat veranlaſſen müſſen.““

„Ich umarmte meinen edeln Freund. Roſalie hing ſchon längſt weinend an ſeinem Halſe.“

„Mein Verlangen, bei Hortenſen zu ſeyn, war unendlich. Auch Roſalie, die ihre Mutter noch gar nicht geſehen hatte, bat mehr mit Blicken als mit Worten, ihr dieſe Freude nicht länger aufzuſchieben. Endlich ſagte mein Freund: „„Ich darf Ihnen nicht verbergen, daß Madame Saint-Lambert ſehr ſchwach iſt; eine ſo ſchnelle Folge heftiger Gemüthsbewegungen könnte ihr nachtheilig ſeyn; aber da ſie weiß, wie nahe Sie ihr ſind, ſo würde ihr eine unbefriedigte Sehnſucht nicht minder ſchaden. Ich werde Sie alſo zu ihr führen, wenn ich ſie von neuem auf Ihre Erſcheinung vorbereitet habe. Aber Ihren Wunſch, Roſalie, kann ich noch nicht befriedigen. Ihre Mutter weiß nicht, daß Sie in meinem Hauſe ſind, und mit dieſer Freude darf ſie ſo plötzlich nicht überraſcht werden.““

„Mein Freund verließ mich mit dem Verſprechen, in wenigen Augenblicken zurückzukommen. Dieſe Augenblicke ſchienen mir Stunden zu ſeyn. Ich ging ungeduldig auf und ab, und lauſchte auf jedes Geräuſch; Roſalie ſaß ſtill und niedergeſchlagen, und ſtieß von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer aus.“

„Mein Arzt kam endlich zurück, und führte mich in das Zimmer der Kranken, nachdem ich ihm das Verſprechen erneuert hatte, das Ungeſtüm meiner Gefühle zu zügeln. Die Vorhänge

ihres Bettes waren zugezogen; ich setzte mich leise daneben und öffnete sie leise. Hortensens Hand kam mir entgegen; ich ergriff sie und badete die geliebte Hand mit meinen Thränen. Jetzt erst fiel mir ihre blasse, verfallene Gestalt wieder auf; denn bis jetzt hatte ich an nichts gedacht, als an die Freude, sie wieder zu sehen. Ich beugte mich über sie; ihre Augen strahlten; sprechen konnte sie nicht."

„Nachdem sich der erste Sturm freudiger Rührung gelegt hatte, fragte sie leise nach Rosalien. Sie lebt, sagte ich; du wirst sie wiedersehen, sobald es unser Freund, unser Retter erlaubt."

„Hortense wendete sich mit einer bittenden Gebehrde an den Arzt."

„Dieser bedachte sich einen Augenblick, ging dann hinaus, und holte das Kind. Ich nahm es ihm an der Thür ab, und führte es zu dem Bette der Mutter. Rosalie fuhr bei dem Anblick der blassen Gestalt zurück; so hatte sie ihre Mutter sich nicht gedacht. Als aber die mütterlichen Arme sich nach ihr ausstreckten, da sank sie ihr an die Brust und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und Thränen."

„In Hortensens Augen glänzte die Freude, und ihre bleichen Wangen überzogen sich mit einer leisen, flüchtigen Röthe. Dann faltete sie ihre Hände und sagte: „„O Gott, gib, daß ich die Freude ertrage, die du mir gesendet hast, wie du mir meine Leiden hast ertragen helfen."

„Von dieser Zeit an verließen wir ihr Bett nicht mehr. Die Zufriedenheit, die sie fühlte, uns an ihrem Bette zu sehen, schien

ihr Kräfte zu geben, und die Veränderung ihres Zustandes täuschte selbst die Kenntniß des Arztes. Ach, unsre Hoffnung war von kurzer Dauer. Wenige Tage waren verflossen, als das hektische Fieber, welches ihr Leben untergrub, sie mit doppelter Gewalt überfiel. Alle Mittel waren fruchtlos; die Quellen der Kunst versiegten; die geliebte Kranke eilte mit schnellen Schritten ihrem Grabe zu."

„Eines Abends, als sie von einem kurzen, aber sanften Schlummer erwachte, bat sie mich, sie aufrecht zu setzen; dann stützte sie ihr sinkendes Haupt an meine Schulter, legte ihre brennende Hand in die meinige und sagte: „„Lieber Saint-Lambert, meine Laufbahn ist bald vollendet; bald wird der Rest meines Lebens hinweggebrannt seyn. Die Pforten eines höhern Lebens öffnen sich mir. Meine Seele hat vor Gott gestanden, und in dem Anschauen der unendlichen Vollkommenheit wird das Andenken an die Leiden und Schmerzen dieser flüchtigen Zeit untergehen. Aber nie wird das heilige Gefühl meiner Liebe zu dir von mir weichen; nie meine herzliche Dankbarkeit für die deinige. Diese wird mich begleiten vor Gott, und sie wird mein schönster Schmuck vor seinem Throne seyn.""

„Ich war in meinem Innersten erschüttert; ich schlang meinen Arm um sie und drückte sie an mein Herz; aber reden konnte ich nicht. Meine Stimme war von Thränen erstickt."

„Dann fuhr sie fort: „„Weine nicht, Saint-Lambert! Die gütige Gottheit, die uns jetzt trennt, wird uns wieder vereinigen in unaussprechlicher Seligkeit....."" Und dann, nach

einer kurzen Pause: „„Zwar, du wirst doch weinen, wenn diese irdische Hülle in Staub zerfällt, und deine Thränen werden mein Grab benetzen, und meine Asche wird diesen Zoll deiner Liebe mit Freuden und Wehmuth trinken.““

„„Wir scheiden früher von einander, als wir hofften,““ setzte sie hinzu, „„und der letzte Theil unsrer Laufbahn ist mit scharfen Dornen bestreut gewesen. Und dennoch, wenn ich den Weg meines Lebens überschaue, seh ich des Guten unendlich mehr, als des Bösen. Meine Jugend ist in stiller und ungetrübter Ruhe dahin geflossen; meine Eltern haben das längste Ziel des Lebens erreicht, und meine Mutter schloß ihre lebensmüden Augen wenige Tage vor dem Hereinbrechen der Unfälle, die unsern Frieden so grausam zerstört haben. Unsre Ehe ist die glücklichste gewesen; nie hast du mich mit einem Worte betrübt, oft aber mit Worten und Thaten erfreut. Gott hat uns Kinder geschenkt, die uns durch die guten Eigenschaften ihres Geistes und Herzens, ihren Gehorsam und Liebe zu uns, unaussprechliche Freude gegeben haben. Und ist es nicht, nach den Tagen der Leiden, welche der Himmel über uns verhängt hatte, ein eben so unerwartetes als süßes Glück, daß ich dich wiedergefunden habe, daß ich die letzten Tage meines Lebens mit dir, und mit dem einen unsrer Kinder verleben darf? Das andere.....““

„Bei diesen Worten brach ihre Stimme; ihr Kopf senkte sich tiefer auf ihre Brust; sie war einige Augenblicke still und in tiefen Gedanken versunken. Dann sagte sie, indem sie starr vor sich nieder sah: „„Sie haben ihn aus meinen Armen gerissen.

Sie wollten mir auch den letzten Troſt in meinen unendlichen Leiden nehmen.““ — Und nach einer kleinen Weile hob ſie Augen und Hände zum Himmel und ſagte: „„O Gott, der du mir Freude an meinen Kindern gegeben haſt, nimm auch dieſe Bürde der Leiden von meinem geängſtigten Herzen! — — Ach, ich hoffe, er iſt uns erhalten, — fuhr ſie fort, indem ſie ſich mit einem wehmüthigen Lächeln zu mir wendete; — mein Herz ſagt mir, daß Eduard noch lebt. Die Hand der ewigen Liebe wird ihn ſchützen; er wird in deine Arme zurückkehren, und ich werde in meinem Grabe die Freude deines entzückten Herzens fühlen.““

„Ihr blaſſes Angeſicht ſtrahlte bei dieſen Worten von einem überirdiſchen Glanze. Eine Thräne zitterte in ihren Augen. Sie ſchien den Sohn ihrer Liebe vor ſich zu ſehen.“

„Von dieſem Abend an ward ſie ſichtbar ſchwächer. Sie ſprach ſeltener und immer nur wenig. Ihr Geiſt ſchien mit höhern Dingen beſchaftigt; nur noch ein kleiner Theil von ihr gehörte der Sterblichkeit an. Ihre Blicke waren beredt. Eine unendliche Fülle von Güte und Liebe ſprach aus ihren Augen, wenn ſie auf mich oder auf Roſalien fielen.“

„Still ergeben in Gott und mit himmliſcher Geduld ging ſie den letzten dornenvollen Weg.“

„In einer der kürzeſten Nächte des Sommers trat der Todesengel zu ihrem Lager. Ich ſaß neben ihr; ſie ſchien zu ſchlafen; Roſalie war auf meinem Schooße eingeſchlummert. Da rief ſie mich mit leiſer Stimme: „„Saint-Lambert, ich ſterbe, laß mich dieſes Kind noch einmal küſſen.““ — Ich bot es ihr hin. Sie

drückte es an ihre Brust, faltete die Hände und schien über ihm zu beten. Dann zog sie mich an sich, berührte mich mit matten Lippen und flüsterte mir — ach! ihr letztes Lebewohl zu."

„Die Sonne ging herrlich auf; aber ihre Augen waren dem irdischen Lichte geschlossen. Ihr schönes Leben ging unter mit dem beginnenden Tage, um in andern Gefilden herrlicher aufzugehen."

Saint-Lambert sprach diese letzten Worte mit erstickter Stimme. Die lang verhaltenen Thränen brachen gewaltsam aus seinen Augen. Er stand auf und ging mit rascher Bewegung tiefer in die Grotte hinab. Alle Zuhörer waren innig bewegt. Rosalie hatte ihr Gesicht in ihr Tuch gehüllt, und weinte und schluchzte. Sprechen konnte niemand.

Nach einiger Zeit kam Saint-Lambert zurück und sagte mit festerer Stimme: „Verzeihen Sie; die lebendige Erinnerung des schmerzhaftesten Verlustes hat mich allzu tief erschüttert. Ich mußte mich sammeln. An dem Altar, den ich in dieser geheimnißvollen Stille dem Andenken meiner verklärten Freundinn errichtet habe, ist Trost und Stärke in mein Herz gekommen."

„Ich habe nur noch wenig hinzuzusetzen. Nach dem Tode meiner geliebten Frau war mein wichtigstes und einziges Geschäft, nach dem Aufenthalte meines Sohnes zu forschen. Schon auf dem Wege nach Paris war er von seiner Mutter getrennt worden; Alles, was ich weiter entdecken konnte, bestand in der wahrscheinlichen Vermuthung, daß er zur Armee gebracht worden sey. Die Verwirrung, welche damals in allen öffentlichen Angelegenheiten herrschte, machte meine weitern Nachforschungen fruchtlos. Ich muß glau-

ben, daß er ein unglückliches Opfer des schrecklichsten aller Kriege geworden ist."

„Zu der Zeit, wo ich alle meine Bemühungen vereitelt sah, brachen neue Stürme in meinem zerrutteten Vaterlande aus. Eine unsichere, schwache, und aus Schwäche oft tyrannische Regierung schien die Anarchie zu verewigen. Die Freiheit der Bürger und ihr Eigenthum wurde von neuem der Willkühr Preis gegeben, und es war nur allzu wahrscheinlich, daß die Sittenlosigkeit, die sich während des Umsturzes aller Dinge auf eine furchtbare Weise entwickelt hatte, den Boden von Frankreich noch länger beflecken würde. Ich beschloß also, um Rosaliens zartes Alter vor neuen Greueln und Gefahren zu schützen, mein zerstörtes Vaterland zu verlassen, an das mich jetzt keine Banden der Liebe mehr knüpften. Meine liebsten und ältesten Freunde waren Opfer dieser grauenvollen Revolution geworden; alle meine liegenden Gründe waren eingezogen; nur ein kleiner Rest meines Vermögens blieb mir, den ich in den Händen einiger rechtschaffenen Bürger gelassen hatte. Diesen zog ich jetzt zusammen, um eine Freistatt jenseits des Rheins zu suchen. Mein alter treuer La France, den mein Unglück noch stärker an mich zu fesseln schien, begleitete mich. Auch in Deutschland setzte ich meine Nachforschungen nach meinem Sohne ohne Unterlaß fort, aber immer fruchtlos. Endlich kam ich in dieses stille Thal, und kaufte diese kleine Besitzung aus den Händen eines jungen Edelmannes, der eben seinen Vater begraben hatte, und nun nach Wien eilte, um da sich für die traurige

Einsamkeit des Landlebens durch die rauschenden Vergnügungen der großen Stadt zu entschädigen."

Hier endigte Saint-Lambert seine Erzählung. Herr O... drückte ihn herzlich in seine Arme, und sagte nach einigem Schweigen: „Ich hoffe, Sie öfterer zu sehen. Nur mit dieser Hoffnung kann ich mich von Ihnen trennen. Geben Sie mir bisweilen Nachricht von sich und Ihrem lieben Kinde. Dieß wird mir die Entfernung erträglicher machen."

Während die Väter mit einander sprachen, gingen die Kinder still, und von gleichen Gedanken beseelt, zu Hortensens Altar, nahmen die Kränze, mit denen sie sich gegenseitig geschmückt hatten, von ihren Locken, und legten sie auf dem Altar nieder. Rosalie zog ihr Band aus den Haaren und umschlang die Kränze damit. Dann bückte sie sich über den Altar und küßte ihn, und ihre blonden Locken umschleierten den Stein, und ihre Thränen benetzten das Moos, das ihn von allen Seiten umkleidete.

Die Ruinen.

Nach dem Mittagessen trennten sich unsre Reisenden von der Familie der Ausgewanderten, die ihnen so theuer geworden war. Saint-Lambert und Rosalie gaben ihnen das Geleit. Mehr als einmal nahmen sie Abschied von einander und versprachen sich gegenseitigen Besuch und Briefwechsel. Auch La France war bei der Gesellschaft. Beim Abschied gab Herr O... dem braven Diener die Hand mit manchem Lobspruche seiner bewährten Treue; und La France umarmte Alwin und seinen Bruder mit rührender Zärtlichkeit. Ach, er dachte an den verlornen geliebten Sohn seines trefflichen Herrn.

Als unsre Reisenden allein gelassen waren, setzten sie ihren Weg eine Zeitlang schweigend fort durch einen düstern Waldgang, der nach dem Berge hinauf führte, auf welchem die mächtigen Ruinen des alten Schlosses emporstarrten. Da hier kein neuer Gegenstand ihre Aufmerksamkeit an sich zog, so hing jeder seinen eigenen Gedanken nach und verfolgte die Geschichte der vorigen Tage.

Der Gedanke, in dieser Nähe eine Familie gefunden zu haben, welche die großen, die außerordentlichen Begebenheiten mit Augen

gesehen hatte, von denen sie so oft und auf so mannichfaltige Weise hatten sprechen hören, welche selbst Theil daran genommen, gefangen gewesen, wie durch ein Wunder gerettet worden war — das schien den Knaben wie ein Traum und fast unglaublich.

Allwin brach das Stillschweigen zuerst: „Diese Revolution, von der ich so viel gehört habe," sagte er, „ist mir immer ein unbegreifliches Räthsel gewesen. Wie in aller Welt hat je ein vernünftiges Volk auf den Einfall kommen können, sich selbst so viele Leiden zuzufügen, so viele unschuldige Menschen zu schlachten, zu berauben, und sich also selbst seine besten Mitbürger zu entziehen?"

Der Vater lächelte: „Hast du nie von Menschen gehört," sagte er, „die sich einen Arm, ein Bein oder ein anderes Glied ihres Leibes unter großen Schmerzen abnehmen ließen, und sich so Zeitlebens verstümmelten?"

„O ja," antwortete Allwin; „aber diese glaubten sich dadurch vor größerm Schmerz oder gar vor dem Tode zu schützen. Aber hier glaube ich das Gegentheil zu sehen."

„Vielleicht," erwiederte Herr O..., „glaubte das französische Volk ebenfalls sich einen größern Nutzen zu schaffen, indem es sich selbst einen Schaden zufügte. Aber hast du nicht auch von Menschen gehört, die sich in einem Anfall von Fieber oder Wahnsinn verstümmelten?"

„Allerdings. Sich und andere."

„Was einzelnen Menschen begegnet, kann es nicht auch ganzen Massen von Menschen begegnen? In einer Stadt des Alterthums,

sagt man, ergriff zu gleicher Zeit alle Jungfrauen eine unwiderstehliche Begierde, sich das Leben zu nehmen, und viele von ihnen hingen sich auf. Was hier eine Wirkung physischer Ursachen war, kann es nicht anderwärts eine Wirkung moralischer Kräfte, ich meine der Leidenschaften, seyn?"

„Und dieses ist in der That die vornehmste Quelle der Uebel gewesen, welche unsre Nachbarn über sich gebracht haben."

„Aber dieser Gegenstand, meine Kinder, ist so verwickelt und umfassend, daß ich euch deshalb auf künftige Zeiten verweisen muß. Erst, wenn ihr die Geschichte jenes Volks genau werdet kennen gelernt haben, werdet ihr auch die Quellen jener großen, weitgreifenden und schrecklichen Begebenheiten verstehen können."

„Jetzt ist es hinreichend, wenn ihr wißt, daß es in der Geschichte der Völker Zeitraume gibt, wo, meist nach langen Bedrükkungen und vielfaltiger Ungerechtigkeit, alle Banden der Ordnung zerrissen, das Heiligste verhöhnt, alte Rechte umgestürzt, und die bestehenden Gesetze mit Füßen getreten werden; Zeiten, wo eine Parthei gegen die andere wüthet, Haß und Habsucht die meisten Gemüther entzündet, und oft die verabscheuungswürdigsten Leidenschaften mit dem Schleier schöner und edler Namen bedeckt werden. In einem solchen Zustande der Auflösung und innerlichen Krieges empören sich oft Kinder gegen ihre Eltern, und Diener gegen ihre Herren. In das Innere der Häuser, wo sonst Friede und Eintracht wohnte, dringt der Haß, der Verrath und die Gewaltthätigkeit ein. Ein quälendes Mistrauen ergreift die Gemüther, und viele der friedlichen, rechtschaffenen Bürger verlassen den

geliebten Boden ihres Vaterlandes, um den Mißhandlungen der Gewalt oder der Theilnahme an dem Verbrechen zu entgehen."

Saint-Lambert's Geschichte gab reichlichen Stoff zu Anwendungen und Erklärungen. Auch manches andere lehrreiche Beispiel hatten die Knaben in Gesprächen gehört, dessen sie sich jetzt wieder erinnerten; und ihr Vater veranlaßte sie, in die Geschichte der Griechen und Römer zurückzugehen, wo sich ihren überraschten Blicken ähnliche Erscheinungen darboten.

Unter diesen Gesprächen hatten sie allmählig den Berg erreicht, auf welchem die Burgtrümmer lagen, die sich jetzt von Bäumen versteckt ihren Blicken entzogen. Ein schmaler, schlängelnder, steiler Fußpfad führte hinauf, an welchem hin und wieder große Bausstücke lagen, Felsen gleich, die von den Mauern der alten Burg hinabgerollt waren. Nach langem, mühsamen Steigen standen sie endlich mit einemmal an dem mächtigen Gemäuer, staunend. Ein Thurm erhob sich vor ihnen, glatt gerundet, der Zerstörung trotzend, und so hoch, daß ihnen hinauf zu sehen schwindelte. Das Thor war eingesunken und durch Schutt und Dornen verdeckt; aber durch ein schmales Fenster führte ein Zugang in den Hof. Sie schlüpften hindurch. Alles war hier mit dürrem Gestripp bewachsen, und von den Höhen der Mauern hing in dicken Büschen gelbes Gras wie Locken herab. Alles war still und todt; nur ein einsamer Geier schwebte vorüber, und ein flüchtiger Marder schaute aus der Oeffnung eines hohen Fensters neugierig und schüchtern auf die ungewohnte Erscheinung von Menschen herab.

Mit großer Begierde durchsuchten die Knaben das wüste

Gemäuer; die Keller und Burgverließe, die verfallenen Säle, die verschütteten Hallen, die Ställe, die Kirche, wo leere Blenden die Plätze zeigten, auf denen ehedem Bilder von Heiligen gestanden, und die Stelle des zerstörten Altars an ausgetretenen Steinen zu erkennen war, wo vormals die Andacht geknie't und gebetet hatte. Ueberall herrschte Zerstörung und stille Trauer.

Auf der dem Thore gegenüber liegenden Seite fanden sie die Reste eines Söllers mit der Hälfte seiner Brustlehne, welcher ehedem im zweiten Stockwerke auf Säulen geruhet hatte. Jetzt war der Boden bis zu ihm hinaufgeschwollen. Eine unerwartete Aussicht überraschte sie, als sie heraustraten. Senkrecht ging die Mauer hinab in die Tiefe, auf dem lebendigen Felsen ruhend, der sich unten im dichten Gebüsch der Wälder verlor. An des Berges Fuß drängte ein heiteres Dörfchen sich an, mit seinen aufsteigenden Straßen und hängenden Gärten, in die man von oben hinein sah, und weiter hin ein *offenes, fruchtbares, lachendes* Land, von Fruchtfeldern und Wiesen malerisch zusammengesetzt, durch die sich fernhin bald steigend, bald sinkend die Landstraße schlang. Munter bewegte sich in der Tiefe die Welt. Die satten Heerden zogen langsam den Ställen zu; emsiger regten sich auf den Wiesen die Mäher; hoch belastete Wagen voll Heu schwankten nach den Dörfern hin. Alles schien von dieser Höhe herab den Knaben neu und merkwürdig. Bisweilen führte auch die Luft von unten herauf einzelne Töne zu ihrem lauschenden Ohr, oder ein zweideutiger Wiederhall unterbrach die tiefe Stille, die um sie her auf dem öden Gemäuer thronte.

„Wie oft," sagte Theodor, „mögen auf diesem Soller die alten, tapfern Besitzer der Burg gesessen und der herrlichen Aussicht an schönen Morgen und Abenden genossen haben! Ich stelle mir vor, daß hier in der Mitte der Hausvater saß, ihm zur Seite die geschäftige Hausmutter, hier die Töchter, auf der andern Seite Söhne und Freunde, wenn die Burg von Fremden besucht war. Dann erzählten die Alten von ihren Zügen und Thaten, und die Jungern hörten zu, und die Knappen drängten sich von hinten herbei, und lauschten, ohne daß es der alte Herr merkte; und wenn sie sich etwa stießen, und er, ein Geräusch vernehmend, nach ihnen umsah, so nickt' er ihnen lächelnd zu, als ob er sagen wollte: So ist's recht. Jetzt hört ihr von mir, was ihr künftig selbst vollbringen werdet."

„Ich denke mir," setzte Alwin hinzu, „ich wäre der Sohn eines solchen Ritteromannes, aber noch nicht waffenfähig, und säße an einem schönen Abend, wie der heutige, auf diesem Austritte in tiefen Gedanken, und dächte an die Geschichte von Schlachten und Kämpfen und Turniren, die ich vom Vater gehört hatte. Auf einmal seh' ich etwas in der Ferne blinken. Ich sehe schärfer hin; es kömmt näher; endlich erkenn' ich einen Zug geharnischter Männer hoch zu Pferde; ihre Helmbüsche flattern in die Luft; einer sprengt voraus; — es ist der Vater, der von einer Fehde zurückkehrt. In dem Augenblick stößt der Thurmwärter in sein Horn. Ich laufe hinein und rufe: der Vater, der Vater! und sogleich kömmt Alles auf den Soller gestürzt, die Tante, Auretta, die Mägde; denn die Knappen hat der Vater alle mitge-

nommen. Nun reitet er unten um den Berg herum. Ich, vom Söller weg, zum Thor hinaus, den Fußpfad hinunter. Unten kömmt mir der Vater entgegen mit seinem ganzen Gefolge; er bewillkommt mich freundlich und nimmt mich mit auf sein Pferd. Und so reite ich mit zum Burgthor herein, nicht anders, als ob ich auch mit bei der Fehde gewesen wäre."

„Ich hoffe, daß du mir erlauben wirst, auch mit einzuziehen," sagte Theodor; „denn es müßte schlimm seyn, wenn mir nicht wenigstens ein Knappe auf seinem Pferde Platz machte. Wäre nun aber der Vater erst bei uns, so ließen wir ihm keine Ruhe, bis er uns Alles, Alles erzählte, wie es hergegangen ist."

„Das versteht sich," antwortete Allwin, „und ich weiß gewiß, er wird uns nicht vergebens bitten lassen. Denn er wird es gern sehen, wenn wir frühzeitig Lust zum Kriegshandwerk zeigen, und an kühnen Dingen Freude haben."

„Und in der nächsten Woche," fuhr Theodor fort, „haben wir dem Siege zu Ehren ein Bankett auf der Burg, zu dem aus der ganzen Nachbarschaft alle Ritter und edeln Frauen geladen sind. Da kommen sie nun herangezogen auf allen Straßen, auf schönen Rossen, köstlich geschmückt, mit funkelnden Helmen und bunten Federbüschen, und die geputzten Knappen hinter ihnen; und an allen Wegen stehen die Leute still, ziehen die Hüte ab, und sehen, mit entblößtem Haupte, verwunderungsvoll den Herrlichen nach. Immer mehr und mehr füllt sich die Burg mit Gästen; die Rosse wiehern; in allen Ecken tönt Musik. Dann geht es zu Tisch. Der Vater tritt zuerst in den hohen Saal mit

der vornehmsten Dame an der Hand; dann folgen die andern Paar und Paar, ein langer Zug von Männern und Frauen, in Festkleidern von Sammt und Seide, mit Gold und Silber reich durchwirkt. Es geht etwas laut bei der Mahlzeit zu; denn der Wein wird nicht gespart. Aber mitten in der Freude und dem Tumult wird ein Sänger angemeldet, ein Blondel, oder ein Klingsehr, oder ein Osterdingen. Freudig ladet man ihn ein; es wird ihm ein Sessel gesetzt und ein Becher des köstlichsten Weins gereicht. Dann nimmt er seine Harfe zur Hand, stimmt sie, und singt so schöne und wundervolle Lieder, daß man an der langen, langen Tafel keinen Laut mehr hört, und die Knappen kaum aufzutreten wagen. Dann kömmt der Tanz . . . . ."

In diesem Augenblick trat die Sonne hinter das Gemäuer, und ein langer, tiefer Schatten fiel in die Landschaft hinab und verschleierte plötzlich das anmuthige Gefilde. Verwundert sahen beide Knaben hinter sich, und erblickten, als wäre es zum erstenmal, mit Schauder das dunkle Gemäuer, das mit seinem dürren Gestripp riesenmäßig hinter ihnen emporragte, mit Graus und Verwüstung bedeckt. Traurig schienen die Wolken durch die leeren Fenster und die Spalten des Gemäuers, die weit gähnend das öde Innere enthüllten. Kein frohes Leben bewegte sich hier. Nur schüchterne Eidechsen rauschten durch das dürre Gras, und leise Lüfte wiegten die rothen Häupter der Disteln. Alle Töne der Freude hatte die Zeit entführt, und nur das düstre Andenken an die alte Vergangenheit brütete auf den gigantischen Trümmern.

Die Ritterzeit.

Mit dem Anbruche der Dämmerung verließen unſre Reiſenden die Trümmern der Burg, und ſtiegen herab nach dem anmuthigen ſtillen Dörfchen, das ſie vorher unter ſich an dem Fuße des Berges geſehen hatten. Eine freundliche Wittwe nahm ſie in ihrem Hauſe auf, und gab ihnen Abendeſſen und Nachtlager.

Vor Schlafengehen wurde noch viel von der Burg geſprochen und viel von ihren alten Bewohnern. Da nun die Wittwe hörte, woher ihre Gäſte kamen, fing ſie an viel Schreckliches zu erzählen, von den Greueln, die auf dieſem Schloſſe begangen worden, von ſchrecklichen Mordthaten, zahlloſen Vergiftungen und dergleichen mehr. „Der letzte Beſitzer," ſagte ſie unter andern, „habe alle ſeine Vorgänger an Ruchloſigkeit übertroffen und weder Himmel noch Hölle geglaubt. Dieſer Böſewicht habe ſeinen Vater lange Zeit in einem unterirdiſchen Kerker ſchmachten laſſen, indem er vorgegeben, er ſey geſtorben, und habe einen leeren Sarg begraben laſſen, um früher in den Beſitz des väterlichen Vermögens zu kommen. Während nun der alte graue Vater in dem düſtern Kerker geſeufzt und geſtöhnt, daß es Steine hätte rühren mögen, habe der Sohn, um ſein böſes Gewiſſen zu betauben, über ihn

in Saus und Braus gelebt, und Bankette gegeben, die acht Tage gedauert hätten und länger. Nach mehrern Jahren nun, da das Maaß seiner Sünden voll gewesen, habe er mit einem seiner Nachbarn einen ungerechten Krieg angefangen, um ihn seiner Güter zu berauben, sey aber geschlagen worden, und sein Feind habe die Burg eingenommen. Da wären auch seine Verbrechen an das Licht des Tages gekommen. In allen Kellern habe man Gerippe von Menschen, zum Theil in Ketten, gefunden, und endlich auch den alten Vater, der während der Belagerung beinahe verschmachtet war; denn niemand hatte in der Verwirrung an ihn gedacht. Der ruchlose Sohn sey erwürgt, und sein Leib den Raben zum Futter vorgeworfen worden; der Vater aber habe nur wenige Stunden noch gelebt, weil er die so lange Jahre vermißte frische Luft nicht mehr habe ertragen können."

Sie erzählte ferner, niemand habe nach dieser Zeit diesen Schlund von Freveln und Verbrechen wieder bewohnen wollen, und so sey die schöne Burg der Verwüstung anheim gefallen. Jetzt gehe es darinne um, und alte Leute erzählten von schauderhaften Erscheinungen, die man darinne gesehen habe. So hätten die Geister zu gewissen Zeiten einen Umgang darinne gehalten, und man habe lange, lange Züge von Männern und Frauen gesehen, die sich wie im Tanze führten; und voraus wäre ein abgezehrter Greis gegangen mit einem langen, weißen Barte, und hätte mit hagern Händen schwere Ketten geschüttelt, und das sey die Musik gewesen, nach welcher sie tanzten. Zu andern Zeiten habe man sie zu Pferde gesehen, mit feurigen Schwertern in den

Händen, und ihre Köpfe mit weißen Schleiern umwickelt. Ein andermal sey es ein Leichenzug gewesen, mit vielen Begleitern in langen Leichentüchern, aus denen Todtengerippe hervorguckten, und ein ungeheurer Sarg, der rundum mit einem blauen, fürchterlichen Feuer wie übergossen war. Von solchen Erscheinungen höre man jetzt nun zwar nichts mehr — auch gehe niemand zu bedenklicher Geisterzeit hinauf — aber doch sehe man noch jetzt ganz deutlich blasse Gesichter in den Fenstern des Schlosses, die sich vorwärts und rückwärts beugten, und die Arme bald zum Himmel erhüben, bald auf der Brust kreuzten. Dann vernehme man oft ein wunderbares Getöse und verworrene Stimmen, und ein schrillendes Kreischen dazwischen, was denn wohl Alles von den Geistern herrühren möge.

Die Knaben hörten die Erzählungen der guten redseligen Alten mit Vergnügen und ohne Grauen an, denn sie wußten schon längst, was von solchen Geschichten zu halten sey. Als sie geendigt hatte, sagte Theodor: „Sollte es wohl möglich seyn, daß unsre tapfern Ritter so schwere Verbrechen begangen, und ihre ehrwürdigen Wohnungen mit solchen Greueln befleckt hätten?“

Allwin nahm sie in Schutz und erklärte Alles kurz und gut für leere Erdichtungen.

Hierauf sagte der Vater: „Ich für meine Person möchte weder gerade zu die Wahrheit einer jeden von diesen Geschichten verbürgen, noch sie unbedingt für Erdichtung erklären. Es hat zu allen Zeiten ruchlose Menschen gegeben. Warum nicht auch in der Zeit, in welcher der Ritterstand blühete?“

„Aber von solchen Greueln hört man doch in unsern Tagen nicht;“ erwiederte Allwin.

„Ich gebe es zu,“ sagte der Vater; „aber auch nicht oft von so kühnen, so außerordentlichen Thaten, als die Thaten jener Zeiten waren, an denen ihr euch so sehr erfreut. Dieselben Flammen, welche das Eisen schmelzen und den Kiesel verglasen, können auch Städte und Wälder verzehren. Das Gute geht mit dem Bösen größtentheils gleichen Schritt.“

„Warum aber gibt es jetzt keine Ritter mehr?“ frug Theodor. „Warum sind alle die herrlichen und großen Dinge nur in die Bücher gebannt?“

„Weil nicht jede Zeit, mein Kind, Alles hervorbringen kann. Die Umstände, durch welche die Ritterzeit möglich war, sind nicht mehr vorhanden, und wir würden nicht eben wünschen dürfen, sie zurückkehren zu sehen.“

Da die Knaben dieses mit einiger Verwunderung zu hören schienen, fuhr er fort: „Es klingt allerdings schön, wenn wir hören, daß ein wackrer Rittersmann sein Schwert umgegürtet, seine Reisigen zusammen berufen habe und ausgeritten sey, um der unterdrückten Unschuld beizustehen, den Uebermüthigen und Gewaltthätigen zu bestrafen und zu Boden zu werfen; wenn er, um dieses edeln Zweckes willen, alle Mühseligkeiten übernimmt; weder Hitze noch Kälte scheut; im Walde unter freiem Himmel schläft oder wacht; jeder Gefahr dreist in die Augen sieht, und im Vertrauen auf Gott und seine gute Sache sich mitten in die Lanzen seiner Feinde stürzt. Wenn dann ein solcher Ehrenmann,

nach unsäglichen Kämpfen, siegreich auf seinem Rosse einherzieht, Alt und Jung sich herbeidrängt, um ihn zu sehen; die Bürger aus den Städten ihm entgegenziehen und ihn bewillkommnen; die Mütter ihre Kinder in dem Gedränge der Menschen in die Höhe halten, und ihnen den Tapfern zeigen; wenn er dann den Harnisch abschnallt, der Wochen lang seine Glieder gedrückt hat, und beim frohen Mahl mit tapfern Waffenfreunden, oder in der eignen Halle mit Weib und Töchtern seine Mühen vergißt und auf neue Thaten sinnt; alles das klingt schön und erfreulich; aber nicht alle Ritter, meine Kinder, waren solche Ehrenmänner. Viele von ihnen mißbrauchten ihre Ueberlegenheit, und wurden Unterdrücker der Schwächern, statt sie zu schützen. Mit wildem Uebermuthe störten sie oft die friedlichen Gewerbe ruhiger Bürger, und ärndeten, wo sie nicht gesäet hatten. Auf den Landstraßen überfielen und plünderten sie wehrlose Kaufleute, oder zwangen friedlichen Städten durch Gewaltthatigkeiten aller Art Tribut und Geschenke ab, und drängten oft selbst die unschuldigen Landleute. Ihr könnt also leicht glauben, daß nicht jedermann die stolzen Burgen, die sich auf den Gipfeln der Berge in dem friedlichen Lande erhoben, mit frohem Gefühl betrachtete, und daß sie vielen, wie ein feindlicher Unhold über dem stillen Lande zu brüten und auf Verderben zu lauern schienen. Wir wollen uns also alle in unsern Gedanken der schönen und großen Erscheinungen jener Zeit erfreuen, diese Zeit selbst aber ruhig in der Vergangenheit schlummern lassen."

Der Mord.

Am folgenden Morgen setzten unsre Reisenden ihre Wanderung weiter fort, und zogen einige Tage über Berg und Thal, ohne daß ihnen etwas Merkwürdiges begegnete.

Als es wieder Sonntag war, traten sie aus dem Gebirge in das ebene Land, und zogen durch mehrere Dörfer, die in geringer Entfernung von einander lagen. Der Abend war ungewöhnlich heiter und still. Kein Blatt bewegte sich an den Bäumen, außer wenn in muthwilligen Spielen die scherzenden Vögel durch die Zweige schlüpften. Auf der Wiese spielten Knaben und Mädchen. Die größern schlugen den Ball; die kleinern schaukelten sich auf langen Balken hoch in die Luft; die Mädchen tanzten; und rund umher saßen und standen zerstreut die ältern Bewohner des Dorfes, sahen den Spielen zu, und dachten mit Lächeln an die eigne Jugend und ihre muntern Belustigungen an der nämlichen Stelle.

Während nun Herr O... und seine Kinder auf einem dieser grünen Plätze ruhete, und sich an dem lauten Jubel und den Uebungen der jungen Leute ergötzte, kam ein Knabe athemlos aus dem Dorfe gelaufen und erzählte, es gebe eine Schlägerei in der Schenke mit dem liederlichen Martin, und gleich darauf ein

andrer mit der Nachricht, der Martin sey erschlagen worden. Alles gerieth darüber in Schrecken und Aufruhr. Die Spiele hörten auf. Jedermann drängte sich nach dem Dorfe, wo das Unglück geschehen war; auch unsre Reisenden folgten.

Ohngefähr in der Mitte des Dorfes kam ihnen ein Trupp von Leuten entgegen, die eine Trage begleiteten, auf welcher der Erschlagene lag. Sein Gesicht und die Hälfte seines Leibes war mit einem Tuche bedeckt. Die Spuren des vorhergegangenen Kampfes waren in seiner Kleidung sichtbar. Das eine Bein war zur Hälfte entblößt; sein Wams aufgerissen; die ledernen Beinkleider überall mit Blute bedeckt. Die Hände hingen auf beiden Seiten der Tragbare schlaff herunter und streiften bisweilen auf dem Boden hin. Unter dem Tuche quoll Blut hervor. Jedermann drängte sich neugierig hinzu, mit Schrecken im Gesicht; überall hörte man Ausrufungen und dumpfes Gemurmel. Einer zog das Tuch weg; eine große klaffende Wunde spaltete die Stirn. Die Hälfte des bleichen Gesichtes war mit Blute bedeckt; die Haare hingen wild herein und versteckten halb die erstarrenden Augen. Uebrigens war die Gestalt des Mannes kräftig und wohlgebildet.

Bestürzung und Mitleiden war auf allen Gesichtern.

Ein Theil begleitete den Leichnam über die Wiese hin nach dem nahen Orte seiner Heimath; die andern eilten nach dem Wirthshause, wo man den Mörder gefangen hielt. Dieser Unglückliche war aus dem Orte selbst, und niemand hörte seinen Namen ohne Verwunderung, wie der zu einer solchen That, zu

einem solchen Unglück gekommen sey. Jetzt wurde er aus dem Hause geführt, von einem bewaffneten Ausschuß umgeben. Sein Gesicht war bleich wie der Tod; seine Arme hingen schlaff an dem Leibe herab; die Augen waren auf die Erde geheftet; er vermochte kaum die Füße fortzusetzen. Sein Rock war an mehrern Stellen herabgerissen. Uebrigens war sein Anzug und Aussehen reichlich und ordentlich.

Da unsre Reisenden die Nacht in diesem Dorfe zubrachten, so erfuhren sie alle Umstände des Mordes aus dem Munde eines der Aeltesten der Gemeinde ohngefähr in folgenden Worten:

„Der Mann, welcher heute auf eine so klägliche Weise sein Leben geendigt hat, war sonst ein braver und rechtlicher Mensch, der niemandem etwas in den Weg legte, fleißig in die Kirche ging und emsig arbeitete. Er hatte einen artigen Meierhof, einen schönen Garten und die besten Pferde. Seine Frau hatte er lieb und hielt sie gut. Nun zog vor etwa vier Jahren ein fremder Mann in das Dorf von feiner Bildung und städtischen Manieren, der auch in Kriegsdiensten gestanden hatte, und mit glatten Worten redete, übrigens ein Landstreicher und ruchloser Mensch. Dieser machte Freundschaft mit Martin und gewann sein Herz. Erst bewunderte er seine schönen Besitzungen und pries ihn wegen seines Reichthums glücklich. Dann sagte er, ein reicher Mann, wie er, brauche nicht immer, wie ein Bauer, zu arbeiten und zu darben; er müsse sich etwas zu Gute thun und das Leben genießen. Man nähme ja doch nichts mit aus der Welt, und die wären große Thoren, die sich um anderer Menschen willen etwas ab-

geben ließen; andre möchten auch sehen, wie sie durch die Welt kämen, und was dergleichen Reden mehr waren. Und da der böse Mensch Alles gut einzukleiden wußte, und sonst auch wohl seinem Freunde auf mancherlei Weise mit gutem Rathe an die Hand zu gehen wußte, so bestrickte er ihn am Ende so, daß der Martin gar nicht mehr ohne jenen leben konnte. So oft er in die Stadt fuhr, und dieß geschah jetzt öfterer als sonst, nahm er immer seinen Verführer mit, der ihn dort mit sich in Wein- und Spielhäuser nahm, und mit Hülfe seiner Bekannten, die eben solche Gauner waren, als er, das erworbene Geld abgewann. Allmählig wurde ihm Trinken und Spielen zur andern Natur. Nun verabsäumte er seine Wirthschaft; seine Nahrung verfiel; ein Acker nach dem andern wurde losgeschlagen; endlich auch der Garten, die Pferde und der ganze Meierhof. Das meiste hatte ihm der fremde Gauner abgewonnen, an den er sich immer mehr hing, je mehr er verwilderte. Als aber endlich das letzte Gütchen verzehrt und Martin genöthigt war, sein väterliches Haus zu verlassen, so verschwand der Schelm und ließ sich nicht wieder sehen."

„Jetzt gingen ihm nun freilich die Augen auf, aber es war zu spät. Er verfluchte den Elenden, der ihn verführt hatte, aber bessern konnte er sich nicht. Mit Mühe erwarb er seinen nothdürftigen Unterhalt durch Tagelohn. Auch seine wackre Frau arbeitete Tag und Nacht, und hielt auch ihre beiden Kinder fleißig zur Arbeit an; aber oft vertrank und verspielte Martin in Einem Abende, was die ganze Woche errungen worden war, und

machte noch Schulden oben drein. Dabei wurde er immer zänkischer und unverträglicher. Wenn er dann nach Hause kam, und seine Frau weinte, oder ihn um Gottes willen bat, seine Lebensart zu ändern, so schlug er sie und die armen Kinder, daß es zum Erbarmen war."

„So ist er nun auch heute berauscht hierher in das Wirthshaus gekommen, und hat immer mehr getrunken, und mit allen Anwesenden Streit angefangen, bis zuletzt die meisten Gäste weggegangen waren, den unglücklichen Jacob ausgenommen, der ganz still in einer Ecke saß. Diesem armen Manne war Martin gram, weil er einige seiner schönsten Grundstücke an sich gekauft hatte, und niemals mit ihm spielen und würfeln wollte. Jetzt, da er sich mit ihm allein fand, fing er an, ihn auf alle Weise zu necken und zu verhöhnen, und als jener sich entfernen wollte, stellte er sich ihm in den Weg, und wollte ihn nöthigen, mit ihm um die Aecker zu würfeln. Hierüber ist es nun zu Scheltworten und zum Handgemenge gekommen. Martin war wüthend über seinen Gegner hergefallen, und indem sich der arme Jacob seines Lebens wehrt, trifft er den andern mit seinem Knotenstock so unglücklich auf den Kopf, daß er todt zu Boden fällt."

Die Knaben hörten diese Mordgeschichte mit großer Aufmerksamkeit, beklagten den unglücklichen Mörder, dem Alle das Zeugniß eines rechtschaffenen Mannes gaben, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß er, als Vertheidiger seines Lebens, keiner Strafe unterworfen werden könne.

Auch dem Ermordeten, obgleich er schuldig war, konnten sie

ihr Mitleiden nicht versagen. Immer stand ihnen seine furchtbare, blutige Gestalt vor Augen. Herr D... fragte nach seiner Frau und seinen unglücklichen Kindern.

Einer der Anwesenden hatte die Leiche nach dem benachbarten Dorfe begleitet, und sagte: „Da wir den Ort erreicht hatten, ging ich voraus nach Martins Wohnung, die in einem engen Seitengäßchen liegt. Seine Frau saß in ihrem Stübchen am Spinnrad, und hatte ihr Gesangbuch neben sich im Fenster liegen und sang, und die Kinder spannen auch und sangen mit. Da ich die arme Frau so sitzen und mit ihren Kindern beten sah, ging es mir durch die Seele, und ich hatte kaum das Herz, ihr das große Unglück anzukündigen. Doch sagte ich endlich: Gott grüß euch, Frau Therese, sie bringen euch euern Mann. — „„Gott erbarm es,"" sagte sie, „„ist er schon wieder betrunken?"" und dabei fing sie bitterlich an zu weinen und ihre Kinder auch. — Dann sagte ich: Ach, ihr armen Leute, dieses mal wird er von seinem Rausche wohl nicht wieder aufwachen. — Sie verstand, was ich sagen wollte, und rief aus: „„Ach, so sey ihm Gott gnädig; er hat also ein Unglück gehabt!"" — Ja wohl, und ein schweres, versetzte ich. — Da lief sie die Treppe hinunter, und da sie auf der letzten Stufe war, da brachen die Füße unter ihr zusammen und sie sank zu Boden, mehr todt als lebendig. Die armen Kinder glaubten, die Mutter wäre ganz todt und schrien und heulten erbarmlich. Ich half ihr wieder in die Höhe, und in dem Augenblicke brachten sie den todten Mann zum Hause herein. Was das für einen Auftritt gab, will ich niemanden beschreiben. Ich bin

wohl ein harter Mann und habe schon manches erlebt; aber da das arme Weib so kläglich um den Mann that, der ihr doch so viele Drangsale zugefügt und sie um alles das Ihrige gebracht hatte, da kamen mir die hellen Thränen in die Augen und ich mußte fortgehen."

„Es ist aber auch gewiß wahr," sagte ein anderer, „daß Martin seine Frau recht lieb hatte, ehe er sich dem Trinken ergab. Nachher wurde er ein ganz andrer Mensch."

„Ach, es gereuete ihm auch dann noch seine Ungebühr gar oft," setzte ein dritter hinzu, „wenn er wieder nüchtern war; und dann versprach er seiner Frau alles mögliche Gute und bat ihr seine Sünden ab. Aber ehe man es dachte, war er wieder beim Branntwein und hinter den Karten. Ach, der Trunk hat schon manchen in's Verderben gestürzt"

„Wie jedes Laster," sagte Herr O... leise zu seinen Kindern. „Wenn auch nicht jedes auf eine so sichtbare Weise den äußern Wohlstand zerstört, so zerrüttet es doch unfehlbar den innern Frieden des Menschen, und führt einen sittlichen Tod herbei, welcher der gräßlichste Selbstmord ist. Hütet euch vor dem ersten Schritte zum Bösen. Meist kündigt es sich in gefälligen Formen an, und wenn wir es in seiner wahren Gestalt kennen lernen, haben wir vielleicht die Kraft verloren, uns seiner Herrschaft zu entziehen."

Die Jubelhochzeit.

Das schreckliche Ereigniß des Tages beschäftigte die Einbildungskraft der Knaben die ganze Nacht hindurch, und als die erste Dämmerung sie von ihrem Lager aufrief, waren sie froh, einen Ort zu verlassen, welcher der Schauplatz einer so gräßlichen That gewesen war.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als sie ihren Weg antraten. Mit blassem Angesichte blickten noch hier und da einzelne Sterne aus dem dämmernden Himmel; aber der abendliche Horizont, dem sie entgegen gingen, färbte sich schon mit einer blassen Röthe. Und jetzt bestrichen die ersten Strahlen der Sonne das Feld, und spannten riesenmäßige Schatten vor den Füßen der Wanderer aus, und besprützten jeden Halm und jede Blume mit schillernden Thränen.

Einige Stunden lang ging der Weg durch Wiesen und blühende Kornfelder; da hörten sie plötzlich über ein lichtes Wäldchen herüber sanfte Töne blasender Instrumente schallen, welche geistliche Lieder spielten. Sie blieben einige Augenblicke stehen, horchten und eilten dann nach der Gegend zu, von welcher die Töne herüberzogen. Das Wäldchen wurde immer lichter und heller, und

verlor sich endlich mit dunnem Gebüsch in eine breite, duftende Wiese, an deren Rande in geringer Entfernung zwei kleine, freundliche Dörfer lagen. Zwischen ihnen, von jedem ohngefähr gleich weit entfernt, lachte das rothe Dach eines Meierhofes aus hohen Nußbäumen hervor, die ihn von allen Seiten beschatteten; und unter ihnen war ein lebhaftes Drängen und Wühlen von Menschen. Männer, Weiber und Kinder in festlichem Anzuge waren hier versammelt, und umringten die Musik, die aus dem Schatten der Bäume ertönte, und auf den schmalen Pfaden über die Wiese hin zogen andere von allen Seiten nach dem Meierhofe hin.

Unsre Reisenden, erfreut und verwundert über diese festlichen Anstalten, richteten ihre Schritte nach dem nämlichen Ziele, und holten bald einige der Wandernden ein, von denen sie erfuhren, daß der Besitzer jenes Meierhofs, ein reicher Mann, sein funfzigjähriges Ehefest feire, und daß alles von den benachbarten Dörfern herbeiströme, um ihm Glück zu wünschen, und an dem Feste Antheil zu nehmen.

Herr C... schloß hieraus, daß der Jubelgreis nicht nur ein reicher, sondern auch ein beliebter und geachteter Mann seyn müsse; und da er diese Vermuthung gegen seinen Begleiter äußerte, sagte dieser: „Ei, Sie müssen wohl sehr weit herkommen, daß Sie nichts von dem alten Paul gehört haben. Dieser Mann ist seit funfzig Jahren, so lange er hier die Wirthschaft treibt, das Muster, der Trost und die Zierde der ganzen Gegend. Er wird für den frömmsten Mann gehalten, und Gott hat Wohlgefallen an ihm; denn er hat alle seine Unternehmungen gesegnet bis auf

diesen Tag. Nach seiner Eltern Tode hatte er nur ein schmales Erbtheil; damit fing er an dieses Gütchen zu pachten, das nun sein ist. Er hat sechs Söhne, die eben so brave Männer sind, als er selbst, und vier Töchter, die er an die wackersten und ordentlichsten Männer in der ganzen Gegend verheirathet hat. Alle sind gesund und haben blühende Kinder, und jedermann preist sie glücklich, denn sie sind beliebt und angesehen vor Gott und Menschen."

Mit Vergnügen hörten unsre Reisenden dieses ungekünstelte Lob einer braven Familie aus dem Munde ihres Begleiters; und da dieser bemerkte, daß sie noch mehr zu hören wünschten, fuhr er fort: „Sie können, wenn Sie Lust haben, den Alten heute mit seiner ganzen Familie sehen; und es ist gewiß der Mühe werth; denn, wie ich Ihnen sage, es gibt in dem ganzen Lande keinen bessern Mann. In seiner Jugend zwar galt er für ein heftiges und wildes Gemüth; aber das mochte auch wohl die Schuld seines Vaters seyn, der ihn gar zu scharf hielt, und ihm gar keine Freiheit verstatten wollte; aber da dieser gestorben war, soll er auf seinem Grabe ein Gelübde gethan haben, sich gänzlich zu ändern. Seit dieser Zeit, wie alte Leute erzählen, die ihn in seiner Jugend gekannt haben, fing er ein christliches und erbauliches Leben an, und niemand sagt ihm etwas Böses nach, aber Liebes und Gutes jedermann. In der ganzen Gegend wird er wie ein Vater geehrt, und wer in einem Bedrängniß ist, wendet sich an ihn, und erhält guten Rath und thätigen Beistand, und geht getröstet davon. Darum gibt es auch in diesen Dörfern keinen armen und keinen liederlichen Nachbar. Denn wenn einer anfängt,

sich der Unordnung zu ergeben, oder Neigung zum Spiel oder Trunk zeigt, so hat er gleich einen Warner an dem alten Paul neben sich, der mit so sanften und nachdrücklichen Worten zu reden weiß, daß ihm niemand widerstehen kann. Darum liebt ihn auch jedermann, und niemand beneidet ihn um sein Glück; denn jeder weiß, daß er es besser verdient, als irgend ein andrer."

Während dieses Gesprächs hatten sie den Meierhof erreicht. Die Musik unter den Bäumen schwieg, und das Geläut der Glocken trat an ihre Stelle. Still und erwartungsvoll stand die versammelte Menge, und sah dem Augenblick entgegen, wo der Jubelgreis mit seiner bejahrten Frau, seinen Kindern und Enkeln den Weg nach der Kirche antreten würde.

Unterdessen besahen die Knaben die Umgebungen des Hauses, den weiten, reinlichen Hof, mit Geflügel aller Art belebt, das gesammte blanke Wirthschaftsgeräthe, die Pflüge, die Wagen, die Eggen, und alle die andern Werkzeuge, die für den festlichen Tag mit grünen und bunten Kränzen behangen waren, und die offnen Ställe mit wohlgenährten blanken Kühen und stattlichen Ackerpferden.

Jetzt tönte das Geläut zum zweitenmal; die versammelte Menge drängte sich der Thüre näher und vertheilte sich an den Seiten des Wegs. Die Hausthür ging auf. Vier der ältesten Männer des Dorfes traten heraus; zwischen ihnen der Jubelgreis. So wie er erschien, zogen alle Anwesenden die Hüte und Mützen ab, und ein freudiges Gemurmel rauschte durch die Versammlung. Der Greis ging mit entblößtem Haupte, in schwarzer Tracht,

nach ländlicher Weise. Um Schläfe und Nacken hing sein weißes Haar, und spielte dann auf der hohen, freien und heitern Stirn. Sein Gesicht war wohlgebildet; die Züge stark und kräftig; sein ganzes Ansehen wie das eines Mannes von funfzig Jahren, ob er gleich fünf und siebzig alt war. Fest und mit ungeschwächter Kraft trat er einher. Beim Heraustreten grüßte er Alle mit ernster Freundlichkeit. Dann schlug er die Augen vor sich nieder und ging mit gefalteten Händen und gesetzten Schritten vorwärts. Ihm folgten vier der ältesten Frauen und zwischen ihnen die Jubelbraut, in schwarzes Tuch gekleidet; ein freundliches Weib, auf deren Gesichte noch die Spuren vormaliger Schönheit zu sehn waren. Ihr Rücken war gekrümmt von der Last und Mühe der Jahre, aber ihre Augen strahlten von dem Feuer der Freude, und sprachen allen Umstehenden freundlich zu. Nach ihr kamen die Söhne mit ihren Weibern, die Töchter mit ihren Männern, und die ganze Schaar der Enkel, nach Geschlecht und Alter geordnet; ein langer Zug. Mit langsamen Schritten zogen sie einher, und die herzerhebende Musik feierlicher Chorale folgte ihnen nach. Eine sanfte Luft wehte kühlend vom Morgen her, und trug und verschmolz die rührenden Töne, und der blaue Aether lächelte mild herein, als ob er sich der fröhlichen, guten Menschen erfreuete.

Als nun der Zug zu dem nahen Dorfe gekommen war, standen am Eingange desselben die Vorsteher der Gemeinde, und begrüßten das Jubelpaar mit einer kurzen Anrede, und wünschten ihnen und sich Glück, einen so frohen Tag erlebt zu haben. Der alte Mann war gerührt, dankte mit wenigen und herzlichen Worten

und schüttelte jedem die Hand; die alte Mutter aber konnte vor Rührung nicht sprechen und die hellen Thränen flossen ihr von den Augen herab. Am Eingange der Kirche wurden sie von dem Pfarrer des Ortes empfangen, einem bejahrten Mann, der in demselben Dorfe geboren war, und den alten Paul von Jugend auf gekannt und geliebt hatte. Nun trat der Zug in die Kirche, die schon voll wartender Menschen war; und nachdem jeder seinen Platz eingenommen hatte, fing die Orgel zu spielen an.

Nach einigen erbaulichen Gesängen und einer kurzen Predigt, in welcher der ehrwürdige Pfarrherr von den Freuden eines hohen und tugendhaften Alters sprach, trat das Paar vor den Altar, die Kinder zu beiden Seiten und die Enkel in einem weiten Kreise hinter dasselbe. Der Pfarrer sprach schöne und rührende Worte: Er rühmte die Gottseligkeit des Paars, seinen frommen Wandel, die schöne Einigkeit ihres Willens, ihren verträglichen Sinn gegen ihren Nächsten, ihre Wohlthätigkeit und Menschenliebe. „Der ewige Vater der Menschen," setzte er hinzu, „segnet wohl manchen mit leiblichen Gaben, aber sie gedeihen ihm nicht. Denn, wie die Schrift sagt: Es kömmt alles von Gott, Glück und Unglück, Leben und Tod, Armuth und Reichthum. Aber nur dem Frommen gibt Gott Güter, welche bleiben; und nur, was dem Frommen beschecret ist, gedeihet immerdar. So sind auch Euch schönere Güter zu Theil geworden, als die sind, so man kaufen kann. Ungetrennt hat Euch Gott einen langen Weg des Lebens zusammen wandeln lassen, und an die fröhlichen Tage Eurer Jugend hat er ein heiteres und sorgenloses Alter geknüpft. Er

hat Euch mit Kindern erfreut, und Euch Weisheit verliehen, um sie zu erziehen in der Furcht des Herrn, und ihre Saat ist fröhlich aufgewachsen um Euch her, und hat Früchte getragen, die dem Herrn wohlgefallen. Diese zahlreiche Schaar Eurer Nachkommen, diese biedern Männer, diese ehrbaren Frauen, diese hoffnungsvollen Enkel, dieser schöne menschliche Kranz, der sich um Euch herzieht, diese Erben Eurer Frömmigkeit und Eures gottseligen Wandels, werden einst, wenn Eure Leiber sich mit dem Staube vermischt haben, aus dem sie hervorgegangen, Euer Andenken in dieser Gemeinde erhalten, und den Segen Eures Beispiels fortpflanzen; und so werdet Ihr Euch noch, in der Wohnung Eures himmlischen Vaters, des Ehebundes erfreuen, den Ihr vor einem halben Jahrhundert, an dieser nämlichen Stelle, vor Gottes Angesicht geschlossen habt. Die meisten, welche damals Zeugen Eurer christlichen Handlung waren, sind vor Euch hinabgegangen, und ruhen in dem Schooße ihres ewigen Vaters; aber die frommen Wünsche, die sie damals über Euch ausschütteten, sind hinter ihnen zurückgeblieben, und umschweben Euch noch in ihrer vollen Kraft. Ein neues Geschlecht steht um Euch her; und wenn Ihr längst von hinnen geschieden seyd, wird auch Euer gesegnetes Andenken bei ihnen bleiben, und sie auf den Weg der Tugend und Gottseligkeit führen, auf den Ihr vor ihnen gewandelt habt. So genießen gute Menschen einer doppelten Unsterblichkeit, und so wird die heutige Erneuerung Eures Bundes für Euch eine neue Quelle der Freude, und für die, welche als Zeugen ihm beiwohnen, eine Quelle frommer und guter Entschließungen werden."

Nachdem er nun dieſes und mehreres geſagt hatte, las er die herkommlichen Formeln und vollzog die Trauung; und da Alles den Gebräuchen der Kirche gemäß vollbracht worden, war es rührend zu ſehen, wie ſich die ganze Schaar der Kinder und Enkel um das Jubelpaar drängte, ſeine herzlichen, einfachen Glückwunſche ſtammelnd, die alten Leute, aber mit Thränen in den Augen, jedem die Hand reichten, und die kleinern Kinder in die Höhe nahmen, und herzten und drückten. Dann kamen auch die alten Freunde und Nachbarn, und alle ſagten ihr herzliches „Gott ſegne und erhalte Euch noch viele Jahre," und empfingen eben ſo herzlichen Dank dafür.

Nachdem nun die ganze Gemeinde noch ein Lob- und Danklied angeſtimmt hatte, ging der Zug wieder in der vorigen Ordnung, aber mit größerer Begleitung, und eine fröhliche Muſik ging voraus, und überall war Freude und Jubel auf dem ganzen Wege. Die kleinern Kinder hielten ſich jetzt nicht mehr in der Ordnung des Zuges, ſondern liefen und hüpften umher, die Eltern mochten winken und wehren, wie ſie wollten. Bei dem Meierhofe löſte ſich endlich Alles auf, und die Glieder des Zuges miſchten ſich unter die andern Begleiter, und die Fröhlichkeit war allgemein in dem ganzen Gewimmel.

Herr O... verließ mit ſeinen Kindern dieſen Platz der Freude, und ſetzte ſeinen Weg weiter fort, indem er öfters, nicht ohne Rührung, auf den reinlichen Meierhof und ſeine biedern Bewohner zurückblickte.

Die Abenteuer.

Der Weg unsrer Wanderer beugte sich wieder nach der Heimath um. Die Geschäfte waren vollbracht, welche die Reise veranlaßt hatten, und so sehr sie auch, von der Witterung und allen Umständen begünstigt, sich des Lebens in freier Luft und des sorglosen Wandelns über Berg und Thal erfreueten, so sehnten sie sich doch allmählig nach der Ruhe und Ordnung des Hauses und dem regelmaßigen Gange ihres gewöhnlichen Lebens zurück.

So ist des Menschen Treiben und Thun sein Lebelang. In den Jahren seiner blühenden Kraft sehnt er sich immer in die weite Welt hinaus; in die Ferne hin, wo die blaue Luft den Boden begränzt; hinauf zu den schwindelnden Höhen der Berge. Er durchzieht fremde Länder; er schwimmt über die Ebenen des Meeres, er sammelt die Schätze und Seltenheiten ferner Climaten, ohne Rast und Ueberdruß. Endlich aber nach langem Streben und freiem Umherirren erwacht in ihm die Sehnsucht nach der stillen Heimath, nach der Hütte, wo er geboren ward, nach dem engen Winkel, der die Spiele seiner Kindheit beschränkte; und mit allen seinen Erfahrungen, mit seinem unruhigen rastlosen Geiste kehrt er genügsamer und liebender in den Schooß der Ruhe und der Seinigen zurück.

Eines Tages, um die Mittagsstunde, gelangten sie in ein schmales, graserreiches Thal, das in einer langen Strecke hinab zwischen schattigen Wäldern sich hinzog. Auf der einen Seite thürmten sich rothe Felsenstücke über einander, und schlanke Tannen drängten sich zwischen ihnen aus allen Rissen, oder schwankten säuselnd auf ihren Höhen. Auf der andern erhob sich ein Eichenwald mit mächtigen Bäumen. Längs dem Thale strömte ein heller Fluß still und durchsichtig über helle Kiesel hin, und üppiges dunkles Gras bekleidete zu beiden Seiten die niedrigen Ufer. In der tiefen Ferne weideten bunte Heerden von Rindern, oder lagerten sich in dem Schatten der Bäume, oder badeten in des Flusses kühlem Crystall. Schwach und einzeln tönte ihr Brüllen herauf; aber lauter und anhaltender die Musik der Hirten, die sich bald mit ihren Hörnern antworteten, bald auf glatten Blättern um die Wette flöteten.

Die Hitze des Mittags, die stille Anmuth des Ortes und die Nähe des kühlenden Gewässers lud unsre Wanderer zum Verweilen ein. Sie beschlossen, hier eine Mahlzeit zu halten. Ein moosiges Felsenstück an dem Abhange eines Berges war zugleich Sitz und Tafel; eine nahe gelegene Mühle verschaffte die nöthigen Lebensmittel; aus dem Flusse wurde Wasser zum Trinken geschöpft. So war die Mahlzeit in wenigen Augenblicken beschlossen, zubereitet und vollbracht.

Gegen das Ende derselben kam ein armes Weib mit bloßen Füßen aus dem Walde nah bei ihrem Sitze und ihrer Tafel vorbei. Sie trug eine schwere Last gesammelten Holzes auf dem

Rücken; über ihren Schultern hing ein Tuch, in welchem ein schlafender Säugling hing; an der Hand führte sie einen kleinen, dreijährigen Knaben mit frischem, rothen Gesichte und krausen, gelben Locken rund um den Kopf. Ein andrer zehnjähriger Knabe folgte ihr, ebenfalls schwer beladen, und an seiner Hand ein jüngeres Mädchen, das ein Körbchen am Arme trug, mit Erdbeeren gefüllt und mit Farrenkraut zierlich bedeckt. Alle waren barfuß und mit wenigen und schlechten Kleidungsstücken umhängt; aber Alle waren blühend, gesund und freundlich. Indem sie vorüber gingen, grüßten sie, und das Mädchen bot seine Erdbeeren zum Verkauf an. Ein solcher Nachtisch wird nicht verschmäht. Die Kinder bekamen, was sie verlangten, und noch überdieß den Rest der Mahlzeit, den die Mutter mit herzlichem Dank empfing und in das geleerte Körbchen packte.

Nachdem dieses kleine Geschäft abgemacht war, setzten Mutter und Kinder ihren Weg weiter fort, nach dem Flusse zu, über den ein schmaler Steg von zwei Balken führte. Ein ehemaliges Geländer daran war zur Hälfte eingefallen. Der kleinste Knabe ging voraus, dann folgte die belastete Mutter mit ihrem Säuglinge; dann der ältere Knabe mit seiner Last und das Mädchen mit dem Körbchen zuletzt. Alle waren hinüber; nur das Mädchen zögerte noch auf der Mitte des Stegs, um sich nach den Fremden unter den Bäumen umzusehen, wurde schwindelnd, glitt aus und fiel in den Fluß hinab.

Bei dem Geräusch, das dieser Fall verursachte, sahen Alle sich um und bemerkten mit Schrecken den traurigen Unfall. Die

Mutter schrie laut auf, da sie aber nicht wußte, wohin mit ihrer Last und ihrem Kinde an der Brust, so stand sie einen Augenblick ohne Besinnung und wie betäubt, und auch die andern Kinder standen bestürzt und sahen in das Wasser, und halfen durch Geschrei. Das Mädchen tauchte auf und ab, und ihr blondes Haar allein flatterte über dem Wasser. Theodor, welcher mit dem Gesicht nach dem Flusse zugewendet saß und den Fall zuerst gesehen hatte, war in demselben Augenblick aufgesprungen und nach dem Ufer geeilt. Ohne weiteres Besinnen sprang er hinein, faßte die Schwimmende unter dem Arm, ruderte mit der andern Hand, und brachte sie wohlbehalten an das Ufer, an welchem die zagende Mutter mit ihren andern Kindern stand.

Die Freude, die Danksagungen der armen Frau waren unendlich. Dem Mädchen war kein Schaden geschehen; aber wie es so da stand, strömend von Wasser, das ihm von Haaren und Kleidern herab floß, schrie es kläglich nach seinem Körbchen und dem Inhalte des Körbchens. Aber das trieb mit dem Wasser hinab, und die Lebensmittel, die ihm entfallen waren, schwammen zerstreut hier und da, ein Raub der Enten und Gänse, die auf dem Flusse schnatternd umherzogen.

Ein kleines Geschenk, hinreichend, um ein neues und schöneres Körbchen zu kaufen, stillte mit Mühe die Thränen des armen Mädchens, und als sich Herr O... mit seinen Knaben entfernte, folgten ihm noch lange Segenswünsche der Mutter und ihrer Kleinen nach.

Nachdem Theodor's Kleider getrocknet waren, setzten sie ihren

Weg weiter fort. Sie hofften in wenigen Stunden ein bekanntes Dorf zu erreichen; aber sie waren schon viel länger durch den dichten Wald gegangen, und noch immer zeigte sich kein Dorf und kein Ausgang aus dem düstern Gehölz. Endlich verlor sich der Weg sogar auf einem weiten Schlag, wo gefällte Bäume und aufgethürmte Holzstöße umher lagen. Niemand begegnete ihnen, und wenn sie von Zeit zu Zeit riefen, kam ihnen keine antwortende Stimme entgegen, als hier und da die Stimme des spottenden Wiederhalls.

Die Sonne sank immer tiefer; der Wald wurde immer dichter und unwegsamer, und es hatte ganz das Ansehen, daß sie, wie irrende Ritter, unter freiem Himmel würden zubringen müssen. Endlich zeigte sich wieder ein schmaler Pfad, welcher betreten schien. Diesen beschlossen sie zu verfolgen und es von dem Zufalle abhängen zu lassen, wohin er sie führen würde.

Schon war es sehr dämmerig und die Nacht drohete anzubrechen, und noch immer führte der Pfad durch den Wald, aufwärts und abwärts, oft steil an der Höhe hinweg, da begegnete ihnen ein Weib von fremdem Ansehen. Ihr Kopf war entblößt und mit schwarzen Zöpfen umwunden, die zum Theil aufgelöst an dem Nacken herunter hingen. Ein weißes, aber schmutziges Tuch schlang sich um ihre Schultern, und in diesem saßen oder hingen zwei Kinder, die sich an den Armen des Weibes festhielten und ihr über die Achseln sahen. Ihre Gesichtsfarbe war mehr schwarz als braun, aber ihre Bildung nicht häßlich, obgleich mager. Ihre Augen schienen zu glühen, und zwischen ihren dunkel-

rothen Lippen glänzten blendend weiße Zähne hervor. Herr O... grüßte sie und stand still, um sie nach der Entfernung des nächsten Ortes zu fragen; als aber die Frau eben ihre Antwort zu geben anfing, kam ein Mann heran, von ähnlicher Gestalt und Farbe. Ein Säbel hing über seine Schultern an einem Bandelier; sein Hals war entblößt, eine bunte Mütze, aus mancherlei Fellen zusammengeflickt, erhob sich auf seinem Kopfe, und ein breiter Gurtel umfaßte einen grünen, langschleppenden Rock, der aus andern Handen in die seinigen gekommen schien. „Sie haben wahrscheinlich den Weg verfehlt," sagte der Mann; „denn hierher pflegen Reisende nicht zu kommen. Der nächste Ort ist noch weit entfernt; Sie würden ihn erst um Mitternacht erreichen, oder vielmehr, Sie würden ihn wahrscheinlich gar nicht erreichen. Denn dieser Weg führt an so steilen Abhängen hin, und er ist an manchen Platzen so schmal, daß man selbst bei hellem Tage Gefahr läuft, durch einen unachtsamen Tritt in die Tiefe hinab zu stürzen."

Herr O... hatte diese Leute auf den ersten Blick für Zigeuner erkannt. Er war in großer Verlegenheit. Die Worte des Mannes konnten wahr seyn; in jedem Falle hatten sie zu viele Wahrscheinlichkeit, um sich blindlings in tiefer Nacht einer Gefahr auszusetzen, bei der man nicht einmal auf eine mögliche Hülfe hätte rechnen dürfen.

„Ich würde Sie gewiß begleiten," fuhr der Mann fort, „wenn die Umstände nicht so wären, wie ich Ihnen sage. Aber um keinen Preis möchte ich jetzt zur Nachtzeit auf diesem gefähr-

lichen Wege zurückkehren. Ich rathe Ihnen also, einen Entschluß zu fassen, und hier im Walde, so gut es gehen will, den Tag zu erwarten."

Herr O... bedachte sich einen Augenblick. Die Knaben erwarteten seinen Entschluß mit gemischter Bangigkeit und Freude; und der Gedanke, eine Nacht unter freiem Himmel im Walde zuzubringen, war ihnen weniger schauerlich als reizend. Der Vater hätte einen andern Ausweg aus dieser Verlegenheit nicht ungern gesehen.

„Sollte man nicht," fuhr er zu fragen fort, „wenn man diesen Weg zurück ginge, früher und mit geringerer Gefahr zu einem Nachtquartier kommen?" Der fremde Mann lächelte. „Dieser Fußpfad führt zu keinem Dorfe," sagte er, „und der Ort, nach dem er leitet, dürfte Ihnen leicht ein Mißtrauen einflößen. In einer kleinen Strecke von hier hat eine Gemeinde des Volkes, zu dem ich gehöre, seinen Wohnplatz aufgeschlagen, und wir eilen mit einem kleinen Beitrage (hier zeigte er eine Gans, die er am Halse sich nach schleppte,) zu einem Feste, das wir unserm Hauptmanne zu Ehren feiern. Wollen Sie mit Ihren Kindern daran Theil nehmen, so lad' ich Sie mit Vergnügen ein, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß Sie von der ganzen Gesellschaft, als mein Gast, auf das freundschaftlichste aufgenommen werden sollen. Dort können Sie diese Nacht, die Ihnen hier unter freiem Himmel doch etwas zu kühl seyn dürfte, bei einem guten Feuer und unter einem Obdache, so gut wir es bieten können, und auf einem trokkenen und warmen Lager etwas bequemer

mer zubringen, als hier auf der feuchten Erde und unter den Bäumen."

Die Knaben hörten diesen Vorschlag nicht ohne Bangigkeit. Ihrer Einbildungskraft stellte sich eine Räuberbande mit ihrem Hauptmanne und allen den Schrecknissen dar, die in solcher Gesellschaft unbewehrten Reisenden zu drohen pflegen.

Der Vater bedachte sich, schwankte, wollte antworten, stockte, und nahm endlich den Vorschlag an. Er wußte, daß dieses Volk die Gesetze der Gastfreiheit ehrt, und daß derjenige, den es einmal in Schuß genommen hat, einer vollkommenen Sicherheit genießt. Er kannte auch die Feigheit des Volkes, und daß es nicht leicht etwas wagt, wozu Entschlossenheit gehört. So befahl er also seinen Kindern mit einem dreisten Tone, der Einladung dieses wackern Mannes zu folgen, und er selbst machte sogleich den Anfang, und schritt, ohne einige Verlegenheit zu zeigen, hinter seinem schwarzbraunen Führer und seiner Begleiterinn her.

Nach einem kurzen, aufwärts steigenden Wege erblickten die Wandernden in einer Tiefe des Waldes, die rund umher von Bergen umgeben war, einige Feuer, die hoch aufloderten, und schon hörten sie von fern ein Getöse von verworrenen menschlichen Stimmen, und unterschieden einzelne Gestalten, die sich wie Schatten vor den Feuern bewegten. „Hier sind unsre Leute versammelt," sagte der Zigeuner. — „Es geht schon recht lustig her," setzte die Frau hinzu. „Wir müssen eilen, wenn wir nicht um die Mahlzeit kommen wollen."

Herr O... hatte den ganzen Weg über so unbefangen und

Der Abenteurer

frohen Muthes mit seinen Begleitern ge... und geſcherzt, daß auch in seinen Kindern Muth und Vertrauen wuchs. Als sie aber die Feuer erblickten, und das verworrene Geräusch um ihre Ohren summte, schwollen in ihrer Brust wieder mancherlei unbestimmte Besorgnisse. An den Händen des Vaters hängend, stiegen sie den Berg hinab, ihre Blicke immer fest auf das sonderbare Nachtstück geheftet, das sich immer mehr entwickelte, und immer weniger erwarten ließ. So erreichten sie endlich die Wiese, auf welcher das sorglose Volk seine wandelnden Wohnplätze aufgeschlagen hatte.

Es mochten ohngefähr einige zwanzig erwachsene Personen seyn, die hier um das Feuer geschäftig waren, Männer und Weiber. Einige saßen mit gekreuzten Füßen an der Flamme und rauchten Tabak; andre, die Weiber vorzüglich, waren mit Zubereitung der Speisen beschäftigt. Alle waren gleich schwarz und mager; alle rauchten, und die meisten waren mit schlechten Lumpen umhangen, zwischen denen hin und wieder ein besseres, aber immer unpassendes Kleidungsstück hindurch sah. Eine Menge von Kindern lief in dem Schwarme umher, die meisten in zerrissenen Hemden, alle barfuß, und die kleinern ganz nackt; aber alle springend, fröhlich und über allen Glauben geschwätzig. Als die Reisenden ankamen, wurden sie von ihren Landsleuten und Freunden mit großem Geräusche empfangen, und als diesen auch die Fremden in die Augen fielen, versammelte sich bald der ganze Schwarm um sie her, und bewillkommte sie mit arglosser Neugierde. Bald

erschien auch der Hauptmann, bot Herrn O... die Hand, und versprach ihm mit komischer Gravität seinen Schutz. Dieser Mann war groß und wohlgewachsen, seine Gesichtszüge sprechend; seine Augen feurig, und sein schwarzes Haar hing lang auf seine Schultern herab. Seine Kleidung war sonderbar gemischt. Unter einem Rock von rothem Scharlach, der nicht auf seinen Leib angemessen war, sah ein grobes und schmutziges Hemd hervor; eine Weste, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war, zeigte Spuren von silbernen Tressen; die Beinkleider waren von gestreiftem Drillich, eher einem Sacke als einem Kleidungsstück ähnlich; und an seinen bloßen Beinen hingen gelbe Stiefeln locker umher. Er besah sich oft mit Wohlgefallen, und wenn er mit andern sprach, warf er den Kopf in die Höh' und nahm einen gebieterischen Ton an. Eine Hütte von Tannenzweigen geflochten, die auf der Mitte des Platzes stand, schien ihm vorzüglich bestimmt; denn hier brachte er die meiste Zeit zu, auf der Erde sitzend, Tabak rauchend, wie die Uebrigen, und Gespräch mit einigen alten Männern pflegend, die um ihn her saßen, und etwas besser, als die Uebrigen, das heißt, buntscheckiger und abenteuerlicher gekleidet waren.

Der Mann, der Herrn O... in diese Versammlung eingeladen hatte, behandelte ihn mit vieler Höflichkeit als seinen Gast, und bat ihn nebst seinen Kindern Platz bei einem der Feuer zu nehmen, das ganz nahe an der Hütte des Hauptmanns brannte. Sie setzten sich nieder und beobachteten Alles in dieser neuen Erscheinung mit Aufmerksamkeit. Die Mahlzeit wurde mit Eifer bereitet. Gänse, Hühner und Ferkel rösteten an hölzernen Bratspießen, und wie etwas

fertig ſchien, ward es verzehrt. Brod war nicht vorhanden. So waren auch Meſſer in dieſer Geſellſchaft ein unbekanntes Werkzeug.

Nachdem der Schmaus vorüber war, nahm der Tanz ſeinen Anfang. Alles ſchwirrte mit einemmal wild durch einander zu der Muſik einiger Zithern, einer Violine und eines Baſſes, Inſtrumente, die mehr lärmten als tönten, aber dennoch die Geſellſchaft in die beſte Laune ſetzten. Die Kinder insbeſondere ſprangen wie ausgelaſſen; die Knaben mit langen fliegenden Haaren, die Mädchen mit geflochtenen Zöpfen, die auf ihrem Nacken auf und ab ſprangen, wirbelten in Kreiſen unter einander, bald mit verſchlungenen Händen, bald einzeln, bald Paarweiſe. Bisweilen ſchienen die einzelnen Gruppen ganz unbekümmert um einander; dann näherten ſie ſich gegenſeitig mit mannichfaltigen Neckereien; miſchten ſich dann wieder unter einander und bildeten neue Gruppen. Dabei machten ſie ohn' Unterlaß mit ſchnalzenden Lippen und klappenden Caſtagnetten ein betäubendes Geräuſch. Nachdem nun der Tanz auf dieſe Weiſe eine geraume Zeit gedauert hatte, bildeten Alle einen weiten Kreis, zogen ſich um die Hütte des Hauptmanns her, ſchloſſen ihn immer enger und enger ein, und hoben ihn endlich unter lautem Jauchzen auf ein Bret, das von vier Männern getragen wurde. Auf dieſem Throne ſitzend, wurde er um die Feuer herum getragen. Der ganze Schwarm folgte ihm ſpringend und jubelnd nach, und der König des Feſtes ſah ſo ſtolz und glücklich von ſeiner Höhe herab, als ob ſeine ſchmutzigen Unterthanen ein glänzender Hofſtaat und ſein bretterner Sitz der erſte Thron der Erde wäre.

Nachdem nun auch diese Ceremonie vollbracht und der Hauptmann wieder in seiner Hütte abgesetzt war, begab sich Alles zur Ruhe. Jeder lagerte sich, wo er stand; die meisten in der Nähe des Feuers, einige in niedrigen Hütten oder in kleinen Zelten, manche auch an dem Fuße der Bäume. Allwin und Theodor erhielten, nebst ihrem Vater, durch die Vorsorge ihres Beschützers eine der geflochtenen Hütten, und einige Felle zum Unterlegen und Zudecken. Die Ermüdung des Tages und noch mehr die lärmenden Lustbarkeiten der Nacht, von denen sie Zeuge gewesen waren, machten sie nach dem Schlafe begierig, und das Ungewohnte ihrer Lage vergessend, schlossen sie schnell ihre Augen und schliefen so sorglos, als ob sie zu Hause in ihren Betten gelegen hätten. Aber der Vater besiegte den Schlaf und wachte über seinen Kindern, bis der Morgen dämmerte und das Auge des kommenden Tages die wilde, verworrene Scene beleuchtete.

Der zerbrochene Wagen.

Als nun das Morgenroth von den Bergen herab in das Thal schien, erwachte auch die schwarzbraune Schaar umher, und begann mit vielem Geräusch ihr müßiges Tagewerk. Herr O... weckte seine Kinder, und machte sich zum Aufbruch bereit, nachdem er die rechte Straße erkundet, sich für die gute Aufnahme bedankt, und eine Hand voll Geld ausgetheilt hatte, das ihm von Groß und Klein eine Menge von Segenswünschen erwarb, die ihn noch immer verfolgten, nachdem er die begleitende Schaar schon eine ganze Strecke hinter sich gelassen hatte.

Jetzt endlich verbargen die Hügel das geräuschvolle Thal, das Getöse verhallte, und sie setzten ihren Weg einsam fort unter mancherlei Betrachtungen über die sonderbare Gesellschaft, mit welcher sie die Nacht verlebt hatten. Bisweilen schien ihnen Alles ein Traum. Der auffallende Anzug dieser Menschen, ihr Schmutz, die ungeheure Lebhaftigkeit, mit der sie nichts thaten, ihr Geschwätz, ihre kreischenden Töne, ihre ganze verworrene Lebensart war ein Gegenstand der Verwunderung. Daß es mitten in Europa Menschen geben könne, die ohne Heimath, ohne Gewerbe, zum Theil ohne Bedeckung, und größtentheils ohne Gesetze und Religion in

einem nomadischen Zustande lebten, schien allerdings in mehr als einer Hinsicht äußerst seltsam. „Die vornehmste Quelle dieser sonderbaren Erscheinung," sagte der Vater, „ist die Neigung zum Müssiggange. Der Müssiggang ist das höchste Gut dieses Volkes, und der ungebildete Mensch, wenn er mit diesem Hange aufgewachsen ist, erträgt eher jeden Mangel, jede Noth und jede Gefahr, die eine so unsichre Existenz mit sich führt, ehe er sich den Gesetzen der Ordnung und einer regelmäßigen Lebensart fügt. Ja, dieses Bettlerleben hat einen unwiderstehlichen Reiz, daß bis jetzt alle Versuche, die von einzelnen gutgesinnten Menschen und von ganzen Staaten gemacht worden sind, diesem Volke ein Eigenthum zu verschaffen und es an die bürgerlichen Einrichtungen andrer Nationen zu gewöhnen, durchaus mißlungen sind. Ich erinnere mich hierbei — fuhr er fort, — einer Beschreibung des Zigeunerlebens, die ein spanischer Dichter, dem die Denkungsart dieses Volkes sehr gut bekannt war, einem daraus in den Mund legt, und worin es nicht viel schlechter als das Leben des goldnen Weltalters erscheint. Wir leben froh und vergnügt, läßt er ihn unter andern sagen, denn wir sind reich und unabhängig; Herren der Felder und Aecker, der Wälder und Berge, der Quellen und Flüsse. Die Gebirge bieten uns ihr Holz unbezahlt, die Bäume ihre Früchte, die Weinstöcke ihre Trauben, die Quellen ihr Wasser, die Ströme ihre Fische, die Gebüsche ihr Wild, die Felsen ihren Schatten und die Grotten ihr Obdach. Wüthende Stürme sind für uns sanfte Abendlüfte, der Schnee ist unsre Kühlung, der Regen unser Bad, die Blitze unsre Fackeln, und das Rollen des

Donners unsre Musik. Für uns ist der Boden der Erde ein weicher Flaum, und unsre abgehärtete Haut dient uns als Panzer zum Schutz und Schirm. Keine Banden hemmen unsre Leichtigkeit, keine Mauern unsre Freiheit; nichts beschränkt und hemmt unsern Geist. Der Ehrgeiz drückt uns nicht; die Furcht, unsre Ehre zu verlieren, quält uns nicht; wir buhlen nicht um die Gunst der Großen, und suchen keine Schleichwege, um über sie zu herrschen. Diese Hütten, diese beweglichen Zelte sind für uns goldene Paläste, und statt der schönsten Meisterstücke der Kunst, breitet die Natur auf jedem Schritte die anmuthigste Mannichfaltigkeit von Bergen, Wiesen und Hainen vor unsern Augen aus. Kurz, wir sind reich in unsrer Armuth; wir genießen, was wir wollen, und sind zufrieden mit dem, was wir haben."

Während dieses Gespräches gelangten unsre Wanderer an den Abhang eines Berges, von welchem ein steiler Weg herabführte. An dem Fuße desselben lag ein Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und daneben saßen einige Personen, die zu warten schienen. Als sie sich näherten, sahen sie, daß es ein junger Mann war, und ein Frauenzimmer mit einem Kinde auf den Armen, beide in Reisekleidern. Der Wagen war schwer bepackt und schien weit her zu kommen. Herr O... grüßte die Reisenden, bezeigte ihnen seine Theilnahme über ihren Unfall, erkundigte sich, ob niemand Schaden genommen hätte, und ob er ihnen mit etwas dienen könnte. Er erfuhr, daß der Postillion den Weg im Gebirge verloren habe; daß sie genöthigt gewesen wären, einen großen Theil der Nacht auf der Höhe mitten im Walde zu halten, wo sie oft

durch ein wildes Jauchzen erschreckt worden wären, das wohl von einer Räuberbande in dieser Gegend herrühren möge. Beim Anbruche des Tages hätten sie sich durch steile und unwegsame Gebirge gewunden, um endlich zu diesem Abhange zu gelangen, wo sie ihren Wagen, doch ohne selbst Schaden zu nehmen, zerbrochen hätten. Jetzt hatten sie den Postillion mit ihrem Bedienten abgeschickt, um in dem nächsten Orte Hülfe zu holen, und sie erwarteten in kurzem seine Rückkehr.

Der junge Mann machte diese Erzählung nicht ohne Mühe, in einem fremden Accent. Das Frauenzimmer schien nur zu errathen, was er sagte, und sprach mit ihrem Kinde französisch. Beide verriethen in ihrem Ausdrucke und der Art ihres Betragens feine Bildung und Welt. Der Mann war schlank, aber von einem kräftigen Bau; aus seinen Gesichtszügen sprach Herrn O... etwas bekanntes an; ein braunes Haar krümmte sich um seine Schläfe und seinen Nacken; seine dunkeln Augen strahlten von einem sanften Feuer; seine Bewegungen waren leicht und edel. Oft, wenn er sprach, fielen seine freundlichen Blicke auf die junge Frau, die, auf einem Steine sitzend, mütterlich über ihr Kind sich beg, und ihm mit holder Anmuth zulächelte. Ihr Gesicht strahlte vor Freude, wenn das Kind sie zu verstehen schien, und dann richtete sie ihre großen schwarzen Augen auf ihren Mann, und lud ihn lächelnd zur Theilnahme an ihrer eignen Freude ein.

Beiden schien es angenehm, eine Gesellschaft gefunden zu haben, und der Mann knüpfte, wie man leicht wahrnehmen konnte, das Gespräch absichtlich an, um Herrn O... zu einem längern

Verweilen zu veranlassen, und dieser bot sich seiner Absicht mit Vergnügen dar. Ermüdet von der schlaflosen Nacht, benutzte er gern die Gelegenheit zum Ausruhen in der Gesellschaft dieser liebenswürdigen Menschen. Die stille, innige Mütterlichkeit der jungen Frau, und des Mannes anspruchsloses, und, er wußte selbst nicht wie, bekanntes Wesen, zog ihn angenehm zu sich, und hielt ihn gern in ihrer Gesellschaft zurück.

Allwin und Theodor jagten indeß nach Schmetterlingen und schillernden Libellen, die sich auf dem Schilfe eines benachbarten Wassers wiegten.

Herr O... erfuhr bei weiterm Gespräch, daß die Reisenden von Frankreich kämen, um einen Verwandten zu suchen, der in diesen Gebirgen seinen Wohnsitz aufgeschlagen habe.

In diesem Augenblicke fuhr ihm die Erinnerung an Saint-Lamberts Gestalt wie ein Blitzstrahl durch die Seele; er erwachte wie aus einem tiefen Schlafe, und des jungen Mannes wohlbekanntes Wesen schien ihm erklärt.

Er frug weiter, und ohne seine Vermuthung auszusprechen, erfuhr er endlich durch sichre Anzeigen, daß der Fremde Saint-Lamberts als todt betrauerter Sohn sey.

Diese unverhoffte Entdeckung bewegte sein Herz mit der lebhaftesten Freude. Er fühlte das Glück seines Freundes in der eignen Brust, wenn ihm der beweinte Sohn gleichsam vom Himmel herabstiege, als ein schön und sicher bewahrtes Gut; und wie ein neues Leben für ihn beginnen, und heitere Aussichten wieder eröffnen würden. Auch an Rosaliens Freude über das doppelte

Geschenk des Bruders und der jugendlichen, anmuthigen Schwägerinn, an ihre Rückkehr in die Welt und ihr Aufblühen unter den Menschen, konnte er nicht ohne Rührung denken. Er rief seine Kinder herbei, und ohne noch etwas von seiner Entdeckung kund zu thun, sagte er: „Betrachtet diesen Herrn, und sagt mir, ob ihr in ihm eine Aehnlichkeit mit einem unsrer Bekannten findet.“ Sie betrachteten ihn einige Augenblicke, dann sagten sie, wie aus Einem Munde: „O ja! Er sieht Rosaliens Vater ähnlich, nur viel jünger.“ — „Er ist sein Sohn.“ — „Wie?“ riefen die Kinder ganz bestürzt, „wie? Eduard! Rosaliens Bruder!“

„Sie kennen meinen Namen?“ sagte der Fremde verwundert. „Ihre Kinder kennen den Namen meiner Schwester? Sie kennen also meinen Vater, den ich aufsuche?“ — „Es sind erst wenige Tage,“ antwortete Herr O..., „daß ich in seinem Hause die gastfreundlichste Aufnahme gefunden, und den würdigsten Mann und die liebenswürdigste Tochter kennen gelernt habe.“

Bei diesen Worten sprang der Fremde von seinem Sitze auf, wendete sich an seine Frau, die, mit dem Kinde beschäftigt, nicht auf die Reden geachtet hatte, und sagte: „O Sophie, dieser Mann kennt unsern Vater und meine Schwester! diese Kinder haben meinen und ihren Namen genannt! Der glücklichste Zufall hat uns zu Bekannten und Freunden geführt.“ — Indem er dieß sagte, umarmte er Alle, wie in einem fröhlichen Rausch, küßte seine Frau und sein Kind, und wiederholte immer die Worte: „Er kennt meinen Vater! Er hat ihn erst vor wenigen Tagen gesehen!“

Herr O... erzählte nun die ganze Geschichte jener Tage, und auch die Knaben setzten vieles hinzu, jeder, was ihm einfiel und was er aus Rosaliens Munde gehört hatte.

Jetzt kam der Postillion zurück, und mit ihm einige Leute, durch deren Hülfe der Wagen bald so weit in Stand gesetzt wurde, daß er den Weg weiter verfolgen konnte, wenn gleich nur langsam. Die Gesellschaft theilte sich jetzt. Die beiden Väter gingen zu Fuß; die junge Frau und die Knaben nahmen den Wagen ein; doch wechselten sie auch oft, wie es eben die Beschaffenheit des Weges oder die Laune gebot.

Unterwegs erfuhr nun Herr O..., daß Eduard, nachdem er von seiner Mutter getrennt worden, zur französischen Armee gekommen, daß er in dem ersten Feldzuge gefangen und nach Ungarn abgeführt worden war. Hier hatte er Gelegenheit gefunden, mit einigen jungen Leuten, die man eben so wie ihn zum Dienst für eine verhaßte Sache gezwungen hatte, zu entfliehen. Nach mannichfaltigen Abenteuern und langem Herumirren war er nach Petersburg gekommen, wo er unter den Ausgewanderten einige Freunde seines Vaters fand, die sich seiner annahmen und väterlich für ihn sorgten. Da aber aller Briefwechsel in das Ausland und vorzüglich nach Frankreich auf das strengste verboten war, so konnte er weder seinem Vater von sich Nachricht geben, noch etwas von ihm zu erfahren hoffen. Er war hierauf in russische Dienste getreten, hatte einige Feldzüge an den Grenzen von Persien gemacht, und war endlich, als in seinem Vaterlande die Ruhe wieder hergestellt schien, und den Ausgewanderten die Rückkehr verstattet

wurde, nach Frankreich zurückgekehrt, um seine Rechte zu sichern und seine Familie aufzusuchen. Hier hatte er den Tod seiner geliebten Mutter erfahren; er hatte gehört, mit welcher Sorgfalt sein Vater nach ihm geforscht hatte, und wie er endlich mit der Ueberzeugung von seinem Tode den Boden von Frankreich verlassen habe. Während er sich nun seiner Seits bemühete, den Zufluchtsort seines Vaters zu entdecken, gelang es ihm, sich das schönste seiner vormaligen Güter wieder zuzueignen, das sich in den Händen eines rechtschaffenen Mannes befand, und der diesen Besitz als das Eigenthum eines Freundes mit der strengsten Gewissenhaftigkeit verwaltete. Nachdem auch dieses Geschäfte berichtigt war, begab er sich mit seiner Frau, der einzigen Tochter desselben Biedermannes, nach Deutschland, um seine Nachforschungen weiter fortzusetzen, und hier gelang es ihm endlich, die Freistatt zu erfahren, die seinen Vater und Rosalien verbarg.

Nachdem nun diese Gesellschaft, in der frohesten Stimmung und mit den angenehmsten Erwartungen, einen Tag zusammen gereist war, kamen sie mit untergehender Sonne in einem Dorfe an, das noch zwei Meilen von Saint-Lambert's Aufenthalte entfernt lag. Hier verfloß ihnen ein Theil der Nacht mit Gesprächen und Planen für den folgenden Morgen, und mit aufgehender Sonne brachen sie nach dem Ziele ihrer Reise auf. Der größte Theil dieses Weges wurde mit nachdenkender Stille vollbracht; als sie aber von einer Höhe herab das rothe Dach von Saint-Lambert's Hause im Lichte der Sonne sahen, und rund umher die hohen schattigen Bäume erkannten, und die Knaben freudig

ausriefen: „Dort, dort ist es! dort wohnt Rosalie!“ da fiel der junge Mann seinen Begleitern um den Hals und Alle umarmten sich mit klopfendem Herzen und überströmenden Augen.

Alle stiegen jetzt aus: der Wagen wurde zurück gelassen; Herr O... ging mit seinen Kindern vorweg, um seinen Freund auf die unerwartete, freudige Erscheinung vorzubereiten. Sie gingen alle drei zugleich an die Thüre des Hauses, wie das erstemal; wie das erstemal ging die Thüre auf und Rosalie trat heraus, mit einem Nähzeug in der Hand, und auch in derselben Kleidung, wie das erstemal. Beim Anblick der wohlbekannten Freunde stieß sie einen Schrei der Freude aus, und eilte zu ihrem Vater, der im Garten beschäftigt war. Die Wanderer folgten ihr auf dem Fuße nach, und da Saint-Lambert ihrer ansichtig wurde, warf er sein Werkzeug auf die Erde, eilte ihnen entgegen und sagte: „Seyn Sie willkommen! Ich freue mich, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben. Wir haben oft an Sie gedacht, und uns auf Ihre baldige Rückkehr gefreut.“ — Darauf antwortete Herr O...: „Ihre freundschaftliche Aufnahme gibt mir Muth, sogleich eine dreiste Bitte zu thun. Ich habe hier in der Nähe die Bekanntschaft einer liebenswürdigen Familie gemacht, die ihren Wagen zerbrochen hat. Die junge Frau mit einem Kinde auf dem Arm ist nicht im Stande, weit zu gehen; sie wünscht sich in der Nähe von ihrem Schrecken zu erholen, und ich habe es auf mich genommen, Sie um ein Obdach in Ihrem gastfreundlichen Hause zu bitten.“ — „Sie sollen mir willkommen seyn,“ antwortete Saint-Lambert, „ob es mir gleich, ich gestehe

es Ihnen, angenehmer gewesen wäre, diese Bekanntschaft zu einer andern Zeit zu machen, als an dem heutigen Tage, den ich Ihnen allein hätte widmen mögen." — „Ich habe geglaubt," fuhr Herr O... fort, „den jungen Leuten Ihre Gastfreundschaft um desto gewisser versprechen zu können, da es Ihre Landsleute sind, die noch überdieß ähnliche Schicksale mit Ihnen erduldet haben." — „So sollen sie mir doppelt willkommen seyn," rief Saint-Lambert, „und es soll nie gesagt werden, daß ich aufgehört habe, ein Franzos zu seyn, weil mich mein Unglück genöthigt hat, den Boden meines Vaterlandes mit einem fremden umzutauschen. Aber, wo sind Ihre Reisenden?" — „Sie werden sogleich hier seyn," war die Antwort; „wir können ihnen entgegen gehen, wenn Sie Lust dazu haben. Auch Rosalie wird mit Vergnügen die Bekanntschaft der jungen liebenswürdigen Frau machen."

Alle brachen nun zusammen auf. Unterwegs sagte Herr O...: „Der junge Mann hat mir seine Schicksale erzählt. Sie sind sehr traurig und wunderbar." — „Was hat ihn veranlaßt, nach Deutschland zu reisen?" fragte Saint-Lambert. „Ist er ausgewandert?" — „Nein, aber er gehört einer Familie von Ausgewanderten an. Diese sucht er auf." — „Weiß er ihren Aufenthalt?" — „Er glaubt sie hier in der Nähe zu finden." — „In dieser Gegend sind keine Ausgewanderten, so viel mir bekannt ist." — „Und doch schien er seiner Sache vollkommen gewiß zu seyn. Er wäre sehr zu beklagen, wenn er sich in seinen Hoffnungen täuschte. Seine Sehnsucht ist so groß und so kindlich, einen Vater wieder zu sehen, dem er vor mehreren Jahren in den

Stürmen der Schreckenszeit entrissen worden ist." — „Hat er Ihnen nicht seinen Namen gesagt?" fragte Saint-Lambert mit Hast. — „Er heißt .... wie Ihr Sohn." — Bei diesen Worten sah Saint-Lambert seinen Freund mit starren Blicken an; dann rief er aus: „o so ist es mein Sohn! mein Herr, Ihre Mienen sagen mir, daß es mein Sohn ist." — Indem er dieß sagte, eilte er schneller vorwärts. Dann hielt er einen Augenblick inne und sagte: „Ich bin wohl sehr thörigt. Hat mich das Glück nicht oft genug getäuscht? Soll ich mich auch selbst auf eine so grausame Weise betrügen?"

Indem er dieses sagte, trat der junge Mann mit seiner Frau an der Hand hinter einem Hügel hervor, der sie bis jetzt den Augen der Entgegenkommenden verborgen hatte. „Dieß sind die Reisenden," sagte Herr D..., „die einen Vater und eine Schwester suchen. Sie haben sie gefunden. Es ist Ihr Sohn, Saint-Lambert! Es ist Ihr Bruder, Rosalie!" —

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, so lagen sich Vater und Sohn, Bruder und Schwester in den Armen. Die junge Frau küßte ihrem Schwiegervater die Hand; er fiel ihr um den Hals — sprachlos. Sie war ihm nicht fremd. Als Kind war sie oft in seinem Hause gewesen, und die Erinnerung an ihre Gestalt schwebte noch vor seiner Seele und zeigte ihm in der Tochter die Gestalt eines Freundes. Auch Rosalie und Sophie waren sich nicht fremd. Obgleich in Jahren ein wenig verschieden, hatten sie sich doch in ihrer Kindheit gekannt, und das Andenken an die frühe und dämmernde Zeit blitzte wie durch einen Nebel-

schleier in ihren Gemüthern auf, und füllte ihre Augen mit Thränen der Freude.

Die Knaben sprangen jetzt voraus nach Saint-Lambert's Wohnung, und verkündigten dem treuen La France die fröhliche Bothschaft. Dieser ehrliche Mann war ganz bestürzt. Bald glaubte er, bald glaubte er nicht; bis endlich die Knaben seinen Zweifeln ein Ende machten, ihn bei den Händen faßten, der eine auf dieser, der andre auf jener Seite, und ihn aus dem Hause zogen. Da sah er denn die Glücklichen in einer kleinen Entfernung, erkannte schon von weitem die Gestalt seines jungen Herrn, eilte auf ihn zu, fiel an ihm nieder, und umfaßte seine Knie mit heißen Thränen. Eduard bückte sich nieder auf ihn, hob ihn mit Zärtlichkeit auf und sagte: „Sey mir herzlich geküßt, guter, treuer La France. Als wir uns trennten, glaubte ich dich nicht wieder zu sehen. Ich habe dich als todt beweint, wie du mich. Nun hat dich Gott erhalten, zum Troste meines Vaters und zu meiner Freude!"

Herr O... blieb den ganzen Tag und die folgende Nacht bei seinem Freunde und genoß mit ihm die reinste und schönste Freude, die dem Herzen eines Vaters zu Theil werden kann. Die Knaben freueten sich mit Rosalien und Sophien. Den Garten, die benachbarten Hügel, alle reizenden Umgebungen des Hauses besuchten sie gemeinschaftlich; auch die kühle melancholische Grotte, und den Altar in ihr, auf der die geweihten Kränze noch nicht verwelkt waren.

Am andern Morgen reisten Allwin und Theodor mit ihrem

Vater ab. Saint-Lambert hatte beſchloſſen, ſeinem Sohne nach Frankreich zu folgen, aber vorher verſprach er ſeinem Freunde, einige Tage mit ſeiner ganzen Familie bei ihm zuzubringen. Alle begleiteten jetzt unſere Wanderer bis über das Flüßchen hin zu dem Ausgange des Thales, und oft ſahen ſie noch von beiden Seiten zurück, und von beiden Seiten flatterten die weißen Tücher noch ſo lange, als ſie etwas von einander ſehen konnten.

Ihr Weg führte jetzt durch bekannte Gegenden. Sie legten ihn ſchnell zurück, und in wenigen Tagen betraten ſie die breite Wieſe, die ihr Landhaus umgab. Der Spitz eilte luſtig voraus und meldete die Kommenden, und ehe ſie noch das Haus erreichen konnten, ſprang ihnen Aurora entgegen, und führte Allwin am rechten, Theodor am linken Arm zu ihrer in der Thüre harrenden Mutter.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Schriften für die Jugend

von

Friedrich Jacobs.

Zweites Bändchen.

Die Feierabende in Mainau.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1843.

Der Feierabend.

Die Feierabende in Hainau.

Von

Friedrich Jacobs.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.

1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Pfarrer von Mainau ist des Herausgebers alter Freund, und seine Familie gehört zu den angenehmsten und liebsten Bekanntschaften desselben. Nachdem jener seine Studien auf der Universität gemacht und dann einige Jahre Gesellschafter und Führer eines jungen reichen Herrn gewesen war, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und erbaute die christliche Gemeinde durch seine Predigten. Auch bestieg er oft die Kanzel in Mainau, wo der alte ehrwürdige Pfarrer eine schöne Tochter hatte, in deren Herz er sich hineinpredigte, so wie sie sich mit ihrer schönen reinen Stimme in das seinige gesungen hatte. Die Besuche wurden nun immer häufiger, und die jungen Leute wurden bald inne, daß sie von Gott für einander bestimmt waren; und da der bejahrte Pfarrer in Mainau in seinem weitläuftigen Amte einen Gehülfen brauchte, und der junge Mann den Beifall der ganzen Gemeinde hatte, so war es leicht zu bewerkstelligen, daß er die Pfarrstelle und die Frau zusammen bekam. Seitdem — es mögen jetzt etwa vierzehn Jahre seyn — leben die jungen Leute mit dem alten Vater in dem Pfarrhause zusammen, und es ist eine Freude zu sehen, wie sich da das Alter und die Jugend in den mannichfaltigsten Abstufungen an einander schließt, und wie zu einem Kranze anmuthig vereinigt. Ich gehe deshalb auch so oft hinaus, als

es sich schicken will, und immer erfreut und erheitert mich das wohlgeregelte, stille Hauswesen, wo Jedes an seinem Platze ist, und Jedes ohne viele Umstände und Worte das Seinige thut; so daß das Ganze der Wiederschein der Ruhe und Eintracht ist, die eben auch im Innern herrscht. Das gute Herz meines alten Freundes, und die freundlichen Augen seiner lieben Frau, die mich, ich mag kommen, wenn ich will, willkommen heißen, thun das ihrige auch dabei. Da ich seit einigen Jahren schwer höre, so könnte ich es den guten Leuten nicht verdenken, wenn ihnen meine Besuche etwas lästig wären, da sie sich anstrengen müssen, um mit mir zu sprechen. Zwar hab' ich bis jetzt noch nichts davon wahrnehmen können; komme aber doch allerdings jetzt seltner, um ihre Geduld nicht zu oft auf die Probe zu stellen.

Da ich nun für meine Person an dieser Familie so viele Freude habe, so habe ich das gegenwärtige Buch herausgegeben, damit andere Leute, die gern etwas Heiteres und Erbauliches hören, auch Etwas davon haben möchten. Es herrscht nemlich in dem Pfarrhause zu Mainau die Einrichtung, daß die Geschäfte des nächsten Tages immer den Abend zuvor bestimmt und Jedem, was ihm obliegt, zugetheilt wird. Manches in dieser Anordnung reicht oft auf Wochen und Monate hin, Anderes muß nach den Umständen täglich erneuert werden; aber immer weiß Jedes zum Voraus, was es zu thun hat und thut es auch ohne sich zu besinnen oder zu murren, eben weil es eine überlegte und voraus bestimmte Anordnung ist. Dabei ist auf mögliche Zufälligkeiten Rücksicht genommen, so daß die Unterbrechung des Gewöhnlichen

doch keine Verwirrung werursacht. Wenn nun also, vom Morgen an, Jedes sein Tagewerk getrieben, die Männer in der Studirstube oder im Amte, die Frauen in der Küche oder beim Gartenwesen oder am Spinnrocken, so ist gegen Abend die ganze Familie fertig, und Alle kommen heitern Muthes zu einer gemeinschaftlichen Unterhaltung zusammen, was im Sommer und bei günstiger Witterung immer im Garten geschieht. Die Mädchen bringen dann irgend eine leichte Handarbeit mit; die Männer erzählen und lehren; oft wird auch vorgelesen. Häufig führt der Grosvater das Wort. Und das ist dann den Kindern meist das liebste; denn so alt er ist, so fröhlich ist er doch, so daß er nicht nur selbst mit großer Lebendigkeit spricht, sondern oft auch die Kinder zu Scherz und Kurzweil auffordert. Weil es denn nun diesen Feierabenden nie an Fröhlichkeit und anziehender Unterhaltung fehlt, so werden sie immer von Allen mit Verlangen erwartet, als Belohnungen des gut vollbrachten Tages, und die süße Frucht der Muße nach verrichteter Arbeit. Es wäre wohl jedem Hause zu wünschen, daß es eine solche Einrichtung hätte, wie das Pfarrhaus in Mainau, so hätten die Hausväter und Hausmütter nicht nöthig, Tag für Tag Gesellschaft außer dem Hause zu suchen, was seine mannichfaltigen Nachtheile hat. Viele würden dann freundlicher mit einander umgehen; die Eltern würden die Kinder, die Kinder die Eltern besser kennen und mehr lieben lernen; vieles Thörigte würde ungethan bleiben, und manches Heilsame und Gute gefördert werden. Freude und Ruhe hätte man gewiß mehr dabei. Indeß, ob dieß gleich nicht schwer einzusehen ist, so

ist es doch nicht wahrscheinlich, daß das Beispiel viele Nachahmer finden werde.

Was indeß meine Leser selbst nicht haben, oder nicht haben können, werden sie doch vielleicht gern bei Andern sehn. Ich habe mir deshalb von meinem Freunde, dem Pfarrer, öfters erzählen lassen, wie es am Abend bei ihm zugegangen, was gesprochen und gescherzt worden ist — oftmals bin ich auch selbst dabei gewesen, aber es ist mir von der Pfarrin, die ein treffliches Gedächtniß hat, auf dem Spaziergange mitgetheilt worden. Ich hab' es dann aufgeschrieben, wie es hier gedruckt zu lesen ist, und überrasche den Pfarrer zu Weihnachten damit, der es gewiß gut und freundlich aufnehmen wird. Seinen Kindern wird er freilich Nichts davon sagen, damit sie sich nicht etwas besonders darauf einbilden, daß ihre Namen und Gespräche in einem gedruckten Buche stehn, und in ganz Deutschland gelesen werden können. Sind sie aber erst alt geworden, und fällt dann das Büchelchen dem Einen oder dem Andern von ihnen in die Hände, so werden sie es zuverlässig mit Ergötzen lesen, und bei jeder Seite sagen: Ja, so war es! So hat der alte Grosvater, so hat der Vater, so hab' ich gesprochen! — Manches werden sie auch wohl vergessen haben, das ihnen dann erst allmählig wieder in's Gedächtniß kommt, wenn sie es lesen. Und ich denke, sie werden mich darum loben, und gern die Hand, die es geschrieben hat, dafür drücken wollen. Die schreibt aber dann wohl nicht mehr und kann den wohlgemeinten Druck auch nicht mehr erwiedern.

Von den guten Leuten, die in dem Buche vorkommen, mehr

zu sagen, ist im Grunde nicht nöthig, da man sie eben aus dem Buche selbst kennen lernen kann. Ich hätte sie gern dazu in Kupfer stechen lassen, und hab' es auch mit der Pfarrin versucht. Zeichner und Kupferstecher hatten ihr Möglichstes gethan. Aber wenn ich das Bildchen mit dem verglich, was mir vor den Augen und im Herzen stand, kam es mir doch viel zu tod vor. Drum hab' ich den Gedanken aufgegeben. Vielleicht wächst mir aber unter meinen eignen Kindern ein Albano oder Tizian auf, der mir einst die vier blonden Mädchenköpfe, die eben so viele Engelsköpfchen sind, recht zart, recht duftig auf die Leinewand haucht, und den herrlichen Eduard, der meine Pathe ist, mit seinem braunen Lockenkopfe und den sanften dunkeln Augen in die Mitte stellt; so daß man sehen kann wie Jedes so eigends für sich aussieht, und doch Vater und Mutter zu jedem Gesichtchen das Ihrige hergegeben haben. Da wird sich nun unter der frohen, blühenden Jugend, die ich mir wie Rosen auf einem Grünstück und unter zarten duftenden Büschen denke, der Homeruskopf des greisen Grosvaters — der sein graues Haar auch jetzt noch unbedeckt trägt — gar schön und würdig ausnehmen; und ihm zur Seite die Tochter, die wie die ältere Schwester ihrer Kinder aussieht — so blühend und anmuthig ist sie noch jetzt in ihrem ein und dreißigsten Jahre; — und mein würdiger Freund, der Pfarrer, mit dem castanienbraunen schlichten Haar, den hochgewölbten Augenbraunen, und den dunkeln geistvollen Augen, aus denen die rechte Seelenfreude über Frau und Kinder strahlt. Würde das Bild so ausgeführt, wie es mir vor der Seele steht, und wie es jeder Leser, wenn er

Luſt hat, als tableau mouvant in Mainau ſelbſt ſehn kann, ſo denke ich, wenn es auch auf der Gallerie zu Dresden oder München unter ſo vielen andern Meiſterwerken ſtände, würde doch Niemand vorübergehn, ohne es mit Wohlgefallen zu beſchauen. Die Männer wurden ſich an die Stelle des Pfarrers, die Frauen an die Stelle der Pfarrin wünſchen, und die, welche mein Buch geleſen haben, würden die Arme in einander ſchlagen und nach kurzem Beſinnen ſagen: Das iſt ja die Familie des Pfarrers zu Mainau, wie ſie leibt und lebt! Copirt wird das Bild auch oft werden, und ſo in manches Haus wandern, wo man ſich hübſche Kinder wünſcht.

Erſter Abend.

Die Familie hatte ſich in dem Schatten der alten Nußbäume verſammelt, die am äußerſten Ende des Gartens einen runden Platz, wie Säulen eines Tempels, umgeben. Dieſer Platz bietet die anmuthigſte Ausſicht dar. Ein weites Gefild dehnt ſich jenſeits der Befriedigung des Gartens an dieſer Seite aus, und ſchwillt in der nebelnden Ferne zum blauen Gebirg auf, das eben jetzt die Strahlen der Sonne von der Seite beſtrichen und mit den anmuthigſten Lichtern bewarfen. Nah und fern ruhen wohlgebaute Dörfer wie in einem Kranze hoher und friſcher Bäume, über die hier und da ſpitzige Kirchthürme hervorſchauen, und das Sonnenlicht von vergoldeten Knöpfen zurückwerfen; und zwiſchen den Dörfern hin windet ſich die breite Landſtraße, und ſteigt aufwärts und abwärts, weit hin ſichtbar, bis ſie ſich hinter dichtbebuſchten Hügeln verbirgt. Alle ſaßen heut mit dem Geſichte nach der Straße gerichtet; denn auf ihr ſollte zu Abend der Vater zurückkehren, der einen ihm anvertrauten Knaben in die Reſidenz auf die Schule gebracht hatte. Der Großvater nahm auf ſeinem Lehnſtuhle die Mitte ein. Zu beiden Seiten hatten die Enkelinnen Platz genommen, denen es heute oblag ihn zu führen, Mathilde und Aurore; Marianne ſaß nähend zur Seite der Mutter; Lili vor ihr mit

ihrem Strickzeuge auf der Fußbank. Eduard hatte sich einen Stein, der als Sonnenuhr diente, zum hohen Sitze auserwählt. Von diesem Throne herab hatte er den Versammelten eben einen Abschnitt aus Reinike dem Fuchs mit lauter Stimme vorgelesen, und deutete jetzt der kleinen Lili das Bild, auf welchem der schadenfrohe Reinike den schwer verwundeten und geschlagenen Bruno verhöhnt.

Indem sich die Kinder noch dabei ergötzten und Bemerkungen darüber machten, kam von der Seite her Bello, der Allen wohlbekannte Pudel des Pachters von Ried, durch den Zaun gekrochen, und gerad auf das Rundstück zu rennend, meldete er springend und giemend die Ankunft seines Herrn. Gleich darauf hörten sie das Traben eines schnaubenden Pferdes; die Gartenthüre öffnete sich, und der Pachter trat selbst herein, nachdem er seinen Rappen draußen angebunden hatte. Es war etwas Festliches in seinem Wesen, wie er so den langen Gang herab kam; und da ihm überdieß die Sonne gerade in das offene Angesicht strahlte, so daß er wie verklärt aussah, und man schon in der Ferne bemerken konnte, es müsse ihm etwas ungewöhnlich Frohes begegnet seyn. Und so war es auch. Sein Weib hatte ihn an demselben Morgen mit Drillingen erfreut, mit starken und gesunden Knaben, und die Wöchnerin selbst war wohl dabei auf. Nun kann man sich denken, mit welcher Verwundrung und Freude dieses ungewöhnliche Ereigniß vernommen wurde, und welche ausgezeichneten Glückwünsche darauf folgten. Alle drängten sich um den vergnügten Vater — der auch gar ein wackrer und rechtlicher Mann ist,

so daß man ihm überhaupt gern alles Gute wünscht — und Alle hatten Etwas zu fragen, und sich zu verwundern und wieder zu fragen. Und nachdem er Allen Genüge gethan, bat er um einige Stärkungsmittel für seine Frau — er wußte, daß dergleichen in der Pfarre immer vorräthig war — und dann noch außerdem, wenn es seyn könnte, um einiges Kinderzeug. „Wir waren eben nur auf eins gefaßt, sagte er, und nun hat sich Gottes Segen verdreifacht. Da fehlt es denn freilich an diesem und jenem."

Die Pfarrin ging sogleich Beides zu holen. Dem Pachter ward ein Stuhl neben dem Großvater gestellt, um auszuruhn; die Mädchen plauderten unter einander. Wenn sie nur gleich gewußt hätten, wie die Drillinge aussähen, und Jede einen davon hätte auf den Arm nehmen und mit ihm davon rennen können! Eduard nahm indessen den Pudel vor, und das treue Thier machte alle seine Kunststücke mit einer Freudigkeit durch, als ob er auch von dem Feste in seinem Hause gewußt hätte, und ihm Ehre machen wollte.

Die Pfarrin kam bald zurück mit einem Arzneiglas in der Hand, und einem Bündel Kinderzeug und Windeln unter dem Arme. Dankbar nahm der fröhliche Kindervater Beides an, und zugleich die Verhaltungsregeln, die ihm mit auf den Weg gegeben wurden, so die unzähligen Grüße und Glückwünsche für die Wöchnerin. „Und recht viele, viele Küsse den drei Kinderchen," rief Aurora nach, und Lili wiederholte es.

Als nun der Pachter sein Roß wieder bestiegen hatte — Eduard war dabei und half es festbinden — und nun mit dan-

schenden Taschen rasch von dannen trabte, der muntere Pudel bellend vor ihm her, und Alle wieder an ihren Plätzen waren, und das Plaudern der Mädchen sich zu legen begann, nahm der Grosvater das Wort und sagte:

„Jetzt, ihr Kinder, will ich euch eine Geschichte erzählen, die sich vor alter Zeit begeben hat; da ist nicht blos von Zwillingen und Drillingen die Rede; auch war zuerst nicht solche Freude in der Eltern Haus. Aber am Ende hatte doch Alles durch Gottes Fügung noch einen frohen und gesegneten Ausgang."

Ach das wird schön seyn! sagte Marianne.

Ja, aber es wird wohl nur ein Mährchen seyn, entgegnete Eduard.

Ach schweig nur, unterbrach ihn Aurora. Mährchen oder nicht, das ist ja ganz einerlei.

Nein, das ist eben das Schönste, wenn es ein Mährchen ist, setzte Mathilde hinzu.

Nun ihr werdet hören, fuhr der Grosvater fort. Jedes kann es ja nehmen, wofür es will; aber ich denke, ihr werdet dem alten Buche, worin ich diese merkwürdige Begebenheit gelesen habe, den Glauben nicht versagen können. Aber ehe ich anfange, Mathilde, reiche mir meinen Kühltrank her. — So! — und nun stelle das Glas hier neben mich; aber deck' es erst zu. Denn die Geschichte ist lang.

Nachdem Alles geordnet war, hub der Grosvater an, wie folgt:

„Vor achthundert Jahren also und länger lebte zu Querfurt, im Lande Sachsen, auf seinem hohen Schlosse ein Graf, Gebhard genannt, ein strenger und wunderlicher Mann, der hatte

eine Gemahlin, deren Namen das alte Buch nicht nennt. Mehrere Jahre hatten sie im Ehestande gelebt, ohne von Gott durch Kinder erfreut zu werden; und der Graf murrte, daß ihm kein Erbe gegönnt sey, und machte seiner armen Frau das Leben hierüber schwer, die sich auch gern mit einem Kinde getröstet hätte, wenn ihr Mann gar zu wunderlich und störrig war. Während dieser Zeit trug es sich nun zu, daß kurz nach einander rechtschaffene Bürgerfrauen in Querfurt von Gott mit Zwillingen gesegnet wurden. Der Graf aber, statt sich mit ihnen zu freuen, schalt deshalb auf sie, weil ihn ein fremder welscher Ritter, den er für einen weisen und geheimer Dinge kundigen Mann hielt, mit dem Wahne erfüllt hatte, ein solcher Segen Gottes sey immer das untrügliche Zeichen eines unehrbaren Wandels. Die Zuversicht, mit der er dieses auf Treue und Glauben seines Gewährsmannes behauptete, hatte auch auf die Gräfin gewirkt, so daß sie den armen Müttern fast nicht weniger abhold war, als ihr Mann. Darüber grämten sich denn die guten Weiber nicht wenig, als es ihnen zu Ohren kam, und ob sie gleich ein gutes Gewissen hatten, scheueten sie sich doch vor ihrer Herrschaft, und wagten kaum mit ihren Zwillingen zur Kirche zu gehn."

„Nach Verlauf einiger Zeit wurde die Gräfin endlich auch guter Hoffnung voll, und im Schlosse war große Freude darüber, so daß auch selbst der Graf ganz heiter wurde, und sich freundlicher gegen die Seinigen benahm. Gegen die Zeit der Niederkunft aber wurde er, ich weiß nicht wegen welcher Angelegenheit des Reichs, an des Kaisers Hoflager beschieden. Das kam ihm nun

freilich sehr ungelegen; aber er mußte gehorchen; und während er bei dem Kaiser saß und Rath mit ihm pflog, gebahr auf dem Schlosse zu Querfurt seine Gemahlin — aber nicht Ein Kind, sondern ganzer Neun."

Neun Kinder, rief Aurore und ließ ihr Strickzeug in den Schooß fallen. Neun Kinder auf Einmal!

„Ja, neun Kinder, fuhr der Grosvater fort, und lauter Knaben. Ihr könnt nun leicht ermessen, wie groß die Bestürzung der armen Wöchnerin war, und wie ihre Freude in Leid verkehrt wurde. Da sie selbst eine gar treue und ehrbare Hausfrau war, die nie ihre Augen zu einem andern Manne erhoben hatte, als zu ihrem Gemahl, so sah sie jetzt ein, was für ein großes Unrecht sie andern Muttern gethan hatte, und meinte, Gott habe sie eben um ihres lieblosen Urtheils willen gestraft, und sie werde nun von ihrem Manne mit Schande verstoßen werden. Denn alle die harten Worte, die ihr strenger Herr gegen andere Weiber ausgestoßen hatte, und sein heftiger Zorn kam ihr in den Sinn, und sie entsetzte sich, wenn sie an seine Rückkehr dachte; und in ihrer großen Angst befahl sie der Hebamme unter tausend Thränen und mit gerungenen Händen, ihr das größte und stärkste Knäblein an die Brust zu legen, die Andern aber wegzuschaffen, daß Niemand von ihnen Kunde bekäme."

„Das Weib that alsobald, wie ihre Herrin befohlen hatte, und griff einen von den Neunlingen heraus, denn sie waren alle gleich groß und stark, und legte ihn der weinenden Mutter an die Brust; die übrigen aber legte sie zusammen in einen Kessel,

verbarg diesen unter ihren Mantel, und eilte damit den Schloßberg hinab, nach dem Mühlwasser zu. Denn da wollte sie den Kessel mit Steinen versenken in der Tiefe der Wassers, wie man mit jungen Hunden thut, wenn des Wuchses zu viel werden will."

In das Wasser! rief Aurore. Das ist ja entsetzlich!

Das war eine recht garstige Frau, sagte Lili.

„Ja, ein großes Unrecht war es allerdings; und es wäre jetzt bald um die unschuldigen Kinder gethan gewesen, denn es waren nur noch wenige Schritte bis an den Mühlteich, und das Weib eilte mit ihrem Kessel unter dem Mantel, als ob es vom bösen Gewissen getrieben würde. Aber das Auge des Vaters im Himmel wachte, und es geschah, wie er durch den Propheten spricht: Wenn auch eine Mutter ihrer Kindlein vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen."

„Wie also das Weib so stracks nach dem Wasser geht, und ängstlich umherschaut, ob es auch Niemand sähe, kömmt über die Wiese her auf seinem Maulthiere des Grafen Gebhard von Querfurt Bruder, der fromme Bischof Bruno, der im Lande Preußen an der Ostsee die Heiden bekehrt hatte, und jetzt nach Rom zog, um dort dem Bischofe zu berichten, wie es ihm gelungen war. Und da wollt' er auf der Reise auch bei seinem Bruder einsprechen, den er seit Jahren nicht gesehn hatte. Wie er nun so über die Wiese reitet, und seine Augen auf den Weg und das gräßliche Schloß darauf richtet, erblickt er die eilige Magd auf dem Wege nach dem Wasser, und es kömmt ihm gleich so vor, als ob hier Etwas nicht recht sey. Er treibt also sein Maulthier schärfer an, und

ruft dem Weibe zu, wohin es so eile, und was es unter dem Mantel trüge. Da schaute das Weib auf, und fuhr zusammen bei dem Anblicke des ehrwürdigen Mannes, und sagte mit zagender Stimme: Es sind Hündlein, die sollen in's Wasser kommen und ersauft werden, damit des Wustes nicht zu viel wird, — und damit wollte sie weiter gehn. Da vernahm der Bischof ein Winseln, wie das Winseln, nicht von Hunden, sondern von kleinen Kindern, und verlangte ihre Bürde zu sehn; und als sie zauderte, schlug er ihr selbst den Mantel zurück, und sah den Kessel und die nackten Knäblein, die darinne jammerten."

„Da fiel das Weib auf die Knie, und erzählte Alles, wie es sich begeben, und die große Angst ihrer Herrin, und ihre Furcht vor des Grafen Zorn."

„Wie nun der Bischof das Alles vernahm, war er hoch verwundert, und erhob die Hände zum Himmel, und dankte Gott, der ihn so eben zu rechter Zeit hierher gesendet hatte, um ein großes Unglück zu verhüten. Dann schalt er die Magd mit strengen aber frommen Worten, und vermahnte sie, so lieb ihr ihre Seligkeit sey, Niemanden zu sagen, was sich ereignet habe; desgleichen auch seinen eignen Knecht, der indeß herbeigekommen war; nahm dann die Kinder aus dem Kessel, Eines nach dem Andern, und taufte sie aus dem Brunnen am Berge, und gab Jedem seinen eignen Namen. Und davon führt der Brunnen den Namen des Bruno-Brunnen bis auf den heutigen Tag."

„Nachdem nun der Bischof das heilige Werk vollbracht hatte, begab er sich nicht sogleich auf das Schloß, wie er Willens gewesen,

sondern sorgte erst für das Unterkommen seiner Täuflinge, und vertheilte die Kinder. Zwei davon gab er der Frau des Müllers, die zunächst an dem Wasser wohnte, und am Tage vorher ein säugendes Kind durch den Tod verlohren hatte; ein drittes gab er dem Fleischer, ein viertes dem Bäcker, und so fort die übrigen andern frommen Bürgern, die noch wenige Kinder hatten, und verhieß ihnen Gottes Segen, wenn sie sich dieser armen Würmer erbarmten, und gab auch noch Geld oben drein. Und zu Allen sagte er, es wären arme Waislein, deren Mutter bei der Geburt gestorben, wie denn damals eine Pest im Lande wüthete, an der viele Menschen starben, so daß überall Trauer und Herzleid war. Da war nun keiner, der die armen Waisen nicht freudig um Gottes Willen aus der Hand des frommen Mannes genommen hätte, der im ganzen Lande hoch geehrt war; und Alle versprachen die ihnen anvertrauten Kinder, wie ihre eigenen, christlich zu erziehen, so gut sie es vermochten, in aller Ehrbarkeit und Gottesfurcht."

„Die Hebamme war aber kaum nach Hause gekommen, als sie erkrankte und starb. Auch weilte der Bischof nicht lange auf dem Schlosse, und erwartete die Rückkehr seines Bruders nicht. Denn seine geistliche Pflicht rief ihn nach Rom, und er gönnte sich Gewissens halber keine Rast."

Als der Grosvater so weit in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, und Mathilde reichte ihm seinen Trank. Marianne schöpfte jetzt Athem, wie Jemand, dem eine große Last abgenommen ist, und sagte: Gottlob! Nie ist mir in meinem Leben

vor einem Wasser so bange gewesen, als vor dem Mühlteiche. — Auch mir, sagte Aurore; aber ich war gleich wieder guten Muths, wie Etwas über die Wiese her geritten kam. —

Nun verlangt mich doch wahrhaftig zu wissen, sagte Eduard, was aus den acht kleinen Brunes geworden ist. Ob sie denn nicht gemerkt haben, daß sie Brüder waren. —

„Die Sache blieb geheim, fuhr der Grosvater fort, und die arme Mutter meinte, ihre Kinder wären umgebracht. Hatte sie sich aber vorher vor dem Zorne ihres Mannes gefürchtet, so fürchtete sie jetzt noch weit mehr Gottes Gericht, und der Gedanke an ihre schwere Schuld ängstigte sie so bei Tag als bei Nacht. Ihr froher Muth war dahin, und, wenn sie ihren Knaben an die Brust legte, tränkte sie ihn fast mehr mit Thränen, als mit Muttermilch."

„So vergingen fast fünf Jahre, während denen es auf dem Schlosse betrübt aussah; denn die gehoffte Freude der Eltern hatte sich in eitel Traurigkeit umgewandelt. Unterdessen war der Bischof nach Rom gezogen, und hatte dort und an andern Orten viele fromme und gottgefällige Werke vollbracht. Aber als das fünfte Jahr fast herum war, dünkt' es ihm an der Zeit, wieder an die Ostsee nach Preußen zu ziehn, um zu sehen, ob die Kirchlein noch ständen, die er gegründet hatte; und es ließ ihm keine Ruhe, bis er die große und gefahrvolle Reise angetreten hatte. Da wollte er denn auch wieder bei seinem Bruder einsprechen, und nach den Kindern fragen, die er vertheilt, und, wenn Gott sie erhalten hätte, und sonst die Sache sich nach seinem Sinne

fügen würde, sie ihren Eltern zurück erstatten. Diese Gedanken machten ihn froh in seiner Seele, und ob ihm gleich ahndete, daß er von dieser Reise nicht zurückkommen würde, wie denn auch wirklich geschah — denn die Heiden in Preußen tödteten ihn — so ritt er doch heitern Muths auf seinem Maulthiere einher, und sein alter Diener ging hinter ihm drein, und trug einen Theil der Geräthschaften seines Herrn, und was das Thier nicht tragen konnte auf dem Rücken nach. Denn die Bischöfe jener Zeit wußten nichts von einer großen Dienerschaft und anderer Hoffart, sondern gingen, wie es sich ziemt, andern Christen in Demuth vor, und gaben den Armen ihr Geld. Wie nun also der fromme Mann mit seinem Diener nach Querfurt kam, und langsam die Straße hinab ritt, die noch jetzt von jener Zeit die Bruno-Straße heißt, da traten alle Leute vor ihre Hausthüren — denn es war gleich bekannt geworden, daß er kam — und zogen, wie sie ihn nur von Ferne sahen, schon die Mützen ab, und grüßten den ehrwürdigen Herrn; und auch die acht Knäblein standen an den Hausthüren; Einer bei dem Bäcker, ein Anderer bei dem Fleischer, und so fort, und endlich auch am Fuße des Schloßberges die zwei, welche der Müller genommen hatte; und die Knaben waren alle von Einer Größe, und der Bischof hielt bei Jedem an und fragte nach seinem Namen und Thun. Und wie er sah, daß sie Alle noch lebten, und frisch und wacker waren, wurde er frohen Muthes, und dankte Gott, und ritt mit stiller Heiterkeit an dem Bruno-Brunnen hin, den Berg hinauf, bis er in das Schloß seines Bruders kam."

„Hier war nun seine Ankunft schon lange mit großer Sehnsucht erwartet worden. Die Schwermuth der unglücklichen Gräfin hatte so überhand genommen, daß sie fast immer weinte; und der Graf, dem die Ursache ihres tiefen Jammers unbekannt war, schalt sie viel und mit harten Worten aus, und wurde auch selbst immer finsterer und in sich gekehrter. Nie sah man da ein freundliches Gesicht, oder hörte ein frohes Wort, und die Diener gingen stumm und mißmuthig an einander hin, wie in einem bezauberten Schlosse. Da hoffte denn Jedes auf den frommen Bruno; der Graf, damit er seine Frau von ihrer Schwermuth heile; die Gräfin, damit er ihren Gemahl erheitere und ihr selbst geistlichen Trost ertheile. Denn sie hatte beschlossen, ihm Alles zu beichten, so sehr sie sich auch vor dem Gedanken entsetzte, dem hochverehrten Schwäher die Missethat zu bekennen, die ihr Gewissen belastete. Vielleicht wäre auch noch lange Zeit bis zur Ausführung dieses Entschlusses vergangen, wäre ihr nicht der gute Bischof, der in ihrem Herzen las und großes Mitleiden mit ihr hatte, auf halbem Wege entgegen gekommen. Als nemlich eines Tages der Graf in dem Walde jagte, und die Gräfin mit schwerem Herzen dem Bischofe gegenüber saß, und schüchterne Blicke auf ihn warf, und heiße Thränen über die blassen, abgehärmten Wangen in ihren Schooß fielen, nahm der Bischof das Wort und sagte: „Was fehlt Euch nur, liebe Frau, daß Ihr so traurig seid? Schüttet Euer Herz gegen mich aus, wenn Ihr etwa Klagen habt über Euern Mann, daß er Euch nicht genug in Ehren hält; wie ich denn wohl sehe, daß er oft rauh und störrig ist. Denn ob er

schon mein Bruder ist, so werd' ich ihn doch nicht gegen Euch vertreten, wenn er Unrecht hat." — Das sagte der Bischof aber, um ihr Gemüth auf die Probe zu stellen. Da erwiederte die Gräfin und wurde noch blässer als zuvor: Ich habe keine Klage über meinen Herrn. Denn wenn er schon streng ist und mich oft mit Worten hart straft, so ist es doch nie so viel als ich verdient habe. Und da ich immer so voll herben Jammers bin, und keine Freude in mein Herz kömmt, und ich ihm auch keine Freude schaffen kann, so wäre es kein Wunder, er stieße mich von sich und nähme sich ein besseres Weib. Ach eine schwere Schuld lastet auf meinem Herzen und drückt es so zusammen, daß es oft nicht einmal zu Thränen kommen kann; und ich sehe keine Rettung aus dieser Noth, selbst im Tode nicht. Denn was mich nach dem Tode erwartet, weiß ich nur allzuwohl. Aber ob mich gleich die Last meiner Sünden so zu Boden drückt, daß sie mir das Leben zum Tod und den Tod zur Hölle macht, und ich keinen andern Wunsch habe, als mich dieser entsetzlichen Bürde zu entledigen, so sind sie doch so ungeheuer, daß sie den Weg über meine Lippen nicht finden können, und ich mich eben so sehr fürchte, sie zu bekennen, als ohne Bekenntniß dahin zu sterben."

„Bei diesen Worten hielt die Unglückliche inne, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen, die sich scheu zum Himmel erhoben, aber sogleich wieder senkten und dann zu dem Bischofe zurück kehrten, als suchten sie Trost. — Da nun der fromme Mann sah, wie hart das arme Weib die alte Schuld büßte, ging ihm ihr Jammer an die Seele, und er sagte mit milder Stimme:

Geh in Deine Kammer und bitte Gott um Vergebung Deiner Sünden. Wie groß auch immer Deine Schuld sey, so ist sein Erbarmen doch noch größer. — Ach, mein Gott, erwiederte die Gräfin mit wachsendem Jammer, ich bete Tag und Nacht zu ihm; aber es kömmt kein Troſt in mein verzagendes Herz. Denn immer liegt meine Miſſethat vor mir, und wälzt ſich, wie ein ungeheurer Fels, zwiſchen Gott und mich, daß ich ſein Angeſicht nicht finden kann. Eine wilde Fluth braußt um mich her, und meine Stimme dringt nicht zu ihm hinüber, und die Tröſtungen ſeines Wortes kommen nicht zu mir. Wenn es an meiner Reue genug wäre, ſo hab' ich Buße gethan im Sack und in der Aſche; meine Kraft iſt von Faſten aufgezehrt, und meine Knie ſind wund. Aber wie groß und tief auch meine Reue iſt, ſo iſt meine Schuld doch noch größer und tiefer, und keine Büßung füllt die Unermeßlichkeit dieſes Abgrundes aus. Daher iſt mein Jammer ohne Maaß, wie er ohne Grenzen iſt; und wie ein unerſättliches Raubthier fällt mich mein Schmerz, wenn ich ihn bisweilen ermattet glaube, mit immer erneuerter Wuth und Heftigkeit an. Wenn Ihr Mitleiden mit mir habt, und ich ſehe, daß Ihr es habt, ſo kommt mir zu Hülfe in meiner Noth. Wendet Euch für mich zu Gott. Von Euern frommen Lippen wird er die Bitte um Erbarmung nehmen, die er von meinem Munde verſchmäht." —

„Bei dieſen flehenden Worten war die Jammernde auf die Erde geſunken. Ihre Arme ſtützten ſich auf des Biſchofs Knie; ſie druckte ihre verweinten Augen auf die gefalteten Hände; die langen, blonden Locken hingen aufgelößt bis auf den Boden herab.

Tiefe Seufzer quollen mühsam aus ihrer allzu belasteten Brust, und mit ihnen drängte sich das Geständniß zu den zitternden Lippen. Sie begann es und stockte — begann wieder und noch Einmal, und ihre Thränen schwemmten es hinweg. Sie hatte genug gebüßt. — Da legte der Bischof seine Hand auf ihr Haupt, küßte sie auf die Stirn und sagte mit gerührter Stimme: Steh auf, Kind. Gott hat sich Deiner erbarmt; Deine Schuld ist von Dir genommen. Du wirst noch frohe Tage sehn." —

„Ueberrascht durch diese Worte erhob die Arme ihr niedergebeugtes Haupt. Ein flüchtiges Roth überstrahlte das blasse Angesicht, und ihre dunkeln, in Thränen schwimmenden Augen schienen zu fragen: Wie konnte das möglich seyn?" — —

Als der Grosvater bis hierher in seiner Erzählung gekommen war, erschall plötzlich von der Straße her, die zur Linken an dem Garten hinaufgeht, ein lautes Schreien und Rufen, mit Brüllen von Rindern vermischt, und gleich darauf kam ein Haufe von Männern zum Vorschein, die einen tobenden Stier mit Mühe an den Hörnern hielten, während andere bemüht waren, ihm die Füße mit Stricken zu fesseln. Die Kinder sprangen von ihren Sitzen auf, und sahen mit banger Erwartung dem Ausgange des Kampfes entgegen. Bald war der Stier überwältigt, und wurde jetzt, nachdem ihm die Augen verhängt worden waren, von der jubelnden Menge nach seinem Stalle mehr geschoben als geführt. Jetzt erfuhr man auch, daß sich bei der Rückkehr der Heerde vom Weidplatz dieser Stier mit unbändiger Wuth in einen schmalen Gang, zwischen den Gärten hin, gestürzt, wo eben ein junges

Weib sorglos mit ihrem Säugling auf dem Arme ging. So wie sie das Schnauben und Brüllen des Unthiers hinter sich hört, wirft sie das Kind über den niedrigen Zaun des nächsten Gartens auf das Gras, und sich selbst auf die Erde. In blinder Wuth rennt der Stier über sie hin, und als Leute herbei eilen, um sie aufzuheben, scheint sie tod. Während einer der Nachbarn dieses dem Greisvater am Zaune stehend erzählt, stürzt der Verwalter, der Mann des jungen Weibes, athemlos zur Gartenthür herein, und bittet um Beistand für seine Frau. — Alle drängten sich theilnehmend um ihn. Alle fragten, ob ihr ein Schaden geschehn sey. Nicht daß wir wüßten, antwortete der Mann; aber sie liegt wie tod, und wir haben nichts zu riechen oder sie anzustreichen. — Der Greisvater suchte den bestürzten Mann zu beruhigen: Sie wird wieder zu sich kommen; sie ist vielleicht schon jetzt wieder bei sich. Geh, Amalie, und nimm von dem flüchtigen Salz mit und Naphta. Das Uebrige weißt Du.

Die Pfarrin war schon auf dem Wege; kaum konnte der arme Mann ihr nach, so sehr hatte ihn der Schrecken gelähmt. Die Frau lag auf dem Bette, bleich wie der Tod. Ihr Säugling aber schlief in seiner Wiege so sanft, als ob ihm nichts widerfahren wäre.

Die ganze Stube war mit Menschen angefüllt. Einige weinten; die meisten sahen ängstlich und bedenklich aus. Als die Pfarrin hereintrat, wichen Alle zur Seite: Da kömmt unser hülfreicher Engel, murmelten sie, und sahen Alle nur nach ihr hin. Die Pfarrin faßte die Kranke bei der Hand, und glaubte Wärme zu

fühlen; dann beugte sie sich auf ihren Mund, und vernahm leisen Athemzug. Jetzt rieb sie ihr die Schläfe mit dem flüchtigen Aether und die Pulsadern des Vorderarms, während Andere dasselbe an den Fußsohlen thaten. Allmählig ergoß sich ein leises Roth über die erbleichten Wangen; die Brust schien sich zu heben, und nach wenigen Augenblicken seufzte die für tod Geachtete tief auf. Dann, als ob sie aus einem schweren Traume erwachte, sagte sie leise und ohne die Augen zu öffnen: Wo ist mein Kind? — Da wendete sich der Mann, der bisher stumm und ängstlich harrend über der Kranken gehangen hatte, keinen Blick von ihrem Gesichte verwendend, rasch nach der Wiege hin, nahm das schlummernde Kind heraus, und legte es in ihren Arm. Stumm drückte sie es an ihre Brust; und jetzt erst schlug sie die blauen Augen auf, sah auf ihr Kind, dann auf ihren Mann, und dann zum Himmel. Was ihr widerfahren war, wußte sie nicht.

Die Pfarrin kam zurück mit Auroren an der Hand, die ihr entgegen gesprungen war. Die Nachbarin lebt, riefen beide von Fern schon dem Grosvater zu; auch ihr Kind hat keinen Schaden genommen. Und nachdem sie Alles berichtet hatten, nahm Jedes seinen Platz wieder ein, und harrte mit Ungeduld dem Ausgange der unterbrochnen Geschichte.

Wo war ich geblieben? fragte der Grosvater. — Wie die Gräfin auf den Knien lag, sagte Mathilde, und der Bischof hatte zu ihr gesagt — was hatte er doch gesagt, daß sie sich so wunderte? — Er hatte gesagt, fiel Marianne ein, Gott hat sich Deiner erbarmt und Du wirst noch frohe Tage sehn.

Und da fuhr sie verwundert in die Höh, fuhr Mathilde fort, und konnte es gar nicht glauben, und es war, als ob sie den Bischof fragen wollte: wie sollte das in aller Welt möglich seyn? — Nun, Grosväterchen!

Der Grosvater erzählte weiter: „Und der Bischof errieth was sie sagen wollte und fuhr fort: Zweifle nicht an meinen Worten und laß Dein Zagen. Ich sage Dir: Gott hat sich Deiner erbarmt und Du wirst noch frohe Tage sehn; ja, sie heben schon in diesem Augenblicke an. Wenn das mütterliche Herz in das Unmögliche zu willigen vermochte, warum sollte nicht das Herz der ewigen Liebe Rath und Hülfe schaffen, wo sie unmöglich scheint?" —

„Unmöglich, rief die Gräfin, indem sie ihre Stirn gegen die gefalteten Hände drückte, unmöglich; meine Kinder sind tod, tod durch meine Schuld. — Und als sie das Wort gesprochen hatte, und das lang bewahrte Geheimniß ihren Lippen entschlüpft war, schien sie wie von einem plötzlichen Schrecken erstarrt, als ob sie Gottes ewiges Gericht vor Augen sähe."

„Der, welcher die Todten einst aus den Gräbern rufen wird, sagte der Bischof, indem er die Zitternde an beiden Händen faßte, und leise auf den Sessel niederdrückte, der Herr über Leben und Tod konnte auch Deine Kinder auf dem Wege zum Tode retten. Er hat sie gerettet. Sie, deren Untergang Du mit so großem Rechte betrauerst, leben und preißen Gott, und werden ihn einst noch höher preißen, wenn sie erfahren, daß er ihnen zweimal das Leben gab. — Und nachdem er dieß mit fester Stimme gesprochen, und der Zweifelnden mehr als Einmal wiederholt hatte,

erzählte er ihr den ganzen Verlauf, und wie sich durch Gottes Fügung Alles so wunderbar begeben und das große Unheil abgewendet worden; und daß die Knaben alle gesund und blühend wären, und alle ihren Pflegeltern lieb, und daß sie sich Alle unter einander glichen, so daß es nicht möglich sey, die Gestalt ihres Vaters und die gemeinsame Abkunft zu verkennen. Niemand aber habe dieß bisher bemerkt, weil Keinem der Zusammenhang der Sache habe in den Sinn kommen können. Vielleicht müsse man auch hierin eine besondere Fügung der göttlichen Weisheit erkennen."

„Wie bei dieser Erzählung der Tiefgebeugten das mütterliche Herz geschwollen, und wie es sich in Thränen der Dankbarkeit und Freude ergossen, ist mit Worten nicht zu beschreiben. Auch sie selbst hatte keine Worte für ihr unnennbares Gefühl." —

Die Kinder waren bewegt, und keines sprach. Die Arbeit stockte in ihren Händen. Marianne ergriff die herabhängende Hand der Mutter, und drückte sie fest an den Mund. Nur die kleine Lili strickte emsig an ihrem Wickelbande fort und sah nicht in die Höh.

Der Grosvater fuhr in seiner Erzählung fort: „Während die Gräfin von Dankbarkeit und Freude überwältigt, dem Bischofe von neuem zu Füßen gesunken war und seine Knie umfaßt hielt, vernahm sie den Fußtritt ihres wiederkehrenden Gemahls auf der Brücke, und seine Stimme tönte rauh und scheltend herauf. Bestürzt erhob sich die Gräfin von der Erde und eilte in ihre Kammer, und der Bischof trat ans Fenster und sah auf der Brücke ein bittendes Weib mit zwei Kindern auf den Armen, und hörte, daß Graf Gebhard sie mit harten Worten schalt und von sich

wieß, so daß das arme Weib mit gesenktem Haupte und weinend davon schlich. Die Kinder aber lehnten sich jammernd an ihre Schultern und weinten mit.“

„Gleich darauf trat der Graf mit umwölkter Stirn ins Gemach. Gott grüß Dich, Bruder, sagte der Bischof; warum siehst Du so finster? — Ich habe eine schlechte Jagd gemacht, erwiederte jener, und da ich hier auf die Brücke komme, tritt ein freches Weib mich an, dessen Mann mir den Zins schuldig ist, und bittet um längern Aufschub. — Und Du schlugst ihr die Bitte ab, sagte der Bischof, und schaltst sie; ich sah sie jammernd von hinnen gehn. — Aber warum nennst Du sie frech, und gabst ihr, wie ich am Fenster vernahm, noch andere schlimme Namen? Trägt sie außer ihrer Armuth noch andre Schuld? — Da erzählte der Graf, als ob das genug wäre, daß die Kinder, die sie auf den Armen getragen, Zwillinge wären, und zwar schon das zweite Paar, das sie gebohren; und eiferte noch Vieles hin in seinem alten verkehrten Wahne, damit er seine harten Worte zu rechtfertigen meinte. Denn er schämte sich vor dem frommen Bruder ein Bedrücker der Armen und ein geiziger Herr zu scheinen.“

„Dem Bischofe kam das so eben recht nach Wunsch, und er dankte Gott in seinem Herzen, daß er auch das zu Vollbringung der Sache so weislich fügte; und als sein Bruder dem Reden ein Ende machte, sah er ihn mit festen Blicken an und sagte: Was braucht es der vielen Worte, wenn Du Recht hast und Deines Rechtes gewiß bist? Wenn aber das Weib dennoch ehrlich wäre, wie es mir scheint, ja, wie ich in meinem Herzen fast überzeugt

bin, wäre da nicht Dein rauhes Weigern, und noch mehr Dein harter Verdacht eine schwere Sünde vor Gott? — Und nun zeigte er ihm ferner, wie ja der ganze Wahn, auf den er seine Anklage einzig gründe, eine Lästerung Gottes sey, und führte viele Wunder alter und neuer Zeiten an, in denen sich die göttliche Allmacht kund gethan; und daß es frech und vermessen sey, durch ein so eitles Wähnen der grenzenlosen Liebe des himmlischen Vaters Ziel und Schranken setzen zu wollen. — Sind nicht Kinder eine Gabe Gottes? fuhr er fort, immer noch strafend, aber mit tief bewegtem Gemüthe; und vor allen köstlichen Gaben wohl die allerköstlichste? Und wird nicht der vor Vielen glücklich und hochbegnadigt geachtet, der eine zahlreiche Nachkommenschaft um sich her aufblühn, und, wenn es zum Sterben kömmt, viele nasse Augen um sein Lager sieht? Alle andern Schätze, wie hoch sie auch geachtet seyn mögen, fallen doch zuletzt der Erde anheim, aus der sie gekommen sind; nur dieser Schatz einer reichen Nachkommenschaft folgt uns in Gottes Reich. Und ist nicht also der doppelt beglückt und von Gott begnadigt zu nennen, dem er doppelt verleiht, was er Andern nur einfach gibt? — Und wie der Bischof wahrnahm, daß diese Worte seinem Bruder an das Herz schlugen, und er nachdenkend vor sich hin sah, führte er ihm das heitere Bild einer zahlreichen Familie noch lebendiger vor die Augen, und wie ihm sein Einer Knabe jetzt fast mehr Sorge als Freude mache, und wie das ganz anders seyn würde, wenn dem Einen noch mehrere Andere, wenn es auch Zwillinge und Drillinge wären, zur Seite ständen. — Da lächelte der Graf, und mit einer Thräne im Auge sagte er:

Wenn es doch Gott so wollte! Mochten es auch immer Reunlinge seyn!"

„Wie dem Grafen das Wort entfuhr, denn er wußte selbst nicht, wie er auf den Gedanken kam, sah der Bischof verwundert zum Himmel, und erhob die gefalteten Hände; denn er erkannte, daß Gott seinem Bruder auch dieses Wort in den Mund gelegt habe, damit sich Alles mit Einemmal leicht und fröhlich entwirre. Und rasch faßte er den Grafen bei der Hand und sagte: Wohlan, Gebhard, gelobe mir das in Gottes Namen: möchten es auch Reunlinge seyn! und daß Du Dich ihrer, wenn es so kommen sollte, als eines rechten Gottes Segens mit Deinem Weibe erfreuen willst."

„Der Graf war nicht wenig über diese Worte verwundert; aber da der Bischof in ihn drang, gelobte er es ihm in Gottes Namen in die Hand. Selbigen Tages nun sagte der Bischof nichts weiter."

„Am folgenden Morgen aber, wo das heilige Pfingstfest war, befahl er seinem treuen Diener in die Stadt zu gehn, wo die acht Knäblein wohnten, und ihnen die Festkleider anzulegen, die er ihnen insgeheim hatte machen lassen, dem Einen wie dem Andern, Alle von gleicher Art. Dann sollte er sie alle zusammen durch die Hinterthür in das Kirchlein des Schlosses führen, und, wenn er das Amt hielte, sollten sie zur Seite hinter den Pfeilern knien, wo sie Niemand gewahr würde; auch sollte die Kirche verschlossen bleiben. Der Diener verrichtete Alles, wie es ihm befohlen war. Und da nun Alles in der ersten Frühstunde sich in Bereitschaft fand, und

der Graf mit seiner Gemahlin und seinem Einen Knaben in die Kirche kam, waren sie verwundert, neun Kerzen auf dem Altar zu sehn, wo sonst nur zwei brannten. Die Gräfin aber ahndete bald, wie es damit gemeint sey, und ihr Herz schlug heftig vor großer Unruhe, wie sie denn auch die ganze Nacht kein Aug' geschlossen, sondern in Gebet und Thränen zugebracht hatte. Als nun das Amt zu Ende ging, und der Graf und die Gräfin noch Einmal niederknieten, und die Stirn auf den Betstuhl stützten, um noch recht andächtig und ungestört zu beten, da traten die acht Knäblein leise hinter den Pfeilern vor, wo sie während der Messe gekniet hatten, und stellten sich vor den Altar neben den Bischof, vier zu seiner Rechten und vier zu seiner Linken; und als sich der Graf und seine Gemahlin wieder aufrichteten, staunten sie nicht wenig über die vielen Knaben, zu denen sich auch, auf des Bischofs Wink, der neunte gesellt hatte; und der Graf sagte leise: Wären sie unser! Der Mutter aber wallte das Herz schon lange zu den Kindern hin. Doch ehe sie noch ein Wort sagen konnte, breitete der Bischof, so wie er vor dem Altar stand, beide Arme aus, und sang mit heller Stimme und recht aus vollem Herzen: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden. Und als er dieß gesungen, wendete er sich zu den Eltern und sagte: Der Gott der Barmherzigkeit hat große Wunder an Euch gethan. Diese sind Eure Kinder. Und zu den Knaben: Diese sind Eure Eltern."

„Wie sollte das möglich seyn? sagte der Graf zweifelnd und hoffend; denn der Anblick der wackern und frischen Knaben, die Alle sein Ebenbild trugen, bewegte sein Herz."

„Da sank ihm die Gräfin zu Füßen und sagte: Ich gebahr diese Neun, und Deinen Zorn fürchtend, weihte ich in meiner großen Angst achte von ihnen dem Untergang. Gott hat sie wunderbar erhalten durch diesen frommen Mann.“

„Da schlug der Graf an seine Brust, die in diesem Augenblicke voll Reue und Staunens, voll Entsetzens und Dankens war, hob die treue Gattin von der Erde auf, zog sie an seine Brust und weinte mit ihr. Der Bischof aber führte ihnen die Kinder zu, und sie konnten den Einen, den sie bei sich erzogen, nicht mehr herausfinden; so gleich waren sie sich. Jetzt war nun auch das Gerücht von dem, was sich auf dem Schlosse zugetragen, in die Stadt gekommen, und alles Volk strömte herbei und füllte das Gotteshaus an, und Alle wollten die neuen Gräflein sehn, die Pflegeltern zumal, die es kaum glauben konnten, daß aus ihren Pflegkindern so plötzlich Herrlein geworden waren. Und es war ein Verwundern und Lobpreisen Gottes, wie man noch nimmer in dem Lande erlebt hatte. Der Bischof aber segnete sie Alle ein, und betete über ihnen, und alle Traurigkeit war nun aus dem Hause hinweg genommen.“

„Und als das heilige Pfingstfest vollbracht war, zog der fromme Bruno von dannen und kam nicht zurück.“ —

Eh noch der Grosvater seine Erzählung geendigt hatte, hatten sich die Kinder alle um die Mutter gedrängt, und mannichfaltige Zeichen ihrer Theilnahme, ihrer Erwartung, ihrer Freude gegeben. Jetzt umarmten sich alle, wie von Freude berauscht, und die Mutter bückte sich über sie, und umfaßte sie Alle zugleich mit beiden Armen.

Lili, die bis jetzt emsig und ernsthaft gestrickt hatte, endigte in diesem Augenblicke ihr Wickelband. Da! sagte sie, indem sie es der Mutter über den Arm hing, da Mütterchen! und wenn Du auch so viele Kinderchen kriegst, so wickle sie Alle hinein. Aber nicht in's Wasser tragen, hörst Du?

Zweiter Abend.

Am folgenden Abend, als die Familie wieder auf dem Rundtheil versammelt war, saß der Gresvater, wie gewöhnlich, in der Mitte auf dem Lehnsessel, Marianne und Lili neben ihm. Mathilde und Aurora hatten ihren Platz bei der Mutter genommen, und halfen ihr am Kinderzeug für die Pachterin von Ried. Der Pfarrer ging ab und zu, und Eduard trabte neben ihm, und ließ sich von fremden Ländern und wilden Völkern erzählen, oder erzählte selbst, was er davon gelesen und auf Bildern gesehn hatte.

Während dem trat die junge Verwalterin in den Garten; eben die, die gestern so glücklich gerettet worden war, mit ihrem Kinde auf dem Arm, um für die geleistete Hülfe zu danken. Sie war auch heute noch etwas blaß von dem gestrigen Schrecken; aber ihr Kind strahlte von Gesundheit, und sah mit den großen blauen Augen so froh umher, als ob es sich des Lebens nun erst recht erfreuen wollte. Alle Kinder sprangen von ihren Sitzen auf und umringten die Verwalterin, und liebkos'ten das Kind, und spielten mit den goldnen Locken, die kraus um seine Schläfe hin-

gen. Das Kind streckte die Aermchen nach Mariannen aus; die Mutter mußt' es ihr geben; und bald ging es von Hand zu Hand durch den ganzen Garten; und immer war Alles um die Tragende her; und die es noch nicht getragen hatten, riefen ohn' Unterlaß: Nun auch mir!

Da sie nun genug herumgesprungen waren, rief die Mutter sie auf ihre Plätze zurück. Lili setzte sich in die Mitte auf die Erde, und hatte das Kind vor sich, und gab ihm Steine zum spielen, und Blumen zum zerreißen. Es war ein rechtes Fest!

Die Verwalterin hatte die Augen immer auf das Kind gerichtet. Sie sprach von dem Schrecken, den sie gehabt, weil sie gar nicht gewußt, was sie mit dem Kinde machen sollte. Von ihrer eignen Gefahr hatte sie nichts gewußt.

Es ist wohl wahr, fuhr sie fort, daß die Engel über die Kinder wachen. Ich hab' es auch erfahren. Ohne Gottes besondern Schuz wäre ich in meiner Kindheit jämmerlich umgekommen.

O wie war das? fragte Mathilde; und Aurora winkte ihrer Mutter und zupfte sie am Rocke, daß sie doch die Verwalterin möchte erzählen lassen.

Es ist eine merkwürdige Geschichte, sagte der Pfarrer, ich weiß sie gar wohl. Aber ich dächte, Frau Verwalterin, Sie erzählten sie uns recht ausführlich. Es würde uns Alle erbauen.

Die Verwalterin erröthete lächelnd; die Kinder rückten näher zusammen, die Erzählung erwartend. Nur einen Augenblick Geduld, sagte der Grosvater. Rücke mir das Kissen zurecht, Marianne, und Du, Aurora, reiche mir meine Limonade her. Es ist heiß,

wie mich dünkt. — So — decke das Glas wieder zu, Aurora. Nun weiter. Jetzt werd' ich Euch nicht weiter stören. Die Geschichte ist mir von Ihrer Mutter her bekannt; aber so Etwas hört man schon gern mehr als Einmal.

Die Verwalterin fing nun ihre Erzählung an. „Ich mochte etwa zehn Jahr alt seyn, etwas mehr oder weniger, da schickte mich meine Mutter in den Keller, um einen Krug Wein heraufzuholen; denn es war eben die Erntezeit, und der Wein sollte den Schnittern auf das Feld gebracht werden. Ich war immer frohen Gemüths, und sprang fast mehr als ich ging; und da ich mich in dem dunkeln Keller fürchtete, und mir Herz machen wollte, sprang und tanzt' ich noch ärger als sonst. Nun ist Harrach, wo ich gebohren bin, auf alte Schachte gebaut, die aber seit Jahren verfallen sind. Um den ganzen Ort liegt das Gestein des eingegangenen Bergwerks, und in manchen Häusern sind halboffene Gänge, die man zum Theil zu Kellern eingerichtet hat. Auch unser Haus war auf einen Schacht gebaut, was aber Niemand wußte, oder woran Niemand dachte — ich weiß es nicht. Da ich nun so herzhaft sprang, und eben den Krug, der in der Ecke stand, ergriffen hatte, that sich die Erde unter mir auf, und ich sank, ich weiß selbst nicht mehr wie, hinab. Ich hätte mich vielleicht erhalten können; aber ich wollte den Krug nicht fahren lassen, den ich in der Hand hielt, und so fuhr ich wohl Hauses hoch in die Tiefe, und wäre in den Abgrund hinabgestürzt, hätte nicht ein Haken, der zur Befestigung der Fahrten gedient haben mochte, meine Röcke ergriffen. Da ich beim Hinabstürzen entsetzlich schrie,

hörte meine Mutter, die eben in der Küche beschäftigt war, mein Angstgeschrei, und kam mit einem Lichte herbeigelaufen; und da sie die Oeffnung sah, und mich nicht fand, auch auf ihr Rufen keine Antwort bekam, mußte sie wohl glauben, ich sey in der Tiefe umgekommen."

Die Erzählende hielt hier inne und schöpfte Athem, als ob sie sich von einem großen Schrecken erholen wollte. Dann nahm sie ihr Kind, das bis zu ihren Füßen fort gekrochen war, von der Erde auf, drückte es an sich, und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„Meine Mutter hat mir öfters erzählt, der Schrecken habe sie so außer sich gesetzt, daß sie mir fast nachgestürzt wäre. Es sey ihr dunkel vor den Augen geworden; sie habe sich kaum auf ihren zitternden Knien halten können; aber der Gedanke, daß doch vielleicht eine Rettung möglich sey, habe ihr wieder Kraft gegeben. Sie eilte die Treppe hinauf und rief um Hülfe; aber Niemand hörte sie, da Alles auf dem Felde war. Erst da sie die Straße hinblief und immer ängstlich schrie, hörten einige Nachbarinnen das Unglück, liefen herzu, sahen händeringend in den Schacht hinab, und wußten keine Hülfe."

Mit ängstlicher Spannung hingen die Blicke der Kinder an der Erzählenden; die bange Erwartung saß auf ihren Lippen, aber kein Laut entschlüpfte ihnen; kaum daß sie wagten zu athmen.

„Ich hatte beim Fallen das Bewußtsein verlohren, fuhr die Verwalterin fort; und ich wäre nur gar zu glücklich gewesen, wenn es nicht eher als nach meiner Rettung zurückgekommen wäre. Aber ich kam nach einiger Zeit wieder zu mir selbst. Wo ich war,

wußte ich nicht; aber ich fühlte, daß ich zwischen Himmel und Erde schwebte, und daß ich vielleicht in dem nächsten Augenblicke in die bodenlose Tiefe hinabstürzen könnte. Ich war in einer so unbeschreiblichen Angst, daß ich kaum wagte zu schreien; da ich aber Stimmen über mir und ein erbärmliches Wehklagen hörte, bat ich um Gotteswillen mir zu helfen. Da schwieg das Wehklagen einen Augenblick; fing aber dann nur noch heftiger an. Denn da sie hörten, daß ich noch lebte, und doch keine Hülfe wußten, wurde ihr Jammer noch größer. Ich aber sank, da mir keine Hülfe erschien, in meine vorige Betäubung zurück." —

Aber um Gotteswillen, rief Eduard, was thaten denn die Leute da oben? Ich hätte denn doch wohl einen Rath geben wollen.

„An Rath fehlte es auch nicht, fuhr die Verwalterin lächelnd fort; denn Jedermann gab den Seinigen, aber es zeigte sich immer gleich, daß nicht viel damit anzufangen war. Sie versuchten Stricke hinab zu lassen; aber diese erreichten mich nicht; Stangen noch weniger. Und wie hätte ich mich auch an einer Stange oder einem Stricke festhalten können, ohne in einer solchen Höhe wieder hinab zu gleiten? Endlich hatten sie doch einen alten Bergmann herbeigerufen, der etwas besser Bescheid wußte. Er fing damit an, die Oeffnung behutsam zu erweitern, schaffte dann eine Winde herbei, an die er einen Eimer befestigte; aber so sehr man auch eilte, ging doch viele Zeit hin. Aengstlich sahen die Umstehenden den Zurüstungen zu; Viele beteten laut, und in den fürchterlichen Augenblicken der Besinnung, die von Zeit zu Zeit meine Ohnmacht unterbrachen, hörte ich einzelne Worte von Sterbeliedern und Ge-

beten in Todesgefahr, die ich nur allzu wohl aus meinem Gesangbuche kannte. Endlich war die Winde aufgestellt, der Eimer befestigt, und der alte Mann stieg, mit einem Lichte auf der Mütze, in den Eimer, nachdem er vorher erklärt hatte, es könne ja seyn, daß er mich beim Hinabfahren mit fortrisse. Langsam und vorsichtig wurde der Eimer hinabgewunden. Ich sah das brennende Licht, und es war mir, als ob ein Stern vom Himmel zu mir herabstiege und Hülfe brächte. Ueber mir war Todenstille. Ohne zu wissen, was ich that, drückte ich mich, so sehr ich konnte, an die feuchte Wand, von der sich kleines Gestein ablößte und wiederhallend in die Tiefe rollte. Mein ängstliches Stöhnen bezeichnete den Ort, wo ich mich befand. Jetzt fing der alte Mann an mir Trost zuzusprechen: er hoffe mich nun mit Gottes Hülfe zu retten; ich sollte nur nicht verzagen. Schon sah ich den Eimer über mir schweben; dann näher und immer näher; aber die Oeffnung war so eng, daß er nicht neben mir vorbei konnte. Mein Retter gab also ein Zeichen, daß man oben mit winden inne halten sollte; reichte mir einen Strick mit einer Schlinge; in diese griff ich hinein, und hob mich ein wenig in die Höh; schon konnte ich mit einer Hand den schwebenden Eimer berühren, dann auch mit der andern. In diesem Augenblick rissen die Fäden, an denen ich bis jetzt so wunderbar gehangen hatte. Der Eimer schwankte; aber ich hing schon an den Händen meines Retters. Er hob mich zu sich hinein, und rief: Dankt Gott da oben — ich habe das Kind!"

Hier sprang Eduard, der bisher der Erzählenden starr in die Augen gesehn, von seinem Sitze auf und hüpfte umher, um die

Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen getreten waren. Die Verwalterin aber sah freundlich durch die ihrigen auf ihr schlummerndes Kind. Die andern Zuhörer schöpften jetzt auch wieder Athem. Der starre Schrecken und die ängstliche Beklommenheit wich allmählig aus ihren Mienen, und machte einer freudigen Theilnahme Platz.

Ich habe mehr als Einmal von ihrer Mutter gehört, sagte der Grosvater, daß, als sie die Worte des Bergmanns: „Danket Gott da oben, ich habe das Kind" vernommen, es ihr erst wie ein groſser Schrecken durch das Herz gefahren; dann hätte sie es gar nicht für möglich gehalten, und wäre niedergefallen mit dem Gesicht auf die Erde, und hätte nur weinen können. Als aber das Licht wieder in die Höh' gestiegen, und sie ihr Kind bei dem schwachen Schein erkannt und lebendig gesehn habe, wäre es ihr gewesen, als thäte sich der Himmel auf mit aller seiner Herrlichkeit. Sie habe diesen seligen Augenblick auch nie wieder vergessen, sondern Gott täglich dafür gedankt. — Ihre Mutter, Frau Verwalterin, war eine sehr fromme Frau, und stand auch deshalb bei der ganzen Nachbarschaft in groſsem Ansehn.

Gott hat ihr mancherlei Prüfungen auferlegt, sagte die Verwalterin, aber nie habe ich sie kleinmüthig gesehn oder murren hören. Sie sagte oft zu uns Kindern, sie hätte in allen ihren Leiden recht deutlich Gottes Vaterliebe erkannt; denn alle wären zuletzt zu ihrem Segen ausgeschlagen. Der Schreckenstag aber, wo sie mich verlohren und wieder erhalten, habe sie erst recht in dem Glauben an Gottes Güte bestärkt und befestigt.

Die Kinder hatten nun gern auch das Ende der Geschichte gehört, und Aurora, die der Verwalterin zunächst saß, nickte ihr mit den Augen zu, daß sie fortfahren möchte.

„Ich saß alse, fuhr sie fort, auf dem Schooße des Bergmanns in dem Eimer, und als dieser hinaufgewunden wurde, war das Erste, was mir einfiel, da ich mich in Sicherheit sah, der schöne Krug, der mir beim Hinabfallen aus den Händen geglitten war. Ich fing an bitterlich zu weinen. Was weinst du denn, Kind? sagte der alte Mann; es hat nun keine Gefahr mehr; wir sind gleich eben. — Ach der Krug, der Krug! sagte ich, immer schluchzend; er war ganz neu und unser schönster!"

„Jetzt kamen wir an den Rand der Oeffnung. Meine Mutter lag mit ausgebreiteten Armen darüber her und langte nach mir. Mein Retter hielt mich ihr hin. Mit zitternden Händen faßte sie mich unter den Armen und zog mich zu sich. Alle Umstehenden jubelten; Alle wollten mich herzen; aber meine Mutter gab mich nicht vom Arm. Sie hatte mich immer lieb gehabt, die gute Mutter; aber von dieser Zeit an wurde ich recht ihr Augapfel. Ich durfte sie nicht verlassen, und wenn sie sich den ganzen Tag mit mir beschäftigt hatte, glaubte sie doch ihrer Pflicht noch nicht genug gethan zu haben." —

Ich habe mich oft gefreut, sagte der Großvater, wenn sie unter ihren Kindern saß und ihnen Geschichten aus der Bibel erzählte oder andre, und so klug auf ihre Fragen zu antworten wußte, daß sie wohl einen Pfarrer hätte beschämen können. Es war eine wackre Frau; aber ich hoffe, daß Frau Anna ihr nicht nachstehn wird.

„Ich thue mein Möglichstes, sagte die Frau; aber wir sind alle schwache Menschen, und haben Hülfe von Oben nöthig. Da ist mir denn das Andenken und das Beispiel meiner guten Mutter eine große Hülfe. Denn wenn ich nicht weiß, was ich eben thun oder lassen soll, so denke ich an sie, und dann ist es mir immer, als gäbe mir Gott durch sie das Rechte ein. — Aber es ist spät, fuhr sie fort. Mein Mann wird meine Rückkehr erwarten.“

Sie stand auf, wiederholte ihren Dank und ging. Das Kind wurde noch Einmal von Allen geküßt, und erst an der Gartenthür verließen die Mädchen die gute Frau und ihren goldgelockten Engel.

Fortsetzung.

Als die Nachbarin sich entfernt hatte, sagte der Grosvater: Hast Du nicht bemerkt, Amalie, daß unsre Nachbarin besser erzählt und sich anständiger ausdrückt, als Leute ihrer Classe wohl sonst zu thun pflegen? — Allerdings, erwiederte die Pfarrin, und ich hatte einigemal Lust diese Bemerkung zu äußern; aber ich fühlte, daß ein solches Lob leicht wie eine Beleidigung aussehen dürfte. Auch hat diese Frau in ihrem Betragen etwas so Gebildetes und einen so natürlichen Anstand, daß man schon, ehe sie noch spricht, ihren Stand vergißt und etwas Gefälliges von ihr erwartet.

Dieses hat sie ihrer Mutter zu danken, erwiederte der Grosvater, die in jeder Rücksicht eine vortreffliche Frau war und eine gute Erziehung genossen hatte. Sie war schon ziemlich in die

Jahre, als ich sie auf der Kirchweih zu Harrach kennen lernte; aber sie hatte noch Reste von Schönheit, und ihr Anstand war so fein, wie der ihrer Tochter, die auch noch den ausländischen Zug um Mund und Augen hat.

Wie so? sagte Amalie. War sie nicht aus dem Lande?

Sie war französischer Abkunft; und man konnte das leicht erkennen, ob sie gleich nur wenig noch von ihrer Muttersprache wußte. Das französische Blut verleugnet sich nie, und macht sich unter jedem Himmelsstrich kenntlich.

Aber wie war sie in diese Gegend gekommen? fragte Amalie weiter.

Durch Gottes sonderbare Fügung, antwortete der Grosvater. Man kann nicht anders sagen. Denn ihre Geschichte klingt fast wie ein Abentheuer.

Das möchten wir wohl hören, sagte Mathilde; und auch die Andern baten um Mittheilung der Geschichte. Der Grosvater war bereit. Marianne rückte ihm das Kissen; Lili reichte die Limonade hin; und nachdem er getrunken, hub er also an:

„In der Tiefe des Thüringerwaldes wohnte nicht weit von der Landstraße, die nach Nürnberg führt, ein armer Holzhauer in einer einsamen Hütte. Sein ganzes Eigenthum war diese Hütte, und ein Gärtchen nicht viel größer als sie, und ein Stückchen Wiese so groß als das Gärtchen, und vier unerzogne Kinder, die ihm seine Frau hinterlassen hatte."

„Dieser Mann kam nun eines Abends — es war im Februar, und die Witterung schlecht — aus dem Walde, wo er Reisig ge-

holt hatte, und sein ältestes Mädchen lief vor ihm her mit ihrem Bündel auf dem Rücken, und da das Kind quer über die Landstraße kam, blieb es mit Einemmal stehn und rief: Vater, Vater, da liegt ein Pferd, das will sterben, und ein Karren steht auch dabei, und Niemand dazu. — Der Holzhauer verdoppelte seine Schritte. Das Pferd war ausgespannt und lag in den letzten Zügen. Der Wagen, mit Leinwand überspannt, stand quer im Wege, und in dem Wagen kauerten im Stroh zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die vor Furcht und Kälte zitterten. Denn sie hatten wenig um und auf sich, und das Wetter war rauh und naß."

„Der Holzhauer sah unter das Tuch, und die Kinderchen fürchteten sich noch mehr, als das fremde, von der Sonne verbrannte Gesicht sie anschaute, und er mit seiner rauhen Stimme — sie war ihm so natürlich, und nicht böse gemeint — fragte, wer sie denn wären? und wo sie her kämen? und was sie hier auf der Landstraße thäten?"

„Die Kinder sahen einander ängstlich an, und sprachen leise zu einander, aber in einer Sprache, die der Holzhauer nicht verstand. Sie hatten ihn auch nicht verstanden; denn sie waren aus Frankreich, und wußten nur wenige deutsche Worte, mit denen nicht viel anzufangen war."

„Da wäre nun ein Andrer vielleicht fortgegangen, und hätte die armen Welschen ihrem Schicksale überlassen — —"

Ach das wäre ja ganz abscheulich gewesen, rief Aurora.

Aber wo war denn der Kutscher? fragte Lili.

„Das wird sich zeigen, antwortete der Grosvater. — Der

Fall war schwierig. Sollte der Mann die Kinder aus dem Wagen nehmen und sie zu dem nächsten Dorfe bringen, das eine gute Stunde entfernt lag? Was sollte aus dem Wagen werden und den Habseligkeiten darin? Und da doch wahrscheinlich erwachsene Leute dazu gehörten, was würden diese gesagt haben, wären sie zurückgekommen und hätten die Kinder nicht mehr gefunden?"

„Der arme Holzhauer, der es nicht über sein Herz bringen konnte, die armen Kleinen in der fürchterlichen Nacht zu verlassen, rief so laut er konnte, in den Wald hinein, daß die Kinder unter ihrem leinenen Verdecke wie Espenlaub zitterten; denn sie meinten, er sey ein Räuber und rufe seine Gehülfen, und werde sie dann tod machen — als ob er das nicht auch hätte allein bewerkstelligen können. — Aber Niemand antwortete, als das Echo, das drei und viermal von dem Felsen wiedertönte. Und auch das klang fürchterlich. Dann machte sich der Holzhauer zu dem stöhnenden Pferde, versuchte es in die Höhe zu bringen, und bot ihm eine harte Brodrinde an, die er bei sich hatte. Auch das war umsonst. Das arme entkräftete Thier langte mit den Lefzen nach der gebotenen Nahrung, konnte sie aber kaum damit festhalten, geschweige denn kauen oder hinabschlucken."

„Da war nun guter Rath theuer. Indem sich aber der Holzhauer in den Haaren kratzte und die Mütze zur Seite schob, und sein Mädchen mit den Händen unter der Schürze dabei stand und vor Frost zitterte, ließ sich längs der Landstraße eine Stimme vernehmen, und die französischen Kinderchen sprangen in die Höh und riefen, c'est Papa, Papa und gleich darauf kam ein hagerer blasser

Mann in langem, blauem Oberrocke, und nachdem er unter das Verdeck nach seinen Kindern gesehn hatte, die nun gleich wieder ganz beherzt wurden, grüßte er den Holzhauer in gebrochenem Deutsch, und erzählte ihm, daß sein Pferd die fürchterlichen Wege nicht habe überwinden können; auch sey an dem Wagen ein Rad beschädigt, und könne keine hundert Schritte mehr dauern. Er sey nach Hülfe gegangen, und nach einer Stunde Wegs habe er endlich ein Haus gefunden, wo man ihm aber Hülfe und Aufnahme hartnäckig verweigert habe. Länger seine Kinder allein zu lassen, habe er sich nicht entschließen können; und nun bleibe ihm nichts übrig, als hier mit ihnen den Morgen zu erwarten. — Hierauf sagte er Etwas auf Französisch zu seinen Kindern, worauf diese anfingen bitterlich zu weinen."

Er wird ihnen wohl angekündigt haben, daß sie die Nacht über in dem Walde zubringen mußten, sagte Mathilde.

An des Holzhauers Stelle hätte ich sie mit in meine Hütte genommen, sagte Edward. Die konnte doch so weit nicht seyn. Er wird es wohl auch gethan haben, denk' ich.

„Allerdings hatte der ehrliche Holzhauer gleich den Gedanken, aber wie es Einem weil manchmal geht, er konnte nicht gleich damit fertig werden. Da stand er nun an dem Wagen, und sah hinein, ohne etwas rechtes zu denken: und dann wieder auf den fremden Mann, der an der andern Seite stand und die Erde anstarrte, und den Kindern seine Hand ließ. Da er nun sah, wie die Kinder sich so fest an die Hand ihres Vaters hielten, als ob sie fürchteten, er möchte noch einmal weggehn und sie in der Wild-

niß allein lassen, da ward ihm ganz warm und weich ums Herz, und er sagte ohne weiteres Besinnen: Sie können ja mit mir kommen; mein Häuschen ist nicht gar weit weg; und es ist doch ein Obdach, wenn schon nicht viel drinn ist. Hier unter freiem Himmel können Sie ja doch die Nacht über nicht seyn mit den armen Würmern."

„Der Fremde bot statt der Antwort dem Holzhauer die Hand, hob dann die Kinderchen aus dem Wagen und stellte sie auf die Erde; dann zog er einen Mantelsack hervor, auf dem sie gesessen hatten, lud ihn auf die Schultern — es war eben keine schwere Last — und nahm dann das kleine Mädchen wieder in die Höh auf den Arm; der Knabe aber hing sich an seine Hand. So traten sie den Marsch an; der Holzhauer mit einem schweren Bündel Wellen auf dem Rücken; sein Töchterchen mit ihrer kleinern Last neben ihm; dann die Fremden. Der Karren mit dem zerschellten Rade und das sterbende Pferd blieb indeß auf dem Wege zurück."

„Ihr könnt leicht glauben, daß die drei andern Kinder große Augen machten, die um den Tisch herum bei ihrem Lämpchen den Vater schon lange erwartet hatten, als die fremden Gäste hereintraten, besonders da die französischen Kinder sie gar nicht verstehen wollten. Der Fremde, der sehr traurig und krank aussah, erzählte jetzt, er sey ein Seidenwirker aus dem südlichen Frankreich, habe wegen des harten Druckes, den die Evangelischen dort erdulden müßten, sein Vaterland verlassen, und sey auf der Reise nach Rußland, wo man ihm gute Versprechungen gemacht habe.

Unterwegs sey ihm seine Frau erkrankt, und nach einem langen und kostspieligen Krankenlager vor wenigen Tagen in Mellrichstadt begraben worden. Jetzt suche er Leipzig zu erreichen, wo er Geld zur Fortsetzung seiner Reise zu finden hoffe."

„Das Ansehn des Mannes flößte Zutrauen ein, und sein blasses, verfallenes Gesicht, auf dem der Kummer tiefe Furchen gezogen hatte, konnte man ohne Mitleiden nicht ansehn. Seine Kinder saßen ihm auf dem Schooß, und da gingen sie auch nicht weg, als der arme Holzhauer einige gesottene Erdäpfel zum Abendessen aufsetzte."

„Nachdem das Abendbrod eingenommen war, legten sich Alle auf die Streu; denn ein Bett war im ganzen Hause nicht. Der Raum war eng, das Lager hart; Schnee und Regen schlug gegen die Fenster; der Wind heulte; die brechenden Tannen im Walde krachten. Aber die Kinder schliefen ruhig neben ihrem Vater, auf jeder Seite Eines, und ihre Händchen hatten sie um seinen Nacken gelegt."

„In derselben Nacht aber wurde der fremde Mann krank, und immer kränker, und ehe drei Tage um waren, war er tod."

Ach das ist ja entsetzlich, rief Aurore. Und Lili weinte: Nun haben die armen Kinderchen keinen Vater und keine Mutter mehr! —

„Jetzt war guter Rath theuer. Der arme Holzhauer konnte mit Noth seine eignen Kinder ernähren, ohnerachtet er ihnen nur trocknes Brod gab, und Sonntags Erdäpfel, und nun waren ihm zu den vier Seinigen noch zwei andere zugewachsen, die so schwach und zart gebaut waren, daß man gleich sah, sie würden für das

harte Leben im Walde nimmermehr taugen. Hinterlassen hatte ihr Vater auch nichts. Von seinen Habseligkeiten waren nach der Beerdigung nur einige Kleidungsstücke für die Kinder übrig geblieben, und der Karren mit dem zerschellten Rade, der jetzt vor dem Hause stand. Das Brod und die Erdäpfel gingen zu Ende, der Winter aber noch nicht, und der Hunger der sechs Kinder wurde mit jedem Morgen neu. Da saß nun der arme Mann eines Abends, als er das letzte Brod verschnitten hatte, und die Kinder neben einander auf der Streu schliefen, und sann nach, wie er sich weiter helfen wollte; und da fiel ihm ein, daß ja der Forstmeister ein reicher Mann wäre und keine Kinder hätte. Wie? dacht er, wenn du mit den Kindern zu ihm gingst. Vielleicht nähm er sie bei sich auf, und verdiente einen Lohn bei Gott, den er wohl brauchen kann. Mit diesem Gedanken legte sich der arme Holzhauer auch auf die Streu und schlief ein. Da kam es ihm im Traume vor, als fuhr er die fremden Kinderchen auf ihrem Emigranten-Wägelchen über ein schönes Feld, das mit Saat über und über bedeckt war, wie ein grünes Tuch; und während dem Fahren schoß die Saat plötzlich auf, und waren gleich volle schwere Aehren daran, die fast über den Wagen zusammen schlugen; und er fing gleich an zu mähen und zu ernten, und der Ueberfluß war so gewaltig, daß er gar nicht Herr darüber werden konnte. Da wachte er über der großen Arbeit auf, und es wollte schon Morgen werden; und er dachte, das ist wohl ein guter Traum; mein Vorhaben wird mit Gottes Hülfe gut ausschlagen. Er stand also munter auf, rüttelte seine Pfleglinge aus dem Schlafe, wusch

sie sauber ab, und ließ sie ihre besten Kinderchen anziehn. Es war ein gar niedliches Pärchen. Und wie es Tag wurde, und die Sonne recht freundlich herein schien, nahm er sie an beide Hände und machte sich auf den Weg nach dem Forsthause. Unterwegs hatte er immer seinen Traum in Gedanken und bedachte, wie er den gnädigen Herrn anreden, und vernünftig, wie er ihm danken wollte, wenn er die Waisen auf- und angenommen hätte. Und es that ihm schon recht weh im Herzen, wenn er dachte, daß er nun ohne die kleinen Engel wurde nach Hause zurückkehren müssen. Das waren nun unnütze Sorgen. Denn als der Mann mit seinen Waisen an die Thur des Forsthauses anklopfen wollte, fuhr diese auf, und der Forstmeister trat mit der übergehängten Flinte und zwei großen Hunden hinter sich heraus, um auf die Jagd zu gehn. Wie er nun den Holzhauer zur Seite stehn sah, fragte er ihn mit rauhem Tone, was er wolle? und der Holzhauer, mit der Mütze in der Hand, nahm sich, ob er gleich erschrocken war, doch zusammen und trug die Sache mit kurzen und bündigen Worten vor. „Wenn ich Brod für sie hätte, setzte er hinzu, hätt' ich sie bei mir behalten, und sie wären mir fast so lieb, wie meine eignen Kinder. Aber Noth bricht Eisen."

„Die beiden Kinderchen hingen während dem an den Händen des armen Mannes, vernehmlich das Mädchen; denn die rauhe Stimme des Forstmeisters, der in seiner Fuchsmütze auch wild genug aussah, machte ihnen bang, und sie verkrochen sich hinter ihrem Pflegvater, als die großen Hunde sie murrend und klaffend beschnupperten. Der Forstmeister ergötzte sich an der Furcht der

Kinder, aber ihre Noth rührte ihn nicht; vielmehr ließ er den Mann hart an, daß er ihm solches Bettelvolk und Landstreicher über den Hals brächte. Endlich schloß er seine Strafpredigt mit den Worten, er sollte sich auf der Stelle packen und nicht wieder bei ihm sehen lassen, sonst wolle er ihn mit den Hunden wegbeißen und die ausländische Brut obendrein. — Und wie er dabei die Stimme drohend erhob, fingen die Hunde an schrecklich zu bellen, und die Kinder schrien kläglich, und wußten in ihrer Angst nicht, wo sie sich verbergen sollten."

Ach wären die allerliebsten Kinder doch nur zu uns gekommen, sagte Aurore. Wie kann es nur so entsetzlich unbarmherzige Menschen geben?

Sie mögen auch wohl selten seyn, sagte Marianne.

O, rief Eduard, unser Droſt hätte es sicher nicht anders gemacht. Weißt du nicht, Marianne, wie er zum letztenmal hier war, und den bettelnden Invaliden mit dem hölzernen Bein —

Die Mutter hielt ihm den Mund zu. Es ist besser, sagte sie, solche Thaten zu vergessen, als sie immer wieder aufzufrischen. — Aber, liebes Mütterchen, sagte Aurore, es ist doch gewiß ganz abscheulich, es so zu machen, wie der stolze Droſt mit dem grauköpfigen Soldaten; ganz abscheulich. — Wer zweifelt daran? erwiederte die Mutter. Man muß sich auch einprägen, daß es abscheulich ist, um nicht selbst einmal dergleichen zu thun; aber das Uebrige muß man vergessen.

Aber, beste Mutter, versetzte Eduard, das ist schwer oder ganz unmöglich. Ich kann dem hartherzigen Droſte nie begegnen, ohne

daß ich an den armen, einbeinigen Soldaten denke, den der Hund durch die ganze Straße hetzte und die Lumpen vom Leibe riß; und wie der arme Mann endlich über einen Stein fiel, und nun erst der Drost, der mit untergeschlagenen Armen zugesehn hatte, seinen Hund abrief. Ich kann es wahrhaftig nicht ändern, daß ich jedesmal daran denke, und es wird mir sauer die Mütze vor dem Manne abzuziehn. Ja, wenn ich noch Einmal — —

Ja, wenn Du Einmal in's Plaudern kömmst, fiel ihm Mathilde in's Wort, so kannst Du nie das Ende finden. Ich dächte, es wäre besser, Du ließest uns die Geschichte weiter hören, in der Du den Grosvater so zur Unzeit unterbrochen hast.

Um Verzeihung, erwiederte Eduard, nicht ich, sondern Aurore war es, die den Anfang machte; wie man denn wohl immer annehmen kann, daß wenn eine Plauderei im Gange ist — —

Die Mutter hielt ihm den Mund zum zweitenmal zu. Keine Händel, Herr Sittenrichter. Jetzt geh Er hin und bitte den Grosvater, die Geschichte fortzusetzen. — Eduard ging, aber nicht ohne einen Seitenblick auf Mathilden, in welchem sich ein Rest von Zorn in Lachen auflöste. Der Grosvater fuhr ihm mit der Hand über den Kopf, faßte die langen braunen Locken zusammen, und sagte: Morgen sollst Du Etwas erzählen, und es soll Deinen Schwestern frei stehn, Dich bei jedem Satze zu unterbrechen. Jetzt geh und hole mir die Pfeife, damit ich einige Züge thue, die Mücken zu verscheuchen, die mir gar zu muthwillig werden; und Du Lili, gib mir zu trinken.

Nachdem Alles geschehn war, sollte die Erzählung fortgesetzt

werden: aber da kam eben der Bote aus der Stadt zurück. Alle umringten ihn, um Nachricht von den Freunden, den Verwandten zu haben. Er berichtete, wie er sie gefunden; packte dann die mitgebrachten Briefe aus, und vertheilte sie. Nicht Alle hatten welche bekommen. Da lasen nun die Einen, die Andern hörten zu, und Alle theilten dem Grosvater mit, was ihm etwa erfreulich zu hören war.

Ueber dem Allen neigte sich der Tag; die Sonne stieg zu dem Rande der Berge herab, und zerfloß in das leichte Gewölk, das sich wie goldne Locken um ihr strahlendes Angesicht legte. Die Sonne geht klar unter, sagte der Grosvater, wir werden Morgen einen schönen Tag zur Heuernte haben. Aber die Kühlung kömmt; es ist Zeit, daß ich Schutz suche. Gib mir meinen Stock, Aurore! — Und auf den Stock sich stützend, legte er die andere Hand in den Arm des Pfarrers, und ließ sich in's Haus geleiten. Die Geschichte, rief er den hinten nachschwärmenden Kindern zu, erzähl' ich Euch schon ein Andermal hinaus.

Dritter Abend.

Der folgende Tag täuschte die Erwartung nicht, welche der Abend erregt hatte, und noch vor Aufgang der Sonne zogen Mäher und Mäherinnen mit blanken Sensen auf die Pfarrwiese hinaus, die wie ein grüner Sammtmantel an dem Flusse liegt, und sich bis an das muntere Buchenwäldchen aufrollt. Auch Aurore zog mit

und Mathilde — denn die Andern hatten zu Hause zu thun — Jede mit einem langen Rechen auf der Schulter. Der Pfarrer war auch nicht weit und hatte seine Freude an dem muntern Zug; am meisten aber an seinen eignen Kindern. Die Morgenluft wehte ihnen frisch entgegen, und spielte mit den Locken, die auf ihrem Nacken hüpften; und es sah recht hübsch aus, wie die blauen Bänder von den Strohhüten zwischen den blonden Haaren flatterten.

Den Morgen wurde tüchtig gearbeitet; zur Mittagszeit, die Allen erwünscht kam, zog auch die übrige Familie auf. Der Weg ist nicht weit und geht unter den schattigen Bäumen an dem Forellenbache hin bis in's Gehölz. Die Pfarrin führte ihren alten Vater, und dieser ging recht wohlgemuth den Hügel hinauf. Voraus sprang Lili an Eduards Hand, und Marianne begleitete die Magd, die das Essen trug. Auf der Wiese war große Freude, als der neue Zug ankam, und Jeder harkte seinen Theil etwas schneller zusammen, um den Rechen früher mit dem Löffel vertauschen zu können.

Unter einer uralten Buche, die ihre grünen Arme über ein ganzes Heer jungen Nachwuchses ausbreitet, steht ein steinerner Tisch, mit Moos bedeckt, und Bänke um ihn her, auf denen vorzeiten die Richter und Schöppen gesessen haben, wenn sie Gericht im Dorfe hielten. Jetzt aber saß die Familie darauf, und verzehrte das Mittagsmahl. Man hätte aber das Essen wohl vergessen können, so schön war es umher. Weit hin zog sich die bunte Landschaft, wie ein großer Teppich mit Dörfern und Bäumen und Hügeln durchwirkt; dann die schöne Wiese mit allen den

fröhlichen Menschen darauf, die jetzt auch Ruhe hatten, und auf den Heuschobern saßen und dem Kruge zusprachen; dann am Rande der Fluß, der zwischen den schlanken Erlenstämmen durchblickte, und so langsam dahinzog, als wenn er gar nicht aus der anmuthigen Gegend weg könnte; über ihn hinaus die sanften Hügel, auf denen sich die schlanken Bäume umsehn; und endlich weit weit hinweg das blaue zackige Gebirg, das in der reinen Luft wie an den Himmel gezeichnet war. Es war in der That prächtig, und Niemand hätte es schöner mahlen können. Auch sangen die Vögel über ihnen, wie eine Wald-Capelle von dem grünen Orchester herunter; und ein Eichhorn sprang dazwischen herum und machte gefährlichere Sätze, als der beste Luftspringer; und tief aus dem Walde ließ sich das Brüllen der weidenden Heerde und die gellende Pfeife ihres Hirten vernehmen.

Daß Alle seelenvergnügt waren, versteht sich von selbst. Die Kinder aber blieben nicht lange bei der Tafel, sondern liefen auf die Wiese und konnten, weil sie's nicht nöthig hatten, der Arbeit gar nicht satt werden. Manchmal aber wurden auch die Rechen schnell weggeworfen, um einem Schmetterlinge nachzulaufen, oder einen Frosch zu jagen. Der Grosvater sah ihnen lächelnd zu, und nippte an seinem Wein. Der Pfarrer und seine Frau saßen ihm zur Seite, und verkürzten ihm mit mancherlei Gesprächen die Zeit.

An einem solchen Tage war es, sagte der alte gute Mann, sich zu seiner Tochter wendend, wo ich Deine Mutter lieb gewann, und mich entschloß in den geistlichen Stand zu treten. Ich habe

Euch, glaub' ich, das noch nie erzählt. (Er hatte es ihnen wohl erzählt, aber sie sagten es ihm nicht.) Indem ich aber da unten Mariannen sitzen sehe mit ihren Blumen auf dem Schooße, ist es mir eben, als ob ich ihre Grosmutter sähe, wie sie auch als Kind da saß. — Seht nur, wie sie in ihre Arbeit vertieft ist, und Blume an Blume bindet, und nichts von Allen dem sieht und hört, was um sie her vorgeht! — So war meine gute Christiane auch, da ich sie hier zum Erstenmal sah.

Die Pfarrin sah ihren Mann lächelnd an, und er sie auch; denn sie freuten sich, wenn der gute Vater an die alten Zeiten gedachte, wo ihm immer das Herz aufging. An dieser Stelle also war es? fragte sie, und that verwundert, ob sie es gleich gar wohl wußte. — An dieser nemlichen Stelle, erwiederte der alte Mann. Ich war noch ein junger Mensch und fing eben damals an meine Praxis zu treiben. Ein Knecht hatte hier beim Einfahren des Heu's den Arm gebrochen; ich wurde heraus gerufen; und als ich den Verband gemacht hatte, wollte ich wieder zurück. Aber Dein Grosvater ließ mich nicht gleich weg, und führte mich hierher. Es war auch sein Lieblingsplatz. Dieser Wald, wo jetzt so stattliche Bäume stehn, war damals noch im Aufwachsen, und kaum so hoch als ich; nur diese alte Buche hier stand schon in ihrer ganzen majestätischen Herrlichkeit da, und breitete ihre frischen Arme nach allen Seiten aus. Deine Mutter mochte damals zwölf oder dreizehn Jahre alt seyn. Sie trug uns in einem Körbchen den Wein heraus, setzte ihn hier auf den Tisch, öffnete die Flasche und schenkte ein; Alles mit besonderer Geschicklichkeit und

Anmuth, so daß es eine Freude zu sehn war; und da sie ihre Geschäfte gethan hatte, setzte sie sich dort auf das Heu, etwas Links von der Stelle, wo jetzt Marianne sitzt, holte ihr Strickzeug vor, und arbeitete emsig vor sich hin. Ich konnte die Augen nicht von ihr abwenden; denn so jung sie war, so war sie doch über ihre Jahre schlank und groß, und in ihren Mienen war etwas Frommes und Ernstes, wie mir noch nicht vorgekommen war. Als ich nun Abschied nahm und wegging, ging auch ihr Bild mit, und ich konnte fast an nichts anders denken, als an das liebe Kind. Ich kam öfters heraus, um nach meinem Kranken zu sehn und nach ihr. Da sah ich denn, wie lieb ihre Geschwister sie hatten, wie still und aufmerksam sie die Wirthschaft führte — denn nach dem Tode ihrer Mutter lag das ganze Hauswesen auf ihr — und wie sie, ohne es sich merken zu lassen, den Wünschen ihres Vaters in Allem entgegen kam; und da war es mir, als ob mich der Wille des Himmels in dieses Haus geführt hätte, um durch dieses Kind glücklich zu werden. Ich bin es auch geworden, und mehr noch, als ich damals hoffte. Gott gebe, daß Marianne auch eine so gute Frau wird! Sie ist das leibhafte Ebenbild ihrer Grosmutter.

Da dem alten Manne das Herz hiebei weich geworden war, sagte der Pfarrer, um seine Gedanken auf etwas anders zu lenken: Wie kam es denn aber, daß Sie die Arzneikunst aufgaben, die ja auch eine so schöne Kunst ist, und den geistlichen Stand dafür ergriffen? — Der Hauptgrund mochte wohl seyn, erwiederte der Greis, weil es Gottes Wille war. Ich hatte immer eine

Verliebe für diesen Stand gehabt; da aber mein Vater mich lieber zu seiner Kunst heranziehen wollte, so folgte ich ihm. Meine Praxis hatte auch einen recht erfreulichen Fortgang. Aber ein Zufall, wenn ich es so nennen darf, machte sie mir zuwider.

War es nicht während einer ansteckenden Krankheit? fragte die Pfarrin.

Es war während des siebenjährigen Kriegs, antwortete ihr Vater. Die Franzosen hatten ein Lazareth in der Stadt, aus dem sich ein furchtbares Nervenfieber verbreitete. Mehrere Aerzte wurden ein Opfer ihres Berufs, und mir fiel so viel Arbeit zu, daß ich kaum im Stande war, Alles, was mir oblag, zu bestreiten. In einer Nacht, wo ich mich von Arbeit und dem Anblicke des mannichfaltigsten Elends ganz erschöpft, zur Ruhe begeben hatte, wurde ich durch einen Freund aus dem Schlafe geweckt, mit dem ich von Jugend auf in der engsten Vertraulichkeit gelebt hatte. Dieser Mann war glücklich verheirathet und Vater von zwei Kindern, an denen sein Herz hing. Eines dieser Kinder war mit der Bräune befallen worden. Ich sprang hastig auf, kleidete mich an, und ergriff in der Dunkelheit, in der Bestürzung, in der Schlaftrunkenheit auch wohl, einige Kleidungsstücke, mit denen ich wenige Stunden vorher in verpesteten Häusern gewesen war. Zu spät wurde ich meinen Irrthum gewahr. Das Kind wurde für den Augenblick gerettet; aber der Vater bekam nach wenigen Tagen das Fieber, und starb; seine beiden Kinder folgten ihm in das Grab, und zuletzt die verzweifelnde Mutter, die das Liebste, was sie auf Erden hatte, nicht überleben konnte. Meinen

Zustand bei dem Tode dieser geliebten Familie will ich nicht beschreiben. Ich sah mich als ihren Mörder an, da ich ihr Retter hätte seyn sollen, und that an ihrem Grabe den Schwur, so bald nur die Noth der Stadt vorüber wäre, der ungewissen Kunst zu entsagen, und mich zu einem Berufe zu wenden, wo ich mein und Andrer Heil besser fördern könnte. — —

Marianne saß unterdessen und flocht an ihren Kränzen fort; die Geschwister trugen Blumen zu. Dann faßten sie sich bei den Händen und tanzten um die freundliche Schwester her, die nun auch für sich einen Kranz von blauen Kornblumen webte.

So ein frohes Leben war auch in Deines Grosvaters Hause, fuhr der Greis fort, der immer die Augen auf den Kindern, die Gedanken in der Vergangenheit hatte. So wurde meine gute Christiane auch von ihren jüngern Geschwistern umtanzt, als sie meine Braut war, und in ihrem Myrthenkranze auf den langen blonden Locken wie ein Engel unter ihnen stand. Ihrem Vater mochte es auch so vorkommen. Denn er brach einen blühenden Lilienstengel ab, und gab ihr ihn in die Hand, und sie schlug die Augen erröthend nieder, da sie seine Meinung ahndete, und sah darum nur noch mehr aus, wie ein Engel.

Da die Pfarrin sah, daß sich ihr Vater wieder zu sehr in diese wehmüthigen Erinnerungen verlohr, sagte sie: Hatte nicht die Mutter damals auch noch andere Freier? — Ja wohl, erwiederte der Grosvater, und mehr als Einen, der wohl hätte blenden können. Da war unter Andern ein reicher Landrath in der Nachbarschaft, ein Herr in mittlern Jahren, der war sterblich in

sie verliebt, und wollte sie zur gnädigen Frau machen. Ich war einmal aus der Stadt herausgekommen — unsere Sache war noch nicht ganz richtig, aber doch schon im Werden — und wir saßen dort auf der Wiese, und der Landrath fand sich auch ein. Nach allerhand scherzhaften Reden fiel es ihm ein, Christianen zu küssen. Sie sprang auf; er auch; sie entlief; er ihr nach. Nie ist wohl ein flüchtigeres Reh von einem schwerfälligeren Wolfe gejagt worden. Sie berührte kaum den Boden, und wenn man nicht auf ihre Füße sah, mußte man glauben, sie flöge. Aber wie der wohlbeleibte Herr hinter ihr her war! Wie er mit Armen und Beinen zugleich arbeitete, und sich auch leicht machen wollte! — Wir saßen und lachten, und hielten uns die Seiten und konnten nicht aufhören zu lachen, als er keuchend und glühend zurück kam, und einmal über das Andere sagte: Der Wildfang! Sie läuft wie ein Rebhuhn! So etwas ist mir noch nicht vorgekommen! — und dabei trocknete er sich mit dem Tuche den Schweiß ab, und konnte nicht aufhören zu wedeln und zu pustern. — Christiane aber kam den ganzen Abend nicht wieder. —

Der alte Mann lachte bei dieser Erzählung so herzlich, als ob die ganze Scene lebendig vor seinen Augen stände.

Fortsetzung.

Die Arbeit auf der Wiese war jetzt vollbracht. Alles kehrte zurück; der Zug war länger als am Morgen, und die Kränze, die an allen Sensen und Rechen hingen, flatterten in der Luft.

Lili, als die Kleinste, zog voraus; der Grosvater am Arm seiner Tochter machte den Beschluß.

Da nun die Familie zu Hause wieder versammelt war, trat Eduard in die Mitte und sagte: Der Grosvater hat mir gestern eine Strafe aufgelegt, und ich bin bereit, wenn es erlaubt ist, meine Buße jezt abzuthun, doch unter der billigen Voraussetzung, daß diese strengen Richterinnen hier künftig für gleiche Sünden auch gleichen Büßungen unterworfen werden.

Die Bedingung wurde zugestanden.

„Es war einst eine Frau, hub Eduard an, die ..."

Eine Frau! wo war diese Frau? fiel Aurore ein.

„Irgendwo in der Welt, sagte Eduard, gleichviel."

Nicht gleichviel, versetzte Marianne, die Welt ist groß.

Und eine Geschichte, setzte Mathilde hinzu, von der man nicht weiß, wo sie sich begeben hat, kömmt mir wie ein Traum vor, den man auch nirgends hinzusetzen weiß.

„Nun gut, fuhr Eduard fort, im Land Utopia, in der Stadt Nullibi, in der Straße Nulle part, wohnte eine Frau — Seyd Ihr nun klüger?"

Man kann sich doch bei den Namen Etwas vorstellen, sagte Mathilde.

„Und sie auch auf der Landkarte aufsuchen, versetzte Eduard. Wollt' Ihr nun nicht auch wissen, in welchem Theile der Welt Utopia, und an welchem Flusse die berühmte Stadt Nullibi liegt?"

Jetzt fahr nur fort, fiel Mathilde ein. Also — wohnte eine Frau.

Und die hieß? frug Aurore.

„Die hieß — Frau Utis. Diese Frau Utis war sehr vornehm, sehr schön, und besonders sehr gelehrt, worinn sie Euch, meine geehrtesten Schwestern, weit übertraf."

Ohne Nutzanwendungen, wenn wir bitten dürfen, sagte Mathilde, sonst könnte die Strafe verdoppelt werden.

O wir können uns rächen! sagte Marianne.

„Und besonders sehr gelehrt. Sie wußte Alles oder doch fast Alles, was man aus Büchern lernen kann, bisweilen auch noch mehr als Alles. Nun trug es sich Einmal zu, daß bei dem großen Jahrmarkt in .... Wie hieß die Stadt, Aurore?"

O wie hieß sie doch, Null... Null...

„Du, Mathilde?"

O ich weiß es, Nulle part.

„Vortrefflich!"

O wir sind nicht hier, uns examiniren zu lassen, sagte Marianne. Du hast zu erzählen, und wir Dich zu unterbrechen, wenn und wie und so oft es uns beliebt. Woran sich zu richten.

Eduard verbeugte sich sehr anständig und fuhr fort: „Es war also einstmals der große, weltberühmte Jahrmarkt zu Nullibi...."

Ja ja, Nullibi hieß die Stadt, riefen die Mädchen alle zusammen.

„Und zu diesem weltberühmten Jahrmarkt war auch ein

weltberühmter Taschenspieler gekommen, der schon die ganze Welt durchreist hatte, und nun zuletzt nach Utopia kam, um auch hier Ruhm und Geld einzuernten."

Ach das wird Philadelphia gewesen seyn, rief Aurore, von dem uns der Vater neulich erzählt hat. —

„Philadelphia oder irgend ein anderer, noch berühmterer und geschickterer Künstler. Dieser Wundermann baute mit unbegreiflicher und selbst in Utopia noch nie gesehener Schnelligkeit eine Bude auf dem Markte auf, hing sein Bild in Lebensgröße daran, und einen großen langen Zeddel daneben, auf welchem stand...."

O erlaß uns das, fiel Mathilde ein; er wird nicht anders gewesen seyn, als der Marktschreierzeddel, den die Tante neulich aus der Stadt geschickt hat....

„Ich muß erinnern, sagte Eduard, daß in meiner Buße nicht bestimmt ist, was und wie ich erzählen soll. Dieß ist mir überlassen. Woran sich zu richten.... Auf dem Zeddel stand also: Der Meister habe in allen fünf Welttheilen und anderwärts großen Ruhm eingeerntet; den Kaiser von China und den Kaiser von Japan in Erstaunen gesetzt; den Dalai Lama und den großen Mogul auf das Angenehmste unterhalten, und dem Kaiser aller Reußen, so wie dem König von Preußen, nebst allen christlichen und heidnischen Potentaten die Zeit verkürzt; besonders habe Ein Kunststück allgemeinen Beifall erhalten, nemlich, die bis jetzt noch nie gesehene, ja, für ganz unmöglich gehaltene Kunst, die Zun-

gen der Damen und Fräulein, wie beweglich sie auch immer seyn möchten, so lange er wolle, zu fesseln."

O Possen, rief Mathilde. Windbeutelei! setzte Marianne hinzu.

„Ihr mögt das freilich für unmöglich halten, fuhr der Erzähler fort, und wahrscheinlich aus guten Gründen. Die Frauen und Mädchen in Nullibi meinten auch, wie Ihr, und um sich zu überzeugen, daß das Vorgeben eine bloße Windbeutelei sey, saßen sie schon zwei Stunden vor dem Anfange in der Bude, Kopf an Kopf; so daß die Männer, die sich etwas später einfanden, nur an der Seite und in den Winkeln ein Plätzchen fanden. Nun fing die Musik an; der Vorhang wurde aufgezogen, und der große Tausendkünstler, Herenmeister und Teufelsbanner stand auf der Bühne. Ihm gerade gegenüber saß .... nun wie hieß die vornehme und gelehrte Frau?"

O wer kann alle Namen merken!

„Frau von Utis hieß sie. Diese saß ihm also gerade gegenüber in der ersten Reihe, und unterhielt die Anwesenden neben sich und hinter sich. Der Meister fing mit den leichtesten Stücken an, ging darauf zu den schwerern über, und versprach mit den so zu sagen Unmöglichen zu schließen. Er mochte aber machen was er wollte, Frau von Utis wußte Alles, erklärte Alles, sagte Alles zum Voraus — nicht anders, als ob sie die Welt auch Einmal mit solchen brodlosen Künsten durchzogen hätte. Der Meister sah sie einigemal bittend an; es half nichts. Dann sagte er: Gnädige Frau, wer die Kunst versteht, verräth den Meister nicht. Auch das half nichts. Sie pererirte immer fort, und bei jedem

neuen Kunststücke sagte sie: O das weiß ich! das weiß ich! — Da nun gar nichts half, sagte er mit scheinbarer Niedergeschlagenheit und betrübtem Tone: Da durch die tiefen Kenntnisse dieser außerordentlichen Dame alle meine Geheimnisse gleichsam aufgedeckt worden sind, so darf ich mir kaum schmeicheln, daß Eines meiner außerordentlichen Kunststücke, womit ich an allen andern Orten den außerordentlichsten Beifall gewonnen habe, hier unenthüllt bleiben, und, so wie anderwärts, Glück machen wird. Bis jetzt hat es noch Niemand zu erklären vermocht. — Da rief Frau von Utis, o lassen Sie geschwind sehen! denn sie hoffte, jetzt ihrem Ruhme die Krone aufzusetzen, wenn sie auch das Allerschwerste errieth. Lassen Sie sehn, rief sie noch Einmal, und brannte recht vor Ungeduld. Sie sind bis jetzt freilich nicht sehr glücklich gewesen, und ich fürchte, ich.... Sie wollte noch Einmal fürchte sagen, da hing ihr, Niemand wußte wie? ein ungeheueres Schloß vor dem Munde, so daß sie weder die Lippen, noch die Zunge regen konnte. Sie erstarrte vor Schrecken, und in dem ersten Augenblick war auch die ganze Gesellschaft so erstaunt, daß es ganz still wurde. Aber wie man erst recht hinsah, und Frau von Utis so roth wie ein welscher Hahn mit dem riesenmäßigen Schlosse da saß, da erhob sich von allen Seiten ein ungeheures Gelächter, das gar nicht aufhören wollte; und wer hinten saß, stieg auf die Bank, und alle Köpfe ragten übereinander bis an die Decke, und das Gelächter fing immer von Neuem an und jedesmal ärger. Die bestrafte Schwätzerin sprang wüthend auf; sie versuchte das Schloß abzureißen; umsonst; sie drohte dem triumphirenden Ta-

schenspieler mit der Faust; auch umsonst. Nun machte sie eine bittende Geberde; in dem Augenblick fiel ihr das Schloß in den Schooß. Nun wickelte sie sich in ihren Shawl und huschte davon. Das Gelächter aber hörte sie noch, als sie schon weit weg auf der Straße war."

„Diese wahrhafte Geschichte, schloß Eduard, soll schwatzhafte Mädchen lehren —"

Keine Nutzanwendung, Herr Sittenrichter, keine Nutzanwendung, riefen die Schwestern. Deine Geschichte ist gut; aber durch die angehängte Moral könntest Du sie verderben, wie die Fabeln in unserm alten Aesop. Ueberlaß uns das.

Eduard setzte sich wieder an seinen Platz. Alle lachten; Lili aber nahm eine große Päonie vor den Mund, und lief damit hin und her, und riß ängstlich an der Blume, und stellte so die arme Schwätzerin mit ihrem Schlosse vor, bis sie endlich die Paonie wegpustete und ausrief: O das weiß ich! das weiß ich!

Fortsetzung.

Als nun genug gescherzt und gelacht worden war, sagte Marianne: Aber, lieber Großvater, seit gestern stehen die armen französischen Kinderchen an der Thür des häßlichen Forstmeisters. Die Witterung ist noch rauh. Willst Du ihnen nicht ein freundliches Obdach geben.

„Gut, antwortete der Großvater, daß Ihr der armen Waisen gedenkt. Sie jammern mich auch, und der gute Thomas, ihr

Pflegvater, obendrein, der kein Brod mehr im Hause hat, und doch nicht anders kann, als wieder zurückkehren, woher er gekommen ist."

Sein Traum hatte ihn also betrogen? fragte Mathilde.

„Vielleicht, fuhr der Grosvater fort, und das wäre auch eben kein Wunder; denn auf Träume ist überhaupt nicht viel zu geben. Der Forstmeister ging also in seiner Fuchsmütze, mit den beiden Jagdhunden, brummend seines Wegs, und ließ die beiden Waisen mit dem armen Thomas hülflos stehn. Dieser aber verzagte darum nicht, sondern dachte bei sich: Er, der den jungen Raben ihr Futter gibt, wird ja auch diese nicht verlassen. Dann nahm er die Mütze ab und betete: Unser täglich Brod gib uns heute! — faßte die Kinder wieder bei den Händen, und ging mit ihnen nach der andern Seite weg. Wie er nun so, seinen Weg verfolgend, am Gartenzaun hingeht, öffnet sich eine Thür und die Forstmeisterin tritt heraus, und sagt recht freundlich zu ihm: Guten Morgen, Thomas. Sie hatte hinter dem Fenster gestanden und Alles mit angesehn, und das Herz hatte ihr wehe gethan bei dem Benehmen ihres Mannes; aber darein zu reden hatte sie nicht gewagt, denn er war gegen sie noch hartherziger als gegen Fremde. Daher wartete sie an der Gartenthür, trat heraus, kauerte sich nieder in den Weg, und sprach mit den Kindern in ihrer Sprache. Da nun diese vor Freude über die langentwohnten Töne ihrer Heimath noch freundlicher waren als gewöhnlich, faßte die gute, aber niedergedrückte Frau eine große Liebe zu ihnen, und sie ging mit sich zu Rathe, ob sie nicht bei ihrem Manne

für die armen Waisen bitten sollte. Aber die Furcht behielt die Oberhand, und wahrscheinlich wußte sie auch, daß doch alles Reden verlohren seyn würde. Darauf hieß sie den Thomas warten, und ging in das Haus zurück; und nach einiger Weile kam sie wieder mit einem Körbchen voll Lebensmittel, und einem Bündelchen Wäsche und Kleidungsstücke — sie hätte gern auch Geld dazu gelegt, aber das hatte sie nicht; denn ihr geiziger Mann gab ihr keines in die Hände — und endlich auch einen Brief, den sie in der Eile geschrieben hatte. Dieser Brief war an ihre Schwester gerichtet, die in Franken wohnte, und indem sie dem Thomas den Brief gab, sagte sie: Was ich nicht vermag, werden an meiner Stelle Andre thun. Macht Euch auf, Thomas, mit diesen lieben Kindern und bringt sie meiner Schwester. Dieser sind jetzt eben zwei Kinder an den Pocken gestorben, und sie ist darüber in großer Traurigkeit. Mein Herz sagt mir, daß sie diese Waisen nicht verstoßen wird. Geht mit Gott! Von dem was hier in dem Korbe ist, könnt Ihr unterwegs zehren. Gott weiß, daß mir das Herz springen möchte, daß ich Euch vor eine andere Thür schicken muß. Darauf bückte sie sich wieder zu den Kindern und herzte und küßte sie, und da sie weggingen, blieb sie in der Gartenthür stehn, und sah ihnen nach so weit als sie konnte."

„Thomas bedachte nun die Sache im Nachhausegehn. Zu Fuß, dacht' er, können die Kinderchen den weiten Weg nicht machen. Wenn ich sie hinfahren könnte. — Der Karren wäre schon da, und der ist so ihr Eigenthum und alleiniges Erbtheil; aber wo soll ich das Pferd her nehmen und das theure Futter

fur das Pferd? Da wußt er nun keinen Rath, und ging daruber ganz tiefſinnig in den Wald und kam auch ganz tiefſinnig wieder. Die Nacht konnte er auch nicht ſchlafen vor Sorgen, und das Mitleiden kam dazu, daß die Kinder ſo weit weg ſollten, wo er ſie vielleicht gar nicht wiederſähe. Wie nun der Tag anbrach, dachte er: Hinbringen mußt du ſie doch; Gott wird ihnen ja unterwegs forthelfen. Und dann ſtand er auf, und machte ſich, ohne recht zu wiſſen warum, an das zerſchellte Rad, das auch in Kurzem wieder hergeſtellt war. Nun ging er in's Amt, um ſich einen Paß zu holen. Wo ſoll die Reiſe hingehn? fragte der Amtsſchreiber. — In's Fränkiſche, war die Antwort. — Und der Ort? — Nach Martinbach, wo die Schweſter von der Frau Forſtmeiſterin das Gut hat. — Wie der Amtsſchreiber das hörte, ſtand er auf und ging hinaus, und gleich darauf kam er wieder mit dem Amtmann ſelbſt herein. — Ihr wollt nach Martinbach? fragte der Amtmann. — Ja, Herr. — Auf das Gut der Frau von Staufenberg? — Ja, Herr Amtmann. — Nun das kömmt ja wie beſtellt, ſagte dieſer. Der Landſtreicher, den wir hier ſitzen haben, hat ſein Pferd eben auf dem Gute geſtohlen. Da Ihr nun den Weg dorthin macht, ſo könnt Ihr das Pferd mitnehmen; ſo kommt Ihr ſchneller hin und verdient Euch noch ein Trinkgeld obendrein. — Um das Trinkgeld wär' es mir nicht ſowohl, antwortete Thomas, ſo ich es gleich auch brauchen könnte; aber ich könnte das Pferd in das Wägelchen ſpannen. Das Ding iſt federleicht und die Kinder wiegen auch nichts, und ſo kämen wir recht gut von hinnen. Darauf erzählte er dem Amtmann ſein

ganzes Vorhaben; und wie dieser nichts dagegen hatte, war er mit Einemmal von allen seinen Sorgen los."

„Am andern Morgen, sobald der Tag graute, saßen die Kinder schon auf dem Wagen, und das gestohlene Pferd war angespannt, und Thomas ging neben her. Seine eignen vier Kinder aber gab er seiner alten Schwiegermutter aufzuheben, damit sie in der Zeit nicht zu Schaden kämen." —

Als der Grosvater bis hierher in seiner Erzählung gekommen war, hielt er inne, und fragte den Pfarrer: Hast Du auch nicht vergessen, lieber Sohn, Dich in der Stadt nach unserm Matthias zu erkundigen? Es wäre nicht recht, wenn wir über der Geschichte von fremden Waisen unsere eigenen vergäßen. — Ich habe wohl nach ihm gefragt, antwortete der Pfarrer, und bin selbst bei ihm gewesen. Er war in voller Arbeit, und so emsig dabei, daß er auf Nichts achtete, was um ihn her vorging. Als mich der Meister herausbegleitete vor die Thür, lobte er ihn sehr, und meinte, wenn er sich fort so hielte, könne er ihn über's Jahr lossprechen.

Gott sey gelobt, sagte der Greis: das wäre wieder Einer, den wir dem Zuchthause abgewonnen hätten! Der Junge war entsetzlich verwildert. — Aber anstellig war er immer, sagte die Pfarrin. — Wie keiner, setzte ihr Mann hinzu. Nach den Proben, die er schon gegeben hat, wäre er auf diesem Wege sicher der abgefeimteste Gauner geworden. Jetzt scheint es, hat die Lust an der Arbeit tief genug bei ihm Wurzel geschlagen, so daß wir keinen Rückfall in die alte Unordnung zu fürchten haben. Der

Meiſter ſagte mir unter Anderm, beim Abendgebete ſey keiner ſeiner Leute ſo andächtig als Matthias, und er breche bisweilen in Thränen aus, wenn ihn eine Stelle an ſeinen frühern Zuſtand und an die Wohlthaten erinnere, die ihm Gott durch die Rettung aus ſeinem wüſten Leben erzeigt habe.

Man darf doch an keinem Menſchen verzweifeln, ſagte der alte Mann. Wie verwildert er auch ſey, Etwas Gutes liegt doch in ihm, und in dem verdorbenſten Gemüthe ſchlummern Funken, die ſich anfachen laſſen. Man muß nur nicht müde werden, und einen Menſchen gleich aufgeben, wenn er nicht thut, wie er ſoll, oder wie wir von ihm erwartet haben. Mit der Bequemlichkeit richtet man in keiner Sache viel aus, am wenigſten im Verkehr mit Menſchen. Wie viele Geduld muß nicht ein Menſch haben, um einen wüſten Acker urbar zu machen! Und der trägt doch am Ende nur eine geringe irdiſche Frucht! Und wie viel Nachſicht hat nicht Gott mit uns — mit den Beſten, wie mit den Schlechteſten! Er vergißt aber nie in ſeinem Vaterherzen, daß er uns nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen hat.

Aber, lieber Grosvater: ſagte Eduard, der Spezial von Ettenheim ſagte doch neulich, er hätte nichts als Schurken und Spitzbuben in ſeiner Gemeinde, und fragte dann: ob man an ſolchen Rangen wohl auch das Ebenbild Gottes erkenne?

Das war wohl eine große Uebereilung des Spezials, erwiederte der Grosvater, und ich hoffe, daß er ſie bereut hat. Wenn Gott die Fehler und Gebrechen der Menſchen ſo hart beurtheilte, wie mancher Pfarrer die Fehler ſeiner Gemeinde, ſeine Donner

würden nie ruhn, und Eine Sündfluth wäre zu wenig für die Züchtigung des armen, unglücklichen Geschlechts. — Aber ich bin ganz von meiner Erzählung abgekommen, und jetzt sie wieder anzuknüpfen, möchte zu spät seyn. Also die Fortsetzung morgen Abend. Jetzt will ich ruhn. Der Abend ist noch schwül, und wir werden wohl diese Nacht durch ein Gewitter gestört werden.

Vierter Abend.

Die Vorausſagung war eingetroffen. Auf die warmen Tage folgte nun rauhe Witterung und Regen. Die Familie brachte also den Abend im Zimmer zu.

Man wird leicht erwarten, daß der Grosvater an die Fortsetzung seiner Geschichte erinnert wurde. „Ich hatte nicht gemeint, sagte er, daß sie so lange dauern würde. Ich mag wohl etwas zu weitläuftig geworden seyn, nach der Weise des Alters; darum will ich mich heute kürzer fassen, damit wir zum Schlusse kommen.“

Ach, liebster Grosvater, rief Mathilde, nur nicht zu kurz! Eine Geschichte, die nur eben das Nothwendigste enthält, ist wie die Fabel in Gellerts Fabelbuche: Er lebte, nahm ein Weib und starb. Man hat wenig daran. Nein, nein! Recht ausführlich muß eine Geschichte seyn, die meinen Beifall haben soll, damit man Alles deutlich vor Augen sieht, wie Eines aus dem Andern folgt.

Nicht wahr, fiel die Mutter ein, auch lange Vorreden hast

Du gern, und reichlich eingestreute Betrachtungen, und am Schlusse eine gute Nutzanwendung.

Nein, nein, nein! riefen die Mädchen alle, wie aus Einem Munde. Vorreden sind für uns so gut als nicht geschrieben; wir lesen sie nicht; die eingestreuten Betrachtungen überschlagen wir, und die Nutzanwendungen getrauen wir uns selbst zu machen.

Ich denke, Ihr vergeßt es meist.

Sie machen sie ganz im Stillen, sagte Eduard, aus Bescheidenheit, um ihre Tugenden nicht selbst — —

O, rief Mathilde, über dem Necken kommen wir um die Geschichte. Liebster, bester Vater, laß doch Eduarden schweigen. Vor seinem Moralisiren kann Niemand zum Worte kommen. Es sollte ihm billig wieder eine Buße auferlegt werden.

Nein, nein, rief Marianne. Er könnte uns noch ärger mitspielen als gestern.

Der Grosvater lachte herzlich und reizte die Neckenden selbst auf. Und wie es nun so noch ein Weilchen hin und her gegangen war, kniete Mathilde an dem Lehnsessel nieder und sagte mit aufgehobenen Händen: Liebster Grosvater, binde Eduards böse Zunge und leg' ihm ein Schloß vor den Mund, indem Du anfängst zu erzählen. So sind wir dann Alle zufrieden.

Indem er nun eben anfangen wollte, drückte sich Lili an ihn, und sagte ganz verschämt: Aber, lieber Grosvater, wie hieß denn der kleine französische Junge auf dem Wägelchen? — „Du hast Recht, Lili, antwortete der Grosvater: ich habe das vergessen und den Namen seiner Schwester dazu. Jacques hieß er, oder

Jacob auf Deutsch, und sein Schwesterchen Margot, was so viel ist als Gretchen."

Und wie groß waren sie denn?

„Wie Kinder von sechs und sieben Jahren. Margot war das Aelteste, aber nicht viel größer als Jacques. Doch waren sie beide für ihr Alter groß; beide zart und schlank gewachsen; schwarz von Haar; ebenso die Augen, und die Augenbraunen darüber wie ein scharfer, schwarzer Strich, was ihnen ein recht kluges Ansehn gab. Dabei hatten sie aber doch etwas Treuherziges in ihren Mienen, das Jedermann einnehmen mußte."

„Der Thomas hatte also Heu in das Wägelchen gelegt, und einen Sack mit Haber, den er für das gestohlene Pferd im Amthause bekommen hatte — in Martinbach würden sie es schon bezahlen, sagte der Amtsschreiber; — auf dem Sacke saßen die beiden Kinderchen neben einander, und sahen unter dem Verdecke so froh und heiter hervor, wie ein Paar neugemalte Heiligenbilderchen aus ihrer Blende. Thomas ging mit der Peitsche nebenher. Wer ihm begegnete blieb stehn, und betrachtete das fremde Fuhrwerk, noch mehr aber was darinn war; manche fragten ihn auch, wohin er denn diese Paradiesvögel zu Markte führe? Gegen Abend hatte er schon den dritten Theil des Weges zurückgelegt, und hielt an der Thür eines Wirthshauses, vor welchem ein schöner Reisewagen stand. Thomas hob seine Passagiere herunter, spannte sein Pferd aus, und begab sich damit in den Stall. Die Kinder aber wieß er in die Wirthsstube, wo sie sich auf die Bank am Ofen setzten; denn sie waren doch ziemlich erfroren."

„Sie hatten sich eben hingesetzt, so kam die Wirthin herein, betrachtete ihre kleinen Gäste, und da sie ihr wohl gefielen, that sie allerlei Fragen an sie. Aber die Kinder verstanden nur wenig davon und antworteten immer: Nicht Deutsch verstehn, Franzos seyn — worüber sich die Wirthin noch mehr wunderte. Auf Einmal entstand im Hofe ein gewaltiger Lärm. Mehrere Stimmen schrien durcheinander, unter denen die des Thomas die vernehmlichste war. Jacques sprang auf, und lief nach dem Hof; Margot aber blieb erst in der Thür stehn, und zitterte wie Espenlaub. Ein fremder Kutscher hielt den ehrlichen Holzhauer mit der einen Hand am Kragen, und schrie in Einem fort: „Spitzbube, Pferdedieb! Das Pferd ist mein!" mit der andern aber riß er an dem Pferde. Thomas wollte das Pferd nicht fahren lassen, und schrie „Mörder." Auf dieses Geschrei war Alles im Gasthofe zusammengelaufen; Alle sprachen; Einer tobte gegen den Andern, und keiner verstand den Andern. Margot weinte; Jacques riß den fremden Kutscher am Rock, und schrie auf Französisch gegen ihn, so arg er nur konnte. Die Wirthin lief auch dazwischen. Endlich kam eine stattliche Dame in Trauer die Treppe herab. Dieser gehörte der Kutscher an, und nach mehrmaligem Rufen gelang es ihr endlich von dem Wüthenden gehört zu werden. Er ließ den Thomas fahren, aber das Pferd hielt er fest. „Es ist unser Pferd, schrie er, und ich will den Kerl noch am Galgen sehn, der es mir gestohlen hat."

„Thomas, von einer Menge von Bauern umringt, hatte nicht zur Vertheidigung kommen können, so lange ihn der Fremde

würgte. Jetzt rief ihn die Dame in Trauer zu sich, und verlangte zu wissen, wie er zu dem Pferde gekommen, und warum er es für das Seinige ausgäbe. — Das hab' ich nie gesagt, antwortete Thomas, und sag' es auch jetzt nicht. Das Pferd ist nicht mein, und der, dem es gehört, soll es nächster Tage aus meinen Händen zurückbekommen, wie ich ja eben deshalb unterwegs bin. Daß aber dieser wüthende Kerl über mich herfällt, und es mir mit Gewalt wegreißen will, und mich einen Dieb schilt, da ich doch ein ehrlicher Bote bin, das werde ich nimmermehr leiden. — Und nun erzählte er, wie er zu dem Pferde gekommen, und wohin er damit wollte."

„Da traf es sich denn nun artig genug, daß, wie Ihr wohl schon gemerkt haben werdet, die Dame in Trauer eben die Edelfrau war, welcher das Pferd angehörte, und der es der Thomas bringen sollte. Das war nun auch recht gut, und unser Holzhauer hätte, was das Pferd betraf, mit einem guten Trinkgelde, das ihm die Dame für seine Mühe schenkte, wieder nach Hause zurückkehren können. Er hatte sich auch schon auf das Beste bedankt, und wollte nach der Wirthsstube umkehren, als ihm einfiel — was über dem gewaltigen Handel ihm ganz aus dem Sinne gekommen war — daß er sich ja eines ganz andern Geschäftes wegen auf die Reise begeben habe. Er kehrte also wieder um, und mit der Mütze in der Hand sagte er zu der Dame, die schon wieder die halbe Treppe hinauf war: Ihr Gnaden, so geht das nicht; nehmen Sie Ihr Geld nur wieder. Sie müssen schon so

gut seyn, und mir das Roß noch auf zwei Tage borgen. Ich hab' es ja eben darum mitgenommen."

„Der Dame kam das freilich sonderbar vor. Sie stand still, lächelte den Thomas an und forschte nach seiner Meinung. Da fing er nun die ganze Geschichte von vorn an, von dem Abend an, wo er die Kinder auf der Straße gefunden, wie er ihren Vater begraben, und nun eine Mutter für sie suche, da sie für seine Wirthschaft zu fein wären. Und am Ende der Erzählung zog er ein Tuch aus der Tasche, und wickelte den Brief heraus, den die Oberforstmeisterin an ihre Schwester geschrieben hatte. Die Edelfrau war aber eben diese Schwester. Thomas hielt ihr den Brief hin, so daß sie die Aufschrift lesen konnte. Das ist an mich, sagte sie. — Nun wenn das Schreiben an Sie ist, fuhr Thomas fort, so werden Sie daraus sehn, wie die Meinung ist. Und dabei gab er ihr den Brief, und während sie las, verwendete er kein Auge von ihr. Denn da ihm die Frau gefiel, so wünschte er, daß sie die Kinder zu sich nehmen möchte. Die Kinder aber hatte er hinter sich gestellt. Die Dame überlief den Brief, schüttelte den Kopf, las ihn noch Einmal, und sagte vor sich: Zwei fremde Kinder auf Einmal — und Franzosen! Als sie ihn aber zum zweitenmal heruntergelesen hatte, und an die Worte kam, wo es hieß: „Gott schickt sie Dir zum Ersatz für die Engel, die er eben zu sich genommen" da kamen ihr die Thränen in die Augen, und sie sagte ganz sanft: Nun, so zeigt mir doch Eure Pflegekinder. Da war Thomas froh, wie er sie so freundlich sah, und daß ihr die Thränen in den Augen standen, und

dachte: Sieht sie sie nur erst! und nun stellte er erst Margot vor sich, die gleich der Dame sehr artig die Hand küßte, und dann auch den Jacques. — Ach! die Engel, rief die Kammerfrau, die daneben stand. — Und die Dame war aber auch über den Anblick der schönen Kinder so betroffen, daß sie gleich in ihrem Herzen entschlossen war. Sie sah sie noch ein Weilchen an, nahm dann Eins ums Andre in die Höh, küßte sie und sagte auf Französisch: Ich will Eure Mutter seyn. — Da kehrte sich Margot zu ihrem Bruder und sagte ganz erfreut: Ach, Jacques, nun haben wir wieder eine Mutter gefunden! — Jacques aber hielt den guten Thomas fest bei der Hand, als ob ihm bange wäre, ihn zu verliehren. Die Sache war nun bald in Ordnung gebracht, und am folgenden Morgen trennten sich die beiden Partien. Thomas kehrte zu Fuß nach Hause zurück, und Frau von Staufenberg im Wagen. Margot wurde mit hineingenommen; Jacques aber fuhr auf seinem Kutschchen hinterdrein, und sah sich noch oft nach dem guten Thomas um, der jetzt seine Schritte verdoppelte, um sich die Betrübniß zu verlaufen, und mit der guten Nachricht bald wieder zu seinen eignen Kindern zu kommen."

„So fanden diese armen Waisen durch Gottes Hülfe und unter seinem recht sichtbaren Beistande, unter ganz fremden Menschen fromme und christliche Seelen, die sich ihrer Verlassenheit annahmen. Jene Margot war nun eben die Mutter unsrer Nachbarin. Sie war eine brave, gottesfürchtige Frau, wie ich wenige gekannt habe; eine Mutter der Armen und Pflegerin der Waisen. Ihr eigenes Schicksal und das Gute was Gott durch Andre an

ihr gethan hatte, war ihr immer vor Augen und im Herzen, und wer ihre Hülfe für ein verlassenes Kind in Anspruch nahm, konnte sicher seyn, nicht umsonst zu bitten. Sie starb nicht reich an irdischen Gütern, obgleich auf ihrem Hause ein recht großer Segen ruhte; aber der Dank und die Thränen Vieler folgten ihr nach, die sie aus dringender Noth gerettet, oder, was noch mehr werth war, zum Guten angeleitet hatte. Ich werde Euch künftig vielleicht noch mehr von ihr erzählen."

Aber was wurde denn aus dem kleinen Jacques? fragte Aurore.

„Auch ein recht wackrer Mann, antwortete der Grosvater. Er widmete sich dem Handel, und da er sehr anstellig, munter, arbeitsam und die Gutmüthigkeit selbst war, erwarb er sich die Liebe seines Lehrherrn, heirathete dessen Tochter, und kam so in den Besitz einer Fabrik, die er durch seine Einsichten und seine Betriebsamkeit zu einer der ersten im Lande erhob. Er sprach oft bei seiner Schwester ein, wenn er zur Messe reiste, und er ging selten wieder weg, ohne sich an dem Orte durch irgend eine gute Handlung ein Andenken gestiftet zu haben. Es war ein würdiger, bescheidner, verständiger Mann."

An den guten Thomas aber denkt Niemand, sagte Eduard.

„Wer sagt das? erwiederte der Grosvater. Seine Pflegekinder dachten immer an ihn, und er hat sie auch Einmal auf ihr inständiges Bitten in Martinbach besucht, als sie noch bei der Frau von Staufenberg waren. Als sie aber beide geheirathet hatten, und es ihnen wohl ging, wollten sie auch, daß es ihrem

Retter gut gehen sollte. Beide wollten, daß er zu ihnen zöge, und seine alten Tage bei ihnen in Ruhe beschlösse. Aber dazu war er nicht zu bewegen, sondern er blieb bei seinem Geschäfte, und fällte Bäume nach wie vor, bis die Axt seinen alten Händen zu schwer wurde. Da zog er zu seiner jüngsten Tochter, welcher Jacques das Kostgeld für ihren alten Vater gab, so wie er sie auch ausgestattet hatte. Die beiden Söhne nahm er zu sich, stellte sie bei seinem Gewerbe an, und setzte sie in den Stand, sich ein artiges Eigenthum zu erwerben und selbst einen kleinen Handel anzufangen. Er ist nun auch tod; aber sein Sohn setzt fort, was der Vater angefangen hat, und man sagt, daß er nicht bloß das Vermögen, sondern auch die Tugenden seines Vaters geerbt habe."

„Und was mich sehr freut, setzte er hinzu, ist, daß sich diese Familie ihrer feinern Bildung und ihres Wohlstandes nie überhoben und nie ihre Nachbarn verachtet hat. Vielmehr stellte sie sich immer den Geringsten gleich, und betrachtete das von Gott Verliehene nur als ein anvertrautes Gut, um damit zum Besten Anderer zu wuchern. Es war ein wahrhaft christlicher Sinn in ihnen."

Auch von unsrer Nachbarin, sagte die Pfarrin, weiß ich viel Gutes, ob sie gleich erst seit kurzer Zeit hier wohnt. Sie scheint ihrer Mutter werth. O es ist ein großer Segen, gute Eltern zu haben!

Marianne, die der Mutter zunächst saß, drückte sich bei diesen Worten sanft an sie; Mathilde aber, auf der andern Seite, ergriff den Arm der Mutter und legte ihn um ihren Nacken. Die

Mutter bückte sich über sie, küßte sie auf die Stirn und setzte leise hinzu: „Und gute Kinder.“

Fünfter Abend.

Eines Abends, als die Familie versammelt war, fiel die Rede auf einen jungen Gelehrten, der in einem Alter, wo sich die meisten Knaben kaum zu besinnen anfangen, schon Proben ausgebreiteter Kenntnisse gegeben, Bücher geschrieben und zum Doktor promovirt worden war. Als nun bei dieser Gelegenheit Beispiele von mehrern frühreifen Kindern erwähnt wurden, sagte der Grosvater: Wie alt bist Du, Lili?

In funf Wochen werde ich fünf Jahre. Nicht wahr, Mutterchen?

Ganz recht, antwortete der Grosvater. Du bist schon eine große Person, aber noch erstaunlich unwissend.

O Grosvater, sagte Lili bittend, ich weiß doch schon viel.

Daß Du die Fabel vom Zeisig und der Nachtigal auffagen kannst, und die Geschichte vom Rhinoceros und einiges Andere dergleichen, weiß ich wohl. Aber was will das sagen in Vergleichung mit dem, was einst ein Mädchen von vier Jahren — —

Ein Mädchen von vier Jahren? fiel Lili sehr naseweis ein. Doch nicht Pachters Nielchen, die ist vier Jahre alt, aber entsetzlich dumm.

Nielchen ist für ihr Alter klug genug, sagte die Mutter, und

ganz und gar nicht naseweis. Sie gefällt mir oft weit besser, als Du mir in diesem Augenblick gefällst.

Lili sah vor sich hin, erröthete, drückte sich dann an die Mutter und sah ihr verschämt nach den Augen.

Laß uns hören, fuhr die Mutter fort, was der Großvater sagen will.

Nicht älter als vier Jahre, hub dieser an, war Juliane Peutinger, die Tochter des Stadtschreibers von Augsburg. Der Vater, der ein sehr gelehrter Mann war, unterrichtete sein Töchterchen frühzeitig in andern Dingen und auch im Latein. Da nun eines Tages Kaiser Maximilian nach Augsburg kam, und die Obrigkeit der freien Reichsstadt ihn begrüßte, stellte sich Juliane Peutinger vor alle die bärtigen Männer mit schwarzen Mänteln dem Kaiser gerade gegenüber, und hielt im Namen der Stadt eine lateinische Rede an ihn. Da ihr das nun gut von statten ging, und sie nicht Einmal anstieß, und ihr auch Niemand einzuhelfen nöthig hatte, hatte der Kaiser Freude an ihr, lobte sie, und sagte, indem er ihr unter das Kinn griff: Nun, Julchen, bitte Dir von unserer Majestät Etwas zur Belohnung aus; Etwas, das Dir rechte Freude macht. — Nun, was hättest Du Dir ausgebeten, Lili, wenn Du so eine lateinische Rede vor einem Kaiser gehalten hättest?

O, antwortete Lili, ich hätte mir so eine schöne Küche ausgebeten, wie die Kinder auf dem Edelhofe haben, mit allen möglichen Sachen von Zinn, und kleine kupferne Kesselchen, und messingene Leuchterchen....

Und — und — fiel Eduard lachend ein, und eine ganze Wirthschaft. Lieber gleich ein ganzes großes Haus mit einem Park und einem Marstall, voll der schönsten Pferde. Das wäre doch noch eher ein Geschenk für einen Kaiser, als eine so armselige Kinderküche mit ihrem Zubehör.

Ein schönes Kleid, sagte Aurore, wäre auch schon anzunehmen gewesen.

Die Kinder stritten. Jedes behauptete seinen Wunsch. Der Großvater lachte. Aber über dem Streiten, sagte Mathilde, erfahren wir nun nicht, was sich die Augsburger Rednerin gewünscht.

Nun was war es denn? riefen Alle auf Einmal.

Sie war noch bescheidner, als Lili.

O gewiß hat sie sich eine Puppe gewünscht, sagte Aurore.

Ganz recht. Eine schöne Puppe, sagte sie mit einem Knix, wenn mir Kaiserliche Majestät etwas schenken will. —

Ich möchte aber wohl wetten, sagte Eduard, daß die kleine Pedantin von ihrer lateinischen Rede selbst nichts verstanden habe.

Das spricht die Eifersucht aus Dir, antwortete Marianne; warum sollte sie ihre Rede nicht haben verstehen können?

Weil ich selbst in meinem vierten Jahre keine Zeile davon....

O der herrliche Grund! Also was Herr Eduard nicht kann....

Ich sage das nicht, antwortete Eduard mit Erröthen, aber ich weiß sehr wohl, daß man einem kleinen Mädchen so gut wie einem Papagei oder Staar vielerlei beibringen kann, was es eben nicht anders aufsagt, als ob es Etwas davon verstände. Man weiß ja, daß zwischen Papageien, Staaren und Mädchen....

Keine Satyren, junger Herr, sagte die Mutter mit dem Finger drohend; ich werde sonst die Partei der Mädchen nehmen, und an einen Spruch erinnern, in welchem ein gewisser Eduard drei, viermal nach einander, was gewiß höchst lächerlich war....

O Mütterchen, Mütterchen, rief Eduard, und hielt beide Hände bittend in die Höh — Barmherzigkeit! Nur diese Geschichte nicht! Ich will auch ganz zahm seyn.

Alle Mädchen klepften in die Hände und freuten sich.

Eduard nahm sich zusammen. Damit Ihr nicht glaubt, ich hätte eine so schlechte Meinung von einem Papagei, so will ich Euch, wenn es die Eltern erlauben, eine Geschichte erzählen, die wenigstens zeigt, daß sich ein Papagei mit seiner erlernten Weisheit manchmal aus der Noth helfen kann.

Ich glaub' er wird uns wieder necken, sagte Marianne.

Wir wollen es darauf ankommen lassen, sagte Mathilde. Ich fürchte seine Pfeile nicht —

Seitdem Dir die Mutter ihren Schild vorhält, erwiederte Eduard. Nicht wahr? Wenn es Euch aber bedenklich scheint, meine Geschichte zu hören....

Als ob wir nicht wüßten, fiel Mathilde ein, daß Dir eben so viel daran liegt, sie zu erzählen, als uns, sie zu hören.

Nun, bitte, bitte, fiel Aurore ein.

Eduard hub nun also an: „In dem Kriege, den der Kaiser Napoleon mit dem König von Preußen führte, kam ein deutscher Soldat, der aus Schwaben war, und den Franzosen auch mit helfen mußte, in ein preußisches Dorf, das von seinen Einwohnern

verlassen und ganz ausgeplündert war. In der Mitte des Dorfes stand ein Edelhof, der war eben so ausgeleert, wie das Uebrige; der Schwabe aber, der großen Hunger und nirgends Etwas gefunden hatte, weil von den Franzosen Alles vorher weg geraffen war, dachte, es müßte doch schlimm seyn, wenn in dem großen Hause nicht soviel wäre, um einen Schwaben satt zu machen. Er ging also hinein, und sah sich um. Die Küche stand offen, aber es war kein Feuer auf dem Heerde; in der Milchkammer lagen die Scherben umher, und im Keller gab's nichts als zerschlagene Fässer. Da dacht' er, wer doch früher zu der Kirchweih gekommen wäre! und ging die Treppe hinauf bis auf den obersten Boden, und wieder die Treppe hinab. Aber es half ihm nichts, als daß er noch müder und hungriger wurde. Endlich hörte er von fern ein Geschrei: „Hülfe, Hülfe!" „Wo bleibst du, du Spitzbube?" und dergleichen; und da er glaubte, er würde gerufen, ging er dem Geschrei nach, und kam in einen Gartensaal. In der Ecke des Saals stand auf einem Tische ein goldner Käfig, und in diesem schwenkte sich ein grüner Papagei an seinem Ringe. „Wer ruft mich?" sagte der Schwabe; aber der Vogel antwortete nicht. Da dachte jener, in Ermangelung eines andern Federviehs wäre der Papagei auch ein Braten für ihn, und fing an mit dem Bajonet nach ihm zu stechen. Der Papagei verstand wohl, daß das nicht gut gemeint war, und flog ängstlich hin und her, und schrie endlich in seiner Angst: Pardon, Camerad. — Ei, sagte der Schwabe, dich hätte der Henker zu meinem Cameraden gemacht. Ich habe Hunger — und stach immer zu. Jetzt

rettete sich der Vogel auf die oberste Stange, und schrie so laut er konnte: Respect, ich bin der General. — Da fuhr der Schwabe zusammen, stellte sich in Positur, präsentirte das Gewehr und sagte: Haltens zu Gnaden, Ihr Excellenz; ich wußt' nicht, daß Ihr Excellenz ein Vogel waren. — Und damit machte er links um, marschirte ab, und suchte anderswo Etwas gegen seinen Hunger."

Gut erzählt, sagte Marianne. Wir bedanken uns.

Ich hatte schon Sorge um das arme Thier, sagte Mathilde; aber es war auch ein besonderes Glück, daß der Schwabe.... Sie rieb sich die Stirn mit einer bedeutenden Geberde. Ich dächte aber, ich hätte schon etwas Aehnliches von dem Staar von Segringen gehört.

Wohl möglich, antwortete Eduard, dergleichen Geschichten tragen sich mehr als Einmal zu.

Unterdessen fuhren Aurore und Lili die Geschichte von dem Papagei zusammen auf. Lili war der Papagei. Als nun Aurore, die der Soldat war, nach ihr haschte, und sie mit aufgehobenen Armen bald dahin, bald dorthin flatterte, vergaß sie in der erdichteten Angst ihre Rolle und schrie: Respect, ich bin Lili. — Man kann denken, was für ein Gelächter über diesem Versprechen entstand.

Sechster Abend.

Eines Tages geschah es, daß zwei Kinder mit einander auf der Hausflur spielten. Das Jüngere wird von dem Aelteren gejagt,

und stürzt zur Thür heraus über die Schwelle, als eben ein Wagen rasch vorüberfährt. Das Kind fällt neben dem Gleis auf die Straße nieder; das flüchtige Rad berührt ihm den Arm und den Schenkel; aber von den Herbeieilenden unbeschädigt aufgehoben, setzt es wenige Minuten darauf sein tolles Spiel wieder fort.

Als nun am Abend die Rede von diesem Vorfalle war, sagte die Pfarrin: Es ist doch auffallend, wie sich der Schutz der göttlichen Vorsehung so ganz vorzüglich bei der Rettung der Kinder zeigt. Ist es, weil das Vaterherz der ewigen Liebe den Hülflosesten das ersetzt, was der Erwachsene schon eher in sich selbst finden kann; oder achten wir vielleicht in dem Leben der Erwachsenen mehr auf das, was die eigene Kraft und Klugheit des Menschen zu seiner Erhaltung wirkt, als auf die wunderbaren Fügungen der göttlichen Weisheit. Ich weiß es nicht, aber ich gestehe gern, daß ich von ganzem Herzen dem tröstlichen Gedanken nachhänge, daß Gott die Unschuld der kleinen, hülflosen, unberathnen Geschöpfe einer ganz besondern Obhut würdigt.

Der Pfarrer war auch der Meinung. Es ist gar rührend, sagte er, wenn ein großer und mächtiger Mann, ein König oder Kaiser und dergleichen, mitten unter seinen schweren Regentensorgen, ein Herz für Kinder hat, und, wie von dem großen Könige der Franzosen Heinrich dem Vierten erzählt wird, mit ihnen herumspringt und wohl gar sie auf sich reiten läßt. Von dem Könige von Baiern erzählen sie's auch, daß er nicht glücklicher ist, als unter seinen Kindern, und darum ist er auch wohl ein so guter König, weil er ein so guter Hausvater ist. Der größte und

beste König aber ist der im Himmel, und sein Haushalt ist unendlich, und doch sorgt er auch für die Kleinsten und liebt sie, und hält seine Hand über sie, so daß sie oft recht sichtbar und fast gegen alle Wahrscheinlichkeit gerettet werden.

Dann wendete er sich zu seinen Kindern und sagte: Wer von Euch weiß mir so ein Beispiel ausgezeichneter Rettung in dringender Noth anzuführen?

O, sagte Mathilde, da ist gleich Moses, der in der Kirche über der Thür gemalt ist. Wenn man ihn so da sieht, wie er nackt in dem Kästchen unter dem Schilfe liegt, hinter dem ein furchtbares Krokodil lauert, sollte man nicht glauben, daß er einst sein Volk aus der Knechtschaft retten, und es in das gelobte Land führen würde. Als ich noch kleiner war, jammerte mich der arme Knabe, und ich fing Einmal an bitterlich über ihn zu weinen; aber da zeigte mir die Mutter die schöne Prinzessin, die mit dem Purpurkleide und der goldenen Krone auf dem Kopfe zur Seite steht, und sagte: Sieh doch die schöne Dame da, die hat Gott hergeschickt, und sie will den kleinen Jungen zu sich nehmen und ihm zu essen geben. Denn er hat großen Hunger. Er wird nun bald aufhören zu weinen. — Da gab ich mich zufrieden, und je öfter mir die gute Mutter die Geschichte von Moses erzählte, mit desto größerer Lust sah ich das Bild an.

Recht merkwürdig ist es, sagte der Pfarrer weiter, daß gerade mehrere Fürsten und Häupter ihres Volkes — denn was war Moses anders? — als Kinder dem Tode geweiht, dann gegen alles Erwarten und auf die wunderbarste Weise gerettet, und oft

von Wunder zu Wunder auf die Höhe gestellt wurden, wo sie Gründer mächtiger Staaten und Wohlthäter ihres Volkes wurden?

Du meinst den Cyrus, sagte Eduard, den Gründer des persischen Reichs, und den Romulus?

Allerdings, erwiederte der Vater. Auch ein spartanischer König fällt mir ein, der dem Tode als Kind wie durch ein Wunder entging. Erinnerst Du Dich des Charilaus noch?

O ja, antwortete Eduard, ich habe mir seine Geschichte gut gemerkt.

So laß sie uns hören; Deinen Schwestern wird sie noch unbekannt seyn.

Eduard nickte und sah seine Schwestern der Reihe nach an, als wollte er sie fragen: heut stört ihr mich nicht? und da er sie Alle mit ihrer Arbeit beschäftigt und ohne Schalkheit sah, hub er von dem Platze, wo er saß, also zu erzählen an:

„In Sparta regierten immer zwei Könige. Diese Regierung aber war nicht gut, und so wie die Könige unter sich uneinig waren, so herrschte auch bei dem Volke Uneinigkeit und Streit. Es fehlte auch an Gesetzen und an der rechten Einrichtung, die ein Land haben muß, wenn es erbentlich darinn hergehen soll."

„Nun lebte einstmals ein Mann, dem der Ruhm verbehalten war, solche gute Einrichtungen zu machen, und noch bis auf den heutigen Tag ist der Gesetzgeber von Sparta Lykurgus weltberühmt. Dieser Mann war der Sohn eines der spartanischen Könige. Der König war bei einem Auflaufe ums Leben gebracht worden, und sein ältester Sohn folgte ihm in der Regierung nach.

Doch auch dieser starb schnell, ich weiß nicht wie, und da er noch keine Kinder hatte, wäre die Reihe zu regieren an Lykurgus gekommen. Als sich dieser nun im Besitz der königlichen Würde setzen wollte, wurde ihm hinterbracht, daß die verwittwete Königin guter Hoffnung sey; worauf er bekannt machte, er werde nur als Vormund regieren, damit wenn die Königin einen Sohn bekäme, dieser König würde. So väterlich dachte dieser große Mann; aber die Königin dachte nicht so mütterlich, sondern schickte insgeheim Boten an den Lykurgus, die ihm sagen mußten, wenn er sie zur Gemahlin nähme, sey sie bereit ihr Kind ums Leben zu bringen." —

Abscheulich, murmelte Marianne zwischen den Lippen, ganz abscheulich.

Ich glaube Eduard erdichtet das, sagte Mathilde eben so leise.

„Lykurgus graußte bei dem Gedanken an eine solche That, stellte sich aber doch, als ob er einwilligte, und versprach selbst für die Ermordung des Kindes zu sorgen. Die Heirath verzögerte er unter mancherlei Vorwand, ließ aber die Königin, die ihrer Sache gewiß zu seyn glaubte, beobachten, ohne daß sie es merkte. Seine Kundschafter hatten Befehl, wenn sie einen Knaben zur Welt brächte, das Kind wegzunehmen und zu ihm zu bringen. So geschah es denn auch. Die Königin bekam einen Sohn und dieser wurde unverzüglich zum Lykurgus gebracht, als er eben mit den angesehensten Männern der Stadt das Mittagsmahl nahm. Da nahm er das Kind auf den Arm, hob es hoch in die Höhe und rief: Spartaner, uns ist ein König geboren! — setzte es dann

auf den königlichen Thron und nannte es Charilaus oder Freude des Volks. Er selbst blieb sein Vormund bis es mündig war und selber regieren konnte."

Diese Geschichte gefiel Allen sehr wohl, und sie lobten den edeln Lykurgus eben so sehr, als sie die grausame und ehrgeizige Königin verabscheuten. Diese That, setzte der Pfarrer hinzu, war es wohl, die zuerst dem Volke Vertrauen gab, und ihn den Weg zu dem großen Ruhme bahnte, den er als Gesetzgeber genoß. Es ist auch keine unrechte Meinung, daß, wer gute Gesetze geben will, selbst ein tüchtiger und unbescholtner Mann seyn müsse.

Ich weiß nicht, sagte der Grosvater, warum mir herbei eine Begebenheit einfällt, die man sich in meiner Jugend mit Bewunderung und Rührung erzählte. Ich meine das Benehmen der schönen und tugendhaften Maria Theresia in der Versammlung der Stände von Ungarn.

Ja, erwiederte der Pfarrer, wie dort ein edler Mann durch Klugheit dem rechtmäßigen Erben das Leben erhielt, und durch Edelmuth die Krone gab, so erhielt hier eine bedrängte Mutter durch Muth und Geistesgegenwart ihrem Knaben einen bestrittenen Thron.

Ich erinnere mich dieser Geschichte nicht deutlich, sagte die Pfarrin.

O, fiel Marianne ein, ich habe sie neulich, ich weiß nicht in welchem Taschenbuche bei der Tante gelesen. Da war auch die Kaiserin abgebildet mit ihrem Sohne auf dem Arm, und um sie her stehen die ungarischen Herren. Einige haben die Hand an den

Säbel gelegt, Andre haben ihn schon halb herausgezogen. Wenn ich Erlaubniß hätte, setzte sie etwas erröthend hinzu, so könnte ich die Geschichte wohl erzählen."

Der Vater nickte ihr lächelnd zu, und die Augen auf ihre Näherei gerichtet, fing Marianne also zu erzählen an:

„Der Kaiser von Deutschland, Karl der Sechste war gestorben, und hatte keine Erben hinterlassen, als eine Tochter Maria Theresia, die mit einem Herzog von Lothringen verheirathet war. Dieser war die Erbschaft der österreichischen Lande, des Königreichs Ungarn und Böhmen versprochen; aber gerade die, welche die besten Versprechungen gegeben hatten, hielten ihr Wort am schlechtesten, da der Kaiser tod war, und viele mächtige Könige und Fürsten wollten nun auch mit erben. Am besten gelang es dem Könige von Preußen, Friedrich dem Großen, welcher Schlesien eroberte, und alle Anstalten machte, auch in Oesterreich einzudringen, während die arme Königin von der andern Seite von dem Churfürsten von Baiern geängstigt wurde, und auch die Franzosen in Böhmen einzogen. Die Noth war groß und keine Hülfe in der Nähe, wohl aber die Feinde, die schon die Uebergabe von Wien verlangten. Da verließ die bedrängte Maria Theresia ihre Hauptstadt und eilte nach Ungarn, wo sie erst wenige Monate vorher zur Königin gekrönt worden war. Sie kam nach Ofen, wo eben die vornehmen ungarischen Edelleute versammelt waren, und ging gleich in den Versammlungssaal und stellte sich mitten unter sie. Sie war jung und schön und auf dem Arme trug sie ihren erstgebornen Sohn, der jetzt erst wenige Monate alt war,

nachher aber der Kaiser Joseph wurde. So stand sie also in der Mitte der ungarischen Herren. Ihr Anblick schon, und der Anblick des Kindes, und der Gedanke an die Noth, in der sie war, machte ihr die Versammelten geneigt, ehe sie noch gesprochen hatte. Nun aber sprach sie mit großem Nachdruck von dem Rechte, das ihr Gott verliehn, und von der Treulosigkeit ihrer Feinde, die ihr gegebenes Wort gebrochen hätten und ihr rechtmäßiges Erbe zerreißen wollten. Dann stellte sie weiter der gerührten Versammlung die große Bedrangniß ihrer Erbstaaten vor; daß ein Theil davon schon in Feindes Hand sey, und daß ihr keine Hülfe bleibe als in dem Schutze ihrer edeln Ungarn. Zu der Treue dieses tapfern Volkes nehme sie ihre Zuflucht; von ihm erwarte sie ihre Rettung und die Rettung ihres erstgebornen Sohnes, welcher bestimmt sey, einst die Krone von ihnen zu empfangen. Und dabei hielt sie das Kind in die Höh, den versammelten Ständen entgegen, so daß es Alle recht sehen konnten. Das ging nun Allen durch das Herz. Alle Säbel fuhren mit Einemmal aus der Scheide; sie hoben sie hoch in die Höh und riefen und schwuren: Für Theresien, für unsern König wollen wir sterben!" —

Eduard war hier aufgesprungen, und an die linke Hüfte schlagend, machte er die Bewegung eines Mannes, der den Säbel zieht. Seine Wangen glühten, und mit seinen funkelnden Augen sah er umher, als ob er einen Feind suchte.

„Es blieb auch nicht bloß bei den Worten, fuhr Marianne fort, sondern sie schritten gleich zur That, und brachten ein großes

Heer zusammen und schlugen die Feinde, so daß die Königin einen ehrenvollen Frieden machen konnte."

Du hast die Geschichte gut gemerkt, sagte der Grosvater; es ist aber auch billig, daß das Andenken einer so großen Frau, wie Maria Thereſia war, allen Frauen und Mädchen eingeprägt sey. Sie war fast in jeder Rücksicht eine treffliche Fürstin, eine Mutter ihres Volkes und eine einsichtsvolle Regentin. Es war also auch gar nicht Unrecht, daß die Ungarn sie ihren König Thereſia nannten.

Siebenter Abend.

Als Marianne ihre Geschichte geendigt hatte, drückte sich Lili an Mathilden, zog sie zu sich herab, und sagte ihr ganz leise in's Ohr: Ich möchte auch eine Geschichte erzählen. — Weißt Du Eine, fragte Mathilde. — Ja, die von dem Kinde und den Wölfen; aber ich weiß sie nicht recht mehr. — Ich will Dir einhelfen. — Ja, es geht doch nicht; ich weiß es nicht recht mehr, wie es war. Sag' es mir. — Nun, sey nur jetzt still, sagte Mathilde; diesen Abend, wenn wir zu Bett gehn, will ich sie Dir wieder erzählen; da gieb hübsch acht, so kannst Du es Morgen wieder sagen.

Lili wurde roth für Freude, küßte ihre Schwester und konnte kaum die Zeit erwarten, bis sie zu Bett gebracht würde.

Am folgenden Abend saßen Alle in der großen Laube bei einander; Eduard in der Mitte. Er las zur Ergötzung einmal wieder aus dem Reineke vor. Lili aber hatte sich dicht an Mathil-

den gesetzt, und man merkte es ihr an, daß sie Etwas vor hatte. Denn immer sah sie Mathilden an, lispelte ihr Etwas zu, bewegte dann die Lippen still für sich, und lächelte in sich hinein. Und als die Geschichte von dem kleinen Rossel und Reinhard gelesen war, konnte sie sich gar nicht mehr halten, so daß die Mutter fragte: Was hat nur Lili? — Sie weiß eine Geschichte, sagte Mathilde, die sie gern erzählen möchte. — Da wurde Lili über und über roth, sah die Mutter verschämt an und fragte: Darf ich, Mutterchen? — Die Mutter nickte. Da rückte die Kleine auf ihrer Fußbank noch näher an Mathilden, legte ihr Strickzeug in den Schooß und fing folgendermaaßen an:

„Auf dem — ach wie hieß doch der Berg, Mathilde; er war so hoch —

Auf dem Riesengebirg, flüsterte Mathilde.

„Ja, auf dem Riesengebirg war einmal eine arme Frau, die hatte ein kleines Kind, und auch eine große Herde. Die Herde aber war nicht der Frau, sondern sie hütete sie nur. Und da saß sie einmal mit ihrem Kinde an dem Walde, und gab dem Kinde Brei aus dem Napfe, und die Kühe weideten unterdessen auf dem Grase. — Aber, Mathilde, warum ging denn die Mutter weg von dem Kinde?"

Weißt Du es nicht mehr? In dem Walde waren böse Wölfe, und da die Kühe....

„Ja, jetzt weiß ich es. In dem Walde waren böse Wölfe, und da die Kühe von dem Grase in den Wald gingen, wo es kühl war und auch viel Gras wuchs, dachte die Frau, der Wolf

könnte kommen und könnte die Kühe freſſen. Und da ſtand ſie auf und ging in den Wald — —“

Nein, erſt gab ſie dem Kinde was; ſagte Mathilde.

„Ja, erſt gab ſie dem Kinde den Napf mit dem Brei und einen hölzernen Löffel dazu, und ſagte: Da, Kindchen, nimm und iß. Nimm aber den Löffel nicht zu voll. Und nun ging ſie in den Wald, und wollte die Kühe heraustreiben. Und wie nun das Kind ſo allein da ſaß und aß, kam eine große, große Wölfin aus dem Walde herausgeſprungen, und gerade auf das Kind los, und faßte es mit den Zähnen hinten an der Jacke an, und trug es in den Wald. Und da die Mutter wieder kam, war kein Kind mehr da, und der Napf lag auf der Erde, aber der Löffel lag nicht dabei; denn den hatte das Kind in der Hand feſt gehalten. Und wie das die Mutter ſah, dachte ſie gleich, das hat kein andrer Menſch gethan als der Wolf — —“

Eduard lachte, aber Lili ließ ſich nicht irre machen, ſondern fuhr fort:

„Das hat kein andrer Menſch gethan als der Wolf, und lief in das Dorf, und ſchrie entſetzlich, daß die Leute herauskämen. Und da.... Ach, Mathilde, wie war das doch?“

Und da kam ein Bote....

„Ja, da kam ein Bote durch den Wald gegangen, der hatte ſich verirrt, und wußte nicht wo er war. Und wie er ſo durch die Büſche geht und den Weg ſucht, hört er Etwas ſprechen, und denkt gleich, da müſſen doch wohl Leute ſeyn. Und es ſagte immer: „Geh, oder ich geb dir was.“ Und wie er nun die Büſche

von einander macht, und ſehn will, was es iſt, ſitzt ein Kindchen auf der Erde, und ſechs kleine Wölfchen drum herum, die fahren immer auf das Kind zu und ſchnappen ihm nach den Händen — aber die alte Wölfin war nicht dabei; die war wieder in den Wald gelaufen — und wenn ihm nun die Wölfchen nach dem Händchen ſchnappen, ſchlägt es ſie mit dem hölzernen Löffel auf die Naſe, und ſagt immer dazu: Geh, oder ich geb dir was. Und der Bote, der....“

Und der Bote wunderte ſich, flüſterte Mathilde.

„— der wunderte ſich, und lief geſchwinde hin, und ſchlug mit dem Stocke unter die kleinen Wölfe, daß ſie Alle davon liefen; und das Kind nahm er geſchwind von der Erde in die Höh, und lief und lief; denn er dachte, die alte Wölfin könnte wieder kommen; und da währte es gar nicht lange, da kamen auch die Bauern aus dem Dorfe mit Heugabeln und Dreſchflegeln, und wollten den Wolf tod machen. Und die Mutter war auch dabei. Und da ſie ſah, daß der Wolf das Kind nicht gefreſſen hatte, war ſie ſehr vergnügt, und dankte dem guten Manne tauſendmal, und noch mehr dem lieben Gotte, daß er ihr das Kind nicht hatte freſſen laſſen.“ —

Hier endete Lili ihre Geſchichte. Die Mutter nickte ihr freundlich zu, Mathilde küßte ſie, und Eduard verſprach die ganze Geſchichte in Bilder zu bringen; dann ſollte der Vater ſo gut ſeyn, und Verſe dazu machen, und die wollten ſie zuſammen abſingen, wie der Bänkelſänger am Jahrmarkte die Geſchichte von Haman und Mardochai.

Achter Abend.

Da uns Lili gestern in die Wälder und zu den Wölfen geführt hat, sagte die Pfarrin am folgenden Abend, so wünschte ich wohl, daß uns Jemand die Geschichte der heiligen Genovefa erzählte, die so schön und rührend ist. Ich denke Marianne weiß sie. —

Wohl weiß ich sie, antwortete Marianne, und ich hoffe, ziemlich gut. Denn da ich in der Stadt bei der Tante war, hat Herr Tieck sie mir erzählt, den ich so lieb habe und der so schön zu erzählen weiß; und da sie mir gleich so wohl gefiel, hab' ich ihn nachher gebeten, sie mir noch Einmal zu wiederholen. Da hab' ich mir Alles recht gut gemerkt — und wenn es der Großvater und der Vater erlaubt —

Die Erlaubniß wurde leicht ertheilt; die Kinder rückten zusammen, und alle ihre Blicke waren auf Mariannen gerichtet. Diese, die Augen auf ihr Strickzeug geheftet, fing an wie folgt:

„Vor vielen hundert Jahren lebte in Trier ein großer und reicher Pfalzgraf, mit Namen Siegfried. Es war aber nicht der gehörnte Siegfried, von dem Eduard so viele Geschichten weiß, sondern ein Andrer. Dieser hatte eben die schöne Genovefa geheirathet, die eine Prinzessin und Tochter des Herzogs von Brabant war, als Boten kamen von König von Frankreich mit der Post: Die Mauren, die in Africa wohnen und den mahometanischen Glauben haben, wären in das Land eingefallen mit Heeresmacht, und zerstörten Kirchen und Capellen und tödeten vieles Volk; da sollte nun der Pfalzgraf Siegfried mit seinen Leuten

der Christenheit zu Hülfe kommen. Nach diesem Aufgebote mußte sich der Pfalzgraf von seiner Gemahlin trennen, ehe noch die Flitterwochen zu Ende waren; und die arme Frau war tief betrübt, daß sie nun allein bleiben sollte, und es mochte ihr wohl das große Unglück ahnden, das ihr bevorstand. Doch suchte der Graf sie zu trösten, so gut er konnte, und sagte unter andern auch: sie sollte sich nur zufrieden geben und auf Gott vertrauen. Er lasse sie unter dem Schutze seines treusten Dieners, des Golo, dem er Alles im Hause unterworfen habe. Der werde sie bedienen und schützen, bis er mit Gottes Hülfe selbst wieder komme."

„Leider war das nun ganz Anders als der Pfalzgraf glaubte. Denn der Golo war zwar ein Edelmann und jung und schön, und wußte sich auch recht gut und tugendsam zu stellen; aber im Herzen war er ein schlimmer Schalk. Das kam auch bald an den Tag, nachdem der Graf weggezogen war. Denn da Genovefa sehr schön war, so schön wie niemand sonst im ganzen Lande, faßte Golo eine heftige Liebe zu ihr. Genovefa aber war freundlich gegen ihn nach ihrer Weise; und sie meinte, weil er ein so treuer Diener ihres Herrn und Gemahls wäre, müßte sie ihn auch hold seyn. Da bildete sich der eitle Golo ein, sie liebe ihn auch, und bot sich ihr zum Manne an. Denn er dachte: Hab ich nur erst ihre Einwilligung, so will ich schon Rath schaffen, daß der Mann auf die Seite gebracht wird; und wer weiß, so bekomme ich dann auch das Schloß mit allem Zugehör und das ganze Land. Diese Rechnung aber traf nicht zu. Denn Genovefa war ihrem Gemahl getreu, und verabscheute Golos glatte Worte, und wieß

ihn streng zurück. Wie das nun mehrmal geschehn war, und sie ihm gar drohte, dem Grafen seinen Frevel zu melden, sann er auf schlimme Ränke, und sperrte sie in ein Gefängniß ein, indem er ihr schuld gab, sie liebte den Hausmeister mehr als ihren Gemahl. Und den Hausmeister ließ er auch in Ketten und Banden legen. Denn dieser war mit der Genovefa aus Brabant nach Trier gekommen, und war gar ein frommer und treuer Mann. Darum war ihm Golo gram. Wie nun die Gräfin im Gefängnisse war, gab ihr Golo seine Amme zur Wärterin; die brachte ihr nichts als Wasser und Brod, und mußte sie noch überdieß mit Worten quälen, so viel sie nur konnte. Denn Golo dachte: wenn freundliche Worte sie nicht erweichen, so werden es vielleicht die harten thun. Und mir ist alles recht, wenn ich nur meinen Willen habe. Genovefa aber blieb standhaft, und ließ ihn bedrohen, wie er es verdiente. So vergingen sieben Monate, und im achten Monat, nachdem der Graf in den Krieg gezogen war, brachte sie in dem Gefängnisse, wo sie war, ein Söhnchen zur Welt. Und da stand ihr Niemand bei in der großen Noth, und da sie die Amme bat, das Kind in die Kirche zu tragen und es taufen zu lassen, erfüllte das böse Weib auch nicht einmal diese Bitte. Daher taufte es die arme Mutter selbst, so gut sie es konnte, und nannte es Schmerzenreich; und es flossen fast mehr Thränen von ihren Augen auf das liebe Kind, als sie Wasser zum Taufen hatte."

Da der Grosvater die Erzählung hier unterbrach, indem er ich weiß nicht was begehrte, sagte Eduard: Es kömmt mir wun-

derbar vor, daß der Pfalzgraf Monate hingehen läßt, ohne sich um seine Frau zu bekümmern, und daß sie ihm oder ihrem Vater keine Botschaft sendet. Da wäre doch ihrer Noth gleich ein Ende gewesen. —

Ich weiß nicht, wie das gewesen seyn mag, antwortete Marianne; aber ich denke, Herr Tiek sagte, der Herzog von Brabant sey auch mit zu Felde gewesen. Und wie konnte denn Genovefa Boten an Jemanden senden, da sie so eng eingeschlossen und bewacht war, und sich alle Diener im Hause vor dem abscheulichen Golo fürchteten?

Aber dem Grafen hätte doch das lange Schweigen seiner Frau bedenklich seyn müssen, entgegnete Eduard.

Marianne sah die Mutter zweifelnd an; denn sie war um die Antwort verlegen. — Daß ist doch wohl zu begreifen, sagte die Mutter. In einem so schweren und gefährlichen Kriege mochte es Viel zu thun geben. Die Feinde hatten das Land überschwemmt. Da konnte vielleicht kein Bote durch. Haben wir doch oft gehört, wie in diesem letzten Kriege Eltern und Verwandte Jahre lang umsonst auf Nachrichten von den Ihrigen geharrt haben, ob gleich die Mittel des Verkehrs jetzt so viel häufiger und leichter sind.

„So mag es wohl gewesen seyn, fuhr Marianne fort. Genug, der kleine Schmerzenreich war geboren und nothdürftig getauft; aber die Mutter wurde darum nicht besser gehalten, sondern wo möglich noch härter. Denn dem grausamen Golo wurde immer bänger wegen des Pfalzgrafen, und je bänger ihm wurde,

desto grausamer wurde er auch, weil er noch immer hoffte, ihr so die Einwilligung abzuzwingen. Das war und blieb aber umsonst; und da er jetzt vernahm, daß der Graf bei der Belagerung einer Stadt schwer verwundet worden und krank danieder läge, schrieb er ihm einen Brief und sendete einen listigen Boten ab; und in dem Briefe war so Vieles und mit einem so ehrlichen Anschein erdichtet, was der Bote noch obendrein bekräftigen mußte, daß der Graf, der in seiner schweren Krankheit nicht recht wußte was er that, ihm den Befehl zugehn ließ, den Hausmeister hinzurichten und auch das ungetreue Weib nicht zu verschonen. Da nun diese Nachricht kam, war es dem Golo schon recht, und er würde die Hinrichtung gleich vollzogen haben, hätte er sich nicht vor den Hausgenossen gefürchtet, die ihn meist haßten; daher sann er darauf, die Sache heimlich abzuthun. Wie er aber darüber Rath mit der Amme pflog, vernahm das Töchterchen der Amme, das bessern Gemüthes war als seine Mutter, ihr Gespräch, und schlich heimlich zu Genovefens Gefängniß und trat an das Fensterchen, durch das ihr das Brod und Wasser hineingeschoben wurde, und weinte bitterlich. Und da Genovefa das Weinen hörte, fragte sie das Mädchen nach der Ursache. Jene aber antwortete: Euer Elend treibt mir die Thränen in die Augen, weil es um Euer Leben geschehen ist. Denn Euer Herr hat dem Golo befehlen lassen, Euch hinzurichten. Da erschrack die Gräfin sehr, wie man leicht denken kann. Denn ob es ihr gleich so übel erging, so hatte sie doch das Leben noch lieb, und ihr Kind noch mehr. Darum frug sie auch gleich: Und

was soll dann mit meinem Kinde werden? — Dem Kinde wird es nicht besser ergehn als Euch, antwortete das Mädchen. — Da weinte nun Genovefa bitterlich und drückte das Kind an ihr Herz, und klagte Gott ihre große Noth und die Ungerechtigkeit ihrer Feinde. Und nachdem sie viel geweint und gebetet hatte, war es ihr doch, als ob einiger Trost in ihr Herz käme, und sie sagte bei sich: Weil es denn nun doch Gottes und meines Gemahls Wille ist, daß ich durch die Bosheit meiner Feinde umkommen soll,' so will ich wenigstens Abschied nehmen von meinem Herrn, und ihm für die Liebe und Güte danken, die er mir in früherer Zeit bewiesen hat. Und so that sie auch, und schrieb mit einem Stifte auf ein leeres Blatt ihres Gebetbuches allen ihren Dank und ihre Unschuld nieder, und rief Gott zum Zeugen, daß sie in ihrer letzten Stunde, wie sie auch während ihres ganzen Lebens gethan, in Allem die Wahrheit sage. Die letzten Worte des Briefs aber waren: So lebet denn wohl, mein geliebter, wenn auch schon ungerechter und harter Herr. Ich vergebe Euch Alles wegen so vieler Liebe, die Ihr mir vormals erwiesen, in dieser meiner letzten Stunde, und weil das Böse, das Ihr mir thun wollt, nicht aus Eurem Herzen kömmt, sondern aus fremdem Betrug. Darum bitte ich Gott, daß mein unschuldiges Blut nicht über Euer Haupt kommen möge. Möchte doch auch das Blut Eures Kindes, das noch nichts gegen Euch verschulden konnte, nicht einst Rache rufen gegen Euch. Und wie ich diese Worte mit zitternder Hand und unter vielen Thränen schreibe, so mögen sie Euch einst, wenn Ihr sie leset, Thränen heilsamer Reue ent-

locken, Euer Vergehen gegen mich damit abzuwaschen. — So schrieb sie, und versteckte das Blatt in einem Winkel des Kerkers, und bat Gott, daß es einst ihrem Gemahl möchte in die Hände kommen. Und so brachte sie die ganze Nacht mit Gebet und Thränen und der Vorbereitung zu ihrem Tode hin."

„Als nun der Morgen fast anbrechen wollte, und es noch düster war, öffnete sich die Thür des Kerkers, und zwei fremde Knechte, welche Golo gedungen hatte, traten herein, und nachdem sie ihr ein schlechtes Kleid übergeworfen hatten, bedeckten sie ihr das Gesicht, damit sie Niemand kennen möchte. Und so führten sie das arme Weib aus dem Kerker zu dem nahen Wald. Sie aber ging mit dem Kinde auf den Armen, und gab keinen Laut von sich; aber ihre Thränen flossen auf den kleinen Schmerzenreich herab, der an ihrer Brust schlief, und gewiß nicht ahndete, was ihm bevorstand. Nachdem sie nun in das Dickicht des Waldes gekommen waren, sagten die Knechte, sie möchte sich nun anschicken, den Tod für ihre Missethaten zu dulden. Denn so hatte es ihnen der Golo gesagt. Genovefa aber antwortete: Ich weiß von keiner Missethat, durch die ich den Tod verschuldet hätte; aber weil es so seyn muß, unterwerf' ich mich dem Befehle meines Herrn. — Bei diesen Worten wollte sie niederknien. Wie aber die Knechte nach dem Kinde griffen, und ein großes und scharfes Messer herauszogen, um diesem den Hals abzuschneiden, raffte sie sich erschrocken auf und fiel den Knechten in die Arme und rief mit beweglicher Stimme: Um Gotteswillen haltet ein und schonet dieses unschuldige Blut! Oder wenn Ihr es doch

vergießen müßt, so laßt es nur nicht vor meinen Augen sterben, damit ich nicht zweimal den Tod leiden muß. — Da ließen denn jene ab, und geboten ihr, ihren Nacken zu entblößen und dem Schwerte darzubieten. Das that sie denn auch, ohne sich zu weigern, und zitternd, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, kniete sie nieder auf die Erde, und sagte mit bebender Stimme: Hier bin ich zum Tode bereit! Aber in diesem letzten Augenblicke schwöre ich zu Gott, so gewiß ich in seine Ewigkeit einzugehn gedenke, daß ich nicht gegen meinen Gemahl gesündigt habe, sondern das Opfer von Golos ruchlosen Ränken bin. Dann wendete sie sich zu den Knechten und sagte: Fürchtet Ihr Euch denn nicht, Eure Hände an mich zu legen? Wisset, daß mein unschuldiges Blut und das Blut meines Kindes Euch bei Gott verklagen wird. Dann wird aller Segen von Euch weichen, und Ihr werdet in Jammer dahin sterben; denn keine Buße wird Eure Missethat tilgen. — Und dabei flossen ihr ohn' Unterlaß die Thränen über die blassen Wangen, und ihre blonden Locken hingen aufgelöst bis auf die Erde herab, und indem sie die gefalteten Hände und die nassen Augen zum Himmel erhob, war sie wie ein trauriges Bild, das man auch nicht ohne Mitleiden ansehn kann. Wie viel weniger also die lebende Genovefa, die so rührende Worte sprach? Das ging nun den Knechten zu Herzen, und Gott lenkte ihren Sinn, daß sie die Unschuld der Gräfin erkannten; und nachdem sie sich mit einander besprochen hatten, kehrten sie zu ihr zurück und sagten: Wenn Du uns schwörst, die Einsamkeit des Waldes nicht zu verlassen, so wollen wir Dich und Dein Söhnlein scho-

nen. — Denn ſie fürchteten ſich vor Golos Rache, wenn er erführe, daß ſie ſeinen Befehl nicht erfüllt hätten. Darum verlangten ſie den Eid. Genovefa ſchwur auch, wie ſie verlangt hatten. Da gingen nun die Knechte von dannen, und nachdem ſie ihre Meſſer in das Blut eines geſchlachteten Lammes getaucht hatten, kehrten ſie zu Golo zurück und erzählten ihm, wie ſie die Frau mit dem Kinde geſchlachtet hätten; und da er die blutigen Meſſer ſah, glaubte er ihnen und zahlte den bedungenen Sold." —

Als Marianne ſo weit in ihrer Erzählung gekommen war, ſchöpfte ſie Athem und ſagte: Es iſt doch eine furchtbare Geſchichte. Gottlob, daß das Schrecklichſte davon überſtanden iſt!

Ach! ſagte Mathilde, mir iſt eben, als ob das Schrecklichſte jetzt erſt anfangen ſollte. Was wird nur die arme unglückliche Genovefa mit ihrem kleinen Schmerzenreich, der gewiß ein recht ſchönes Kind iſt, in dem fürchterlichen Walde machen, ohne Hülfe, ohne Obdach, ohne Nahrung und Kleider. Sie wird gewiß verhungert ſeyn.

Waren denn auch Wölfe in dem Walde? fragte Aurore.

Freilich, erwiederte Marianne. Und wie entſetzlich muß es ſeyn, ſo in finſtrer Nacht das Heulen dieſer ſchrecklichen Thiere zu hören, und immer erwarten zu müſſen, daß ſie kommen, einen aufzufreſſen!

Aber, ſagte Lili, der liebe Gott hat gewiß nicht erlaubt, daß die Wölfe die gute Frau und ihr Kindchen freſſen durften. Nicht wahr, Mutterchen?

Wir werden hören, antwortete die Mutter. — —

Jetzt kam es nun recht sonderbar, daß eben als Marianne weiter erzählen wollte, zwei fürstliche Jäger an dem Zaune des Gartens vorüber kamen, die einen erlegten Wolf an den zusammengebundenen Füßen an einer Stange aufgehenkt nach der Stadt trugen. Das halbe Dorf zog mit und bewunderte das mächtige Thier, das zufällig in das Gebirg verirrt, mit dem Hinterfuße in eine Fuchsfalle gerathen war. Vergeblich hatte er sich zu befreien gesucht, und durch sein Geheul verrathen, war er erlegt worden. Der unerwartete Anblick setzte die ganze Familie in Bewegung, und da die Tragenden in der Nähe des Gartens ausruhten, konnten sie das gewaltige Thier mit Muße betrachten. Auch im Tode noch schien es mit seinem weitgeöffneten Rachen, der langen Reihe seiner mächtigen Zähne, dem starken Hals und den kräftigen Klauen fürchterlich. Lili hatte sich gleich vom Anfange an auf den Arm der Mutter geflüchtet, und betrachtete so in sichrer Ferne, immer das Köpfchen an die mütterlichen Wangen drückend, mit scheuen Blicken das Unthier, dessen Name schon hinreichte, ihr Furcht und Schrecken einzujagen.

Hierüber war es spät geworden. Der Abend war kühl, und man kehrte in das Haus zurück. Die Fortsetzung der Geschichte wurde bis zum nächsten Abend ausgesetzt.

Neunter Abend.

Als die Familie sich in der großen Laube versammelt hatte, erzählte der Pfarrer, daß eben ein Fremder bei ihm eingesprochen,

der ihm Grüße von seinem Freunde den Diaconus in Augsburg gebracht, aber nicht lange habe verweilen können. Er habe ihm indeß in den wenigen Augenblicken vieles Erfreuliche von Herrn Schätzlers wohlthätigen Anstalten und seiner Kinderverpflegung erzählt, und von dem großen Segen, der bei diesen frommen Bemühungen zu spüren sey. Auch von einem Kinde hab' er ihm erzählt, dessen Eltern tief hinein nach Ungarn gezogen wären. Dort wären ihm, nicht lang nach ihrer Ankunft, beide Eltern gestorben, und das Kind wäre nun in dem fremden Lande ganz hülflos gewesen, wenn nicht ein blutarmer Mann es zu sich genommen und wenigstens von dem Hungertode gerettet hätte. Zufällig wäre die Nachricht davon an die Verwandten nach Augsburg gekommen, und diese, selbst unbemittelte Leute und unfähig Etwas zur Rettung des Kindes zu thun, hätten sich an Herrn Schätzler gewendet, und seinen Rath und Hülfe angesprochen. Solche Bitten würden da nie umsonst gethan. Mit der größten Unverdrossenheit hätte der wohlthätige Mann Nachrichten eingezogen, und durch seine weitläuftigen Verbindungen bewerkstelligt, daß das Kind auf seine Kosten, gleichsam von Hand zu Hand, den langen Weg aus dem Innersten Ungarns zurückgebracht und unerwartet in die Arme seiner Verwandten geführt worden sey. Dieses sey, nach des Fremden Erzählung, wenige Tage vor seiner Abreise von Augsburg geschehn, und er sey selbst Zeuge des Danks und der Freude gewesen. Freilich sey das nichts Seltenes, denn man könne in Augsburg und der Umgegend überall Segenswünsche für diesen Menschenfreund hören. Das stimmt denn auch, fuhr der Pfarrer

fort, mit dem überein, was mir Andre zu verschiedenen Zeiten von diesem Manne geschrieben haben, der sich recht hat gesagt seyn lassen, was die Schrift lehrt: Vergiß den Armen nicht, wenn du einen fröhlichen Tag hast — Sammle dir einen Schatz nach dem Gebote des Höchsten, der wird dir besser seyn, denn Gold. — Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. —

Darauf, sagte Mathilde, sind ja auch wohl die Worte zu beziehn, die ich in meinem Spruchbuche gelernt habe: Sammelt euch einen Schatz im Himmel. Denn wo einer seinen Schatz hat, da hat er auch sein Herz.

Allerdings, erwiederte der Grosvater. Das Gute, was der Mensch thut — es ist immer nur wenig — ist der einzige Schatz, den er sich für das künftige Leben spart. Wohl dem, der seinen Sinn darauf gerichtet hat, und mit seinem Herzen bei diesem Schatze wohnt, und immer auf seine Vermehrung denkt. Wer aber nur über den zeitlichen Gütern brütet, und sein Herz an diese hängt, der geht nicht nur wie Andere nackt und arm aus der Welt, sondern findet auch Jenseits nichts, was er sein nennen könnte.

Aber, fiel Marianne ein, es gibt doch gar viele Menschen, die so arm sind, daß sie gar nichts für Andre thun, sondern nur von Andern empfangen können. Sollen diese darum, weil sie hier nichts hatten, auch in jenem andern Leben leer ausgehn? Das kann wohl nicht seyn.

Was denkst Du davon, Eduard? sagte der Grosvater.

Ich denke, antwortete dieſer, daß man um Andern Gutes zu thun, nicht eben nöthig hat, ihnen Geld zu geben, oder ſie zu ſpeiſen und zu kleiden; ſo wie man, um einem Böſes zuzufügen, ihn nicht eben zu ſchlagen oder zu berauben braucht.

So wird es wohl ſeyn, erwiederte der Grosvater. Ein freundliches Wort iſt oft eine größere Wohlthat, als ein Goldſtück, und ein rüſtiger Entſchluß wiegt oft eine Million auf; und beides hat der Arme ſo gut wie der Reiche, und häufig noch mehr. Mehr als Ein König iſt durch einen Trunk Waſſers, von dürftiger Hand in einem hölzernen Becher gereicht, vom Tode gerettet worden; und wenn der Reiche mit ſeinen Schätzen Schiffbruch leidet, ſo geht er unfehlbar unter, wenn ſich nicht ein blutarmer Schiffer in die Wellen ſtürzt, und ihn auf ſeinem Rücken an das Ufer trägt. Es ließe ſich ein Buch ſchreiben von Wohlthaten, die Arme den Reichen und Mächtigen erzeigt haben, gegen die das, was die Reichen an den Armen thun, faſt zu Nichts wird.

Gewiß, ſagte Mathilde, waren auch die beiden Knechte, von denen geſtern Marianne erzählt hat, recht arm, und doch ſtand es in ihrer Gewalt, einer Gräfin das Leben zu ſchenken, und ihrem Kinde auch.

Der Grosvater lächelte. Er ſah wohl, daß Mathilden nach der Fortſetzung der Geſchichte verlangte, und zweifelte nicht, daß auch die andern Kinder dieſes Verlangen theilten. Darum ſagte er: Marianne hat geſtern die unglückliche Genovefa in dem einſamen Walde gelaſſen, wo ſie nun auch nichts hat, als ihr Kind, und das Leben, das ihr die Knechte des gottloſen Golo geſchenkt

haben. Wenn sich Gott ihrer nicht annimmt, so weiß ich nicht, woher ihr Hülfe kommen soll. Nun, Marianne, laß uns hören, wie es ihr weiter ergangen ist.

Marianne fuhr fort: „Als die beiden Knechte von dannen gegangen waren, drückte Genovefa ihren Schmerzenreich mit noch größerer Inbrunst an ihr Herz, weil er ihr zum zweitenmal von Gott geschenkt war, und häufige Thränen flossen von ihren Augen; man konnte aber nicht sagen, ob es Thränen des Dankes für ihre Rettung, oder Thränen des Jammers über ihren elenden Zustand waren. Und nun ging sie immer tiefer in den Wald, wie sie versprochen hatte, und ging wohl den ganzen Tag, und ruhte nur bisweilen unter einem Baume aus, um ihr Kind zu stillen. Und als die Nacht kam, hatte sie noch immer kein Obdach gefunden, als die Zweige der Bäume, und kein Lager, als die harte Erde. Auch war die Nacht finster, und der Wind brauste durch die Büsche und beugte die Gipfel der Tannen, so daß mancher Baum mit schrecklichem Krachen brach, und die Raubvögel kreischten, und von ferne heulten die Wölfe. —"

Ich wäre vor Furcht gestorben, flüsterte Mathilde.

„Genovefa bebte auch nicht wenig bei so vielen ungewohnten Schrecknissen, fuhr Marianne fort, aber sie faltete die Hände über ihrem Kinde, das auf den Blättern und dem Moose recht ruhig schlief. Und so ging die erste Nacht vorüber, und sie zog weiter und weiter, den ganzen Tag; fand aber noch immer kein Obdach, und die Nacht ging wieder unter Furcht und Schrecken vorüber, und kein Schlaf kam in ihre Augen. Als sich aber auch der dritte

Tag zu Ende neigte, fand sie in einem engen Thal, wo schwarze Felsen sich fürchterlich aneinander drängten und übereinander bauten, in einem der Felsen eine Höhle, von Bäumen umgeben und von Gebüsch verwachsen, das auch von Oben über den Eingang herabhing. Gleich daneben rieselte ein klarer Quell über glatte Kiesel, und inwendig waren Boden und Wände mit weichem Moose bewachsen. Hier zog sie ein, und nachdem sie Blätter zusammengetragen und sich ein Lager bereitet hatte, dankte sie Gott, der ihr dieses stille Obdach verliehen habe, und schlief in dieser Nacht, mit ihrem Schmerzenreich an der Brust, so tief und sanft, wie sie kaum eine Nacht in dem Schlosse ihres fürstlichen Vaters geschlafen hatte. In dieser stillen Einsamkeit, abgeschieden von der Welt und von Felsen umgeben, lebte nun Genovefa Tag für Tag, und stillte ihren Durst aus der Quelle, und ihren Hunger mit wilden Beeren und Eckern, welche die Bäume verlohren, und mit trocknen Wurzeln, die sie mühsam aus der Erde zog. Als aber der Winter kam und die Büsche keine Beeren mehr trugen, und selbst die armseligen Wurzeln von Schnee und Eis bedeckt wurden, da verging ihr mancher Tag unter unwillkührlichem harten Fasten, und es währte nicht lange, so hatte sie auch für ihr Kind keine Nahrung mehr; denn die Milch blieb ihr aus. Da war nun ihr Jammer unbeschreiblich, daß sie das Kind sollte verschmachten sehn; und wenn das Kind winselte, rang sie sich die Hände wund, und oft wollte sie davon gehen, um nur nicht den Jammer zu hören, oder zu sehn, wie es stürbe. Und da sie doch nicht von ihm wegkonnte, kniete sie an dem Lager des Kindes

nieder, und betete aus der tiefsten Tiefe ihres Herzens und flehte Gott um Erbarmen an. Und während sie noch betete, sieh, da kam eine Hirschkuh, und stellte sich zu ihr, und strich an ihr hin, wie ein zahmes Thier. Da erkannte sie, daß ihr Gott dieses Thier gesendet habe, und als es sich auf die Erde zu ihr legte, konnte das Kind an ihr trinken, wie an einer Mutter. Und seit diesem Tage kam die Hirschkuh täglich einigemal und tränkte das Kind. Das war des Kindes Nahrung mehrere Jahre lang. Die Mutter aber behalf sich wie zuvor mit magrer Kost, die ihr doch auch bisweilen gebrach; und sie schwand nur so hinweg, daß sie mehr einem Schatten als einem Menschen glich, und Niemand mehr wahrnehmen konnte, wie schön sie vordem gewesen war."

„In diesem großen Elende war nun Schmerzenreich Genovefens einziger Trost. Mit ihm sprach sie früh und spät, und unterwieß ihn in der Furcht Gottes, und lehrte ihn beten, und die schönsten Geschichten der Bibel erzählte sie ihm; und so nahm der Knabe wunderbar zu an Verstand und Liebe zu Gott und zu seiner frommen Mutter. Erfreulich war es auch, wie vertraut die Thiere mit ihm waren. Denn da sie ihn immer in dem Walde sahen, und er keinem von ihnen Schaden that, gewöhnten sie sich an ihn, und die Vögel setzten sich auf seine Schultern und flogen mit ihm, wohin er ging. Auch Rehe hüpften um ihn her und Kaninchen und Hasen. Ja, es wird erzählt, daß, als ihm sein elendes Kleid, mit dem er aus dem Schlosse verstoßen worden, zu klein worden und auch zerrissen war, ein großer Wolf sich eingefunden mit einem Schaaffelle in den Zähnen, und habe das

Fell bei der Höhle fallen lassen; wo es denn Schmerzenreich aufgehoben und sich damit bekleidet habe. Dieser Wolf sey auch noch oftmals wiedergekommen, und so zahm geworden, daß ihn Schmerzenreich bestiegen habe, wie ein Pferd, und auf ihm herumgeritten sey. Ich denke aber, wenn der Wolf auch zahm war, so würden sich die andern Thiere doch vor ihm gefürchtet haben und davon gelaufen seyn, und da wäre Schmerzenreichs Amme, die Hirschkuh, wohl auch nicht wieder gekommen."

Ich dächte doch, sagte Mathilde, das ließe sich gar wohl begreifen. Lebten doch im Paradiese die wilden Thiere auch mit den zahmen zusammen. Und wenn sich denn auch im Anfange die Kaninchen und Hasen vor dem Wolfe gefürchtet haben, wenn sie sahen, daß er ihnen nichts that, gewöhnten sie sich auch an ihn. Mir gefällt der Schmerzenreich, der so muthig auf dem Wolfe reitet, gar zu wohl, und ich möchte ihn nicht gern aus der Geschichte verliehren.

Auch ich nicht, sagte Eduard; und ich habe schon öfter von reißenden Thieren gelesen, die mit kleinen und zahmen friedlich in Einem Käfich zusammengewohnt haben.

Auf jeden Fall, setzte die Mutter hinzu, ist es erfreulich zu denken, daß die Gegenwart sehr frommer Menschen auch die wildesten Naturen zu zähmen vermöchte. So wird auch wohl die Geschichte gemeint seyn. Nun laß uns weiter hören.

Marianne fuhr fort: „So hatten sie nun sieben Jahre, Sommer und Winter, in dieser elenden Einsamkeit durchlebt, und keines andern Menschen Gestalt gesehn, oder seine Stimme ver-

nommen. Immer ertrug Genovefa ihr Elend in Geduld, als eine Schickung Gottes, durch die ſie des Himmels würdiger ſollte gemacht werden; und Schmerzenreich war meiſt guten Muths, denn er meinte, dieſe Einſamkeit wäre die Welt, und es wäre überall nicht anders als hier. Binnen dieſer Zeit war nun auch der Graf aus Frankreich zurückgekommen, und Alles, was der gottloſe Golo früher gegen die Gräfin erdichtet hatte, wiederholte er jetzt mit vielen Zuſätzen; wie er denn unter andern hoch und heilig betheuerte, ſie hätte vor ihrem Ende alle ihre Schuld bekannt, und erklärt, daß ihr recht geſchähe, weil ſie ſich ſo ſehr an ihrem gütigen Herrn und Gemahl verſündigt habe. Daſſelbe betheuerte und beſchwur auch die Amme Golos; ſo daß der Graf Alles glaubte, und dieſen böſen Leuten noch überdieß für ihre Treue dankte. In ſeinem Herzen aber war keine Ruhe, weder Tag noch Nacht. Denn immer ſtand das Bild der Gemahlin vor ihm, wie er ſie verlaſſen und ſie ſich ſo ſehr über ſeinen Abſchied gehärmt hatte; und im ganzen Schloſſe war kein Ort, wo er nicht ihrer und ihrer großen Liebe gedachte. Da half es auch nichts, daß Golo Feſte veranſtaltete, um ihn zu erheitern, Lanzenſtechen und Jagden und Schmauſereien. Denn, wenn alle Gäſte froh und gutes Muthes waren, ſah er tiefſinnig vor ſich hin und dachte: Wenn Genovefa hier wäre, könnt' ich mich auch freuen. Da geſchah es denn eines Tages, daß, aller voll Traurigkeit und Sehnſucht im Schloſſe umherſchlich und der vergangenen glücklichen Zeiten gedachte, er auch in den Kerker kam, wo Genovefa ſich ihm ſo treu bewieſen hatte, und indem er überall umherſchaute, fiel ihm

ein zuſammengefaltetes Blatt in die Augen. Er nahm es auf, entrollte es, und erkannte gleich die Handſchrift ſeiner Gemahlin. Wie er nun las, was ſie geſchrieben hatte, wie ſie mit rührenden Worten ihre Unſchuld vor Gott betheuerte, und ihm Golos böſe Anmuthungen enthüllte, und ihm ſein ungerechtes Bluturtheil verzieh, und zu Gott für ihn bat, da erkannte er mit Einemmal die gottloſen Ränke ſeines Dieners und ſeine eigne Verblendung, und es wurde ihm dunkel vor den Augen, und er meinte, das Herz müßte ihm vor Zorn und Jammer brechen. Er befahl auch ſogleich den Golo zu binden und vor ihn zu bringen. Da dieſer aber, nach ſeiner wilden Weiſe, im Felde umherjagte, eilte ein ihm ergebner Diener ſogleich hinaus, und warnte ihn, daß er nicht heim käme; worauf denn Golo ſein Roß unverzüglich nach dem Walde hin lenkte, um ſich dem Zorne ſeines Herrn zu entziehn. Denn es war ihm jetzt, als ob ſeine letzte Stunde geſchlagen hätte, und ſein Gewiſſen ſagte ihm, was er mit ſeinen Miſſethaten verdient habe."

„Da nun Golo nicht zurückkam, wurde der Kummer des Grafen noch größer, daß ihm der entronnen war, durch deſſen Strafe er den Tod ſeiner unſchuldigen Gemahlin hatte verſöhnen wollen, und er kehrte allen ſeinen Zorn gegen ſich ſelbſt. Einſtmals ſah er auch des Nachts im Traum den Hausmeiſter, welchen Golo hatte ermorden laſſen; und dieſer bekräftigte Alles, was Genovefa in ihrem Briefe geſchrieben hatte. Ein andermal ſah er auch ſeine Gemahlin ſelbſt, umherirrend, wie ein Schatten, und von reißenden Thieren umgeben. Da fuhr er plötzlich aus dem

Schlafe auf, und befahl, ihm sein Roß zu satteln; und als es gesattelt war, jagte er in den Wald hinaus, und seine Diener folgten ihm nach. Nicht lange war er geritten, so sprang eine Hirschkuh vor ihm auf. Er verfolgte sie, und indem das behende Thier immer weiter und weiter flieht und der Graf es ohn' Unterlaß verfolgt, kömmt es endlich zu Genovefens Höhle, schlüpft durch das Gesträuch und verbirgt sich im Innern. Gleich springt der Graf vom Pferde, und dringt durch die Büsche nach, und indem er in die Höhle schaut, erblickt er die Hindin, die sich auf dem Moose niedergethan, und ein menschliches Wesen neben ihr, dessen Blässe ihm aus der Düsternheit furchtbar und gespenstartig entgegen scheint. Auch glaubte er wirklich, es wäre ein Geist, bezeichnete sich mit dem Kreuze und sagte: Wenn Du von guter Art bist, so nenne Dich mir und komm heraus. Da erkannte Genovefa die Stimme ihres Gemahls, und auch in dem Tageslichte seine Gestalt, und sagte bebend: Ich bin ein armes Weib und fast blos. Darum gebet mir eines von Euern Kleidern, damit ich zu Euch herauskommen kann. Auf diese Worte warf ihr der Graf seinen Mantel zu, und sie hüllte sich darein, und kam auf ihren nackten Füßen hervor — denn ihre Schuh waren längst zerrissen — und die Hirschkuh begleitete sie nach ihrer Weise und stand ihr zur Seite. Und da sie heraustrat, war es dem Pfalzgrafen, als ob er sie kennen müßte, und es ging ihm ein Schauder durch Mark und Bein; aber er erkannte sie nicht, und fragte nur mit Hast, wer sie denn wäre, daß sie in dieser furchtbaren Wildniß lebte. Da antwortete sie mit niedergeschlagenen Blicken:

Ich bin aus dem Brabanter Lande, und habe vormals bessere Zeiten gesehn. Ein schlimmer Verdacht meines Eheherrn hat mich in diese Wüste getrieben, und weil ich ihm ergeben war, gab er einem seiner Diener Macht über mich, daß er mich töden sollte. Aber Gott lenkte das Herz der Schergen, daß sie sich meiner erbarmten und meines armen Kindes, und mir das Leben gönnten. Da entsetzte sich der Graf noch mehr, und begehrte mit zitternder Stimme ihren Namen zu wissen. Und da er den Namen Genovefa und auch den seinigen hörte, fiel er wie sinnlos zur Erde, und es währte lang, eh er sein Gesicht wieder erheben und sie anschauen konnte. Und da er sie endlich anschaute, und das blasse abgezehrte Angesicht sah, das vordem so blühend und schön gewesen, meinte er zu verzweifeln. Da sie nun seinen großen Jammer sah, trat sie zu ihm, redete ihm mit freundlichen Worten zu, und bat ihn aufzustehn. Er aber blieb doch auf seinen Knien, und klagte sich mit bittern Thränen und aufgehobenen Händen seiner Missethat an, und bezeigte sich zu jeglicher Buße bereit, wenn sie nur sage, daß sie ihm vergeben wolle. Da dachte sie nun nicht mehr an seine Schuld, so schwer sie auch war, sondern nur an seine Reue, und sein Jammer ging ihr so zu Herzen, daß sie vor Thränen nicht sprechen konnte. Sie reichte ihm also die abgezehrte Hand, und beugte sich über ihn, und da sie endlich sprechen konnte, beschwor sie ihn, sich zu fassen, und sagte: Das Herz bricht mir, wenn ich Euch, meinen Herrn, so jammern sehe, und Euch die Zähren über den Bart laufen, der vor der Zeit grau geworden. Es war ja nicht Eure Schuld, daß Ihr mich für so

strafbar hielten, sondern derer, die Euch mit ihren Netzen umstrickt hatten. Darum hab' ich Euch auch längst von Herzen vergeben, und sag es Euch jetzt mit der alten Liebe, daß ich Euch all mein Elend verziehen habe. Möge uns Gott eben so unsere Schulden vergeben und seiner Gnade würdig machen. — Und während sie so sprachen, kam Schmerzenreich aus dem Walde, mit Wurzeln in der Hand, die er zur Mahlzeit gesammelt hatte, und da er den fremden Mann sah, fürchtete er sich. Der Graf aber erkannte gleich an der Aehnlichkeit der Züge, daß er sein Sohn war, nahm ihn in seine Arme und drückte ihn an seine Brust, und konnte vor Freud und Leid nichts Anders thun, als ihn küssen und sagen: O mein geliebtes Kind! o mein theurer Sohn!"

„Und wie das so eine Weile gedauert hatte, blies er in sein Horn und rief die Jäger und Diener zusammen; und wie diese kamen, sahen sie wohl, daß sich mit ihrem Herrn etwas besonderes zugetragen habe; wer aber die blasse und abgehärmte Frau, und wer der Knabe wäre, der in die Schaafhaut gewickelt mit nackten Füßen bei ihm stand, wußten sie nicht; sie konnten es auch nicht rathen, bis er es ihnen sagte. Da war denn ein großes Verwundern, daß sie die wiedersahen, die sie für tod gehalten hatten; und als sie gar hörten, wie es ihr ergangen, und wie sie so wunderbar erhalten worden, war ihr Staunen noch größer, und Niemand konnte sich der Thränen enthalten, so über ihr Elend, als über Gottes Wunder und die Wege seiner Gerechtigkeit. Und nachdem sie Alle in die Höhle gegangen, und das harte Lager betrachtet, auf dem ihre Fürstin sieben lange Jahre, so

Winter als Sommer, zugebracht hatte — wobei man denn Nichts als Schluchzen und Weinen hörte — und nachdem sie mit ihr an dem Altar gebetet hatten, der von ihren eigenen Händen aus Steinen und Moos erbaut worden war, kehrten sie desselben Tages nach dem Schlosse zurück, die Gräfin in einer Sänfte, der Graf zu Roß neben ihr, und Schmerzenreich auch zu Pferd mit einem der Diener. Da war es nun wunderbar zu sehn, wie auch die Hirschkuh mit ihnen zog, und die Vögel um und über den Schmerzenreich her flogen, so weit der Wald ging. Als aber der Wald aufhörte, blieben die Kaninchen und Hasen unter den Büschen, die Vögel aber ließen sich auf die Gipfel der Bäume nieder, und schauten ihm lange nach, und man konnte wohl wahrnehmen, daß sie den Knaben ungern scheiden sahn. Auch er nahm wohl ungern von ihnen Abschied, und sah sich oft nach ihnen um, und rief: Lebt wohl, lebt wohl! Aber so lieb ihm auch die Vögel und Thiere waren, mit denen er in der Einsamkeit gespielt hatte, so war er doch mehr erfreut, Menschen zu sehn und mit Menschen zu sprechen; und da auf die Nachricht von Genovefens Wiederkehr eine Menge von Leuten herbeiströmte, und unter diesen auch Kinder, die seines Alters waren, vergaß er leicht den Wald aus Freude über die neuen Gespielen."

„Im Lande war nun große Freude und die Leute sprachen lange von Nichts, als von der frommen Genovefa und ihrem Schmerzenreich, und wer es nur bewerkstelligen konnte, suchte sie zu sehn. Wie glücklich aber der Pfalzgraf war, und wie eifrig bemüht, die alte Schuld durch noch größere Liebe auszutilgen, ist

mit Worten nicht auszusprechen. Allein dieses Glück dauerte nur kurze Zeit. Denn nach drei Monaten wurde Genovefa krank; so krank, daß sie gleich ihr herannahendes Ende fühlte. Darum nahm sie auch bald Abschied von den Ihrigen, besonders aber von ihrem Gemahle und ihrem Sohne, dankte beiden für ihre große Liebe, tröstete sie, und ermahnte vornemlich ihren Schmerzenreich, die Wunder, die Gott an ihm gethan, durch ein frommes Leben zu verherrlichen. Dann schlief sie unter Gebeten ein, und als sie zu Grabe getragen wurde, die Priester mit den brennenden Kerzen voran, und hinter dem Sarge der Pfalzgraf in tiefer Trauer und Schmerzenreich an seiner Seite, und vieles Volk hinter ihnen, ging auch die treue Hirschkuh mit tiefgesenktem Kopfe neben dem Sarge her. Und als dieser in der Kirche in die Gruft gelassen wurde, sah sie ihm mit unverwandten Blicken nach, legte sich dann an die Thür der Kirche, und da sie kein Futter mehr nahm, starb sie in wenigen Tagen und wurde unter einem Baume auf dem Kirchhofe eingescharrt."

„Der Jammer des Pfalzgrafen war nun unbeschreiblich. Am Tage hatte er keine Ruhe und Nachts keinen Schlaf, und es kam ihm bisweilen vor, als drücke ihn die Last der alten Schuld noch mehr als vordem, weil er nun Nichts mehr thun konnte, um seiner armen Genovefa Liebe zu zeigen. Wie nun Schmerzenreich die tiefe Betrübniß seines Vaters sah, wußte er ihn doch, so klein er auch war, mit klugen Worten zu trösten, indem er sagte: seine fromme Mutter hätte sich ja zu aller Zeit nach dem Himmel gesehnt, und ihr voriges Elend als eine Vorbereitung dazu angesehn;

darum soll' er sich doch nicht so betrüben, da ihr Wunsch in Erfüllung gegangen. Vielmehr habe sie ihnen ja durch ihren gottseligen Tod den rechten Weg zum Himmel gezeigt. — Nun erfreute es zwar den Grafen, daß der Knabe so klug und fromm sprach; aber den Schmerz konnten ihm diese Reden doch nicht von dem Herzen nehmen. So ging er denn eines Tages in seiner tiefen Betrübniß in den Wald, in welchem Genovefa die sieben Jahre des Jammers und Elends durchlebt hatte, und kam bis zu dem Felsenthale und in die enge Höhle, und legte sich hier auf das Lager, wo sie sich so oft gehärmt hatte, und bedachte da alles ihr Elend und seine eigene Schuld, und weinte lang und bitterlich. Endlich schlief er ein. Da kam es ihm vor, als ob er seine Genovefa sähe in aller ihrer vormaligen Schönheit, und alle Herrlichkeit des Himmels war um sie her, und die Engel stiegen auf und ab, und sie sah mit seligen und verklärten Blicken darein. Dann neigte sie ihr liebes holdes Gesicht zu ihm, und bot ihm die Hand, und er meinte, sie zöge ihn zu sich hinauf. Und als er erwachte, fühlte er eine solche Freudigkeit in sich, als er noch nicht gehabt hatte; und weil ihm der Ort so tröstlich gewesen war, beschloß er hier zu leben und zu sterben, und wo die Höhle war, eine Kirche zu bauen. So that er denn auch; verließ sein Schloß und Land, und lebte hinfort als ein Einsiedler in dem Felsenthale. Schmerzenreich aber wollte nun auch nicht mehr ohne Vater und Mutter in der Welt leben, sondern zog zu ihm in die alte Einsamkeit, und erfreute ihn lange durch seine Klugheit und Frömmigkeit. Und als sein Vater gestorben war, blieb

er dennoch hier, und besprach sich mit den Leuten, die zahlreich zu der Kirche wallfahrteten, und belehrte und ermahnte sie und diente Gott so lang als er lebte."

Das ist eine wunderschöne Geschichte, sagte Mathilde, als Marianne geschwiegen hatte. Es ist viel Trübseliges darinn; aber das erfreut einen auch, wenn es nur zuletzt einen guten Ausgang nimmt.

Aber was ist denn aus dem Golo geworden? fragte Eduard.

„Mein Gott, antwortete Marianne, wie hab' ich doch das vergessen können? Den trieb sein böses Gewissen lange in dem Walde herum, und er fürchtete sich vor dem Zorn des Pfalzgrafen, fast noch mehr aber vor sich selbst. Daher irrte er wie wahnsinnig in der Wildniß umher, und stieg oft in finstrer Nacht auf die steilsten Felsen mit Lebensgefahr. Und als Genovefa wieder gefunden war, kam ihm die Nachricht davon, ich weiß nicht wie, zu Ohren, und er meinte, er würde Ruhe haben, wenn er sie noch Einmal in seinem Leben sähe. Er schlich also aus dem Walde heraus nach dem Schlosse zu, und hielt sich da in der Nähe versteckt, bis er sie eines Morgens am Fenster erblickte. Als er nun ihr blasses und abgezehrtes Angesicht sah, fiel ihm die ganze Last seiner Bosheit wie ein Felsen auf das Gewissen, und er entsetzte sich so, daß die Knie unter ihm zusammen brachen, und er anfing laut zu heulen, wie ein wildes Thier. Da liefen denn die Leute herbei und erkannten ihn; und der Graf ließ ihn binden und Gericht über ihn halten. Ob nun gleich Genovefa aus großer Güte ihres Herzens für diesen Böswicht bat, wurde

er doch von allen Richtern zum Tode verurtheilt, und an derselben Stelle hingerichtet, wo er Genovefen hatte ermorden lassen wollen."

Ich habe mich recht entsetzt vor dem Golo, sagte Mathilde. Man sollte kaum glauben, daß es so böse Menschen gäbe. Es ist nur gut, daß er seine Strafe erhalten hat.

Und doch, sagte die Pfarrin, war er vielleicht von Natur nicht so schlimm, sondern nur wild und nicht gewöhnt, seine Begierden in Zaum zu halten. Man kann, denke ich, aus der ganzen Geschichte sehn, daß der erste Schritt immer den folgenden nach sich zog, und daß ihn, nachdem er sich das Erste unterfangen, Furcht, Angst und böses Gewissen zu den entsetzlichsten Missethaten forttrieben. Das ist aber eben der Fluch, der auf der Sünde ruht.

Aber warum, sagte Aurore, wollte denn der Golo auch den kleinen Schmerzenreich tödten lassen, der ihm doch Nichts zu Leide gethan hatte?

Ohne Zweifel, antwortete die Mutter, weil er in ihm einen Ankläger fürchtete, wenn er ihn leben ließe. Er glaubte es so recht klug gemacht zu haben. Aber Gott wendete Alles anders und machte seine Klugheit zu Schanden.

„Da fällt mir noch Eines ein, fuhr Marianne fort, was Herr Tieck erzählte, und ebenfalls gar anmuthig ist. Als Genovefa zum Tode geführt wurde, kam sie über einen Fluß. Da zog sie, auf der Brücke stehend, ihren Trauring vom Finger, und warf ihn in das Wasser, indem sie sagte: So geb' ich meinem Herrn seine

Treu und ſein Verſprechen zurück. So iſt ſeine Blutſchuld geringer. — Und als ſie wieder gefunden war und nach dem Schloſſe zurückkehrte, und wieder an daſſelbe Waſſer kam, da traten zwei Fiſcher zu dem Pfalzgrafen und verehrten ihm einen großen Fiſch, dergleichen Größe noch Niemand geſehn hatte. Der Graf nahm den Fiſch dankend an, und befahl, ihn zum Mahle zuzurichten. Und da man ihn aufſchnitt, fand man den goldenen Trauring darinn, und es war eben, als ob ſie nun von neuem vermählt worden wären."

„Auch das iſt ſchön, wenn es gleich fabelhaft klingt: Nachdem die Kirche im Walde gebaut war, wurde der Leichnam Genovefens dahin getragen, damit ſie künftig an derſelben Stelle ruhen möchte, wo ſie ſo lange geſchmachtet hatte. Und wie der Sarg durch den Wald getragen wurde, beugten die Bäume ihre Gipfel nach ihm zu, und ließen ihre Blüthen darauf fallen, und die Vögel flogen von allen Seiten zu, und ſangen von allen Zweigen herab. Auch andere Thiere kamen, wie ſie früher gethan hatten, und begleiteten den Sarg bis an die Kirche hin."

Ich möchte das Alles in Bildern haben, ſagte Eduard. Ich denke, es müßte ſich ſchön malen laſſen.

Zehnter Abend.

Zwei Nachbarn in der Gemeinde entzweiten ſich über einen Kirchſtand, auf den jeder Anſpruch zu haben glaubte. Die Sache

kam vor die Gerichte, und es entstand ein solcher Zwist daraus, daß die beiden Männer, die sonst Freunde gewesen waren, sich jetzt bitterlich haßten, und allen den Ihrigen verboten, mit einander Umgang zu pflegen.

Dem Pfarrer war das sehr anstößig. Er nahm also die beiden Haderer vor, Einen um den Andern, und redete ihnen freundlich zu; und Jeder war für sich ganz vernünftig, und wenn man ihn allein hörte, schien nur der Gegner Unrecht zu haben. Er verlange Nichts, sagte jeder, als sein gutes, altes Recht, um das ihn der Andre bringen wolle. Darauf pochten sie denn auch, und von einem Vergleiche wollte keiner hören; ja, sie wurden immer trotziger, weil jeder meinte, der Pfarrer halte es mit seinem Gegner.

Da nun die Osterzeit herannahte, wo Alle zum Abendmahl gehn, beunruhigte es ihn noch mehr, daß die beiden Hausväter und alle die Ihrigen mit Groll im Herzen zum Tisch des Herrn gehen sollten, und predigte am Sonntag Lätare, mit besonderer Beziehung auf jenen Zwist, von der rechten christlichen Liebe, die das erste und letzte Gebot und gleichsam der Schlüssel des ganzen Christenthums sey. Er führte da viele schöne Stellen der Bibel an, die man nicht wohl hören kann, ohne daß es einem weich um das Herz wird; wie den: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. Auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel.“ Und jenen andern: „Das ist mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe. Ihr

seyd meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete." Dann legte er das Alles aus und zeigte, wie ruchlos und verdammlich es sey, sich nach Christi Namen zu nennen, und auf sein Verdienst Anspruch zu machen, und doch seinen Geboten entgegen zu handeln. Es sey ausdrücklich gesagt: wer seinen Nächsten nicht liebe, der kenne Gott nicht. Und an einem andern Orte: Es ist ein Fehl unter euch, daß ihr mit einander rechtet. Warum laßt ihr euch nicht lieber Unrecht thun? — Dann fügte er hinzu, wer es nicht über sich gewinnen könne, um des Friedens willen, von dem, was er für sein Recht halte, und worinn er sich doch irren könne, etwas aufzuopfern, der nenne sich fälschlich ein Glied Christi, und bereite sich ein schweres Gericht am Tage der Rechenschaft.

Da er dieses und anderes mit Nachdruck gesagt hatte, schloß er mit einem herzlichen Gebete um Vermehrung der Liebe und des Friedens in der Gemeinde, damit sie Alle und auch er selbst das bevorstehende Osterfest mit rechter Freudigkeit feiern könnten. Das drang durch, und noch an demselben Tage kamen die Frauen der streitenden Hausväter, und erklärten, sie hätten Alles mit ihren Männern erwogen, und wären Eins geworden, den Streit aufzugeben. Sie hätten schon längst wahrgenommen, daß ihre Andacht dadurch in der Kirche gestört worden, und wollten sich also nun aussöhnen. So zeigten sie es auch wirklich am folgenden Tage dem Gerichte an, und bezahlten die aufgelaufenen Kosten gemeinschaftlich. Den Ostersonntag aber gingen sie zusammen zum Abendmahl, und es war nun mit den beiden Familien wie zuvor, ja noch besser; denn sie thaten sich jetzt Alles zu Liebe; um das

Herzleid wieder gut zu machen, das sie sich einander während des Zwistes angethan hatten. Und da in dem Laufe des Sommers ihre Weiber an Einem Tage in das Wochenbett kamen, baten sie sich, zum öffentlichen Zeichen der erneuerten Freundschaft, gegenseitig zu Gevattern. Das war für den ganzen Ort erbaulich, und Jeder, der wußte, wie groß ihre Feindschaft gewesen, konnte nicht ohne Rührung sehn, wie sie sich jetzt am Taufstein so herzlich die Hände schüttelten.

Am Abend des Tages, wo sich das zugetragen hatte, saß die Familie, wie gewöhnlich, zusammen. Sie waren Alle in der Kirche gewesen, den Grosvater ausgenommen, der sich nicht ganz wohl fühlte. Da war nun auch von der Taufe, und dem Verhältnisse der beiden Väter die Rede, und es wurde bei dieser Gelegenheit manches Erbauliche von der Macht des Christenthums und seiner wohlthätigen Wirkung auch auf harte Herzen gerühmt. „Was würde doch die Erde für ein Paradies seyn, sagte der Grosvater, wenn der rechte christliche Sinn überall, so wie es seyn sollte und könnte, Wurzel schlüge, und Sanftmuth, Liebe, Geduld und Demuth, was eben seine rechten Früchte sind, die Welt erfreuten!“

„Aber leider ist den Meisten das Christenthum nur so ein äußerliches Ding, und sie meinen fromm zu seyn, wenn sie eben, ohne Regung des innern Geistes, nur das äußere Werk treiben.“

„Sie führen Christum im Munde und tragen ihn in der Hand oder auf der Brust; aber ihr Herz verleugnet ihn, und ihre Thaten strafen ihre Worte Lügen.“

„Sie nehmen die göttliche Lehre des Friedens und der Ver-

söhnung zum Vorwand des Eigennutzes, des Hasses und der grausamsten Verfolgung."

„Und so kömmt es denn, daß der heiligsten Religion Feindschaft bereitet wird eben durch die, die sie zu schützen vorgeben."

„Gott vergebe ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!"

Der Pfarrer und seine Frau sahen sich an, und waren etwas verwundert, daß der alte Mann mit solchem Feuer und nicht ohne Bitterkeit sprach. Sie waren das so nicht gewohnt. Aber sie wußten nicht, daß ein Fremder bei ihm gewesen war — eben während die Andern in der Kirche die Taufe abwarteten — ein reformirter Geistlicher aus dem südlichen Frankreich. Dieser hatte viel Schreckliches erzählt von der Wuth, mit welcher in seinem Vaterlande der katholische Pöbel nach der Rückkehr des alten Königstammes über die Protestanten hergefallen, wie sie Viele ermordet, die Andern durch Schreckniſſe aller Art geängstigt hätten; so daß auch Einige, um sich nur aus dieser Noth zu retten, von dem Glauben ihrer Väter abgefallen wären. Er, der arme Wanderer selbst, hatte, da die Glieder seiner Gemeinde theils ermordet, theils zerstreut und vertrieben gewesen, seinem Vaterlande in tiefer Betrübniß den Rücken gewendet, und suchte seine Verwandten und Glaubensgenossen in der Mark Brandenburg auf. Dahin trieb ihn jetzt sein Verlangen, und die dringende Einladung, doch Einen Tag hier zu weilen, hatte seine rastlose Ungeduld, einen sichern Hafen zu finden, nicht aufhalten können.

Der Großvater theilte nun Einiges mit, was ihm der ehrwürdige Geistliche erzählt hatte, und das, was in öffentlichen

Blättern über die unbestraften Greuel jener Gegenden gemeldet worden, vollkommen bestätigte.

Diese empörenden Verfälle, sagte der Pfarrer, haben mich diese ganze Zeit über beschäftigt, und es thut mir leid, den vertriebenen Amtsbruder nicht gesprochen zu haben. Wohl hätte man glauben sollen, die Welt sey weit genug zum Bessern fortgeschritten, um sich nicht mehr mit solchen Greueln zu beflecken; aber man darf leider nie auf die Macht des Guten rechnen, wenn die Leidenschaften der großen Masse in Bewegung gesetzt sind. Es sind mir bei dieser Gelegenheit eine Menge von Begebenheiten in das Andenken gekommen, die sich während der Religionskriege am Ende des sechszehnten Jahrhunderts in Frankreich zugetragen haben, und die Bilder der Mordscenen, zu denen die christliche Religion den Vorwand hergeben mußte, haben mich mehrere Tage hindurch verfolgt. Glücklicher Weise fehlt es auch in jener eisernen Zeit nicht an einzelnen Zügen von Menschlichkeit. An diese, und an manche scheinbar zufällige Ereignisse, durch welche Gott die Rettung unschuldiger Menschen bewirkte, hab' ich mich gehalten, und mich desto mehr an diesen einzelnen milden Sternen erfreut, je wüster und dunkler die übrige Nacht war. Das Gute, was in dem Menschen ist, verleugnet sich doch nie ganz, und wer nicht an Wunder glauben will, der achte nur auf solche Zeiten, wo Alles durch einander stürmt, und ohne die Langmuth der ewigen Liebe ganze Völker untergehen würden.

Allerdings, sagte der Greisvater, allerdings bewährt sich die göttliche Liebe am herrlichsten bei den Stürmen, die der Haß der

Menſchen erregt. Sie trägt dieſes Geſchlecht an ihrem Herzen, und erhält es, wenn es ſich ſelbſt zu Grunde richten will.

Mehreres wurde in dieſem Sinne geſprochen. Ich erinnere mich hierbei, fuhr der Grosvater fort, an die Denkwürdigkeiten eines proteſtantiſchen Edelmannes, die ich in meiner Jugend mit vieler Theilnahme geleſen habe. Eduard mag uns Einiges daraus vorleſen. Geh in meine Stube, Eduard, und ſuche da, wo die franzöſiſche Geſchichte ſteht, nach den Denkwürdigkeiten von d'Aubigné.

Eduard ging und kam bald darauf mit dem Buche zurück. Der Grosvater blätterte darinn, ſchlug das zweite Capitel auf, und Eduard las wie folgt:

„Als wir in Paris angekommen waren, that mich mein Vater in die Koſt zu Herrn Beroald, einem Manne von großem Anſehn. Kur: darauf nahm der Prinz von Condé die Stadt Orleans durch Ueberrumpelung ein; der erſte Religionskrieg begann, und die Verfolgung der Hugenotten*) und das Morden und Mordbrennen nahm in Paris ſo überhand, daß ſich Herr Beroald, nach großen Gefahren, denen er mit Mühe entgangen war, endlich genöthigt ſah, Paris zu verlaſſen und mit allen ſeinen Schülern und ſeiner ganzen Familie zu fliehn. Dieß that mir über die Maaßen leid, weil ich eine artige Sammlung von Büchern zurücklaſſen mußte, die auf das Sauberſte eingebunden waren, und manche andere Geräthſchaften, die mir mein Vater

*) Benennung der Proteſtanten in Frankreich.

geſchenkt hatte, um mir das Heimweh zu vertreiben; was ihm auch gelungen war. Ich war auch ſo betrübt darüber, daß, als wir nach Villeneuve St. Georges kamen, das Andenken an meinen Verluſt mir bittere Thränen auspreßte. Da faßte mich Herr Beroald bei der Hand, und ſagte nach ſeiner liebreichen Weiſe: Mein junger Freund, fühlſt Du nicht, welch' ein Glück es für Dich iſt, in ſo zarten Jahren Etwas für den zu verliehren, der Dir Alles gegeben hat?" — —

Und wie alt war er damals? fragte Eduard ſich unterbrechend.

Er ſtand in ſeinem achten Jahre, antwortete der Grosvater, wenn ich mich recht erinnere. Sein Geiſt war den Jahren vorangeeilt. Die Bedrängniſſe der Zeit, wie es zu geſchehn pflegt, hatten auch das Ihrige beigetragen, ihn ſchneller zu entwickeln.

Eduard fuhr fort: „Unſer kleiner Haufe beſtand aus vier Männern, drei Frauen und mehrern Kindern. Wir nahmen von Villeneuve den Weg nach Goudrey und begaben uns zu dem Präſidenten l'Etoile, wo wir einen Wagen bekamen. Mit dieſem gelangten wir nach Gouranges. Hier aber ſtieß uns der Chevalier Dachon auf, der die Feſtung mit hundert Reitern beſetzt hielt. Er nahm uns gefangen und überlieferte uns den Händen eines Inquiſitors, den er bei ſich hatte. So jung ich war, ſo weinte ich doch nicht, da man mich in das Gefängniß führte; aber da man mir einen kleinen verſilberten Degen abnahm, und einen Gürtel mit ſilbernen Neſteln, konnte ich die Thränen nicht zurückhalten." —

Der arme Junge, ſagte Mathilde. Erſt muß er ſein freund-

liches Stübchen und seine hübschen Bücher im Stiche lassen, und nun wird er auch gar noch geplündert.

Aber es ist doch drollig, setzte Marianne hinzu, ein so kleiner Knabe, der einen Degen trägt! —

Warum aber nur ins Gefängniß, fragte Aurora. Sie werden ihm doch gewiß nichts zu leid thun. —

Du wirst hören, sagte der Pfarrer.

Eduard las weiter: „Der Inquisitor nahm mich bei Seite und fragte mich aus, und meine Antworten erzürnten ihn sehr. Die Offiziere aber waren freundlicher gegen mich. Da ich einen saubern Anzug von weißem Atlas trug, und mein Betragen etwas nicht ganz Gewöhnliches hatte, wurden sie aufmerksam auf mich, nahmen mich aus dem Gefängnisse und führten mich zu Dachon. Dieser sagte mir, unser ganzer Haufe sey zum Feuer verurtheilt, und wenn wir erst auf dem Richtplatz wären, so würde nicht mehr Zeit zum Widerruf seyn."

Zum Feuer, rief Mathilde, und ließ ihr Strickzeug aus den Händen fallen. Und was hatten sie denn verbrochen?

Sie waren andrer Meinung über den Glauben als ihre Feinde, antwortete der Vater.

Wahrscheinlich weil sie einen andern Katechismus hatten, sagte Marianne. Aber was konnte denn der achtjährige Knabe dazu, daß man ihn den evangelischen Katechismus hatte lernen lassen? — —

O sie werden ihn nur haben bange machen wollen, sagte Aurore.

Die Mutter winkte und Eduard wiederholte die letzten Worte: „Und wenn wir erſt auf dem Richtplatze wären, ſo würde nicht mehr Zeit zum Widerrufen ſeyn. Ich antwortete: der Abſcheu, den ich gegen die Meſſe fühlte, nähme mir die Furcht vor dem Feuer.“

Die Mädchen ſchlugen in die Hände und ſahen ſich verwundert an. Eduard legte das Buch vor ſich hin auf die Knie, faltete die Hände darüber, und ſah ſinnend darauf. Dann nahm er es wieder und las, wie folgt:

„Da ſich im Zimmer zwei Männer befanden, die auf der Geige ſpielten, und Andere, die nach dieſer Muſik tanzten, befahl mir der Hauptmann, eine Gaillarde zu tanzen — —

Was iſt das? fragte Mathilde.

Eine Art luſtiger Tanz, antwortete der Vater.

Wie? fuhr Marianne auf, nachdem man ihn hat zwingen wollen, ſich ſeines Glaubens abzuthun, nachdem man ihm mit Verbrennen gedroht hat, muthet man ihm zu, einen Tanz aufzuführen!

Das wird er doch gewiß nicht gethan haben, ſagte Mathilde.

— „befahl mir der Hauptmann eine Gaillarde zu tanzen, und ich führte dieß zum Vergnügen der ganzen Geſellſchaft aus. Sie lobten mich und dankten mir. Dieß hinderte indeſſen den Inquiſitor nicht, mich unter greulichen Drohungen wieder in das Gefängniß zurück zu führen.“

„Da ich nun jetzt Herrn Beroald Nachricht brachte, daß unſer Urtheil — —“

Was gibt es denn da? sagte der Grosvater, sich ein wenig erhebend. Ich höre ja sonderbar schlagen! — Ja wohl, sagte die Pfarrin, es wird Feuer seyn; und in dem Augenblicke riß eine Magd die Thür auf, und meldete mit bebender Stimme, daß es im Dorfe brenne. Alles war aufgesprungen. Der Pfarrer nahm seinen Hut. Die Mutter eilte unter das Dach, um sich umzusehn. Das Stürmen dauerte fort. Aengstlich liefen die Kinder hin und her. Nur Lili setzte sich ruhig zu ihren Puppen; legte sie, eine neben die andere, in die Puppenwiege, wickelte die dazu gehörigen Kleider zusammen, und steckte Alles, die Puppen, die Wiege und die Kleider, in einen kleinen Tragkorb, den sie auf den Rücken nahm, bereit, wenn es Noth thäte, mit ihrer ganzen Habe von dannen zu gehn.

Die Andern machten ebenfalls ihre Anstalten, Jedes nach seiner Weise. Auch die Mutter ordnete dieses und jenes an, und Eduard trug ihr zu, was zusammengestellt werden mußte zur schleunigen Rettung.

Glücklicherweise kamen sie mit dem Schrecken davon. Das Feuer war in dem Schornstein des Wirthshauses am äußersten Ende des Dorfes ausgebrochen, und hatte nur einen Theil des Daches verzehrt. Die Hülfe war schnell bei der Hand gewesen, und die Unerschrockenheit Einiger und der Eifer Aller hatte der drohenden Gefahr frühzeitig Schranken gesetzt.

Der Rest des Abends ging damit hin, Alles wieder an Ort und Stelle zu bringen. Auch Lili packte ihren Korb wieder aus, erzählte den Puppen Alles, was sie von dem Vater gehört hatte,

und ermahnte sie, sich nun nicht weiter zu ängstigen, da ja das Unglück mit Gottes Hülfe vorüber sey. Und nachdem sie ihnen wohl zu schlafen gewünscht und jede geküßt hatte, ging sie selbst zu Bette, und schlief sorglos, bis der Morgen hell und heiter zum Fenster herein sah.

Eilfter Abend.

Als man sich am folgenden Abend wieder versammelt hatte, verlangten Alle die Fortsetzung der unterbrochnen Geschichte. Jedes nahm Antheil an dem wackern kleinen D'Aubigné, und ängstigte sich in seine Seele um den Erfolg seiner bangen Lage.

Eduard hatte das Buch schon bereit, und die Stelle aufgesucht, wo er gestört worden war. Er las jetzt weiter:

„Da ich nun jetzt Herrn Beroald Nachricht brachte, daß unser Urtheil gesprochen wäre, forschte er bei Allen nach ihren innersten Gesinnungen, und es kostete ihm wenige Mühe, sie zu dem Entschlusse zu bewegen, eher zu sterben, als auf ihren Glauben Verzicht zu thun. Als wir gegen Abend zu essen bekamen, zeigte man uns den Scharfrichter von Milly, welcher Anstalten zu unsrer Hinrichtung machte, die am folgenden Morgen vor sich gehen sollte. Sobald daher die Thür des Gefängnisses geschlossen wurde, fing jeder an zu beten und sich zum Tode vorzubereiten. Aber zwei Stunden nachher kam ein Offizier von Dachons Compagnie, ein gewesener Mönch, dem unsere Bewachung anvertraut

war, zu uns herein, küßte mich auf die Wange, und sagte zu Herrn Beroald: „Wenn es mir auch das Leben kosten sollte, so muß ich Euch retten, um dieses Kindes Willen. Haltet Euch zur Flucht bereit, wenn ich es Euch sage; fürs Erste seht zu, ob Ihr mir funfzig oder sechzig Thaler geben könnt, um zwei Leute zu bestechen, ohne die ich nichts thun kann.“ Man fand nicht für rathsam, mit diesem Manne zu handeln, sondern händigte ihm sechzig Thaler ein, welche Einige von uns in ihren Schuhen versteckt hatten. Um Mitternacht kam der Offizier mit den beiden Männern zurück, und sagte zu Beroald: Ihr habt mir gesagt, daß der Vater dieses Knaben das Commando in Orleans hat; versprecht mir, daß er mich in seine Compagnie nimmt. — Diese Forderung wurde ihm zugesagt, und noch eine gute angemessene Belohnung obendrein; worauf er uns Allen befahl, uns einander an den Händen fest zu halten; mich aber nahm er selbst bei der Hand, und ließ uns Alle auf diese Weise ganz still bei der Hauptwache vorüber gehn, dann durch eine Scheune, wo unser Wagen stand, und von da Querfeldein nach der Straße von Montargis, wo wir endlich, nach vieler Mühe und Anstrengung, wohlbehalten ankamen.“

Gottlob, rief Aurore. Ich bin fast vor Angst gestorben. —

Wie wird sich aber der abscheuliche Hauptmann gewundert haben, als er am folgenden Morgen das Gefängniß leer fand, sagte Mathilde.

Ich kann das Alles gar nicht begreifen, fiel Marianne ein. War denn in Frankreich der Glaube nicht frei, und wurden die

Menſchen verbrannt, die nicht in die Meſſe gehen wollten? Wir ſind ja doch gewiß auch recht gute Chriſten, und gehen nicht in die Meſſe; und unter der Räuberbande, die wir vor dem Jahre zum Richtplatze führen ſahen, waren auch einige Katholiſche, die ſicher keine guten Chriſten waren.

Hierüber iſt Vieles zu ſagen, antwortete der Vater; aber für jetzt mag Weniges genug ſeyn. Gott hat den Menſchen die Art und Weiſe frei geſtellt, wie ſie ihn ehren und lieben wollen, wenn es nur mit reinem Herzen geſchieht. So war ohne allen Zweifel Chriſti Wille, der ja auch keine Form geboten hat, in der und durch die wir allein ſelig werden ſollten, ſondern vielmehr heftig gegen diejenigen eiferte, die mit Stolz und Dünkel erfüllt, nur ihre Weiſe für die rechte Gott gefällige hielten. Aber ſein Sinn iſt nicht auf alle Chriſten übergegangen. Eben das, wogegen er eiferte, und was er von der Gottesfurcht geſchieden wiſſen wollte, hat ſich leider nur zu bald wieder eingefunden; ſo daß man die Schale für den Kern und das Kleid für den Mann nahm. Und da es leichter iſt, gewiſſe Gebräuche zu beobachten, als ſein Herz vom Böſen zu reinigen oder der Sünde zu entſagen, und ſich durch Tugend Gott zu nähern, ſo hat die Bequemlichkeit der Menſchen es bald für gut gefunden, den äußern Zeichen einer chriſtlichen Denkungsart dieſelbe Kraft beizulegen, welche die Frömmigkeit ſelbſt hat, und endlich nur die für wahre Chriſten zu erklären, welche jene Gebräuche beobachten.

Aber warum, wendete Eduard ein, mußte man diejenigen, welche jene Gebräuche nicht beobachten, oder an andere gewöhnt

waren, so entsetzlich verfolgen, und sie gar ermorden und verbrennen?

Es ist nichts in der Welt, erwiederte der Vater, was mehr Unheil über die Menschen gebracht hätte, als die Rechthaberei, die eine Tochter des Hochmuths und also von keiner guten Abkunft ist. Es gibt leider nur allzu viele Menschen, die auch in den geringfügigsten Dingen keinen Widerspruch vertragen können, und je wichtiger der Gegenstand ist, von dem sie etwas behaupten, desto mehr glauben sie ein Recht zu haben, auf ihrer Meinung zu bestehn. Bei einem Gegenstande also, wo es die Seligkeit gilt, ist es, bei dieser Verkehrtheit der Menschen, gar wohl begreiflich, daß die Begierde Recht zu behalten, sich in den bittersten Haß gegen die Anders-Meinenden umwandelt.

Aber Hassen und Verfolgen und ein Christ seyn, das sind ja ganz entgegengesetzte und widersprechende Dinge, sagte Marianne. Wie kann man denn glauben recht zu thun und Gott zu gefallen, wenn man andern Menschen, gesetzt auch daß sie irrten, Böses zufügt?

Allen wahrhaft frommen und christlich gesinnten Menschen, erwiederte der Vater, muß das allerdings unverträglich scheinen. Aber viele, denen ihr Ansehn, oder das Ansehn dessen, was man die Kirche nennt, und was eigentlich die Priesterherrschaft ist, mehr am Herzen liegt als wahrhafte Gottesfurcht, oder die das eine mit dem andern verwechseln, und statt Gott zu dienen, menschlicher Leidenschaft fröhnen, haben gewähnt, den rechten Glauben — nemlich den ihrigen — durch alle auch die grausamsten

Mittel aufrecht erhalten zu müssen, und auch unter dem Volke, das ihren Einsichten natürlich das Meiste zutraut, den schrecklichen Wahn verbreitet, als ob die Ausübung solcher Gewaltthätigkeiten gegen Andersgesinnte und Ketzer ein verdienstliches und Gott wohlgefälliges Werk sey.

So dachte auch in jener Zeit, und gewiß er nicht allein, Gaspard de Tavanne, ein französischer Edelmann. Er war einer von denen, die in der Bartholomäus-Nacht — wo jener Wahnsinn die entsetzlichsten Greuel erzeugte und einer großen Anzahl von Protestanten das Leben kostete — rüstig mordeten und Andre zum Morden aufmunterten. Viele Jahre nachher, als er auf dem Todenbette lag, und seine Sünden einem Priester bekannte, sagte dieser: Sie sprechen nicht von der Bartholomäus-Nacht? — O diese, antwortete der Sterbende, betrachte ich als ein verdienstliches Werk, welches meine andern Sünden austilgen soll.

Unglaublich, rief die Mutter. Eine solche Verwirrung von Recht und Unrecht, so ein Vermischen der Gottesfurcht mit der Ruchlosigkeit könnte einen selbst verwirrt machen. Und wie mußte es da um die Religion stehn, wo man ein solches Trugbild der eigennützigsten und hassenswürdigsten Leidenschaften an die Stelle des Christenthums setzte!

Ich könnte noch auffallendere Beispiele dieser Art anführen, sagte der Pfarrer, die leider nicht jene wüste Zeit allein darbietet; aber, wie gesagt, ich entfliehe der Erinnerung jener Greuel, oder nehme mir das daraus, was das Wirken der ewigen Liebe auch mitten in der Verwirrung des menschlichen Thuns offenbart. So

fällt mir eben die Geſchichte der Rettung eines andern Kindes aus jener Zeit ein, die ſich recht gut an die von unſerm wackern D'Aubigné anſchließt. Dieſe kann uns Marianne morgen vorleſen.

Zwölfter Abend.

Die Unpäßlichkeit des Grosvaters war gehoben, und die Abendverſammlung wurde wieder im Garten, in dem Schatten der alten Nußbäume, gehalten. Marianne, heute zur Vorleſerin beſtimmt, hatte ihren Seſſel an den Stein der Sonnenuhr gelehnt; Eduard zimmerte an einem Käfich für einen Finken, den er zu fangen hoffte; Mathilde nähte Blümchen in ein Neſſeltuch für die Mutter, und Aurore und Lili wuſchen emſig die Kleider der Puppen aus, mit denen ſie auf den nächſten Feſttag geſchmückt werden ſollten.

Nachdem ſich auch der Grosvater auf den Lehnſtuhl niedergelaſſen hatte, und ſeine Tochter und der Pfarrer neben ihm, nahm Marianne das Buch, und las mit ihrer melodiſchen Stimme, wie folgt:

„Der Friede, welchen der Hof mit den Hugenotten geſchloſſen, die feierlichen Verſicherungen, die er ihnen gegeben hatte, und vorzüglich die Vermählung des jungen Königs von Navarra (der nebſt dem Admiral Coligni das Haupt der proteſtantiſchen Partei war) mit der Schweſter des Königs, Karls des Neunten, hatte den Proteſtanten Vertrauen eingeflößt, und ein großer Theil

derſelben und gerade die Vorzüglichſten von ihnen befanden ſich zu Paris und in der Nähe des Hofs. Dennoch brach wenige Tage nach den Vermählungsfeſten der lang bereitete Sturm über die Sichergewordenen aus. Der Admiral Coligni wurde das erſte Opfer dieſer Verſchwörung des Hofs. Noch krank von einer Wunde, wurde er in der Nacht von Mördern überfallen, mit vielen Stichen getödet, und ſein Leichnam auf die Straße geworfen."

„Ein Roßhändler, welcher in der Nähe des Admirals wohnte, und Zeuge dieſes Auftrittes geweſen war, ſchloß aus manchen Zeichen, daß wohl die ganze Partei der Evangeliſchen gefährdet ſeyn möchte, und eilte mit dieſer Beſorgniß nach dem Hauſe des Herrn de la Force, mit dem er kurz vorher einen Handel geſchloſſen hatte, um ihn zu warnen; und da er auf der Seine kein Fahrzeug zum Ueberſetzen bekommen konnte, ſchwamm er durch den Fluß und brachte die ſchlimme Poſt. Herr de la Force verſammelte ſogleich mehrere Edelleute ſeines Glaubens, und weil ſie meinten, der Hof ſey mit dieſen Unthaten unbekannt, beſchloſſen ſie, ſich zu dem Könige zu begeben; aber ſie konnten nicht über den Fluß nach dem Louvre*) kommen, weil der Hof alle Fahrzeuge in Beſchlag genommen hatte, um die Mörder nach demjenigen Theile der Stadt zu führen, wo die meiſten Hugenotten wohnten. Dieſer Umſtand ſetzte ſie in Verlegenheit. Sie kehrten zurück und faßten mancherlei Rath. Jetzt brach der Tag an; die ſchlimmen Nachrichten mehrten ſich. Man hatte auf allen

*) Dem Königlichen Palaſte.

Rachen der Seine Soldaten gesehn, und diese kamen näher. Herr de la Force setzte sich mit seinem Bruder zu Pferde, um zu entfliehn; da er aber bemerkte, daß ihm seine Söhne nicht folgten, wie er erwartet hatte, kehrte er in sein Haus zurück und ließ die Thür schließen. Unmittelbar darauf kamen Bewaffnete, besetzten das Thor, und befahlen es unter gräßlichen Drohungen zu öffnen. Da nichts anders zu thun war, gab Herr de la Force Befehl hierzu, und erwartete nun in seinem Zimmer, was Gott über ihn verhängen würde."

„Augenblicklich füllte sich das ganze Haus mit Soldaten, die von einem Hauptmanne, Martin genannt, angeführt wurden. Alles wurde entwaffnet und in Einen Winkel zusammengedrängt, indem man ihnen zurief: Betet, wenn Ihr wollt, denn Ihr müßt in dem Augenblick sterben."

„Herrn de la Force verließ die Gegenwart des Geistes nicht. Er sagte zu den Mördern: Thut was Euch beliebt; ich bin ein alter Mann und habe nicht lange mehr zu leben. Aber schont diese Kinder, die Niemanden etwas zu Leid gethan haben. Ihr Tod wird Euch keinen Nutzen bringen; aber ich kann Euch ein Lösegeld geben, wovon Ihr mehr Vortheil haben werdet."

„Diese Worte machten einigen Eindruck; die Mörder zerstreuten sich durch das Haus und fingen an zu plündern; kamen aber nach einiger Zeit, als sie Geld, Silberzeug und andre Dinge von Werth genug geraubt hatten, wieder zurück, und schrien: es müßten Alle sterben. Sie hätten Befehl Alle zu töden, und Niemanden zu schonen. — Da sprach Herr de la Force wiederum zu

ihnen mit noch größerem Nachdrucke, und bot ihnen zweitausend Thaler Lösegeld; worauf der Hauptmann sagte: Nun, so kommt Alle mit mir. — Als sie nun auf die Hausflur gekommen waren, befahl er ihnen, ihre Schnupftücher zusammen zu legen, und kreuzweis um ihre Hüte und Mützen zu binden, und den Ermel des rechten Arms bis an die Schultern aufzustreifen. Denn das waren die Zeichen, woran sich die Mörder erkannten."

„Wie sie nun auf die Straße kamen, fünf an der Zahl, der Vater mit seinen Kindern und zwei Diener, sahen sie viele Leichname der Ermordeten ihres Glaubens, die man in die Seine warf. Der Hauptmann aber brachte sie in sein Haus, und ließ sich das Ehrenwort geben, daß weder Herr de la Force, noch eines seiner Kinder sich entfernen wollten, bevor das Lösegeld bezahlt wäre. Dann ging er weiter, um anderwärts zu plündern."

„Herr de la Force schickte nun sogleich einen der Diener zu seiner Schwägerin, um ihr zu melden, was ihm begegnet sey, und sie zugleich zu bitten, ihm die Summe Geldes zu schicken, die er für seine Lösung versprochen. Worauf sie ihm sagen ließ, sie hoffe diese Summe bis zum nächsten Tage zusammen zu bringen; aber seine Gefangennehmung sey schon bekannt, und sie fürchte für sein Leben, wenn es dem Könige zu Ohren käme. Dasselbe bestätigte ihm auch der Diener in seinem eigenen Namen, und beschwor seinen Herrn, sich aus diesem Hause zu retten; worauf sich auch die beiden Soldaten, die der Hauptmann bei ihnen gelassen, erboten, ihn mit den Seinigen an einen andern Ort zu bringen, und was sie nur sonst vermöchten für seine

Rettung zu thun. Auf alle dieſe Vorſtellungen antwortete Herr de la Force: Ich habe mein Wort gegeben; dieſes kann ich nicht brechen, ſondern bin entſchloſſen, zu erwarten, was Gott über mich und über dieſe Kinder verhängt. Dann bat ihn der Diener wieder, er möchte ihm wenigſtens erlauben, da die Sachen ſo ſchlimm ſtänden, die Kinder zu retten. Doch blieb er feſt bei ſeinen Worten, und ſetzte hinzu, es werde geſchehn, was Gott beſchloſſen habe."

Aber das hätte er doch zugeben können, ſagte Mathilde. Hatte er denn ſeine Kinder nicht lieb, daß er ſie ſo der augenſcheinlichſten Todesgefahr ausſetzte?

Es mag ſeinem Herzen genug gekoſtet haben, antwortete der Pfarrer; aber ein Ehrenmann hält ſein Wort, wie ſchwer es ihm auch immer ankommen mag. Wenn man einmal ſterben ſoll, ſo iſt ein großer Troſt, nicht in der Lüge zu ſterben.

Aber wie, wenn er ſich mit Gewalt befreit hätte? ſagte Eduard.

Hätte er ſein Ehrenwort dann weniger gebrochen? antwortete der Vater.

Eduard zuckte die Achſeln mit einem Seufzer, und Marianne las weiter:

„An dem Abend endlich, wo das bedungene Löſegeld ausgezahlt werden ſollte, kam der Graf Coconas mit dreißig oder vierzig ſchweizeriſchen und franzöſiſchen Soldaten in das Haus, und ſagte zu Herrn de la Force: „der Bruder des Königs hätte vernommen, daß er in dieſem Hauſe gefangen wäre, und wünſchte ihn zu ſprechen." Zugleich nahm dieſe Bande den Gefangenen

Mäntel und Mützen ab, und ſie ſahen daraus, daß man die Abſicht hätte, ſie zu ermorden; worauf ſich Herr de la Force über Wortbrüchigkeit beklagte, da man ihm Befreiung zugeſagt habe und er das bedungene Geld erwarte."

„Während dem ſprach der jüngere Sohn, der in ſeinem dreizehnten Jahre ſtand, unabläſſig zu dieſer Rotte, ſchalt ſie wegen ihrer Treuloſigkeit und ſprach ſeinem Vater Muth zu. Dieſer Knabe verſicherte in der Folge, er habe die feſte Ueberzeugung gehabt, nicht umzukommen, ob er gleich geſehn, daß die Abſicht wäre, Alle zu ermorden."

„Und ſo geſchah es auch wirklich."

„Nachdem die Mörder ſie ſämmtlich bis an das Ende der Straße Petits-Champs geführt hatten, nah' am Wall und der Stadtmauer, ſchrien ſie Alle auf einmal: Schlag tod, ſchlag tod! Der älteſte Knabe erhielt die erſte Wunde. Er wankte und rief: Ach mein Gott ... ich bin tod. Der jüngere, als ob es ihm Gott eingegeben hätte, that das Nämliche, ob er gleich keine Wunde bekommen hatte, und fiel zur Erde, wie ſein Bruder. Der Vater und der ältere Sohn bekamen auf der Erde liegend noch einige Stiche; der jüngere aber blieb ohne Wunde; und ob ſie gleich ganz ausgekleidet wurden, bemerkte doch Niemand, daß er ohne Wunde war; denn er war mit dem Blute der andern bedeckt."

Mathilde hielt die Hände vor die Augen, wie jemand, der etwas Entſetzliches nicht ſehn will. Aurore aber ſagte leiſe zu Lili: Ich fürchte mich ſo, daß ich kaum noch die Hände bewegen kann. Aber ſey nur ſtill. Es wird ja wohl noch gut kommen.

Marianne wollte weiter lesen; da hörte man von der Landstraße her ein Geräusch vermischter Stimmen, erst ferner, dann immer näher und näher, und bald erschien ein Getümmel von Menschen; Männer und Weiber, Knaben und Mädchen, meist in ärmlicher Kleidung und baarfuß. In den Händen trugen sie Rosenkränze, die sie immer durch die Finger laufen ließen; und an ihrer Spitze zog ein Priester mit einem Crucifix in der Hand, das er von Zeit zu Zeit in die Höhe hob, wenn er die Gebetsformel anfing, die der ganze Zug schnell und eintönig nachsprach. Es waren Wallfahrer, die zu einem Gnadenbilde nach Franken zogen, und durch dieses müssige Umherziehn Vergebung ihrer Sünden oder ein besonderes Verdienst bei Gott suchten.

Die Kinder sahen dem wunderlichen Zuge lange nach, und auch als er ihnen schon aus dem Gesichte war, hallte noch das rasselnde Getös des einförmigen Gebetes nach. Und da der Pfarrer eben auch zu einem Geschäfte abgerufen wurde, und der Grosvater sich nicht länger der Kühle des Abends aussetzen durfte, wurde die Fortsetzung der Geschichte auf den folgenden Tag verschoben.

Dreizehnter Abend.

Am nächsten Abend las Marianne weiter, wie folgt:

„Als die Mörder fortgegangen waren, kamen Leute aus den benachbarten Häusern, und betrachteten die Leichen aus Neugierde.

Da sagte ein armer Mann, indem er den jungen Caumont*) beschaute, den er für tod hielt: Lieber Gott, das ist nur so ein armes kleines Kind! Was kann denn der gethan haben? — Da der Kleine dieses hörte, schöpfte er Muth, richtete sich ein wenig auf, und sagte ganz leise: Ich bin nicht tod. Um Gottes Willen rettet mich.... Der arme mitleidige Mann aber legte ihm die Hand auf den Kopf, drückte ihn nieder und sagte: Still, Kleiner, rühre Dich nicht. Sie sind noch in der Nähe. Nach einiger Zeit warf er ihm einen alten schlechten Mantel über, denn er war ganz entkleidet, und führte ihn weg. Und da einige Nachbarn ihn fragten, wen er denn da führe, antwortete er: Es ist mein Neffe. Der Junge hat sich betrunken, und er soll jetzt seinen Lohn dafür haben. So führt' er ihn weiter und bracht' ihn in ein kleines Kämmerchen, das er in einem alten Hause unter dem Dache hatte, und gab ihm die schlechten Kleider seines Neffen. Die ganze Nacht behielt er ihn bei sich, und als der Morgen anbrach, fragte er ihn, wohin er ihn nun bringen sollte. Nach dem Louvre, antwortete der kleine Caumont; denn hier hatte er eine Schwester im Dienste der Königin. Aber sein Retter, der ein armer Aufwärter im Wallhause war, stellte ihm vor, daß er auf diesem Wege bei vielen Wachen vorüber müßte, die ihn leicht erkennen und sie dann Beide umbringen würden."

„Unter diesen Umständen schlug ihm der junge Caumont vor, nach dem Arsenale zu gehn, wo er eine Tante habe. Der Andere

*) Name des jüngern Sohnes von de la Force.

erwiederte, der Weg ſey lang, doch könnten ſie da längs den Mauern hingehn, wo ihnen wenige Menſchen begegnen würden. Aber, ſetzte er hinzu, ich bin ſehr arm; und die Sache iſt nicht ohne Gefahr. Verſprechen Sie mir dreißig Thaler für meine Mühe zu geben."

Pfui, ſagte Eduard; ich hätte dem Manne etwas Beſſeres zugetraut.

Er war ſehr arm, ſagte Marianne.

Das würden die Verwandten des jungen Caumont auch begriffen haben, erwiederte Eduard. Unter ſolchen Umſtänden um Geld zu handeln! Das nimmt ihm in meinen Augen einen großen Theil ſeines Verdienſtes.

Vielleicht hätte er es auch zu einer andern Zeit nicht gethan, ſagte der Pfarrer. Aber die Zeit war unglaublich verderbt; wie denn ſchlechte Regierungen den Charakter der Menſchen immer herabwürdigen. Jener arme Aufwärter mochte glauben, ſo recht großmüthig zu handeln, da er ja den Knaben hätte erſchlagen und ſich einen Sold vom Hofe dafür hätte zahlen laſſen können.

Marianne las weiter: „Der Handel war bald geſchloſſen, und Beide brachen zuſammen in der Morgendämmerung auf, wobei der junge Menſch in ſchlechte Lumpen gekleidet war, und eine rothe Mütze mit daran geheftetem bleiernen Kreuze trug. Als ſie ſo an Ort und Stelle gekommen waren, ließ der Knabe ſeinen Begleiter in einer kleinen Entfernung ſtehn, und wartete ſelbſt an dem Thore des Arſenals — denn er wagte nicht anzuklopfen — und als endlich Jemand herauskam, ſchlüpfte er mit hinein, ohne daß man auf ihn achtete. Mit großer Bangigkeit ging er nun durch

den ersten großen Hof, und gelangte so in die Wohnung seiner Tante, ohne daß ihm jemand Bekanntes begegnete. Endlich wurde er einen Pagen gewahr, der seinem Vater angehört hatte. Von diesem wurde er unerkannt zu seiner Tante gebracht, die zu Bette lag und das Unglück ihrer Verwandten beweinte. Als sie nun ihren Neffen in seinem Aufzuge erkannte, umarmte sie ihn unter tausend Thränen mit der größten Zärtlichkeit, und lobte Gott, und ließ sich erzählen, durch welch' ein Wunder er gerettet worden. Denn sie hätte nicht anders geglaubt, als er sey mit den Uebrigen umgekommen. Er aber bat sie, vor allen Dingen seinem Retter die bedungenen dreißig Thaler und die ihm gehörigen Kleidungsstücke einhändigen zu lassen. Welches auch auf der Stelle geschah."

„Der junge Caumont wurde jetzt in die Kleider eines Pagen des Marschall Biron gesteckt, der damals Feldzeugmeister war, und, um größerer Sicherheit willen, in das eigene Cabinet des Marschalls eingeschlossen. Hier blieb er zwei Tage. Aber jetzt erhielt der Marschall Nachricht, daß der König vernommen, es hätten sich Hugenotten in das Arsenal geflüchtet, und den Beschluß gefaßt hätte, überall nachforschen zu lassen. Aus Furcht vor dieser Haussuchung brachte man den Knaben aus dem Cabinette in die Kammer der Jungfern, steckte ihn zwischen zwei Betten, und deckte ihn mit allerhand Wäsche und Kleidungsstücken zu. Hier blieb er drei oder vier Stunden, bis nach Mitternacht, worauf er wieder in das vorige Cabinet zurückgeführt wurde."

Das arme Kind, sagte die Pfarrin. Welche lang dauernde

immer erneute Angst! Und dabei die Schreckensbilder der vorigen Tage, und der Schmerz über den grausamen Tod seines Bruders und Vaters! —

„Da Frau von Brisenburg, die Tante des jungen Menschen, keine Ruhe hatte, bis sie ihn an einen sichern Ort gerettet wußte, so wurde ein Herr von Born, ein Offizier der Artillerie, in das Geheimniß gezogen. Dieser kam bei Tages Anbruch in das Cabinet, und nahm den Knaben, der noch immer die Livrei eines Pagen vom Hause trug, mit sich zu dem Controlleur der Artillerie, Herrn Guillon, und sagte zu diesem: Sie sind mein Freund. Erzeigen Sie mir den Gefallen, diesen jungen Menschen, einen Sohn des Herrn Beaupuy und meinen Verwandten, bei sich zu behalten. Ich habe ihn hierher kommen lassen, um ihn als Page anzubringen. Aber ich will warten, bis die Unruhe vorüber ist."

„Herr Guillon merkte nun zwar, daß die Sache nicht so war, wie man ihm sagte; aber er zeigte sich dennoch bereit, darauf einzugehn, und behielt ihn bei sich. Nach sieben oder acht Tagen indeß erfolgten so bedenkliche Erkundigungen, daß man wohl sah, das Geheimniß müßte verrathen seyn. Sobald Herr von Born hiervon unterrichtet wurde, ließ er ohne Zeitverlust Pferde kommen, Eines für sich, und ein Anderes für den ihm anvertrauten Knaben."

Ist es nicht erfreulich zu sehn, sagte der Pfarrer, wie Gott so manchen Menschen erweckt, um mit Gefahr des eigenen Lebens die Rettung eines Kindes zu fördern? über diesen edeln Eifer vergißt man die Greuel, die ihn veranlaßten.

Und vielleicht, setzte der Großvater hinzu, waren diese Leute

in der Religionssache, um die es sich damals handelte, ganz verschiedener Meinung. Sie sahen die Noth und Gefahr eines Menschen, und vergaßen darüber die Partei. Dies mag oft noch schwerer und edler seyn, als die Gefahr zu vergessen. — Jetzt laß uns weiter hören.

Marianne las: „Beim Reiten durch die Stadt stießen sie mitten in einer Straße auf einen feierlichen Umgang, worüber das Pferd des jungen Caumont scheu wurde, und Verwirrung verursachte; so daß sie darüber in große Bestürzung geriethen. Denn alle Ereignisse der vorhergehenden Tage hatten den Knaben mit solchem Mißtrauen erfüllt, daß er meinte, wer ihn ansähe, müßte ihn erkennen."

„Gott lenkte indeß die Sache so, daß sie glücklich an das Stadtthor kamen und auch hinaus. Vor dem Thore fanden sie einen Herrn zu Pferde, Namens de Fraisse. Diesem übergab Herr von Born den Knaben, und sagte ihm, daß er Befehl habe, ihn weiter zu bringen; nahm dann Abschied und kehrte zurück."

„Als nun jene Beiden zwei Tage gereist waren, kehrten sie in einem Gasthofe ein, wo eben ein vornehmer Herr mit sieben oder acht Pferden angekommen war. Dieser Herr sprach mit Wohlgefallen von dem Streiche, den man den Hugenotten gespielt habe, und konnte nicht satt werden, den Entschluß des Königs zu loben, sich auf diese Weise der Feinde der Kirche und des Throns zu entledigen. Am folgenden Morgen zogen sie alle zusammen desselben Wegs. Wenn jetzt der fremde Herr in ein Wirthshaus kam, legte er einen Schlafrock an, und der junge

Caumont erkannte diesen für den Schlafrock seines ermordeten Bruders. Auch sprach dieser Mann öfters mit Aerger davon, daß er Herrn von Caumont*) nicht habe erwischen können; er sey ihm durch eine Hinterthür entschlüpft. Sein Bruder aber, setzte er hinzu, Herr de la Force, sey mit allen seinen Kindern aus dem Wege geräumt. Mehr als Einmal sagte er in Gegenwart des jungen Menschen, wenn er Herrn von Caumont gefunden hätte, er ihn so gut wie die Uebrigen über die Klinge hätte springen lassen. Glücklicher Weise hatte dieser Herr das Wechselfieber und mußte endlich zurückbleiben, wodurch Jene von seiner lästigen Gesellschaft befreit wurden."

Gott sey gedankt, sagte Marianne, und legte das Buch auf den Schooß. Da war ja recht das Lamm zum Wolfe gekommen. Wie kann man nur eine solche Angst überleben?

Oder wie kann man, setzte Eduard hinzu, seinen Zorn so mäßigen, daß man einen solchen gräßlichen und abscheulichen Mörder nicht erwürgt? Ob wohl dieser Bösewicht ungestraft davon gekommen ist? Ich hoffe, er wird irgendwo auf der Landstraße an seinem Wechselfieber gestorben seyn. —

„Zwei Tage darauf drohte ihnen eine neue Gefahr. Sie kamen in ein Wirthshaus, wo noch drei oder vier andere Leute waren, und das Gespräch fiel, wie überall, auf den großen Schlachttag zu Paris. Da entfuhr Caumonts Begleiter, de Fraisse, im lebhaften Gespräche das Wort, es sey dieß eine böse

*) Den Onkel des jungen Menschen, und Bruder des Herrn de la Force.

That und eine gröſsliche Treuloſigkeit. Als aber das Wort heraus war, merkte er bald aus ihren barſchen Antworten, daſs er ſich unbeſonnener Weiſe bloſs gegeben. Er entfernte ſich alſo, und beſchloſs, am folgenden Morgen ſehr früh aufzubrechen. Aber dieſs half ihm nichts. Denn ſo früh er auch ausgeritten war, fand er jene Männer doch ſchon in der Vorſtadt, auf guten Pferden und mit Piſtolen bewaffnet, vor einer Schenke haltend; und kaum war er eine Viertelſtunde geritten, als jene ihnen nachkamen, und wie ſie nicht zweifeln konnten, in böſer Abſicht."

„Glücklicherweiſe und durch Gottes Fügung fanden ſie auf der Seite des Wegs eine enge Schlucht, in welcher ſie ſich verſtecken konnten: und als ſie ihren Feinden aus den Augen waren, ſetzten ſie ſich in Gallop, und gelangten, ehe Jene ſie einholen konnten, zu einem groſsen Flecken, wo ſie anhielten, um Etwas zu ſich zu nehmen. Nicht lange darauf kamen auch die Andern und machten ſich an ſie; de la Fraiſſe aber ſtellte nun ſeine Reden ſo, daſs ſie ihn nicht mehr für einen Hugenotten halten konnten. Nach dieſem Geſpräche trennten ſich Jene, und kehrten wieder auf dem Wege zurück, den ſie gekommen waren."

„So gelangte endlich der kleine Caumont und ſein Begleiter, am achten Tage nach ihrer Abreiſe von Paris, nach dem Schloſſe Caſtelnau des Mirandes, wohin auch Herr von Caumont geflohen war, der ſeinen für tod gehaltenen Neffen mit unbeſchreiblicher Freude empfing. Und ob er gleich ſelbſt einen einzigen Sohn hatte, hegte er doch gegen ſeinen Neffen eine ſolche Zärtlichkeit, daſs er öfters ſagte, er ſetze gröſsere Hoffnung auf ihn, als auf

seinen eignen Sohn. Oft mußte er ihm auch die Geschichte seiner wunderbaren Rettung erzählen; und nie unterließ dann dieser würdige Mann die göttliche Vorsehung zu preisen, die auf eine solche Weise so drohende Gefahren von dem Knaben abgewendet habe. Er trug deshalb auch die größte Sorge für ihn; rief ihn oft zu sich, um ihm gute Lehren zu geben, ihn in der Furcht Gottes zu bekräftigen, und ihn zu ermahnen, in keiner Handlung von dem Wege des Rechts und der Tugend abzuweichen. Doch nicht lange genoß der Knabe diesen Unterricht seines Oheims. Nach Verlauf von vierzehn oder funfzehn Monaten begleitete er ihn zu Grabe; so daß er sich in so frühen Jahren ohne Vater, Mutter und Oheim sah."

Und was wurde nachher aus ihm? fragte Marianne.

Er blieb noch eine Weile auf dem Schlosse, antwortete der Pfarrer, bis sich der König von Navarra an die Spitze der Protestanten gesetzt hatte. Unter diesem tapfern und guten Könige, der auch in gar früher Jugend das Schwerdt hatte umgürten müssen, nahm er Dienste, und half ihm die Siege erfechten, durch die er endlich den Thron von Frankreich erstritt. Fast bis an seinen Tod war seine Laufbahn mit Gefahren und Ruhm bedeckt, und er war fast achtzig Jahre alt, als er den Commandostab niederlegte und sich zur Ruhe begab. Er starb in seinem drei und neunzigsten Jahre. —

Eduard saß still und sah sinnend vor sich hin. Endlich sagte er: Man muß doch ein ganz andrer Mann werden, wenn Einem solche Dinge in der Jugend begegnet sind.

So sollte man glauben, sagte die Mutter. Wer die schützende Hand der Vorsehung so deutlich über seinem Haupte gesehen hat, der muß Gott auf allen seinen Wegen finden. An Vertrauen und festen Glauben kann es einem Solchen nicht fehlen. Und wer das hat, dem geht jede That besser von Statten.

Das was die Menschen gemein und schlecht macht, fuhr der Grosvater fort, ist das blinde irdische Treiben der Begierden, wobei Gott so fern von ihnen ist, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Gott begegnet dem Menschen wohl überall: aber in dem wüsten Treiben Vieler ist es eben, als ob ihnen ein Schleier vor den Augen hinge. Da ergibt sich denn nun bisweilen so ein grosses und außerordentliches Ereigniß, wo Gottes Hand gar nicht verkannt werden kann, wie wir dergleichen in unsern Tagen mehr als Eines gesehn haben; und dann ist es eben, als ob sich Gott von neuem offenbarte, und manches Herz, das sich lange von ihm gewendet, kehrt sich wieder nach ihm um. Wohl dem, der solche Eindrücke zu bewahren weiß. Um ein tüchtiger Mensch zu werden, worunter ich den gerechten, den unschuldigen und tapfern Menschen verstehe, der sich bei keiner Pflicht träge finden läßt, ist es vielleicht genug, den Gedanken recht fest zu halten, daß man immer vor Gottes Angesicht stehe. Aus diesem Gedanken, der das Böse abwehrt und das Vertrauen nährt, entspringt der rechte, freie Muth, der sich ohne eine freudige Hingebung in den göttlichen Willen gar nicht denken läßt. Gewiß ist ein frommer Mensch auf eine ganz andre Weise tapfer, als der ruchlose. Denn Verachtung der Gefahr und des Todes macht es allein nicht aus.

Darinn wird der Mensch oft von dem reißenden Thiere übertroffen, von dem Niemand im Ernst sagen wird, daß es tapfer sey. Der Tollkühne fällt, wie im Rausch, ohne zu wissen, was er thut; der Tapfre aber stirbt für das Recht, für das Gesetz und fur Gott. Das gibt ihm Freudigkeit; ja, es mag wohl die höchste Freudigkeit seyn, in dem reinsten Eifer für das Gute aus dem Leben zu gehn.

Vierzehnter Abend.

Es ist bei dem Pfarrer von Mainau der Gebrauch, daß die Geburtstäge der sämmtlichen Kinder an Einem Tage zusammen gefeiert werden, und zwar so, daß dieser auserwählte Festtag immer der wirkliche Geburtstag von Einem ist — nicht wie in England, wo man den Leuten nur weiß macht, es sey heut des Königs oder der Königin Geburtstag — was doch jedes Kind besser weiß — und nur jedes Jahr ein andrer. Dieß schickt sich auch um desto besser, da diese sämmtlichen Freudentage in die Sommermonate vom Mai bis zum September fallen, so daß es nie an Blumen und selten an gutem Wetter fehlt. Denn diese beiden Dinge sind bei dem Feste die Hauptstücke. Der größte Theil des Tages wird dann im Garten zugebracht, der gewissermaßen eine grünende und blühende Familiengeschichte ist. Jede merkwürdige Begebenheit nemlich, die sich in dem Pfarrhause zu Mainau zugetragen hat, wird hier durch einen Baum oder Strauch

bezeichnet, den man ihm zum Andenken gepflanzt hat — was der Pfarrer immer selbst, meist in Gegenwart aller Insassen seines Hauses thut — daher denn auch viele Bäume christliche Namen führen, unter denen auch einige sind, deren ehemalige Inhaber jetzt im Himmel blühn. Natürlich werden dann an einem solchen Festtage, wie der Gesammt-Geburtstag war, feierliche Umgänge gehalten, und jede dieser blühenden Denksäulen begrüßt. Da weiß nun Alt und Jung zu erzählen, und alle alten Geschichten werden an diesem Tage neu, und meist sprechen die sämmtlichen Anwesenden so in einander hinein, daß keines recht weiß, was es hört. Aber das thut nichts. Denn Jedes weiß die Geschichte doch schon, und es ist ihnen Allen nur um die laute Lust. Gelacht wird dabei nicht wenig.

In diesem Jahre traf die Reihe auf den Geburtstag der kleinen Lili. An diesem hatte der Pfarrer vor fünf Jahren einen Pflaumenbaum gepflanzt, der nun eben die ersten Früchte trug — gerade acht — alle groß und rund wie Apricosen, goldgelb wie Wachs und durchsichtig wie Glas. Das war nun die erste Station. An dem Bäumchen hing ein Kranz von Malven und Astern — die Mutter hatte ihn ganz früh aufgehängt — und ein andrer schlang sich zu den benachbarten Aepfel- und Birnbäumen, die Marianne, Mathilde, Eduard und Aurore hießen. Es nahm sich bei dem schönen Morgen herrlich aus, und machte denen, die daran Theil hatten, mehr Freude, als das große blaue, rothe und grüne Ordensband auf so manchem anbrüchigen Herzen seinem Inhaber macht. Lili war vor Freuden außer sich. Sie hüpfte

an ihrem Bäumchen in die Höhe, um die lang gewünschte Ernte zu halten; aber sie mochte ihre Aermchen ausstrecken, so viel sie wollte, das Bäumchen war viel höher als sie. Da nahm die Mutter sie auf den Arm, und sie langte hinauf, und brach die köstlichen Früchte, eins, zwei, drei, bis acht, und sammelte sie in ihrem Körbchen, und am Mittag prunkte dieser ganze Schatz, von grünen Blättern umgeben, auf dem Tische, und jedes erhielt von der Königin des Festes und aus ihrer eignen Hand seinen Theil, von dem Grosvater an bis auf Auroren, und zuletzt Lili selbst. So machten es auch die Andern mit dem, was sie von ihren Bäumen geerntet hatten.

Das Ende des Umgangs war bei einem Kirschbäumchen, das Sophie hieß, und nun eben zwei Jahre alt war; aber die, deren Namen es trug, schlummerte schon seit einem Jahre unter dem grünen Zudeck des Grabes, und freute sich auf den Auferstehungsmorgen als auf einen schönern Geburtstag. Hier hingen nun alle Kinder ihre Kränze auf, und Lili umfaßte den zarten Stamm des Bäumchens mit dem Arm und sagte: Du gutes Schwesterchen hast nun deinen Geburtstag bei den Engeln; die haben dir gewiß ein Kränzchen von Himmelsblumen gebunden. — Die Pfarrin zerdrückte sich eine Thräne in den Augen, und der Pfarrer küßte sie auf die Wangen. Beim Weggehn sagte er leise zu ihr: Weißt Du noch, Malchen, wie das Kind in der Abenddämmerung entschlafen war, und Eduard, weil er meinte, es bemerke es Niemand, zu dem Bettchen hinschlich, das todte Kind in die Arme nahm, und still und heimlich darüber weinte? — Wohl weiß

ich es noch, sagte die Mutter, und so betrübt wir waren, so freute es uns doch, weil Du immer meintest, Eduard sey ein harter Knabe und habe wenig Gefühl. Ich sagte Dir aber schon vorher, er verberge es nur, und die Gewalt, die er sich anthue, gäbe mir gute Hoffnung von seiner Tüchtigkeit. Das hat sich auch nachher immer mehr bestätigt. — Ihr Mütter, erwiederte der Pfarrer, kennt eure Kinder immer eher und besser, als wir Männer. Dafür habt ihr sie auch unter eurem Herzen getragen. — Die Pfarrin lächelte ihren Mann an, und drückte ihm die Hand; er aber sah mit größerer Freude auf seine Kinder hin, weil sie eine so liebe Mutter hatten.

Nach der Mahlzeit, wo die Gesundheiten nicht gespart worden waren — auch der Abwesenden wurde gedacht und der Freunde nah und fern — jagte das junge Volk im Garten umher, und die Alten nahmen auch Theil daran, und die Freude war noch einmal so groß, wenn sich der Vater oder die Mutter greifen ließen. Der Hauptttheil der Lust für die Kleinsten aber war das Verstecken. Da hier und da im Garten ein Dickig von Haselbüschen angelegt war — die höchsten waren keine zwei Ellen hoch — so kroch Lili mit Auroren da hinein, und sie mußten sich niederkauern, um nicht mit den Köpfen über den Wald herauszuragen. Auch deckte Aurore der Kleinen noch zum Ueberflusse ein Tuch über das Köpfchen, damit sie ja Niemand sähe. Und da war es nun ein Hauptspaß, wenn die Mutter um die Büsche herumging, und ihre verlohrnen Kinder suchte, und sich gar ängstlich stellte, als ob sie gar nichts von ihnen merkte. Wenn sie sich

wegwendete, waren die Schelmen ganz still; aber wenn sie sich wieder näherte, konnten sie sich vor Lust gar nicht halten, sondern zappelten mit Händen und Füßen. Endlich konnte es Lili nicht mehr erwarten, sondern riß das Tuch von dem Kopfe, stellte sich auf den Zehen in die Höh, und rief: Je Mutterchen, da ist ja Lili. Und wenn sich nun die Mutter recht wunderte, so war des Jubels kein Ende, und der Spaß mußte so lange wiederholt werden, bis es keiner mehr war.

Gegen Abend, als der Grosvater seinen Platz unter dem Nußbaume eingenommen hatte, versammelte sich die lermige Schaar um ihn und wurde allmählig stiller, nachdem Jedes die Hauptgeschichten erzählt hatte; vornemlich die vom Versteckspiel. So zum Scherz mag es schon gehn, sagte der Pfarrer; aber wenn es Ernst mit dem Suchen ist, kenn' ich nicht leicht etwas Angstvolleres. Als ich mit dem Grafen Palfy in Paris war, las man bisweilen in den öffentlichen Blättern Nachfragen bekümmerter Eltern nach vermißten Kindern, und eine mir bekannte Familie wurde selbst einige Tage auf diese Weise geängstigt. —

O wie war das? sagte Mathilde. — Wie war das? riefen auch die Andern.

Da erzählte der Pfarrer wie folgt:

„Herr Saladin, ein Kaufmann, hatte unter andern Kindern ein Töchterchen, so alt wie Lili, oder noch etwas jünger; ein zartes, schönes Kind und das jüngste von Allen. Eines Tages hat es seine Wärterin spazieren geführt, und weil eben ein grober Festtag war, hatte sie ihm seine besten Kleider angezogen und

auch ein goldenes Kettchen um den Hals gehängt. Beim Nachhausegehn trifft es sich, daß der Wärterin ein Bekannter in den Weg kömmt, mit dem sie in ein tiefes Gespräch geräth, und während dieser Zeit macht sich das Kind von ihrer Hand los, um mit Bequemlichkeit das Spielzeug zu besehn, womit die Fenster eines Kramladens aufgeputzt waren. Es war dieß auf einem Platze, wo mehrere Straßen ausliefen, eng und winklicht, und wieder von Gäßchen durchschnitten, wie es eben in dem alten Labyrinthe von Paris ist. Auf einmal entsteht ein Lerm und Geschrei. Flüchtige Pferde, die sich von einem Wagen losgerissen haben, und einen Theil des Zeuges hinter sich herschleppen, was sie noch wüthender macht, kommen durch eine enge Straße herbeigerennt, und gerade auf die Wärterin zu, die in dem Augenblick nur an ihre Sicherheit denkt, und in die nächste Straße flieht. Auch das Kind flieht in tödlicher Angst, aber in eine andre Straße, und als sich Beide von dem ersten Schrecken erholt hatten, waren sie weit auseinander. Und nun fängt für Beide eine größere Angst an. Die Wärterin läuft nach der vorigen Stelle zurück, ruft, fragt; aber in dem Getümmel und Strömen der Menschen hat Niemand auf das Kind geachtet. Das Kind seiner Seits läuft immer gerade aus, und weint vor sich hin, und wie es so eine Weile gelaufen ist, kömmt ein altes Weib gerade darauf zu, nimmt es auf den Arm und sagt: „Find' ich Dich endlich, Schätzchen; ich habe Dich schon lang gesucht;" und läuft mit dem weinenden Kinde so schnell sie nur kann davon, so daß Jedermann meint, die Alte sey eben des Kindes Wärterin. Die

war es aber freilich nicht; sondern die rechte Wärterin war nach vielem Hin- und Herlaufen nach Hause gegangen, in der ungewissen Hoffnung, das Kind würde vielleicht auch schon da angekommen seyn. Da es sich nun aber nicht so fand, so könnt Ihr Euch vorstellen, wie groß der Schrecken der Eltern war. Alles machte sich im Hause auf die Beine, und lief und suchte; aber während sie nach der einen Seite liefen, war das Weib mit seiner Beute nach einer andern gelaufen, und da sie eine öde Gegend der Stadt erreicht hatte, fing sie an das Kind auszuziehn; erst das goldne Kettchen, das es am Halse trug; dann das feine Musselinkleid mit neuen seidnen Bändern gebunden; ja, sie war im Begriff ihm auch das Hemd zu nehmen, und es dann seinem Schicksale Preis zu geben, wo es vielleicht in der Kälte der Nacht umgekommen wäre; aber das Kind schrie so jämmerlich, daß die ruchlose Räuberin bemerkt zu werden fürchtete, und mit ihrem Raube entlief. Das unglückliche Kind stand nun allein und unbekleidet auf der öden Stelle, und schon brach die Dämmerung ein, und es wußte nicht, wo es hin sollte, sondern blieb immer auf demselben Platz, und schrie bald nach seiner Wärterin, bald nach Vater und Mutter. Da kam ein lahmer Bettler auf seiner Krücke, und sah das jammernde Kind, und fragte es, warum es denn so weine. Da sagte es, es wolle nach Hause; aber wo das Haus war, wußte es nicht; auch nicht, wie sein Vater hieß. Der Bettler dachte, das Kind kann mir ja betteln helfen; für ein so hübsches Gesichtchen giebt manches ein Paar Kreuzer mehr. Vielleicht lassen es auch die, denen es angehört, aufsuchen, und dann

setzt es wohl für den ehrlichen Finder ein gutes Trinkgeld ab. Er nahm also das Kind bei der Hand, das vor Furcht und Kälte zitterte, und sagte: Sey nur still, Mauschen, ich will dich nach Hause zu deinem Papa bringen. Da wurde dem Kinde wohl und weh, denn es fürchtete sich vor dem bärtigen Manne. Indeß lief es mit. Da er es aber in ein kleines verfallenes Häuschen brachte, und drei oder vier elende Stiegen hinauf auf den Boden kletterte, wollte das Kind nicht fort, sondern schrie immer: Aber da wohnt ja mein Papa nicht. Der Bettler zog es mit Gewalt fort, fuhr es auch mit rauher Stimme an und drohete ihm mit der Krucke, wenn es mucksen würde. Nun kam es, still in sich hinein weinend, in einen elenden Verschlag, wo das Fenster mit Papier zugeklebt war, und ein schmutziger Tisch nebst einem zerbrochenen Schemel stand. Auf der Erde lag altes Stroh zum Lager; darauf ließ er das Kind niederlegen, es konnte aber nicht einschlafen. Und da es sich hin und her warf, fragte es der arme Mann, ob es vielleicht Hunger hätte, und gab ihm eine harte Brodrinde aus seiner Tasche. Da nagte das Kind daran und schlief darüber ein. Am andern Morgen brachte der Bettler dem Kinde einen häßlichen Kittel, den er irgendwo geborgt haben mochte, und da er ihm etwas zu lang war, riß er unten einen Fetzen ab, so daß es nun noch lumpiger aussah. Und nun ging er mit dem Kinde nach der neuen Brücke, die über die Seine geht, und wo täglich die halbe Stadt hinüber und herüber zieht. Hier setzte sich der Bettler auf einen Stein und das arme Kind mußte sich neben ihn stellen, und wenn Jemand vorüber ging.

der so aussah, als ob er etwas geben könnte, mußte es die Hand hinhalten und sagen: prie, prie, ayez pitié d'un pauvre estropié, d. h. bitte, bitte, erbarmt Euch eines armen Kripels. Viele gingen vorbei und achteten es nicht; mancher gab auch wohl einen Sous und mochte sich über das artige Gesichtchen in dem groben Kittel wundern; aber was es damit für eine Bewandniß habe, darnach frug keiner. Denn Jeder hat da mit seinen eignen Geschäften vollauf zu thun und hat selten viel Zeit, sich um Andere zu bekummern. Es kamen auch einige Ausrufer, die verlohrene Sachen ausriefen, und der Bettler spitzte sein Ohr; aber die suchten goldene Petschafte, Ringe, Shawls und dergleichen; Kinder suchte keins. So verging eine Stunde nach der andern und das Kind wurde müde; und wie es so auf dem Eckſteine saß, lehnte es sich mit dem Köpfchen an den armen Mann und schlief ein.

Herr Saladin hatte nun die ganze Nacht kein Auge zugethan, und seine Frau eben so wenig, und Niemand im ganzen Hause; und sie warteten nur bis der Tag anbrach, um ihre Nachsuchungen fortzusetzen. Denn bis nach Mitternacht waren sie mit Laternen umhergezogen. An allen Schlagbäumen und Hauptwachen forschten sie, und den Polizeidienern versprachen sie Geld, wenn sie das Kind aufspürten. Die aber hatten das geputzte Kind in Gedanken, wie es ihnen beschrieben wurde, nicht das in dem zerrissenen und schmutzigen Kittel. Da nun wieder alles Forschen vergebens war, meinten sie endlich, das Kind könnte in den Fluß gefallen seyn. Ganz traurig und mit beklommenem Herzen ging Herr Saladin an dem Ufer hin, und dachte an den Jammer seiner

Frau, und wie die Dämmerung anbrach, kam er an die neue Brücke, wo der Bettler saß, und das schlafende Kind auf dem Steine neben ihm. Und schon hatte er dem armen Manne im Vorübergehen ein drei Sous Stück in den Hut geworfen, da rief das Kind im Schlafe: Ah Maman, ma chère Maman! und schlief immer fort. Die bekannte Stimme fuhr Herrn Saladin durchs Herz; er sah hin, und erkannte in den schmutzigen Lumpen die Gestalt seiner Sophie. Sogleich riß er sie in die Höh, nahm sie auf den Arm, und weckte sie mit seinen Kussen auf. Was das Kind für Augen machte, da es seinen Vater wieder sah, könnt' Ihr Euch denken. Es schlang seine beiden Aermchen um seinen Hals, drückte und küßte ihn, und wollte ihn gar nicht wieder vom Arm herab. Herr Saladin zögerte auch nicht lange an dieser Stelle, sondern nachdem er von dem Bettler erfahren, wie er zu dem Kinde gekommen, — das übrige erzählte die kleine Sophie in der Folge selbst — und ihm ein schweres Goldstück zum Geschenk gegeben hatte, eilte er mit seiner lieben Burde auf dem Arme nach Hause, wo die jammernde Mutter auf dem Sopha lag, und mit immer steigender Angst die Rückkehr ihrer Diener und ihres Mannes erwartete. Dieser sprang, ohne daß ihn Jemand bemerkte, mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf, öffnete leise die Thür und ließ Sophien hinein, während er selbst auf der Schwelle stehen blieb. Die Freude der Mutter und den Jubel im ganzen Hause will ich nicht beschreiben. Und auch in dieser Nacht schliefen nicht viele Augen in Herrn Saladins Hause; aber dießmal aus Freude über die Rückkehr des geliebten Kindes. Daß die

unbesonnene Wärterin einer besseren und aufmerksameren Platz machen mußte, könnt Ihr leicht glauben. Böse zwar hatte sie's nicht gemeint. Aber Unachtsamkeit im Beruf ist auch ein grobes Unrecht." — —

Diese Erzählung gab zu mancherlei Betrachtungen Veranlassung. Es wurde viel über das Treiben der Menschen in großen Städten, über die mannichfaltigen Erwerbsmittel ihrer Einwohner, die Verschiedenheit der Lebensart; die Nachbarschaft ausschweifender Verschwendung mit der tiefsten Dürftigkeit, des vornehmen Müssiggangs mit der angestrengtesten Geschäftigkeit, von dem Durchkreuzen und Durchwühlen der verschiedenartigsten Bestrebungen gesprochen. Es muß ängstlich seyn, sagte Marianne. Aber doch ergötzlich, entgegnete Eduard. Da muß sich Einer selbst helfen lernen. Und ich denke, man muß in einer großen Stadt früher klug werden, als in einer kleinen.

Pfiffiger gewiß, sagte der Pfarrer; daher denn auch Städte, wie Paris und London, die hohe Schule der Gauner und Taschendiebe sind. Träges und albernes Herumgaffen ist da auch zu Hause, was denn eben den Gaunern zu statten kömmt. Was mich betrifft, so hab' ich die Freuden des stillen Lebens nie so hoch geschätzt, als in dem Getümmel von Paris; und ich habe nie mit so inniger Sehnsucht an die ruhige Heimath gedacht, als in dem leeren Jubel ihrer Beleuchtungen, ihrer Feuerwerke, ihrer Gocagnen, ihrer Opernbälle, und wo es noch sonst glänzte und schimmerte und lermte. Ein solches Hin- und Her-Fluthen der Menschen, die einander nicht kennen, sich nicht um einander bekümmern,

sich gegenseitig verdrängen und niederrennen, kann Einen so traurig machen, wie die tiefste Einöde. Vielleicht noch trauriger.

Wohl wahr, sagte der Grosvater, ich habe dieses Gefühl auch mehr als Einmal gehabt, und es war mir peinlich zu sehn, wie Menschen sich neben einander hinschoben, wie hölzerne Puppen, die sich nur berühren, um sich abzustoßen. So ein Getümmel um leerer Schaulust willen, oder wohl gar, wie es bei fürstlichen Hochzeiten geschieht, um ein Stück Essen wegzuhaschen, ist mir immer sehr widrig vorgekommen; und es empört mich in meinem Innersten, wenn ich höre, daß Prinzen oder reiche Leute Geld und Geldeswerth auswerfen, nur um ein Getümmel des gierigen Haufens oder eine niedrige Balgerei zu erregen. Aber etwas ganz Anderes ist es, wenn irgend ein schönes und erhebendes Gefühl eine große Menge gemeinsam bewegt; wenn Eine Freude in tausend und aber tausend Herzen zugleich wallt; Eine Andacht die Gemüther zu Gott wendet; Eine Liebe ein ganzes versammeltes Volk durchdringt. Da wächst das begeisternde Gefühl auf wunderbare Weise mit der Menge der Theilnehmer; Jeder fühlt sich dadurch mit dem Fremdesten befreundet, denn Jeder findet in dem Andern das wieder, was in diesem Augenblicke sein ganzes Wesen in Anspruch nimmt. Dann wird es Einem erst recht lebendig, daß die Menschen Brüder sind, und daß, wenn im gewöhnlichen Leben der Eigennutz sie trennt, in solchen auserkornen Momenten die Liebe jede Kluft ausfüllt und das Getrennte vereint.

Der alte Mann schwieg hier einige Augenblicke, und man

konnte sehn, daß irgend eine heitere Erinnerung sein Gemüth lebhaft bewegte. Dann fuhr er fort:

Als ich vor mehreren Jahren in München war, um meinen alten ehrwürdigen Freund Friedrich Heinrich Jacobi noch Einmal zu sehn — er ist nun auch heim gegangen und reicht mir die Hand von jenseits des Grabes — da traf es sich eben, daß der gute König nach einer längern Abwesenheit — es war Krieg gewesen — wieder in die Hauptstadt zurückkehrte. Sobald es bekannt wurde, gerieth Alles in einen fröhlichen Aufruhr. Einer sagte es dem Andern, und Alles eilte nach dem Thore hin, um den Langvermißten wieder zu sehn, und nur langsam konnte sich der Wagen fortbewegen in dem Gedräng. Unglaublich war der Jubel, das Grüßen und Rufen. Wer beikommen konnte, drängte sich heran; Viele reichten mit der Hand in den Wagen und drückten die Hände des Königs, und die nicht beikommen konnten, streckten doch die Arme aus, warfen und schwenkten die Hüte, und Viele umarmten sich einander, ohne sich zu kennen. Am Abend dieses schönen Tages war es im Theater nicht anders, und aller der Jubel war so die reine herzliche Liebe, daß es unmöglich war, nicht davon ergriffen zu werden, oder ohne Thränen Zeuge davon zu seyn. Ich sagte in meinem Herzen: Es ist doch schön und herrlich, ein guter König zu seyn! und dachte dabei an *den*, dessen Ebenbild die Könige auf Erden seyn sollen. Viele andere mögen auch so gedacht haben. Denn rechte Freude ist auch immer Andacht, und fuhrt die Gedanken zum Himmel, wo die rechte reine Quelle der Freude ist. —

Gott erhalte den guten König, sagte der Pfarrer, und Jeden, der so fürstlich denkt wie er!

Funfzehnter Abend.

Der Abend war schwül und die Familie hatte ihren Sitz in dem Gebüsche genommen, wo sich ein kleiner Bach aus einem bemooßten Felsen ergießt, und indem er über die bunten Kiesel rollt, die kleinen Vergißmeinnicht an seinem Rande tränkt, und eine angenehme Kühlung verbreitet. Ueber den Felsen und den murmelnden Bach wölben sich alte Linden, an deren Stämmen üppiger Epheu wuchert, und von den untern Zweigen wie grüne, krause Locken herab hängt. Wenn man von dem Grünstück her da hineintritt, so ist es eben, als ob man in eine Kirche träte; denn die Zweige wölben sich wie ein Dom, und die starken gesunden Stämme der Bäume sind wie die Pfeiler, auf denen das Laubgewölbe ruht. Auch still und schauerlich ist es darunter. So schön und heimlich der Ort ist, so dient er doch nur an den heißesten Tagen zum Versammlungsplatz; denn der alte Vater zieht das Freie vor, wo ihn Luft und Sonne besser durchwärmt.

Heute saßen sie also hier, weil es draußen gar zu schwül war. Jedes hatte seinen Platz mit seinem kleinen Geschäft eingenommen. Eduard strickte an einem Fischnetz, mit dem er im Bach auf der Pfarrwiese Schmerlen zu fangen gedachte, Marianne und Mathilde säumten ein Nesseltuch für die Mutter; Lili und

Aurore aber knieten am Rande des hüpfenden Waſſers und ſtreuten von zerriſſenen Blumen Blätter hinein. Da war es nun eine Freude zu ſehn, wie ſich die Blättchen bald jagten, bald im Wirbel um einander herum trieben, und jetzt gehemmt, jetzt wieder frei gemacht wurden. Und da jedes der Kinder an ſeinem Blattchen den lebhafteſten Antheil nahm, ſo bewegte ſie der mannichfaltige Glückswechſel nicht viel weniger, als die Zuſchauer bei einem Pferderennen oder bei einem ähnlichen Schauſpiele. Ach mein armes Schiffchen geht unter, rief die Eine; nein, nein, es arbeitet ſich wieder hinauf; rief die Andre. — Die Wellen treiben es gegen die Klippen. — O weh! — Sieh da kömmt eine andre Welle und reißt es wieder los. Jetzt iſt es frei und ſchwimmt ſicher hinab. — O nun iſt es gerettet. Glückliche Reiſe — —

Die Mutter kam heut, als die Andern ſchon ſaßen, und da ſie unter den grünen Dom der Linden trat, hielt ſie mit der Rechten einen Brief hoch in die Höhe. — Von wem? ſagte ſie. Wer ſchreibt? — Eduard, welcher die beſten Augen hat, blickte in die Höh und ſagte gleich: Von der Muhme Luiſe. — Richtig gerathen. Aber woher wußteſt Du es gleich? — Sah ich nicht auf der Ecke des Umſchlags Neapel gedruckt? Aber, Mutterchen Du gibſt uns doch den Inhalt zum Beſten? Ich bin gar zu neugierig, Etwas von der Reiſe zu hören, und von dem wunderſchönen Lande dort, und von dem feuerſpeienden Berge, und von den Städten, die dort unter der Erde liegen. —

Städte, die unter der Erde liegen? ſagte Marianne ungläubig lächelnd. — O das werden Bergwerke ſeyn, ſagte Mathilde.

— Eduard zuckte die Achseln und strickte fort. — Oder Ameisennester, sagte Aurore, die nicht recht gehört hatte, wovon die Rede war.

Der Vater belehrte die Kinder; und der Brief wurde fast vergessen, so groß war die Verwunderung über jene Städte der Vorwelt, die ein heftiger Ausbruch des Vesuv vor beinah achtzehnhundert Jahren verschüttet hat, und in denen man jetzt wieder herumgehn und die Einrichtung der Häuser, der Märkte, der Schauplätze sehn kann. Erinnert mich heut Abend wieder daran; da soll uns Marianne ein Gedicht von Schiller lesen, worinn die Sache beschrieben wird. Es ist da eben, als ob man es vor Augen sähe. —

Eduard sah seine Schwestern rund herum mit schelmischen Augen an. Sie verstanden ihn, schlugen die Augen nieder, und nahmen sich vor, nicht mehr über Dinge zu spötteln, von denen sie nichts wußten.

Nun wurde der Brief wieder vorgenommen. Luise ein treffliches Mädchen, eine geschickte, kunstfertige Mahlerin, und wird von ihren Muhmen und Mühmchen herzlich geliebt. Und da sie noch überdieß das, was sie sieht, geistreich auffaßt, und mit Lebendigkeit und Anmuth wieder erzählt, so ist immer die Ankunft eines Briefes von ihr aus dem schönen Lande der Kunst ein Fest. Auch diesesmal stand vieles Erfreuliche darinn, von der Herrlichkeit des königlichen Neapel, dem prächtigen Meerbusen, den Felseninseln gegenüber, und vor allem von dem majestätischen Vesuv, der, wie eine große Esse der Erde, am Tage Wolken von Rauch,

in der Nacht glühende Ströme zum Himmel schickt. Schön beschrieben war es da, wie der Glanz der Flamme in tiefer Nacht die Landhäuser umher und die Gipfel der mächtigen Bäume beleuchtet, und das Meer das wundervolle Schauspiel verdoppelt, und der klare Stern-Himmel über dem Nachtstück ausgespannt ist, und während sich hier und da verzehrende Bäche glühenden Feuers über die Aecker und Gärten ergießen, nah' am Rande dieser Gluthen herrliche Bäume blühn, und die Luft umher mit der Fülle ihrer Wohlgerüche würzen.

O wie herrlich muß das seyn, sagte Mathilde, und wie freu' ich mich, daß die Gute das Glück hat, so wunderschöne Dinge zu sehn! Das wird sie erheitern und ihre Gesundheit stärken. Und auch wir haben den Vortheil davon, daß sie uns das Alles beschreibt, und wir es uns in ihre Seele hinein vorstellen können.

Ach, sagte Marianne, wie glücklich ist doch ein Mensch, der in einem solchen Lande lebt, und so wundervolle Erscheinungen Tag für Tag genießen kann. Haben wir doch schon eine so große Freude, wenn wir Einmal im Sommer auf den Hirschsprung steigen und in das Land hineinsehn dürfen! Und wie viel schöner muß es nicht dort seyn! Man sollte glauben, die Menschen müßten vor lauter Entzücken vergehn.

Lächelnd sagte der Pfarrer: Es wird ihnen wohl auch gehn, wie den Mönchen in dem Kloster von Mölck.

Wie ging es denn denen? fragte Marianne.

Das Kloster liegt in einer der schönsten Gegenden der Donau, wie sich denn Klöster oft einer anmuthigen Lage erfreuen, damit

die armen eingesperrten Menschen doch etwas von der Natur mit den Augen wegkriegen, obschon die Fenster ihrer kleinen Zellen immer nur in den Klosterhof gehn. Eines Tags kam die Kaiserin von Oesterreich dahin. Die Mönche führten sie herum, und vor Allem stellten sie sie an ein Fenster der Abtei, wo die Aussicht am schönsten ist. Die Kaiserin, die doch viel Schönes in ihrem Leben gesehn hatte, meinte noch nie eine so schöne und reiche Gegend vor Augen gehabt zu haben, und pries die guten Mönche einmal über das andere glücklich, daß sie an einer so herrlichen Stelle der Erde lebten. Die Mönche schwiegen und lächelten. Beim weitern Herumgehn aber wußten sie es so einzurichten, daß sie immer wieder an das nemliche Fenster kamen. Da das nun zum vierten und fünften Mal geschah, und die Mönche dann immer stehen blieben, um ihrer Monarchin den Genuß dieser Herrlichkeit recht lange zu gönnen, sagte diese endlich: Sie führen mich immer wieder hierher. Es ist recht schön hier. Aber ich hab' es nun schon einigemal und zur Genüge gesehn. — Da nahm der Abt mit seinem Lächeln sein Käppchen ab, und sagte: Ihr Majestät, das ist halt auch unser Fall.

Aber an dem weiten Meere, sagte Mathilde, kann man sich doch unmöglich satt sehn. — Oder an einem feuerspeienden Berge, setzte Eduard hinzu.

Ach, wenn doch der Hirschsprung ein feuerspeiender Berg wäre! rief Aurore mit einem komischen Seufzer. Alle lachten. Nur Lili sagte ganz ernsthaft: Pfui, da könnte ja das Feuer in unsern Garten regnen.

Wir wollen uns immer trösten, sagte der Grosvater, daß es in unserm lieben Vaterlande nicht solche furchtbare Merkwürdigkeiten gibt. Es ist darum doch viel Anmuthiges und Erfreuliches darinn, ohne die entsetzlichen Dinge, die mit jenen Wundern verbunden sind. Und nun erzählte er von dem furchtbaren Erdbeben, das im Jahr 1783 einen Theil Italiens verwüstete, mehrere Städte zerstörte, und einer unsäglichen Menge von Menschen das Leben gekostet hat. Diejenigen, welche das Unglück in den Städten ergriff, kamen unter den Trümmern der Häuser um; auf dem Felde aber riß der Boden an vielen Stellen, und warf Flammen aus, die wie feurige Schlangen umher fuhren; so daß die bestürzten und geängstigten Landbewohner häufig in die Städte flohen, und da noch einen gewissern Untergang fanden. Viele wurden auch von Bäumen erschlagen, die gewaltsam abgebrochen oder mit ihren Wurzeln aus der Erde gerissen wurden. Ganze Familien verschwanden auf diese Weise, und diejenigen wurden für die Glücklichsten gehalten, die einen schnellen Tod gefunden hätten, während viele auf das Allerkläglichste unter den Trümmern verschmachteten: So hatten sich in der Stadt Terra Nova die Mönche eines Augustinerklosters unter das Gewölbe einer Sacristei geflüchtet, das zu ihrem Unglücke der Last widerstand, die beim Einsturze des Klosters darauf gehäuft worden war. Jeder Ausgang war durch die übereinandergestürzten Mauern gehemmt; Rettung von Außen war unmöglich. Nur Einer der Kloster-Brüder war, ich weiß nicht wie, dem allgemeinen Unglück entflohn. Er wußte das Schicksal seiner Brüder; aber zu ihrer Rettung vermocht' er nichts.

Vier Tage lang hörte man ihr Wehklagen aus den Ruinen hervor: erst lauter und anhaltender; dann unterbrochen und schwächer, bis es endlich ganz verstummte. Das war Ein Fall. An unzähligen Orten geschah Aehnliches. Beim Aufräumen des Schuttes wurden überall Leichen gefunden. Die Männer meist in einer widerstrebenden Stellung, als ob sie dem Sturze hätten Einhalt thun wollen; die Mütter über ihre Kinder gebeugt. An einem Orte fand man ein junges Ehepaar verschüttet. Sie standen oder knieten einander gegenüber, sich umarmt haltend, und ihr Kind hatten sie zwischen sich gestellt. Eine junge Frau von neunzehn Jahren, die ihrer Entbindung nahe war, lag länger als dreißig Stunden unter den Trümmern ihres Hauses. Nach unsäglichen Anstrengungen gelang es ihrem Manne sie hervorzuziehn, und sie gebahr wenige Stunden nachher ein gesundes Kind. Als man sie fragte, was sie in ihrer schrecklichen Lage gedacht hätte, antwortete sie: Ich hoffte und lauschte.

Die Kinder äußerten ihre Theilnahme auf mannichfaltige Weise. Lili drückte sich fest an die Mutter, als ob sie sich fürchtete. Aurora saß Mariannen im Schooß und wurde von ihr umfaßt. — Es mag schrecklich seyn, sagte Eduard, so lebendig begraben, wie in einem unterirdischen Kerker zu liegen, und doch gar nichts zur eignen Rettung thun zu können!

„Ich erinnere mich, sagte der Pfarrer, damals eine Geschichte gehört zu haben, die sich in Messina zugetragen hat. Diese Stadt, am Ufer der Meerenge, welche Sicilien von Italien trennt, hatte früher schon durch Erderschütterungen gelitten, und es hatte den

wenig begüterten Einwohnern an Mitteln gefehlt, den Schaden gehörig auszubessern. Desto größer war nun das Unglück bei dieser neuen Erschütterung, die an Heftigkeit alle vorhergehenden übertraf. Bei den ersten Stößen, welche ganze Straßen niederwarfen, floh der Marchese Spadera aus seinem Hause. Seine junge und schöne Gemahlin, die erst wenige Tage zuvor ihr Wochenbett verlassen hatte, war vor Schrecken betäubt in Ohnmacht gefallen. Ihr Mann nahm sie auf den Arm und trug sie mit Lebensgefahr durch die wankenden Straßen, während hinter und neben ihm Häuser zusammen brachen, und eilte mit ihr nach dem Ufer des Meeres, wo er ein Fahrzeug hatte, mit dem er sich auf die hohe See zu retten gedachte. Hier kam die Ohnmächtige wieder zur Besinnung, und ihre erste Frage war, wo ihr Kind sey. Mit trauriger Miene antwortet ihr Gemahl, er habe eben nur Zeit gehabt, sie zu retten. Er hoffte, die Diener sollten sich auch des Kindes bemächtigt haben. Sie sollte sich nur beruhigen und Gott für ihre eigene Rettung danken. — Diese Reden, und was man etwa in solchen Fällen sagt, konnten dem Herzen der Mutter nicht genügen. Sie wollte zurück. Ihr Mann bittet, fleht, beschwört sie; er stellt ihr die Unmöglichkeit der Rückkehr vor, da Alles bis zu ihrem Hause hin in Trümmern liege. Es ist Alles fruchtlos. Sie muß mit Gewalt zurückgehalten werden."

„Die Erde war unterdessen in einem beständigen Krampfe begriffen; ihr Zittern ließ kaum Augenblicke nach, gleichsam um Kräfte zu heftigern Stößen zu sammeln. Der Marchese verfolgt indeß seinen ersten Plan, und indem er Schiffer zusammentrieb,

ließ er seine Gemahlin unter der Aufsicht eines Dieners zurück. Sie zwingt sich ruhig und ergeben zu scheinen; während sich aber ihr Wächter einen Augenblick entfernt, ergreift sie die Flucht und eilt nach der Stadt zurück. Die Verwüstung, die sie umgibt, die Trümmern, über die sie steigen, durch die sie sich hindurcharbeiten muß, die Feuer und Rauchsäulen, die sich überall erheben, nichts hält sie auf, nichts erschreckt sie. Sie hat nur ihr Kind vor Augen und dessen mögliche Rettung, und so dringt sie, von Schrecknissen umringt, bis zu ihrem Hause vor. Noch steht der vordere Theil desselben unversehrt; aber im Innern waren mehrere Wände zusammengestürzt, und der Schutt hemmte den Zugang zu dem Hinterhause. Bebend von Angst und Hoffnung übersteigt sie auch diesen, obgleich sie sich öfters an Händen und Füßen verwundet, stürzt die wankenden Stiegen hinauf, und findet ihren Säugling, mitten in der Empörung der Natur, in seiner Wiege schlummernd."

„So nah ihrem einzigen Wunsche, war ihr doch die Erfüllung nicht gegönnt. Sie reißt das Kind aus dem Bette, und eilt nach der Treppe zurück. Aber diese sinkt vor ihr ein. Wiederholte Stöße erschüttern Wände und Decken. Sie flieht nach einem Fenster, vor dem ein Austritt nach der Straße ist, zeigt ihr Kind den Vorbeieilenden und ruft um Hülfe. Niemand beachtet ihr Geschrei, indem Jeder nur auf die eigene Rettung denkt, und der Einsturz rund umher, und die Flammen, die sich von allen Seiten erheben, den Beistand verbieten. Nach wenigen Augenblicken sinkt auch der Balcon, auf dem sie steht. Ihr Gemahl,

als er ihre Flucht bemerkt hatte, war ihr nachgeeilt. Er sieht von fern, wie sie ihr Kind verzweifelnd zum Himmel erhebt — dann versinkt — und Flammen über der Stelle ihres Versinkens zusammenschlagen." — —

Die Pfarrin bedeckte bei diesen Worten ihr Gesicht mit den Händen. Alle waren über den schrecklichen Ausgang der Geschichte bestürzt; Niemand sprach. Da nahm der Pfarrer das Wort von neuem und sagte: Nirgends erscheinen die Wege und Absichten der göttlichen Vorsehung so dunkel und unerforschlich, als bei solchen Begebenheiten. Wer da fragen will, warum wurde dieser gerettet, und jener nicht? oder warum brachen die Gerichte Gottes über dieses Land aus, und nicht auch über andere? der wird bald sehn, daß es keine Antwort auf seine Fragen gibt, und daß ihm nichts übrig bleibt, als in dem Gefühle seiner Beschränkung vor der unendlichen Weisheit und ihrem Rath zu verstummen.

Auch das ist kein geringer Gewinn, setzte der Grosvater hinzu, den ein Mensch aus solchen Begebenheiten ziehn kann. Je mehr er seine Beschränktheit fühlt, desto fester wird er an Gott halten, und das, was er mit aller seiner eingebildeten Klugheit nicht ergründen kann, der unendlichen Weisheit anheim geben. Nie zeigt sich auch wohl der Unterschied eines wahrhaft frommen und eines nur äußerlich geregelten Sinnes, als bei solchen furchtbaren Begebenheiten. Die letztern halten eine solche augenblickliche Auflösung der bestehenden Ordnung nur gar zu leicht für eine Aufforderung, jede Art von Genuß in den letzten Ueberrest ihres Lebens zusammen zu drängen, und tragen kein Bedenken, sich die

Mittel dazu auf jede Weise zusammen zu rauben. Nie sind wohl in kürzerer Zeit zahlreichere und schrecklichere Greuel begangen worden, als unter den Trümmern von Lissabon, als im Jahr 1755 ein furchtbares Erdbeben einen großen Theil dieser herrlichen Stadt zerstörte, und mehr als zwanzigtausend Menschen unter ihren Ruinen begrub. Es ist aber zu hoffen, daß Andre, die vorher gedankenlos und wüst gelebt hatten, in sich gegangen, und nachdem sie den Tod und alle Schrecknisse des Lebens so nah vor Augen gesehn, ein frömmeres Leben angefangen haben werden.

Nach einigem Besinnen fuhr er fort: Da denke ich eben an eine Geschichte, die ich vor Jahren in mein Tagebuch eingetragen habe, und die sehr gut zu unserm Gespräche paßt. — Und nun bezeichnete er den Band des Tagebuchs, in welchem sie stehen müsse, und die Pfarrin holte ihn herbei. Nach einigem Blättern wurde die Geschichte gefunden, und Eduard, der dem Grosvater eben zunächst war, las wie folgt:

„Es war im Jahr 1688, schreibt Claborris, am 3ten Juni, den heiligen Abend vor dem Pfingstfeste, um halb fünf Uhr Nachmittags, als ich zu Cerretto mit verschiedenen Schulknaben, nicht weit von meinem väterlichen Hause, auf der Straße spielte, daß wir plötzlich durch ein fürchterliches Getös und eine Erschütterung der Erde erschreckt wurden. Wir flohen; aber indem wir uns retten wollten, wankten auf beiden Seiten die Häuser und stürzten zusammen. Da wollte nun Gottes Gnade, daß ich nicht nur am Leben erhalten, sondern auch auf eine so wunderbare Weise beschirmt wurde, daß ich unbeschädigt blieb, während die Andern um mich

ter erschlagen wurden; Einen ausgenommen, der dicht neben mir war. Dieser lebte noch einige Zeit — vielleicht zwei Tage — und wir trösteten einander gegenseitig und brachten die Zeit mit Beten zu. Endlich starb er; ich aber mußte mich seitdem immer auf seinen Kopf stützen und litt sehr von dem Geruche des Leichnams. — Ich verlohr mein Bewußtsein nie, und flehte ohn' Unterlaß Gottes Barmherzigkeit an, indem ich mich von ganzem Herzen in seinen Willen ergab. Meine Stellung war nicht durchaus unbequem. Denn ob ich gleich sehr eingezwängt war, und mich auf meinen unglücklichen Cameraden stützen mußte, so konnte ich meinen Leib doch ein wenig bewegen. Was mich am meisten quälte war der Durst, den ich nur dadurch einigermaßen stillte, daß ich mit meiner trocknen Zunge an einem Steine leckte, der neben mir lag. Das gab ihr einige Kühlung."

„Ob ich nun gleich unverletzt war, sah ich doch in dieser jammervollen Lage einem unvermeidlichen Tode entgegen. Man kann sich also vorstellen, wie groß meine Qual gewesen seyn würde, hatte mir nicht der allmächtige Gott, den ich noch unter den Lebenden preisen sollte, gegen die Schrecknisse, die mich umgaben, Hülfe verliehn. Denn er schickte mir einen tiefen Schlaf, so daß mir die dreizehn Tage meiner harten Gefangenschaft doch nur kurz schienen. Am dreizehnten Tage endlich, als die Angst meines Herzens auf das höchste gestiegen war, bot ich alle mir noch übrige Kraft auf, den Beistand meines Schöpfers mit lauter Stimme anzurufen. Auch die süßen Namen meines Vaters und meiner Mutter nannte ich, ob ich gleich denken konnte, daß ich

sie vergebens um Hülfe flehte. Auf einmal vernahm ich ein Geräusch und eine seltsame Bewegung über mir. Ich weiß nicht, ob mir ein Strahl von Hoffnung dämmerte, aber ich schrie. Meine Stimme schien sich zu verstärken und man hörte mich. Zehn Personen arbeiteten ohn' Unterlaß, um mein Grab zu öffnen; und in Zeit von zwei Stunden hatten sie sich durch die Trümmern einen Weg zu mir gemacht. Ich wurde ausgegraben, und meiner vollkommen bewußt, in die Arme meiner Eltern getragen, die eben auf die Nachricht, daß man meine Stimme gehört, herbei eilten."

„In den drei ersten Tagen wurde ich mit der größten Vorsicht behandelt. Ich bekam Nichts als einige dünne Fleischbrühe zu essen; dann auch allmählig andere magere Kost; und in kurzem war ich vollkommen hergestellt."

„Heute, da ich dieses schreibe, um die von Gott empfangenen Wohlthaten kund zu thun, sind es vier Jahre und sechsthalb Monate seit meiner Befreiung, die ich eine Auferstehung nennen kann. Ich befinde mich jetzt durch Gottes Gnade so gesund, als ob ich jenes jammervolle Schicksal gar nicht erfahren hätte. Ewigen Dank aber weihe ich dem Gotte der Liebe, daß er mich aus den Stricken des Todes gerettet, meine sündigen Neigungen gereinigt und mich auf den Weg des Heils geführt hat. Ihm ergebe ich mich, und flehe zu ihm aus dem Innersten meiner Seele, seine Segnungen immer mehr auf mich zu ergießen, damit ich nicht aufhören möge, ihn zu preisen und zu verherrlichen, bis er selbst

nach seiner unendlichen Liebe auch mich in seinem Paradiese verherrlichen wird."

* * *

Diese Geschichten sind so fürchterlich, sagte Mathilde, man könnte sich darüber zu Tode ängstigen.

Nimm Dich in Acht, sagte Eduard, es gibt Beispiele.

Nun, es ist eine Redensart, erwiederte Mathilde. Im Ernste wird es wohl nicht geschehen.

Es ist aber mehr als Einmal geschehn, versetzte Eduard. Da war zum Beispiel ein Jude, in Frankreich, denk' ich, war's, dem begegnete dieß. Er war über Feld gewesen und kehrte in der finstern Nacht auf seinem Esel sitzend nach Hause zurück. Unterwegs überfällt ihn der Schlaf. Der Esel aber, dem der Weg bekannt ist, geht nach seiner Weise langsam fort, und kömmt an einen schmalen, schmalen Steg, der über einen tiefen Abgrund geht, und wo auch die verwegensten Reiter wegen der großen Gefahr abzusteigen pflegten. Der Esel, der Nichts von Gefahr und Schwindel weiß, kömmt wohlbehalten hinüber, und bringt seinen Herrn an die Thür seines Hauses. Da steht er still; der Jude wacht auf, und wundert sich nicht wenig, schon zu Haus zu seyn. Nun hätte man denken sollen, er wäre vergnügt gewesen und hätte Gott gedankt. Nichts weniger. Sein einziger Gedanke ist die Gefahr, in der er auf dem Stege gewesen, und dieser Gedanke ängstigt ihn so, daß er binnen wenigen Tagen stirbt.

Stirbt? rief Mathilde. Nun das ist ja noch ärger als wenn man von Einem sagt, er sey aus Furcht zu sterben gestorben.

Das hat doch noch einen Sinn. Aber zu ſterben, weil man hätte umkommen können und nicht umgekommen iſt! Das glaub' ich nicht.

Nun, wie es Dir beliebt, ſagte Eduard.

Sechzehnter Abend.

Die ſämmtlichen Inſaſſen der Pfarre hatten ſich noch nicht lange auf dem großen Rundſtücke verſammelt, von wo man die Ausſicht auf das Feld und auf die Landſtraße hat, als die Wallfahrer wieder vorbeizogen, die vor einigen Wochen den Kindern ein Schauſpiel geweſen waren.

Unter denen, die zuletzt gingen, befand ſich ein bejahrter Mann mit krankhaft blaſſem Geſichte, der von zwei andern Männern mehr fortgezogen als geführt wurde. Als ſie in die Nähe des Gartens kamen, ſetzte ſich der Kranke auf einen Stein, ſtützte den Kopf auf beide Hände, und gebehrdete ſich, indem er oft und tief ſeufzte, wie Einer, der ein großes Unglück beklagt.

Ob der alte Mann vielleicht krank iſt, ſagte die Pfarrin. Der Pfarrer ging hinaus; Eduard begleitete ihn; die Kinder mit der Mutter blieben in der Thür ſtehn, wo ſie Alles hören konnten. Fehlt dem armen Manne etwas? fragte der Pfarrer die Begleitenden. Können wir ihm helfen?

Es fehlt ihm ſo weit nichts, antwortete einer der Männer; aber er hat ſein Gelübde gebrochen, und weil es nun mit der ganzen Wallfahrt nichts iſt, ſo nimmt er ſich das ſo zu Herzen, daß wir ihn kaum von der Stelle bringen können.

Bei diesen Worten seines Nachbars sah der alte Mann scheu in die Höh, und indem seine Blicke den Augen des Pfarrers begegneten, sagte er mit heiserer Stimme: Ja, Herr, so ist's. Ich bin ein elender und geschlagner Mann!

Und dabei fielen ihm große Tropfen über die Backen in den grauen Bart.

Verwundert sahen sich die Kinder unter einander und die Mutter an. Sie hätten gern die Sache gewußt! aber keines getraute sich zu fragen. Da fragte zu ihrer großen Freude der Vater: Nun, wie war denn das eigentlich?

Der alte Mann sah auf denjenigen seiner Begleiter, welcher zuerst gesprochen hatte, und nickte ihm zu, daß er es erzählen sollte. Dann sank er in seine vorige Stellung zurück, starr vor sich hinsehend, während der Andere etwa auf folgende Weise erzählte:

In dem Orte, wo wir her sind, wohnt ein reicher Meier, der Aecker und Wiesen voll auf hat, so daß es eine Lust ist, das Gut zu sehn; aber die Art, wie er dazu gekommen, ist nicht so lustig. Wenigstens sagen die Leute, daß, wenn er es mit einem Eide genau nähme, er auch nur so ein armer Mann seyn würde, wie wir hier meist alle sind. Da nun die Wallfahrt sollte gehalten werden, wollte der Meier erst auch mit ziehn; aber nachher gereute es ihm wieder, und er meinte, er könnte nicht abkommen, und es wäre auch wohl auf andre Weise abzuthun. Da hat er nun diesen Mann hier gedungen, sie für ihn zu machen; und zwar so. Der Mann ist seit vielen, vielen Jahren gewohnt, täglich

einen Schluck Branntwein zu ſich zu nehmen; nicht mehr; denn er iſt ein nüchterner und arbeitſamer Mann, dem Niemand in der Nachbarſchaft etwas nachſagen kann — —

Laßt das, ſagte der Alte; ich bin wohl ſo ein großer Sünder, als irgend einer, und darum mag es auch wohl geſchehn ſeyn — —

Laßt mich nur reden, unterbrach ihn der Andre. Es hat keiner nöthig, ſich vor Menſchen ſchlechter zu machen, als er iſt; und was ich ſage, iſt die reine Wahrheit. Sie können mir glauben, Herr, und ein jeder wird es bezeugen, daß der alte Martin der ehrlichſte Mann im ganzen Dorfe iſt, und der gottesfürchtigſte. Bei ſeiner ſchweren Arbeit, und da er ſonſt nur wenig für den Leib hat, ſo erhält ihn das Bischen Branntwein bei Kräften. Der Meier weiß das, und da er ihn für die Wallfahrt gedungen, hat er, um ſeiner Buße rechte Kraft zu geben, die Bedingung geſtellt, daß der Alte geloben ſollte, auf der ganzen Wallfahrt hin und her nichts von Getränk als reines Waſſer über die Zunge zu bringen. Auf dieſe Bedingung hat er ihm, wenn er zurückkäme, dreißig Gulden zum Lohn verſprochen. —

Hätt' ich mich doch nimmermehr darauf eingelaſſen, ſeufzte der alte Mann. Aber Ihr wißt, warum es geſchah. —

Sehn Sie, fuhr der Andre fort, es war die große Liebe, die er zu ſeiner Tochter hat, die ihn dazu bewog. Er hat nur das Eine Kind, und es iſt eine runde und brave Dirne, die aber nun eben auch nichts hat, als ihre beiden geſunden Arme. Dieſes Mädchen nun hat ein junger Burſche lieb gewonnen, und will

nicht von ihr lassen; aber sein Vater, der ihm eine reichere Braut zufreien möchte, will es nicht zugeben. Da hat nun der Vater einmal zum Sohne gesagt: wenn dir die Dirne dreißig Gulden zubrächte, so möchtest du sie immerhin nehmen. Denn er meinte, so viel brächte sie nimmermehr auf. Wie nun der Meier dem Alten den Handel wegen der Wallfahrt anbietet, und gerade dreißig Gulden zu geben verspricht, wenn er sie nach seinem Sinn und Willen aufführte, kam ihm das recht wie eine Schickung Gottes vor, und er nahm es an in der Hoffnung, Gott würde ihm die Kraft zur Ausführung geben. Auch ging es viel besser, als wir Alle gemeint hatten, und es war zum Verwundern, wie er den sauern Weg bei der elenden Kost aushielt — —

Ach, sagte der alte Mann, wenn mich die Kraft verlassen wollte, dachte ich an die Freude, die meine Therese haben würde, wenn ich ihr die dreißig blanken Gulden hinzählen könnte. Immerhin hätte ich dann sterben mögen; sie wäre doch versorgt gewesen. Und nun! lieber Gott — —

Bei diesen Worten weinte der alte Mann bitterlich.

Nun sehn Sie, fuhr der Andre fort, es ist auch nicht seine Schuld, daß er nun um das Geld kömmt. Aber es gibt so gottlose Menschen, die sich aus nichts ein Gewissen machen, und niemanden eine Freude gönnen. Da der Vater des jungen Burschen, der um die Therese freit, von dem Handel hörte, war es ihm angelegen; denn er meinte, nun würde er seinem Sohne sein Wort halten müssen. Da hat er nun, wie sich gezeigt hat, einen schlechten Mann angestellt, der auch bei der Wallfahrt seyn wollte, daß

er sich an den alten Martin machen mußte, um ihn zu verführen, sein Gelübde zu brechen. Denn damit wäre der ganze Handel null und nichtig gewesen. Jener that denn auch so. Immer hielt er sich an den Martin. Bei jedem Wirthshaus, das an der Straße lag, hielt er an, und forderte Branntwein, und bot dann immer dem Martin davon an, und lachte ihn aus, wenn er es ausschlug. —

Ach, sagte der Alte, Ihr hättet nur hören sollen, wie er mich zu locken suchte! Mehr als Einmal zog er mich in eine Ecke nach sich, und wollte mir das Glas aufdringen. Und dann sagte er, es sähe es ja niemand; er würde mich nicht verrathen. — Ich hielt ihn für ehrlich und glaubte, er meinte es so gut mit mir. Einmal, wo mich gar sehr dürstete, griff ich auch schon zu, und die Freude lachte ihm aus den Augen. — Da fuhr ich zurück und bedachte mein Gewissen — — Es war wohl eine harte Prüfung!

So ging ein Tag nach dem andern hin, fuhr der Erzählende fort, und Jener kam nicht zu seinem Zweck. Vorgestern aber, da die Hitze so unmäßig war, so daß wir alle meinten zu verschmachten, und wir uns bei einer Schenke unter die Linde gelagert hatten, wurde der Martin mit einemmal ganz blaß und schwach, so daß er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Wie nun das Jener gewahr wurde, der immer neben ihm her war, meinte er, jetzt wäre der rechte Augenblick gekommen, und hielt das volle Glas, das er eben in der Hand hatte, dem Martin an den zitternden Mund, der dann, ohne zu wissen was er that,

das Getränk über die Zunge laufen ließ. So wie das geschehn war, sprang der ruchlose Kerl auf, faßte den Martin bei den Schultern und sagte: Nun, Alter, wie steht's? Klingen Dir die blanken dreißig Gulden schon im Sack? — Und dann wendete er sich zu uns andern, und sagte: Ihr habt's Alle gesehn, daß der Martin den Branntwein getrunken hat. Die Meisten fuhren nun freilich auf ihn ein, und nahmen die Partie des Alten und schalten ihn einen Ketzer und Satan. Jener aber schrie: Satan hin, Satan her. Ich kann einen heiligen Eid schwören, daß der Martin getrunken hat, und der Martin kann's nicht. Und damit ist's alle. — Da aber viele Miene machten ihn zu schlagen, und andre Steine aufhoben, machte er sich auf und davon; und nun wird er zu Hause Alles zuerst metzen. Der Martin ist aber seitdem ganz hinfällig, und wir wissen nicht, wie wir ihn nach Haus bringen wollen.

Bei dem Schlusse dieser Erzählung wurde der Jammer des alten Mannes noch viel größer. Weinend und schluchzend sagte er: Laßt mich nur hier liegen. Es ist doch aus mit mir. Nimmer kann ich meiner Tochter wieder in die Augen sehn. —

Der Pfarrer gab sich Mühe den Jammernden zu trösten. Es sey ja wohl nicht so schlimm als er denke; denn da er sein Gelübde nicht freiwillig gebrochen habe, so könne es ihm ja nicht zugerechnet werden. — Ach, antwortete der Alte, Sie sagen das aus Gutmüthigkeit. Aber was hilft das? Der Meier ist ein harter und abergläubischer Mann. Wenn ich auch Zwang vorschützen könnte, wie ich nicht kann, so wird er mir doch nicht einen Kreuzer

zahlen, wenn nicht das Gelübde bis auf den kleinſten Tüttel erfüllt iſt. —

Und nun ſah er wieder ſtarr vor ſich hin, und ſein grauer Kopf wankte von einer Seite zur andern.

Während der Erzählung hatten ſich die Kinder alle um den alten Mann verſammelt, und betrachteten ihn mit Theilnahme und Mitleiden. Denn ob ſie gleich den Zuſammenhang der Sache nicht begriffen, ſo ſahen ſie doch, daß er unglücklich war, und daß es vorzüglich die Liebe zu ſeiner Tochter war, die ihn unglücklich machte. Dieß ging Marianen zu Herzen. Sinnend kehrte ſie zu ihrer Mutter zurück, drückte ſich ſchüchtern an ihre Seite und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: Der arme Mann! Mit dreißig Gulden wäre er glücklich zu machen! — Dann ſetzte ſie leiſe hinzu: Ich habe die beiden Goldſtücke, die mir die Tante geſchenkt hat; die machen faſt zwanzig Gulden. Darf ich? — Die andern Kinder drängten ſich auch zu. Jedes bot das Seinige an. Der Schlüſſel wurde ohne Bedenken verabfolgt, und in einem Nu kamen die Kinder mit ihren kleinen Erſparniſſen zurück. Die dreißig Gulden wurden abgezählt, und dem Vater verſchämt in die Hand gedrückt.

Wie dieſem die freudige Rührung das Herz bewegt und in den Augen geglänzt, wer könnt' es beſchreiben? oder wer verſtänd' es, wenn er es nicht ſchon ſelbſt weiß? — Ohne ein Wort zu ſagen, kehrte er um, wendete ſich noch einmal an die zurückgebliebenen Wallfahrer, und ſagte zu dem alten Manne: Ihr übernahmt die Buße für den Meier im Vertrauen auf Gott, daß er Euch

aus Eurer Noth retten würde, weil Ihr es gut mit Eurer Tochter meint? War es nicht so? — Ja wohl war es so, antwortete der Alte; aber mein Vertrauen ist zu Schanden worden.

Aber Ihr könntet Euch doch geirrt haben, fuhr der Pfarrer fort, wenn Ihr glaubtet, daß Gott Eure gutgemeinte Handlung wie eine Schuld bezahlen müßte.

So war es auch nicht gemeint von mir, antwortete der Betrübte ohne aufzusehn; aber da mir der Handel so ganz ohne mein Zuthun angeboten wurde, so glaubt' ich, es wäre Gottes Finger, und Gottes Barmherzigkeit hätte sich auch auf mich armen sündhaften Mann erstreckt, um mich in meinen alten Tagen noch, nach so mancher Noth, in meiner Tochter zu erfreuen.

Das war nicht unrecht gedacht, sagte der Pfarrer. Wenn Euch aber auch jetzt für den Augenblick Eure Hoffnung getäuscht haben sollte, so werft doch Euer Vertrauen darum nicht weg. Die Hülfe kann Euch ja auf einem andern Wege kommen, wo Ihr es vielleicht am wenigsten erwartet.

Der Mann bewegte den Kopf hin und her, als ob er sagen wollte: Das ist leidiger Trost. — Dann sagte er seufzend: Ich mag es wohl nicht verdient haben.

Und nun lud ihn der Pfarrer mit seinen beiden Begleitern in das Haus, um sich zu erquicken und auszuruhn. Anfänglich wollte er nicht. Da aber der Pfarrer nicht nachließ und die Pfarrin mit ihrer freundlichen Stimme auch mit half, widersprach er endlich nicht mehr. Die beiden Begleiter griffen ihm unter die Arme. Mühsam erhob er sich, und kaum schien seine Kraft hin-

zureichen, um ihn bis zu der großen Laube zu führen, wo der Grosvater Platz genommen hatte, und die Ankommenden freundlich begrüßte.

Nun war es eine Freude zu sehn, wie die Geschäftigkeit der Kinder, das Nöthige herbeizutragen, und ihre anmuthige Nöthigung die Schüchternheit der drei Männer allmählig verbannte und sie immer zutraulicher machte. Und da der Grosvater mit ihnen über ihre Heimath sprach, und ihre Landesart und die Feldwirthschaft und andere Dinge, von denen sie zu sprechen wußten, gab auch der alte Martin hin und wieder sein Wort dazu. Nachdem sie sich nun ein Wenig erquickt hatten, rückte der Pfarrer mit seinem Anliegen immer näher, und sprach schon recht zuversichtlich von der Hoffnung, die er hätte, daß die Wallfahrt nicht vergebens gewesen sey. Es muß ja nicht eben der Meier seyn, sagte er, der Euch aus der Noth hilft; ja, ich meine fast, des Mannes Sündengeld würde Euch keinen großen Segen gebracht haben. — Ich habe das wohl auch manchmal gedacht, sagte der Alte; aber ich meinte, wenn es nur von meiner Seite redlich verdient wäre, so möchte der Meier nachher seine Rechnung mit Gott halten. — Und glaubt Ihr wirklich, versetzte der Pfarrer, daß Gott ihm seine Sünden erlassen werde, weil er eine Kleinigkeit von seinem Ueberflusse opfert, und Euch, als einen armen Mann, die Buße thun läßt, die ihm zu thun obläge? — Die reichen Leute meinen es doch so, erwiederte der Alte, und in der Stadt lebt manches arme Weib davon. Aber es mag auch wohl schon Manchem so ergangen seyn, wie mir jetzt. Da lebt noch in

unſrer Nachbarſchaft eine reiche Edelfrau, die eine ſchwere Sünde begangen haben mag — die Leute ſagen dieß und jenes, aber ich weiß es nicht — die bang eine arme Wittbe mit drei unerzognen Kindern, daß ſie vier Wochen nach einander täglich die hundert Stufen auf den Calvari-Berg für ſie einmal hinauf und einmal hinab knien, und auf jeder Stufe einen Roſenkranz beten ſollte. Dafür bekam ſie täglich fünfunddreißig Kreuzer. Für eine arme Frau, die wenig erwerben konnte, war das in der harten Zeit freilich ein ſchöner Verdienſt; aber ſie brauchte auch faſt den ganzen Tag dazu. Vierzehn Tage lang hielt ſie's aus. Aber ſie mochte ſich in der Hitze zu ſtark angegriffen haben; am funfzehnten ward ſie krank, und nach neun Tagen war ſie tod. Ihre drei Kinder waren nun Waiſen, und hätte ſich der Hirt im Dorfe der armen Würmer nicht angenommen, ſie wären Hungers geſtorben; denn die reiche Edelfrau wollte nichts für ſie thun. Sie hätte ja, ſagte ſie, bei ihrer Mutter das viele Geld ſo ſchon zum Fenſter hinausgeworfen. —

Den Kindern, die von dem Allen kein Wort auf die Erde fallen ließen, waren das lauter unbegreifliche Dinge. Begangene Sünden bei Gott gut machen durch körperliche Peinigungen wollte ihnen ſchon nicht in den Sinn; aber nun gar die Buße Andern aufbürden, die Sünde abkaufen mit ſchnödem Gelde, und alſo Sünde und Strafe auf einer irdiſchen Wagſchale hinüber und herüber wägen — das kam ihnen wie Wahnſinn vor, und nicht viel anders als eine Läſterung Gottes. Doch iſt dieſes niedrige Rechnen mit Gott nichts ſeltenes, eben weil es etwas gar bequemes

und leichtes ist. So ist manche Kirche gebaut worden, um das Urtheil der göttlichen Gerechtigkeit zu bestechen, und Mancher meint wohl mit Almosen den Raub gut zu machen, den er an Wittben und Waisen verübt. Wäre das christlich, warum hätte denn Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben. Aber der Hochmuth des Reichthums will sich immer in die Kirche eindrängen, und sich eine höhere Stufe in der göttlichen Gnade erkaufen; und leider bieten die Diener der Kirche nur zu oft die Hand zu solchem Heidenthume. Wie der Meier mit dem alten Martin, so hat es auch eine Königin von Frankreich gemacht, die wenig Glauben, aber viel Aberglauben hatte, jene berüchtigte Catharina von Medicis, die man hinlänglich brandmarkt, wenn man ihr Werk, die schändliche Bartholomäus-Nacht, nennt. Dieser fiel auch einmal ein, zur Abbüßung ihrer Sünden eine Wallfahrt nach Jerusalem zu dem heiligen Grabe thun zu lassen: aber der, welcher sie unternähme, sollte sich verpflichten, auf dem ganzen langen Wege nach drei Schritten, die er vorwärts gethan, Einen rückwärts zu thun. Es war nicht leicht einen Mann zu finden, der die Geduld und Kraft zu einem solchen Unternehmen hatte. Endlich fand sich doch Einer für vieles Geld; und dieser kam und ging, und vollbrachte die Wallfahrt auf die vorgeschriebene Weise, und empfing, außer der bedungenen Summe, auch noch ein Adelspatent. Ob das wohl auch im Himmel geachtet werden ist?

Dieses und Aehnliches sagte der Vater seinen Kindern erst später am Abend, und es freute ihn, daß ihr gesunder Sinn ein

solches Fetischen mit Gott und seiner Gnade unwillig verwarf, und keine Buße als wahrhaft christlich anerkennen wollte, als die in tiefer Reue und ernstlicher Besserung bestände. Vorher aber hatte er sein Geschäft mit dem alten bekümmerten Martin zu Ende gebracht. Er hatte ihm gesagt — und diese Unwahrheit erlaubte er sich aus guten Gründen — daß ein wohlhabender Mann ihm etwas Geld anvertraut habe, um Hülfsbedürftige damit zu unterstützen, und da er an ihm einen frommen Mann und guten Vater gefunden habe, so glaubte er, das Geld würde bei ihm gut angewendet seyn. Dabei griff er in die Tasche. Nun mochte der Alte glauben, es sey die Rede von einem Zehrpfennig; da aber der Pfarrer anfing zu zählen, erst die zwei Goldstücke hinlegte, und dann noch eine ganze Reihe Vierundzwanziger daran, bis die dreißig Gulden voll waren, da wußte er nicht, wie ihm geschah, und auch seine zwei Begleiter machten große Augen. Mehr als Einmal öffnete er den Mund, um zu sprechen; aber es kamen keine Worte heraus. Die Mütze hatte er vom Anfange an in die Hand genommen, und jede seiner Gebehrden drückte sein Erstaunen aus. Endlich da der Pfarrer ihm zuredete das Geld einzustreichen, und ihm Gottes Segen dazu wünschte, brachen dem alten Manne die Thränen aus den Augen; er stand auf, beugte die Knie und wollte seinem Wohlthäter die Hand küssen. Der aber litt es nicht, sondern faßte die Hand des Alten, drückte sie, und bestellte einen Gruß an seine Tochter. Bei Erwähnung der Tochter sah der Alte mit Einemmal wie verklärt aus. Er hob die beiden Hände, in denen er die Mütze hielt, hoch zum Himmel,

und man konnte sehn, wie innig er im Herzen dankte, ob er gleich kein Wort sagen konnte.

Die Kinder sahen Alles von fern, und ihre Mutter auch. Ueber die stumme Freude des alten Mannes waren sie wie verzückt, und kein Auge blieb trocken.

Nun strich endlich der Alte das Geld ein, und schob es allmählig in sein Taschentuch; aber immer hielt er inne dabei und sagte: Wer hätte mir das sagen sollen? — oder: Wie sich meine Therese freuen wird! Wenn ich nur schon zu Hause wäre, ehe ihr der Ignaz das Herz mit seiner Unglückspost schwer macht! — Und dann: Ich will Zeitlebens für Sie beten, mein guter gnädiger Herr, und auch für die unbekannten Wohlthäter. Gott vergelt' es Ihnen tausendfach an Ihnen und Ihren Kindern! — Und so sagte er Vieles, und da das Geld endlich eingestrichen war, war er vor freudigem Zittern nicht im Stande das Tuch zuzuknüpfen, sondern die Andern mußten ihm helfen. Ruhe hatte er nun nicht mehr. Und nachdem er noch tausendmal gedankt hatte, ging er recht wacker davon. Zu fahren brauchte ihn Niemand mehr; ja, die Andern hatten fast Noth, ihm nachzukommen.

Im Pfarrhause war an dem Abende Alles seelenvergnügt, aber gesprochen wurde nicht viel mehr.

Siebzehnter Abend.

Die letzten Tage des Sommers waren überaus heiter und anmuthig. Es war eben, als ob er vor seinem Scheiden noch alle

seine Herrlichkeit ausschütten wollte, um sich selbst daran zu erfreuen, und er besah sich mit seinem blauen Himmelskleide und den goldverbrämten Wölkchen daran in jedem Teich und See mit unbeschreiblichem Wohlgefallen. Die Erde hatte er dieselbemal ebenfalls gar reichlich beschenkt, und überall streckten die Bäume dankbare Arme empor, und schienen erfreut, dem Himmel zeigen zu können, wie sich ihre gelben, blauen und rothbäckigen Früchte täglich von den Strahlen der Sonne schöner mahlen ließen. An einem dieser sonnigen Tage hielt die Mainauer Familie Mittag im Garten, und unter dem großen Plantuche, das sie zwischen vier schlanken Kastanienbäumen ausgespannt haben und ihr Zelt nennen, saß ein halbes Dutzend vergnügter Gesichter mit hellen Augen, in denen sich mehr als Ein Himmel spiegelte. Hier brachten sie auch den Rest des Tages zu. Der Grosvater war nach einem kleinen Spaziergange, den er an dem Arme seiner Tochter gemacht hatte, zu seinem Lehnstuhle zurückgekehrt; Lili saß zu seinen Füßen und strickte; Marianne und Aurore nähten; Mathilde und Eduard lasen abwechselnd aus Herrmann und Dorothee vor. Es war so still, daß man das Summen jeder Biene hörte, die sich aus einem Blumenkelche berauschte, und das Schwirren der Libellen, dieser geflügelten Blumen, die mit ihren blauen Flügelnetzen von einem Blatte zum andern wippten. Als nun Eduard eben gelesen hatte:

Man hörte der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nahn, man hörte den rollenden Wagen.

da kam wirklich ein schwer bepackter Reisewagen, von vier raschen

Pferden gezogen, die Landstraße her, von dem aufgeregten Staube wie von einer Wolke eingehüllt. Mit einemmal krack, krack! da brach etwas, der Wagen senkte sich auf die Seite, der auf dem Bocke sitzende Diener glitt an dem Rade hin zur Erde herab; Weiberstimmen ließen sich hören — und in Einem Augenblicke waren der Pfarrer und Eduard bei der Hand, um wo es nöthig wäre zu helfen, und Leute vom Felde herbei zu treiben. In dem Wagen saß eine blasse Dame mit ihrem Kammermädchen. Sie hatten von dem Unfalle nichts gelitten als den Schrecken, und suchten nun aus dem Kasten heraus zu kommen. Da sich der Schlag nicht öffnen ließ, die Pferde nicht ganz ruhig standen, und die beiden Frauen nichts weniger als beherzt waren, so war das Unternehmen nicht leicht. Endlich gelang es doch. Der Pfarrer führte nun die Dame in den Garten, und das Mädchen blieb bei dem Wagen.

Die Pfarrin stand an der Thür und begrüßte die Kommende mit der guten freundlichen Art, die ich an wenigen Frauen anmuthiger gesehen habe. Nach den ersten Begrüßungen und Reden sagte die Fremde, indem sie die Pfarrin schärfer in die Augen faßte: Ich glaube sehr unerwartet meine Jugendfreundin Amalie zu sehn. Die Pfarrin sah sie jetzt auch besser an, und erkannte ihre Gespielin Aline — aber Himmel wie verändert, wie blaß und gealtert vor der Zeit! Dieses unerwartete Zusammentreffen nach ziemlich vielen Jahren, wo sie nichts von einander gehört hatten, machte sie etwas verlegen, obgleich sonst nicht leicht Jemand weniger verlegen ist als die Pfarrin. Aber die Sache war so.

Während sich Malchen in der Stadt bei ihrer Tante aufhielt, hatte sich Aline, die Tochter eines angesehenen Beamten, sehr an sie angeschlossen. Die Kinder waren täglich beisammen. Sie hatten, mit noch einer andern kleinen Freundin, dieselben Lehrer und dieselben Vergnügungen, und da sie fast von gleichem Alter, gleichem Wuchse und gleicher Anmuth waren, nannte man sie in der Stadt vorzugsweise die drei Wahl-Schwestern, auch die Drillingskinder, manchmal auch wohl die drei Grazien. Die Eltern und Verwandten der Kinder freuten sich der schönen Eintracht, und die Kinder glaubten in ihrer Unschuld, daß dieses angenehme Verhältniß unauflöslich und unveränderlich sey. Es war aber nicht so. Als Aline mehr heran wuchs, wurde sie durch die Verhältnisse ihres Vaters, der seitdem zu höhern Würden erhoben worden war, in neue Verbindungen gezogen, die alten Banden lösten sich ganz leise auf, und als Malchen vollends ein Jahr abwesend gewesen war und wieder zurück kam, war Alles anders. An die Stelle der alten Kinder-Freundschaft war die Höflichkeit getreten; man sah sich seltner und immer seltner; die Unterhaltung wurde allgemeiner und frostiger. Das vorige frohe Leben war dahin. Malchen schmerzte das tief, aber sich zu täuschen und noch fort an das Daseyn eines Verhältnisses zu glauben, das offenbar verschwunden war — das war ihr unmöglich. Sie zog sich also zurück und wurde nicht vermißt. Endlich kam es so weit, daß, wenn die ehemaligen Herzensfreundinnen zufällig am dritten Orte zusammentrafen, Aline verlegen zwischen Du und Sie schwankte und zuletzt das vornehmere Sie wirklich die Oberhand behielt.

Nun hatten sie sich, wie gesagt, in einer Reihe von Jahren nicht gesehn, ja nicht einmal von einander gehört. Die Pfarrin hatte sich wenig geändert; nur etwas stärker ist sie geworden; ihre gute Gesundheit und ihr heitrer Sinn erhalten sie jung; Aline hingegen, die an einen reichen Edelmann verheirathet war, war kaum noch kenntlich. Nur der zarte Wuchs war ihr geblieben; aber dieser war jetzt die Folge ihrer krankhaften Magerkeit. Auf ihrem blassen Gesichte hatte der Gram Furchen gezogen, und selbst das Lächeln schien ihr Schmerzen zu machen. So war es denn kein Wunder, daß die Pfarrin sie nicht gleich kannte; auch nicht, daß sie in den ersten Augenblicken etwas verlegen mit ihr war. Indeß wird eine solche Sache unter gutmüthigen Menschen bald wieder in Ordnung gesetzt. So geschah es auch hier. Die Fremde wurde unter das Zelt geführt, und nachdem sie sich etwas von ihrem Schrecken erholt hatte, wurde sie auch zutrautlich, und fing sogar an sich zu beklagen, daß die liebe Jugendfreundin sich durch ihr „Sie" und ihr „gnädige Frau" so ferne von ihr stellte, indem sie nach der Weise vornehmer Leute ihr eignes Unrecht der Freundin zuschob. Vielleicht war das im Anfange auch nur eine Maske, die die Höflichkeit vornahm. Wie ein Mensch aber nicht lange ein zorniges oder höhnisches Gesicht machen kann, ohne daß etwas von Zorn oder Hohn im Herzen aufschießt, so setzen auch gutmüthige Mienen und Worte Etwas von wirklicher Gutmüthigkeit im Innern ab. Aline war aber in der That ein gutgeartetes Wesen, und an ihrer vormaligen Verschuldung hatte ihr Kopf mehr Theil als ihr Herz. Ach es gibt wenige Köpfe, die dem

Gift-Nebel der Eitelkeit zu widerstehn vermögen, und der Schwindel, der dort anfängt, zieht das widerstrebende Herz in seinen Wirbeln fort. Freude ist dabei wenig; aber nach dem Taumel Reue und Misbehagen die Fülle.

Die Kinder hatten sich bei der Ankunft der fremden Dame entfernt, die, in Erwartung der Herstellung ihres Wagens, Amalien von ihrer Kränklichkeit, ihrem Aufenthalte in Pyrmont und den Unbequemlichkeiten der Reise unterhielt. Plötzlich erhob sich auf der andern Seite des Gartens ein fröhlicher Aufruhr. Man sah die kleine Schaar beschäftigt, etwas zu fangen. Tücher wehten; Hände wedelten in der Luft, dann wieder auf der Erde; endlich lauter Jubel von Allen, und Mathilde, leicht wie ein Reh, fliegt vor allen her, um der Mutter einen Canarienvogel zu zeigen, der sich in den Garten verirrt hatte, und jetzt mit klopfendem Herzen in Mathildens hohlen Händen ruhte. Sie erzählten — und Alle auf Einmal — wie er über den Zaun herüber geschwirrt sey, sich vor ihnen hingesetzt, und sie ordentlich aufgefordert habe, ihn zu fangen. Gewiß singt er auch recht schön, sagte Aurore. — Eduard kann ihn etwas lehren, sagte Marianne. — Jetzt aber, sagte Mathilde, wollen wir ihn in einen Käfich thun, damit er uns nicht wieder entwischt. Ach wie leicht könnte er einer Katze in die Klauen fallen, das kleine niedliche Thier! — Und alle waren um ihn her, und liebkos'ten und küßten ihn. — Jetzt brachte Eduard einen Käfich herbei; das Thürchen wurde geöffnet; Mathilde lüftete die Hände; aber der Vogel, der schon ganz zahm schien, rauschte, statt in den Käfich zu schlüpfen, neben der Thür

in die Luft, setzte sich auf den nächsten Zweig, und sah piepend und spottend auf das Gefängniß herab, das ihn hatte aufnehmen sollen. — Was für ein Leidwesen das nun war, und was für zärtliche Worte verschwendet wurden, um ihn wieder zurück zu locken! Umsonst. Er sprang keck hin und her, als ob er die wiedererlangte Freiheit versuchen wollte. Erst als Eduard den Baum erstieg und die Hand nach ihm ausstreckte, schwirrte das muntre Thier auf einen zweiten Baum; dann auf einen dritten, und bald war er wieder über den Garten hinaus und wurde nicht mehr gesehn.

Nachdem sich nun die kleine Schaar wieder verlaufen hatte, sagte Aline: „Was für schöne und liebenswürdige Kinder! Wie wohl Dir unter diesen blühenden, offnen Gestalten seyn muß! Ach Du bist eine glückliche Mutter!“ — Bei diesen Worten traten ihr Thränen in die Augen. Sie kämpfte gegen ihren Schmerz, und verbarg die Thränen; aber ihr Weinen wurde so heftig, daß sie aufstand und sich entfernte. Die Pfarrin wollte ihr folgen; aber sie winkte ihr ab, und suchte Zuflucht in der Einsamkeit des Gebüsches, wo ihre Thränen sich ungesehn mit dem Bache mischten, der dort über die glatten Kiesel rinnt. Nach einer Viertelstunde kehrte sie mit rothgeweinten Augen zurück. Die Ursache ihres Schmerzes erwähnte sie nicht; aber sie war weicher als vorher, zärtlicher, zutraulicher. Der Strom der alten Liebe, die Liebe der Kinderjahre, schien sich von neuem in ihre Brust ergossen zu haben; die Jahre waren untergegangen, die dazwischen lagen, und über ihnen schwebte die wehmüthige Sehnsucht nach

der glücklichern Zeit. Nicht umsonst schlugen die alten bekannten Töne an Amaliens Herz, das jede Liebe bewahrt, kein Vergessen kennt, und auch des eiteln Wankelmuthes ihrer Aline immer mit Trauer, nie mit Bitterkeit gedacht hatte. Jeder Rest von Zwang war jetzt verschwunden, und da Alinens Diener die Nachricht brachte, daß die Achse des Wagens gebrochen sey und ihre Wiederherstellung vor dem folgenden Morgen nicht bewirkt werden könnte, nahm sie freudig die Bitte der Pfarrin an, diese Nacht in ihrem Hause zuzubringen. Jetzt gingen die beiden Freundinnen Arm in Arm im Garten auf und ab, und die arme Aline enthüllte der Freundin ihr wundes Herz und alle Dornen, die es zerrissen. Amalie weinte mit ihr — zu trösten vermochte sie nicht — und die Thränen, die auf die heißen Wunden fielen, thaten der Armen wohl. Die traurige Geschichte aber, die auch wohl ein fremdes und untheilnehmendes Herz ergriffen hätte, hier aber das weichste und liebevollste umklammerte, war, wie wir sie nachher aus Amaliens Munde gehört haben, folgende:

Aline war, wie gesagt, an einen reichen Edelmann verheirathet, der sie aufrichtig liebte. Die erste Zeit ihres Ehestandes war glücklich zu nennen; denn ob sie gleich ihr erstes Kind kurz nach der Geburt wieder verloren hatte, so wurde ihr doch dieser Verlust bald durch ein Zwillingspaar schöner und kräftiger Knaben ersetzt. Diese Kinder, Gustav und Adolph getauft, aber, bei ihrem Heranwachsen, von allen Bekannten Kastor und Pollux genannt, waren sich an Gestalt nicht weniger als in ihren Neigungen gleich. Es war etwas ganz gewöhnliches, daß auch die

Eltern sie mit einander verwechselten; und nur willkührliche Zeichen, die man aber oft vernachlässigte oder vergaß, konnten dem Irrthume abhelfen. Selten trennten sie sich; eben so selten entzweiten sie sich, und ihr Zorn erlosch fast immer in dem Augenblicke, wo er aufgelodert war. So lag eines Tags Adolph an einer leichten Krankheit zu Bette; sein Bruder spielte mit ihm; sie wurden uneinig. Da ging Gustav fort und sagte im Gehn: So bin ich dir auch böse und spiele nicht mehr. Ach Gustav, rief der Kranke aus seinem Bette, ich weiß doch, daß du mir wieder gut wirst. Und jener antwortete: Ich bin es ja schon! kehrte in der Thür um und setzte das Spiel nach dem Willen seines Bruders fort. — Ein andermal, als Gustav krank war, doch ohne bettlägrig zu seyn, und ihm die vorgeschriebene Arznei sehr zuwider war, sagte Adolph zu ihm: Sey nur ruhig, ich nehme sie für dich; es wird dir doch auch so helfen. Und als die Mutter nach dem Kranken rief, um ihm einzugeben, stellte sich Adolph vor sie — und da sie ihn für den Andern hielt, nahm er die Arznei herzhaft ein. — Auch war es wirklich so, daß die Mittel, die der Eine nahm, auch bei dem Andern wirkten. —

In dieser Sympathie wuchsen sie heran, und man konnte die schönen, blühenden, krausköpfigen Knaben, die sich in Allem so gleich waren, nicht ohne freudige Rührung sehn, zumal wenn man auch die Gleichheit ihrer Stimme hörte, und Zeuge ihrer einträchtigen Gesinnung war. So hatten sie ihr achtes Jahr zurückgelegt, als ihre Eltern eines Tages im Sommer — den sie immer auf dem Lande zubrachten — durch ein Hoffest veranlaßt wurden, nach

zer Residenz zu fahren. Die Knaben blieben auf dem Gute zurück. Gegen Abend, nach Beendigung ihrer Lehrstunden, spielten sie im Garten umher, und indem sie jeden Winkel durchkrochen, kamen sie auch in die Hütte, in welcher der Jäger eben an diesem Tage einen Falken belauerte, der schon einigemal auf die Bewohner des Gartens, die Nachtigallen und Grasmücken, Jagd gemacht hatte. Da diese Hütte sonst gar nicht besucht wurde, hatte er beim Weggehn die Flinte im Winkel stehen gelassen. Adolph erblickte das blanke Gewehr, nahm es in die Höh, präsentirte damit und schlug es scherzend auf seinen Bruder an, indem er rief: Jetzt du blutdürstiger Falk mußt du sterben! — Da schlug Gustav die Hand vor die Augen, und sagte: Was machst du, Adolph? Laß das! — Aber in diesem Augenblicke blitzte es; die Flinte war beim Zurückziehen an dem Hahn hängen geblieben; ach und Gustav fiel entseelt zu Boden. Der Schuß war ihm mitten durch die Brust gegangen, und als sich Adolph auf ihn warf, öffnete er den Mund, aber sprechen konnte er nicht mehr. Nur die Hände streckte er nach dem verzweifelnden Bruder aus, und starb in dieser Stellung fast in dem Augenblicke, wo er zu Boden gefallen war.

Ein Mädchen, das in der Nähe der Hütte arbeitete, und Alles gesehn hatte, aber es nicht hatte abwehren können — so schnell ging es vorüber — eilte herzu; auch Andre, durch den Schuß herbei gerufen, kamen, und Alle sahen mit Entsetzen das schreckliche Ereigniß. Der alte Jäger lief davon, und hielt sich lang verborgen, weil er sich und seiner Unvorsichtigkeit das Unglück

der Kinder Schuld gab, die seine Lust und Freude waren; die Andern liefen nach einem Wundarzte und versuchten Rettung. Es war Alles umsonst. Adolph wich nicht von der Seite seines Bruders. Mit starren Blicken hing er an der blassen blutigen Gestalt; aber kein Laut ging über seine Lippen, keine Thräne entfiel seinen Augen. Blaß und starr stand er neben der Leiche des geliebten Bruders, selbst einer Leiche gleich, und vernichtet in stummer Verzweiflung.

So verging die Nacht und ein Theil des folgenden Tages. Den zurückkehrenden Eltern war ein Diener entgegen gegangen, um sie auf das, was sie erwartete, vorzubereiten. Aber als er sich dem Wagen näherte, und die Mutter ihm aus der Ferne schon mit der Frage nach ihren Kindern zuvorkam, stürzten Thränen aus seinen Augen, und sein Verstummen kündigte ein großes Misgeschick an. Ohnmächtig stürzte die Mutter ihrem Gemahl in die Arme, dem nur allmählig die abgerissenen, durch Schluchzen und Jammer unterbrochenen Worte des Dieners das Schicksal seines Kindes errathen ließen. Als der Wagen vor dem Hause anfuhr, und Adolph, der durch keine Bitte von der Leiche seines Bruders hatte entfernt werden können, den Fußtritt seines Vaters auf der Treppe hörte, erblaßte er noch mehr als zuvor, und stürzte ohne Bewußtsein zur Erde nieder. So sahen die unglücklichen Eltern beim Eintreten in das Zimmer ihre beiden Kinder, die Freude ihres Lebens, tod oder doch ähnlich den Todten; und in schmerzlicher Umarmung riefen sie über den Leichen ihrer Lieblinge den Tod auch für sich herbei. Adolph wurde wieder in das

Leben zurückgebracht, wenn der Zustand, in welchem er seit diesem Tage blieb, Leben zu heißen verdient. Nie wich von seinen Wangen, die sonst so blühend waren, die bleiche Farbe des Todes, die sie bei dem Anblicke seiner That überzogen hatte. Sein Auge sah starr vor sich hin; kein Laut ging über die erstorbenen Lippen; wie ein abgeschiedener Geist wandelt' er umher, ohne Theilnahme an irgend Etwas, und ohne Beschäftigung. Er schien Niemanden zu kennen. Nur wenn seine Mutter recht freundlich mit ihm sprach, ihn mit ihren Armen umschloß, die Wangen ihm streichelte, da schienen dunkle Erinnerungen in ihm zu erwachen; er sah sie dann aufmerksam an, seufzte auch wohl, drückte beide Hände fest gegen seine Brust, oder legte die Hand der Mutter auf sein Herz. Den Augenblick darauf aber sank er in den vorigen Zustand zurück; und jeden Abend fiel er um die Zeit, wo das Unglück geschehen war, in eine Erstarrung, die bald kürzer, bald länger, meist aber eine Stunde dauerte. So verging ein ganzes Jahr. Nahrung nahm er nur wenig zu sich, und immer mit Widerwillen. Sein Schlaf war kurz, unruhig und oft unterbrochen; ja bisweilen stand er auf und schien Etwas zu suchen, und wenn er alle Winkel durchforscht hatte, warf er sich tief seufzend auf sein Bett. Seine Kräfte schwanden sichtbar dahin. Bald konnte er sich nicht mehr aufrecht halten; aber auch auf seinem Krankenlager blieb er stumm. Wie nun der Tag kam, wo sein Unglück angefangen hatte, und die Sonne sich gegen Abend neigte, und die Mutter an dem Bette des armen Kranken saß und in Thränen zerfloß, richtete er mit Einemmale seine Blicke auf sie,

wie Einer, der aus tiefer Ohnmacht zum Bewußtsein erwacht, und da er seine Mutter weinen sah, quollen ihm auch die Augen von Thränen über. Dann faßte er die Hand der Verarmten und zog sie an sich; und da sie sich über ihn beugte, und ihn mit Küssen bedeckte, und immer rief: Mein Adolph, mein guter Adolph, kennst du mich wieder? da schlang er seine beiden abgezehrten Arme um ihren Hals, und sagte ganz leise: Ach Mutter, ich habe meinen Bruder Gustav gesehn; er hat mich gerufen. — Dann legte er sich wieder auf den Rücken, ließ aber die Hand seiner Mutter nicht los, und sah sie immer mit freudigen und verklärten Blicken an. Ein leises Roth flog über die blassen, eingefallenen Wangen; auch die Lippen rötheten sich, sein Athem ging schnell. Oft sagte er: Ach du gute Mutter! wie bin ich so glücklich! Mein Gustav ist wieder bei mir; er hat mich auch wieder recht lieb. — Dieses dauerte etwa eine Viertelstunde, und der armen Mutter war wohl und weh; denn die Hoffnung lebte in ihr auf, ihr geliebtes Kind wieder zu bekommen. Ach, diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehn! Mitten in seiner Seligkeit, mitten in dem leisen Entzücken des Wiedersehns und der Versöhnung fühlte der Knabe, daß ihn der Engel des Todes an seine Brust drückte. Noch einmal lallte er den Namen seines Bruders, zog die Hand der Mutter an sein Herz — zuckte noch Einmal — und das Leben war von ihm gewichen. — Die Mutter war trostlos.

Seit jenen unglücklichen und schmerzlichen Tagen war Alinens Leben der Trauer anheim gefallen. Auf das Land, früher dem

Wohnsitze ihrer Freuden, kehrte sie nicht mehr zurück, und ihr Gemahl, weniger ergeben als sie, trieb sich, um den schmerzlichen Erinnerungen zu entgehn, die in der Heimath überall auf ihn eindrangen, in fremden Ländern auf Reisen umher. So ward das arme Weib dem Grame und der Schwermuth hingegeben. Wie sie auch kämpfen mochte, immer erhob sich der unterdrückte Schmerz von neuem aus der Tiefe ihres Herzens, und an den Wurzeln ihres Lebens nagte der Gram. Jetzt hatte sie an den Heilquellen von Pyrmont Kraft und Erheitrung gesucht. Wohl bereitet die Natur in dem geheimen Schooße der Erde ein erquickendes Naß, das die welkende Blüthe des Lebens aufrichtet, das schleichende Blut beflügelt, und die erschlaffte Sehne spannt; aber ach! kein Nepenthe schäumt aus ihr auf, das den nagenden Krebs des Kummers heile, das schleichende Gift herber Erinnerung versüße, oder ein mütterliches Herz erquicke, das verwaist und verarmt, nachdem ihm jede Freude genommen ist, nur noch an seinem Jammer und seinen innern Thränen zehrt und sich durch sie verzehrt.

Achtzehnter Abend.

In einem Dorfe, das ich nicht nennen will, um es nicht in übeln Ruf zu bringen, ist die Gemeinde meist das Gegentheil von der Mainauer. Die Männer sind dem Trunke und dem Spiel ergeben, die Frauen legen die Hände in den Schoos, oder vertreiben

sich die Zeit in sogenannten Spinnstuben, wo aber mehr getrunken und gelästert, als gesponnen wird. Die Kinder folgen dem Beispiele der Eltern. Zank und Händel hören dort nicht auf, wobei sich denn die Gerichte nicht schlecht stehn, und der Gerichtsdiener am besten; denn das Gefängniß wird nicht viel leer. Die Ursach ist, daß sie zwei Pfarrer nach einander gehabt haben, die schlechte Hirten waren. Der erste kümmerte sich um nichts, und wenn er Sonntags seine Gemeinde durch eine langweilige Predigt ohne Salbung und Glauben eingeschläfert hatte, pflegte er in der übrigen Woche seinen Leib, und fragte nicht nach seiner Pflicht und nach der Verantwortung, die auf ihm lag. Sein Nachfolger setzt sich gar in die Schenke, spielt mit den Bauern und berauscht sich. Da kann man denken, in welcher Achtung er steht, und wie seine Ermahnungen aufgenommen werden, wenn er ja einmal zum Guten ermahnt. Wie man nun leicht einer Heerde ansehn kann, was an ihrem Hirten ist, so sieht man auch beim ersten Eintritt in das Dorf, wie es im Innern bei seinen Einwohnern steht. Wen sein Weg in die Gegend führt, geht gern um den Ort herum; denn wer fährt, läuft bei den Steinblöcken, die überall in der Straße liegen, Lebensgefahr; und wer geht, der mag sehn, wie er ohne Stelzen, selbst mitten im Sommer, durch den hohen Schmutz watet; weshalb auch die Einwohner von Strümpfen und Schuhen wenigen Gebrauch machen. Die meisten Häuser sind durchlöchert, als ob sie eine Belagerung ausgehalten hätten, und die Löcher sind mit Stroh oder Heu zugestopft; auf den Dächern liegen mehr Steine, um die Borken fest zu halten, als auf dem

Wege; die Thüren hängen schief in den Pfosten, und an den Fenstern ist mehr vorgeklebtes Papier als Scheiben zu sehn. Wie die Häuser, so sehen auch die Menschen aus. Ihre Haut ist gelb und schmutzig, wie bei Leuten, die reine Luft und reines Wasser so sparsam gebrauchen, als ob es hoch vermauthet wäre; die Kleider lumpig und voll Löcher, oder mit häßlichen Flicken bedeckt; ihr Gang träge, und ihre Rede schleppend und roh. Feine Leute gehen ihnen gern aus dem Wege, und ihre Ungeschliffenheit ist zum Sprichwort geworden. Daher es in der ganzen Gegend heißt: So grob wie — — Doch ich will sie nicht nennen, und habe vielleicht schon jetzt zu viel gesagt. Wer sie Einmal gesehn hat, kennt sie gewiß.

In diesem Dorfe war der Bader gestorben — ein Mann von einigem Vermögen — er hatte es im Lotto gewonnen — übrigens aber nicht besser als seine Nachbarn, nur geiziger. Den Herrn im Hause spielte die Frau, die ein Satan war. Auch quälte sie ihren Mann auf alle erdenkliche Weise, und wenn sie mit ihm zankte, wie fast täglich geschah, halfen ihr die beiden ältern Kinder über, während die Jüngern es mit dem Vater hielten. Es war eine Hölle. Gar oft kam es von Worten zu Schlägen, wo denn Eines gegen das Andere wüthete, und — was schrecklich zu sagen ist — nicht einmal die Eltern geschont wurden. Nun starb der Vater. Betrübt war eigentlich Niemand über seinen Tod, denn Jedes dachte an sein Erbtheil, und der Streit darüber ging an, wie der Alte die Augen kaum geschlossen hatte. Die jüngern Kinder beschuldigten die Mutter der Begünstigung gegen

ihre ältern Geschwister, und diese warfen ihr vor, nur auf ihren eignen Vortheil zu denken, und sich schon bei des Vaters Leben gar Manches unrechtmäßig angeeignet zu haben. Der Sarg mit dem Leichnam stand auf der Bahre, und um ihn her wurde der Streit geführt, bei dem es, wie gewöhnlich, zu Thätlichkeiten kam. In dem Getümmel stürzte der Sarg um, warf die Mutter zu Boden, und den Leichnam des Mannes auf sie. Auf ihr Geschrei drangen die Nachbarn in das Haus, und zogen sie mit Mühe unter dem Sarge und dem Leichnam hervor. Sie hatte sich aber so entsetzt, daß sie krank wurde, und noch in der nämlichen Woche starb.

Diese häßliche Geschichte war auch in das Pfarrhaus nach Mainau gekommen. Den Kindern schien so etwas unbegreiflich; Eduard hatte Lust es zu leugnen. Leider, sagte der Großvater, ist die Sache nur allzuwahr; aber ich wünsche, daß Euch Dinge dieser Art immer so befremden mögen, daß Ihr geneigt seyd zu sagen: Ich hab' es mit Augen gesehn, aber ich glaub' es nicht.

Als Solon von einem Fremden gefragt wurde, warum er kein Gesetz gegen den Vatermord gegeben habe, antwortete er ohne Verlegenheit: er glaube nicht, daß ein solches Verbrechen jemals könne begangen werden. So sind alle gutgearteten Menschen gesinnt. Aber es gibt nichts so Entsetzliches, wozu nicht ein Mensch gelangen könnte, der sich einmal unordentlichen Begierden, dem Müssiggange, dem Tranke oder dem Spiele hingibt. Wer sich auf einen steilen, schlüpfrigen Abhang stellt, den reißt der Weg selbst in den Abgrund hinab, in den er erst nur mit Schauder

sah. Nur von dem ersten Schritte weiß der Mensch; die folgenden sind nicht in seiner Gewalt.

Es muß doch entsetzlich gewesen seyn, sagte Marianne, so unter dem Sarge zu stecken, wie die böse Frau, und der Todte auf ihr! Ich wäre auf der Stelle gestorben.

Waren denn aber die Leute gar nicht betrübt? fragte Lili. Warum zankten sie sich denn? — Weil Jedes das Meiste haben wollte, antwortete die Mutter, wie ungezogene Kinder das größte Stück Kuchen, die besten Kleider, die schönsten Puppen. — Auch Puppen? fragte das Kind verwundert. — Ja wohl, und das meiste Geld, wofür man Puppen kaufen kann. Aber ich dächte, fuhr die Mutter fort, Eduard läse uns etwas vor, oder erzählte uns etwas, damit uns die häßliche Todtengeschichte wieder aus dem Sinne käme.

Das waren nun Alle zufrieden. Ich habe eben in diesen Tagen etwas gelesen, sagte Eduard, das ein wenig hierher gehört. Ich denke, Mutter, es soll Dir gefallen; wenn es nur der Grosvater nicht schon weiß. — Nun erzähle nur, sagte der Grosvater: ich höre etwas Gutes auch zum zweiten- und drittenmal gern.

In dem glücklichen Arabien, hub Eduard an, lebte ein reicher Mann, Almoraddin genannt. Seine Aecker waren wohl angebaut und trugen hundertfältige Frucht; sein Haus war mit Allem wohl versehn, und recht in der Mitte seiner Besitzungen gelegen. Wenn er nun auf seinem Söller saß, und nach Osten und Westen, nach Norden und Süden die grünenden Aecker sah, und die langen Strecken, die wie goldene Wellen, schwer mit Frucht belastet,

wogten, dacht' er bei sich: Welch' ein Jammer wär' es doch, dieses schöne Land zu zertheilen. Es ist eben nur für Einen eingerichtet, und ich habe zwei Söhne, die so verschiedener Gemüthsart sind, daß sie sich weder in Einem Hause vertragen, noch als Nachbarn.

Mit diesen Gedanken wurde er krank, machte sein Testament und starb. In dem Testamente hieß es: Seine Güter sollten auf keine Weise getheilt, sondern dem seiner Söhne zugesprochen werden, der sich am meisten als seinen ächten Sprößling beweisen würde. Die Entscheidung solle dem Kadi, das heißt, dem Richter, überlassen werden, und gegen seinen Ausspruch sollte keine Einwendung Statt finden.

Da nun die Brüder das Testament gelesen hatten, gingen sie hin zum Kadi, und der Aeltere trug das Bildniß des Verstorbenen, stellte es vor dem Richter auf und sagte: Dieß ist das Ebenbild Almoraddins, unsers Vaters. Entscheide, welcher von uns ihm am ähnlichsten ist.

Da war nun kein Unterschied. Beide Söhne glichen ihrem Vater, und wenn auch an dem Einen dieser oder jener Zug ähnlicher schien, so war ihm dagegen der Andre in andern Zügen ähnlicher.

Wie nun nach dem Bilde nichts entschieden werden konnte, fragte der Kadi: Welche Kunst hat Euer Vater am Besten geübt? Und beide antworteten, wie aus Einem Munde, die Kunst des Bogenschützen. Die Spitze seines Pfeils, setzte der Aeltere hinzu, traf in finstrer Nacht ein schwarzes Mal auf der Wange des

Negers. — Er durchbohrte, sagte der Jüngere, den Stern, der durch die Sonne ging, in der Mitte ihres Glanzes. — Wohlan denn, sagte der Kadi, so mag dieses entscheiden; und ließ das Bildniß des reichen Almoraddins in eine weite Ferne stellen, und befahl den Söhnen nach den Sternen seiner Augen zu zielen.

Nun waren beide als die besten Bogenschützen in ganz Arabien bekannt. Der Aeltere legte den Pfeil auf die Sehne, zielte und traf in den Stern. Auch der Jüngere ergriff den Bogen, und zog den Pfeil aus dem Köcher; aber da er ihn auf den Bogen legen wollte, bedachte er sich, warf sich vor dem Kadi nieder und sagte: Verzeih, Herr, wenn ich Dein Gebot nicht erfülle. Aber ich denke an die Güte meines Vaters, und wie oft ich an seinen Augen gehangen, und wie freundlich mir diese Augen zugewinkt haben. Kann ich nur so, wie Du geboten hast, zu seinem Erbe kommen, so will ich lieber für immer Verzicht darauf thun.

Jetzt glaubte der ältere Bruder des Sieges gewiß zu seyn.

Aber der Kadi hob mit der Hand den Jüngern von der Erde auf, berührte ihm die Stirn und sagte: Du hast Dich als Almoraddins ächten Sohn bewährt. Denn der ist ein wahrer und ächter Sohn, der das Andenken seines Vaters in Ehren hält, und mehr ihn als seine Schätze liebt. Darum geh hin und nimm was Dir gebührt.

Und jener ging und ward ein großer Emir. So wie er sich aber bei dem Proceſſe als einen guten Sohn bewiesen, so war er auch kein schlechterer Bruder. Denn in seinem Glücke theilte er

seinem ältern Bruder reichlich mit, was er bedurfte, und machte auch ihn reich, ohne sein Erbe zu schmälern, oder dem Willen seines Vaters entgegen zu handeln.

So war es recht, sagte der Grosvater, und Alles in Ordnung; denn das Testament des reichen Almoraddin, das seine Söhne zu Feinden machte, kann ich nicht loben.

Es war doch aber sehr häßlich, sagte Marianne, nach dem Bilde des Vaters zu schießen! Ich möchte keinen Nadelstich in das Bild der Mutter thun; ich dächte es thäte ihr weh.

Bei dem ältern Bruder, sagte der Grosvater, war es vielleicht nicht so schlimm gemeint. Er mochte denken, was der Kadi befiehlt, kann doch nicht eben Unrecht seyn. Dann wollte er sich auch als einen guten Schützen zeigen. Und nun noch der Eigennutz obendrein!

Der Grosvater sprach auch beinah wie der Kadi, nicht nach seines Herzens Meinung, sondern um die Kinder auf die Probe zu stellen, und es war ihm schon recht, daß Mathilde sagte: Das käme ihr eben abscheulich vor, daß Jemand aus Eitelkeit und Eigennutz so alle Liebe und Ehrfurcht aus den Augen setzen könne. Hoffentlich werde sich aber der ältere Bruder auch geschämt haben, nachdem ihm der jüngere ein so gutes Beispiel gegeben. Das war denn auch des Grosvaters Meinung, und er setzte hinzu: Sie werden fortan gewiß recht brüderlich mit einander gelebt haben.

Da fällt mir auch eine Geschichte ein, sagte Marianne, von zwei Brüdern, die für einander sterben wollten, auch in Asien,

in China denk' ich, oder wo es sonst war. — Nun wie war die? sagte der Pfarrer.

Höre nur. Es ist recht schön. Zwei Brüder gingen mit einander über Feld. Der Eine war schon erwachsen, und sorgte für seine übrigen Geschwister, die alle Waisen waren; der Andere aber war noch klein. Wie sie nun so zusammen gingen, wurde es Nacht, und nicht weit von der Stadt, wo sie zu Hause waren, in einem Walde fielen Räuber über sie her, und wollten sie ums Leben bringen. Da sie sich nun nicht vertheidigen konnten denn sie hatten keine Waffen und waren nicht sehr stark — bat der Aelteste für seinen kleinen Bruder, der ja ein unschuldiges Kind sey, und ihnen keinen Schaden thun könne. Der Kleine aber warf sich vor ihnen auf die Knie und beschwor sie, das Leben seines Bruders zu schonen, der für so viele andre Geschwister sorgen müsse. Wenn es nicht anders wäre, so wolle er gern sterben, da sein Leben niemanden etwas nützen könne. So hartherzig nun die Räuber waren, so hatten sie doch Mitleiden mit dem kleinen Knaben, und schenkten beiden das Leben; aber die Kleider nahmen sie ihnen ab, und was sie sonst bei sich hatten. Und so mochten sie nun ihres Weges gehn.

Nun kömmt noch Etwas in der Geschichte, das auch gut ist. Die beiden Brüder waren nun zwar geplündert; aber sie waren doch froh, mit dem Leben davon gekommen zu seyn, und der Aelteste küßte und streichelte seinen kleinen Bruder und sagte: Ich hätte mich nie zufrieden gegeben, wenn sie Dich erschlagen hätten. Und nun hab' ich Dich noch Einmal so lieb als vorher. — Und

der Kleine sagte: was hätten wir Geschwister anfangen sollen ohne Dich? Du bist ja jetzt unser Vater. Aber da die Männer so gut gewesen sind, uns das Leben zu lassen, so wollen wir auch nicht sagen, was uns widerfahren ist, damit sie nicht verfolgt werden. — Wie sie nun in die Stadt kamen, sahen die Leute wohl, daß sie fast nackt waren, und fragten, wie das zugehe? Sie aber sagten es nicht. Das kam nun den Räubern, die in derselben Stadt zu Hause waren, wieder zu Ohren, und es gereuete ihnen, so guten Kindern etwas zu Leide gethan zu haben; und eines Tages fanden die Brüder einen Bündel hinter ihrer Hausthür, und in dem Bündel steckten ihre Kleider und ihr Geld, und was ihnen sonst die Räuber abgenommen hatten, und — was das Allerbeste war — ein Brief dazu, in welchem die Räuber erklärten, daß sie sich vorgenommen hätten nicht mehr zu rauben, sondern als ehrliche Leute zu leben. —

Vortrefflich, sagte der Pfarrer: denn das ist doch die schönste Frucht einer guten Handlung, wenn sie auch Andre gut macht. Da wir aber einmal in Asien sind, fuhr er fort, und die brüderliche Liebe feiern, so will ich auch meinen Beitrag geben.

Ein König hatte drei Söhne, alle tapfer, rechtschaffen und edel; aber für den Jüngsten hatte sein Vater eine besondere Vorliebe, und erklärte ihn auf dem Todtenbette zu seinem Nachfolger. Da dieses nun dem alten Gebrauche des Landes zuwider war, und der älteste Prinz die Gunst des Volkes hatte, beschloß das Volk, sich nicht an den Ausspruch des verstorbenen Königs zu kehren, sondern den rechtmäßigen Thronfolger zum Könige auszurufen.

Das geschah denn auch. Aber der Prinz hielt den Willen seines Vaters höher als eine Krone, trat mit seinem jüngsten Bruder an der Hand vor das versammelte Volk, und indem er die Tugenden seines Bruders rühmte, ermahnte er seine Unterthanen, dem Willen des verstorbenen Königs nicht entgegen zu handeln. Wer ist unter Euch, sagte er am Schlusse seiner Rede, der wünschen möchte, daß seine letzten Worte von seinen Kindern verachtet und übertreten würden? — Auf diese Frage wußten sie nun keine Antwort, und die Meisten waren der Meinung, das väterliche Ansehn müsse allerdings über Alles gehn, und nichts müsse heiliger gehalten werden, als der letzte Wille eines Sterbenden.

Jetzt hätte nun der jüngere Bruder die Krone behalten können, da der ältere sie ihm überließ, und das Volk in den Tausch willigte. Aber er nahm sie mit Bescheidenheit von seinem Haupte, auf das der älteste Bruder sie ihm gesetzt hatte, legte sie seinem Bruder zu Füßen und sagte: Nie möge es geschehn, daß ein Sohn die Gunst seines Vaters mißbrauche, der durch seine Zärtlichkeit verführt, in einem Augenblicke der Schwäche die Gesetze des Landes vergessen konnte. Nie bin ich dem Meinigen ungehorsam gewesen, und ich weiß, daß mir sein Schatten diese erste Abweichung von seinem Willen verzeiht, da sie die Wirkung der Achtung ist, die ich für seine Einsicht und Gerechtigkeit hege.

Durch diese Erklärung war der Wettstreit der Brüder noch nicht geendigt. Der Aeltere weigerte sich dem Willen des Vaters, der Jüngere dem alten Gesetze zuwider zu handeln, und da keiner den andern überzeugen und zur Nachgiebigkeit bewegen konnte,

entsagten beide dem Thron, und riefen ihren mittlern Bruder zum Könige aus. Das Volk, welches Zeuge ihres edeln Streites gewesen war, ergab sich in ihren Willen, überzeugt, daß die Entscheidung solcher Männer dem Lande Heil und Segen bringen müßte. Sie hatten sich nicht geirrt. Der mittlere Bruder regierte mit Weisheit und Milde; die beiden andern aber zogen aus der Stadt, widmeten sich dem Landbau, und lebten lange Jahre in ungestörter Einigkeit, ohne sich je ihren Entschluß gereuen zu lassen.

Das war vortrefflich, sagte die Pfarrin, und sehr zur Nachahmung zu empfehlen, auch da, wo der Streit nicht eben Krone und Zepter gilt. Man hat wohl Beispiele, daß ein Strumpfband — —

Mathilde und Marianne erröthelen; sie hatten eben am Morgen einen Streit gehabt. O, liebste Mutter, sagte Mathilde, wir sind längst wieder ausgesöhnt, und haben den Gegenstand des Streites, mit nicht weniger Grosmuth als die beiden asiatischen Prinzen, an Lili überlassen, die ihrer großen Puppe eine prächtige Scherpe daraus gemacht hat. —

Ich freue mich immer, sagte der Grosvater, recht sehr an den Geschichten, die uns aus dem Morgenlande kommen. Sie sind meist wie die Physiognomien der orientalischen Völker selbst, charakteristisch und geistreich. Eine gesunde Schätzung der menschlichen Verhältnisse leuchtet fast immer daraus hervor, so wie auch die patriarchalische Grundlage der bürgerlichen Gesellschaft. Die väterliche Gewalt über Alles; Religion und Rechtspflege kräftig und einfach. Was kann zum Beispiel sprechender seyn, als jene

Geschichte, die uns wieder auf den Anfang unsers Gespräche zurückführt, ich meine die von der chinesischen Hausfrau, die von ihrer bejahrten Mutter, einer jähzornigen Frau, geschlagen worden war. Sie weinte bitterlich und lang. Nachdem nun die alte Mutter wieder zu Athem gekommen war, sagte sie: Was hast du nur, daß du dich so anstellst? Hab' ich dich nicht oft viel ärger geschlagen, und du hast nicht so geweint? — Ach, Mutter, antwortete die Geschlagene, darum ist es auch nicht. Aber ich fühle an Euern Schlägen, daß Eure Kraft abnimmt, und eben das ist es, was mich so tief in der Seele betrübt. —

Die Pfarrin lächelte. Wie gefällt Dir das, Mathilde? fragte sie. — Ich hoffe nicht, antwortete diese, daß, wenn ich Mann und Kinder habe, Du Ursache haben wirst, mich zu züchtigen. Aber wenn es wäre — nun so schlage nur immer recht stark, damit ich fühle, daß Du noch gut bei Kräften bist. — Und dabei fiel sie der Mutter um den Hals und bedeckte sie mit Küssen, und die andern Mädchen thaten desgleichen, so daß die gute Mutter Mühe hatte, sich ihrer ungestümen Zärtlichkeit zu erwehren und sie zur Ruhe zu bringen.

Neunzehnter Abend.

Was macht denn unser armer Ludwig? fragte der Grosvater den Pfarrer, als er am Abend unter seinen Kindern Platz genommen hatte. Ich fürchte, wir werden nicht lange mehr für ihn zu

sorgen haben. — Leider, antwortete der Pfarrer. Es scheint nicht, daß er die Nacht überleben kann. Er hat auch schon mit der Welt abgerechnet, und sieht nun seinem Tode mit einer recht erbaulichen Heiterkeit entgegen. Ich werde die Nacht bei ihm zubringen. Meines Zuspruchs und meiner Tröstungen bedarf er zwar nicht; aber er hat eine große Freundschaft zu mir gefaßt, und es scheint ihm wohl zu thun, daß ich ihn auch liebe und achte.

Dieser Ludwig war der jüngste Sohn eines ehrsamen Tischlers in einem niedersächsischen Landstädtchen. Er war viel umher gewandert, und hatte sein Handwerk in fremden Ländern getrieben, weil er zu Hause nichts hatte und auch nicht hoffen konnte, in der kleinen Stadt neben seinen ältern Brüdern hinlängliche Arbeit zu finden. Wie er nun zuletzt in Frankreich stand, und der Kaiser Soldaten brauchte, wurde er auch weggenommen und unter das Heer gesteckt, und er mußte nun wider seinen Willen das blutige Handwerk treiben. In der Schlacht bei Belle Alliance wurde er schwer verwundet, und kam ins Hospital. Hier lag er lange krank, und als er wieder hergestellt war, wurde er fortgeschickt, ohne einen Kreuzer in der Tasche, und bekam auch vom Könige nichts, weil er dem Kaiser gedient hatte. Das hätte ihm nun so viel nicht ausgemacht, wenn er nur noch so gut bei Kräften gewesen wäre, als sonst. Aber kein Meister wollte den blassen, abgemagerten Invaliden, der auch den linken Arm nicht recht mehr brauchen konnte, zum Gesellen nehmen; und was ihm nie vorher begegnet war, er mußte müssig gehn. Da überfiel ihn nun mit Einemmal eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath, wie

er nie in seinem Leben gefühlt hatte, und es war ihm, als ob er nur dort wieder recht zu Kräften kommen könnte. Das Uebrige wird Gott geben! dacht' er, und aufgeheitert durch den Gedanken, machte er sich eines Morgens mit seinem Krückenstock auf den Weg und schlich langsam der Heimath zu. Als er aber nach Mainau kam, konnte er nicht weiter. Ein heimliches Fieber, eine Folge der großen Anstrengung, hatte ihn unterwegs überfallen, und es half ihm nichts, daß er sich um die Krankheit nicht kümmern wollte. Sie behauptete ihr Recht; kein Mittel schlug an, und es kam bald so weit, daß er sich überzeugte, er werde in die himmlische Heimath einziehn, statt in die irdische.

Sobald der Pfarrer Nachricht von der Hülflosigkeit des fremden kranken Mannes bekam, zögerte er nicht ihn aufzusuchen, und Einrichtungen zu seiner Verpflegung zu machen; und es verging selten ein Tag, wo er nicht bei ihm einsprach und von geistlichen Dingen mit ihm sprach. Eines Tages fand er ihn in tiefem Nachdenken. Ich habe einen Traum gehabt, sagte er, der mir sehr zu Herzen gegangen ist. Ich habe meine alte Mutter gesehn. Sie streckte ihre Arme nach mir aus, und konnte mich nicht erreichen, und ich konnte auch nicht zu ihr, und darüber weinten wir beide bitterlich. Ich glaube jetzt ganz gewiß, daß sie noch lebt, und es ist mir, als ob ich nicht sterben könnte, wenn ich ihr nicht noch Einmal geschrieben habe. Nun hab' ich es diesen Morgen versucht, setzte er hinzu, aber meine kranke Hand versagt mir den Dienst, und das macht mich sehr betrübt. —

Da erbat sich der Pfarrer von ihm seine Hand zu leihen, und er sagte ihm folgenden Brief in die Feder:

„Herzliebste Mutter.

Wenn Ihr noch lebt, wie ich hoffe, so wird es Euch Freude machen, nach langer Zeit von Eurem Ludwig zu hören, den Ihr sonst immer Euren Benjamin nanntet. Und wenn auch diese Zeilen die letzten sind, die Ihr von mir empfanget, so betrübt Euch nicht allzu sehr darum; denn in kurzer Frist kommen wir doch wieder zusammen, um uns, wie ich hoffe und glaube, in dem himmlischen Reiche unsers ewigen Vaters ohne Aufhören zu freuen. Der alte Vater wird wohl schon bei Gott seyn und auf uns warten; wenn er aber noch leben sollte, so sagt ihm, daß ich ihn immer in meinem Herzen geehret und nie die Worte vergessen habe, mit denen er mich beim Antritt meiner Wanderschaft ermahnt: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot. Mir ist es wohl und übel gegangen; doch wenn es mir am schlimmsten ging, und ich von aller Hülfe verlassen war, hat Gott doch gute Menschen erweckt, die sich meiner Noth erbarmten und mir Liebe erwiesen um Gottes willen. Darum ist auch mein Vertrauen nie gewankt, und ich habe mich immer gehalten an den Glauben gehalten, den Ihr mir, meine liebe Mutter, in meiner Kindheit eingeprägt habt. Als ich auf dem Schlachtfelde in meinem Blute lag, und nachher im Lazareth so große Schmerzen erduldete, wie ich Niemanden beschreiben kann, dachte

ich immer an Euch und an Eure große Liebe zu mir, und betete im Stillen die schönen Sprüche, die ich von Euch gelernt habe, und das war mir eine größere Stärkung, als alle Arzneien mir geben konnten. Nun mag es wohl seyn, daß ich so viel an Euch gedacht hatte, daß ich die Sehnsucht nach meiner lieben Vaterstadt nicht länger überwinden konnte. Da nahm ich meine geringe Habe zusammen, die ich bei meinem letzten Meister in Valenciennes hinterlegt hatte — Gott möge ihm seine Treue vergelten! — und machte mich in meiner Schwachheit auf den Weg, und rechnete immer, wie lang ich wohl noch hätte bis zu Euch. Aber der Weg war mir doch zu lang, und ich liege nun hier und erwarte mein Ende. Nehmt Euch das nicht zu sehr zu Herzen, denn außer daß ich zum Tode krank bin, geht es mir wohl, so daß es mir bei meiner lieben Mutter nicht besser ergehen könnte. Nun, lebt wohl und grüßt wer von meinen lieben Geschwistern noch lebt, und von der übrigen Freundschaft. Kann ich ihnen schon die Hand nicht geben, so denk' ich doch mit redlichem Herzen an Alle, und danke Jedem für die mir bewiesene Liebe, vor Allen aber Euch meine liebe Mutter, für alle Mühe, die Ihr mit mir gehabt, und daß Ihr mich so treu und unverdrossen zum rechten christlichen Glauben und einem rechtschaffnen Wandel angehalten habt. Gott wird es Euch reichlich vergelten, da ich es nicht kann, wenn auch nicht hier, doch in jener Welt. Es wäre mir ein Trost gewesen, wenn Ihr mir die Augen hättet zudrucken können, oder ich Euch. Aber Gott hat es nicht gewollt. Sein heiliger Wille sey gepriesen, was er uns auch senden mag. — Ich denke an Euch

in meiner letzten Stunde, und wie mein Erlöser lebt, so lebt auch meine Liebe zu Euch." —

Der gute Ludwig lebte noch so lange, um die Antwort auf seinen Brief zu bekommen. Es war seine letzte Freude. Der Pfarrer las ihm die mütterlichen Zeilen vor; dann legte er sie auf sein Herz, faltete die Hände darüber, und sah ganz verklärt aus. Eine Stunde darauf war er todt.

Den Brief der Mutter wird wohl Mancher auch gern lesen wollen. Hier ist er.

Mein lieber Ludwig, mein theurer Sohn.

Ich sage diesen Brief Deiner Schwester Sabine vor, die von Deinen Geschwistern allein noch lebt. Auch ist ihr Mann gestorben, und sie wohnt nun wieder bei mir mit ihren beiden Kindern, und pflegt mein Alter. Mir hat Gott große und schwere Leiden auferlegt, und von vielem Weinen sind meine Augen dunkel geworden. Da ich aber weiß, daß alle irdische Noth zu unserm ewigen Frieden dient, und daß dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht werth ist, die an uns offenbart werden soll, so halt' ich meinem himmlischen Vater still, und bitte ihn um Geduld und eine christliche Fassung in meiner letzten Stunde. Deinen Vater habe ich vor zwei Jahren begraben, und er ruht neben seinen Söhnen, die vor ihm voraus gegangen sind. Ich hatte keinen andern weltlichen Wunsch mehr, als Dich, meinen Benjamin, noch Einmal an mein mütterliches Herz zu drücken, und Deine Stimme zu hören, wenn ich Dich selbst auch nur dunkel hätte sehen können. Aber auch das hat nicht seyn sollen. Gott sey Lob

und Dank, daß Du nicht in dem wilden Soldatenleben aus der Art geschlagen, und auch daß Du jetzt unter christlichen und guten Menschen bist. Ach könnt' ich Dir doch die Tage schenken, die mir etwa noch beschieden seyn können; aber was wär' es? In kurzer Frist legten sie Dich doch in den Sarg, und Du würdst vielleicht dann nicht so gut und christlich gefaßt, wie jetzo. Du hast mich nie betrübt, mein guter Ludwig, und ich habe nie anders als aus Liebe um Dich geweint, so wie ich jetzt thue. Möge Dich Gott dafür in Deiner letzten Stunde segnen, und Dir einen leichten Tod und eine frohe Auferstehung geben. Lebe wohl. Deine Schwester grüßt Dich mit treuer Liebe.

* * *

Das geschah nun während der Krankheit des wackern Tischlers. An dem Abend aber, wo der Großvater nach ihm fragte, und der Pfarrer seinen bevorstehenden Tod ankündigte, der auch am nächsten Abend erfolgte, sagte die Pfarrin: Morgen kömmt auch meine gute Regine auf die Bahre. Ich komme eben von ihrem Krankenbette zurück. Sie hatte mich zu sich entbieten lassen, um Abschied zu nehmen; und kaum hatte sie mir die Hand noch Einmal gedrückt und auf meine Frage, wie es ihr gehe, mich recht freundlich angesehn, da fielen ihr die Augen zu, als vor großer Müdigkeit, und sie sank so ruhig in den ewigen Schlaf, wie sonst in den kürzern. Es war das beste Herz von der Welt, und sie verdiente einen so sanften Tod.

So ein Tod, sagte der Großvater, ist doch die größte Wohlthat, die sich ein Mensch von Gott erbitten kann. So lieb einem

auch das Leben seyn mag, und so gut es einem darinn ergeht, so kömmt doch einmal die Zeit, wo der Wunsch nach dem Tode alle andern Wünsche verschlingt.

Eduard wollte das nicht recht glauben. Warum sollte man nur wünschen zu sterben, wenn es einem wohl geht? Es ist doch so traurig, Alles verlassen zu müssen. Ob es nur gar keinen Menschen gegeben hat, der nie gestorben ist?

O ja, sagte die Pfarrin, es soll ein so glückliches Geschöpf geben, das seit achtzehnhundert Jahren mit seinem bösen Gewissen auf der Erde umher zieht, und nicht sterben kann. Du hast doch vom ewigen Juden gehört?

Ja, mit einem bösen Gewissen, antwortete Eduard: das ändert die Sache. Aber wenn man ein gutes Gewissen hat und die Menschen einen lieb haben, und man, nach Belieben, zu Hause bleiben oder herumreisen kann, wie man eben Lust hat, nicht aber reisen und laufen muß, wie der unglückliche Jude, den ich wohl einmal sehen möchte, warum soll man sich da den Tod wünschen?

Das mag Dir der weise Salomo beantworten, sagte der Großvater. Die Geschichte steht zwar nicht in der Bibel, aber sie ist doch lehrreich, und vorzüglich recht anwendbar auf den gegenwärtigen Fall.

Ihr wißt, daß Salomo ein herrlicher und großer Fürst war, wie kein anderer seiner Zeit. Wenn er nun auf seinem Throne saß, und seine Diener vor ihm standen, und die Gesandten aller Völker sich vor ihm bückten; oder wenn er von dem Tempel seines

Hauses auf die Stadt hinabschaute, die er herrlich geschmückt hatte, und hinaus in das reiche Land, über das sein Zepter gebot, da überfiel ihn oft der Gedanke an den Tod, und es schmerzte ihn, Alles verlassen zu müssen, was er mit Fleiß und Mühe geschaffen hatte, und er jammerte über das Loos des armen Menschen, der so schnell dahin welkt. Dann rief er aus in der Bitterkeit seines Herzens: Ja, es ist Alles eitel, Alles ist ganz eitel. Das Thun des Menschen ist voll Mühe, aber er hat von seiner Mühe nichts, und der Gerechte stirbt, wie der Thor.

Als er nun auch eines Tages solche Klagen ausgeschüttet hatte, und ihm das Herz noch ganz schwer war, und seine trüben Blicke an der Erde hingen, traf seine Augen ein ungewöhnlicher Glanz. Ein Engel schwebte zu dem Palmbaum herab, unter dem er saß. Das Gewand des Engels war wie das Kleid des Himmels; seine Schwingen wie Purpur und Gold, und ein demantnes Gefäß strahlte in seiner Hand. So stand er vor dem trauernden König und sprach: Ich komme von dem Throne des Ewigen. Gott hat deine Klagen vernommen, und mich mit dem Wasser des Lebens zu dir geschickt. Wer davon trinkt, der wird nimmer sterben. Die Wahl ist dein. Leben und Tod liegt in deiner Hand. Thue nach der Weisheit, die dir verliehen ist.

Nachdem der Engel diese Worte gesagt hatte, setzte er das glänzende Gefäß an den Fuß des Palmbaums und kehrte zum Himmel zurück.

Was hattest Du gethan, Eduard?

Ich hätte getrunken, antwortete dieser. Ich hätte doch

sehn müssen, wie es ist, wenn man nicht stirbt. Wer wollte sich da lange bedenken.

Und doch war es bedenklich genug. Denn wer Einmal getrunken hatte, der mußte leben, wenn es ihn auch tausendmal gereut hätte. Das bedachte Salomo, als er die Hand eben ausgestreckt hatte, um nach dem demantnen Gefäße mit dem köstlichen Inhalt zu greifen. Er hätte freilich auch gern gewußt, wie es ist, wenn man nicht stirbt; aber da ihm einfiel, daß, wenn es ihm einst gereute, er kein Mittel hätte, dem Elend des Lebens zu entgehn, zog er die Hand wieder zurück, und sah nur mit halben Blicken und unruhigem Herzen nach dem Gefäß.

Da er nun zu keinem Entschlusse kommen konnte, und die Lust zum Leben und die Furcht leben zu müssen einander die Wage hielten, ließ er seine Räthe berufen, und erzählte ihnen, was sich zugetragen hatte, und fragte sie um ihre Meinung. Was ihm die gerathen haben werden, könnt Ihr leicht denken. Wer möchte nicht einem guten und weisen Könige das längste Leben wünschen. Sie baten ihn also Alle, von dem Wasser der Unsterblichkeit zu trinken, und sich dadurch der Freuden des Lebens auf ewige Zeit zu versichern. — —

Eduard rieb sich die Hände. Es freute ihn, daß der Diwan des Königs mit ihm einerlei Sinnes war.

Nur einer der Räthe fehlte, fuhr der Großvater lächelnd fort. Der weiseste von Allen, und der erfahrenste, wie er von Allen der bejahrteste war, ein Feind der Schmeichelei, und auch im Angesichte seines Königs aufrichtig und wahr. Wie nun Salomo

den Rath der Andern vernommen hatte, sagte er: Wo ist Butimar, Assans Sohn, die Leuchte meines Rathes und der Leitstern der Erkenntniß. — Da antworteten die Räthe, Butimar liege krank auf seinem Lager, und könne sich nicht erheben. Der König aber schickte Boten zu ihm, die sein Bett auf die Schultern nahmen und in den Diwan trugen. Als er nun angekommen war, sagte ihm der König was geschehen war, und begehrte seinen Rath. Da antwortete Butimar, halben Leibes sich aufrichtend von seinem Lager: Geister der Könige, ist auch Andern vergönnt, von diesem Wasser zu trinken? — Nur mir, antwortete der König, hat es Gott gesandt. — So werden also, fuhr der weise Butimar fort, wenn du davon trinkst und sich dir Jahre an Jahre endlos reihen, deine Freunde und Diener dahin sterben, du wirst deine Kinder und deine Gattin zu Grabe tragen, und dich umsonst nach ihnen sehnen; denn so wie sie nicht auf die Erde zurückkehren können, so kannst du auch die Schranken nicht durchbrechen, welche die Erde von dem Wohnplatze der Verstorbnen trennen. Jetzt stehst du wie die Ceder des Waldes in deiner Herrlichkeit, und breitest zahlreiche Zweige zum Himmel aus, und dein Volk wandelt freudig in ihrem Schatten. Mit jedem Jahre aber werden deine Zweige weniger werden, und es wird öde um dich seyn, wie um den dürren Stamm, der trauernd in der Wüste steht. Denn das Leben des Einsamen ist eitel Traurigkeit und Jammer.

Nachdem nun Butimar geredigt hatte, neigte Salomo sein Ohr gegen ihn und sagte: Du hast recht gesprochen. Die Ge-

ist der Vergänglichkeit Wohnsitz. Die Sonne geht auf und unter. So auch des Menschen Sohn. Und wie die Sonne, nachdem sie sich in die Nacht getaucht, mit noch größerer Herrlichkeit aufersteht, so geht auch der Mensch aus der Nacht des Grabes hervor, und beginnt einen neuen und schönern Lauf in Gottes ewigem Reiche.

Und als der König auf diese Weise gesprochen hatte, begab er sich wieder zu dem Palmbaum; und sieh das Wasser war in dem Gefäße vertrocknet. Da kniete er nieder und sagte betend: O Herr, vergib mir meine Thorheit und meine Klagen! Wie Du die Welt und das Leben der Sterblichen geordnet hast, so ist es recht. Denn nur bei Dir ist Fülle der Weisheit. Darum geziemt es dem Menschen, sich Deinem Gebot in Demuth zu fügen, Dein Geschenk zu genießen, so lange Du es ihm verstattest, und, wenn Du es zurückverlangst, es ohne Murren in Deine Hände niederzulegen. —

Indem der Großvater diese letzten Worte sprach, faltete er die Hände, seine Blicke richteten sich zum Himmel, und man sah, daß er seine eignen Gesinnungen aussprach. In demselben Sinne lebt auch der wackre Greis. Er sieht jeden Tag als ein Geschenk des Himmels an, und genießt ihn mit dankbarer Freudigkeit. Die Hinfälligkeit des Alters trägt er mit Geduld. Nie hört man eine Klage aus seinem Munde, nie ein Schelten auf die verschlimmerte Zeit. Den Tod fürchtet er nicht, und wünscht ihn nicht. Er pflegt zu sagen: Was uns kömmt, das kömmt von Gott. Kann der fromm heißen, der über irgend etwas, das er uns schickt, oder das er uns nimmt, mit ihm hadert?

Zwanzigster Abend.

Am folgenden Tage nahm die Pfarrin alle ihre Kinder mit in das Haus der Verstorbenen. Sie wollten sie alle noch Einmal sehn; denn es war keines unter ihnen, daß die alte Regine nicht auf ihren Armen getragen und nach ihren Kräften mit erzogen hatte. In ihren jüngern Jahren hatte sie in dem Pfarrhause gedient, und Malchen — die Pfarrin — war ihr erster Pflegling. Diese liebte sie denn auch wie ihr eignes Kind, und sie ließ es sich nicht nehmen, ihre Pflegetochter in allen ihren Wochenbetten wie eine Mutter zu warten. So wurde sie auch von den Kindern angesehn, und es war immer ein Fest, wenn Mutter Regine in die Pfarre kam.

Jetzt brachte ihr nun Jedes den letzten Zoll der Dankbarkeit, nemlich einen Blumenstrauß. Daran hatte sie immer die meiste Freude gehabt. Was nur noch von Herbstblumen im Garten blühte, wurde abgeschnitten und in den Sarg gestreut; es sah einer blühenden Wiese gleich, die eben gemäht worden. Die Todte schien zu lächeln und sich des neuen Lebens zu freun, in das sie nun eingetreten war. Ihre Töchter waren um sie versammelt; die Schwiegersöhne gingen ab und zu; und es war rührend zu sehn, wie still und leise Alles war. Sie hatten offenbar die Liebe der guten Mutter geerbt, und schon so unter sich vertheilt, daß sie Jedem ganz zugefallen war. Was sie an irdischen und theilbaren Gütern hinterließ, war sehr wenig.

Die Kinder kamen ganz still und weich in die Pfarre zurück.

Lili lief gleich zum Grosvater und sagte: Nun kömmt die gute Regine nicht mehr zu mir. Sie wird in die Erde gescharrt. Das ist ein garstiges Bett — in der Erde!

Und doch liegt es sich in keinem so sanft und ruhig, antwortete der Grosvater. Wie Viele suchen umsonst den Schlaf auf seidenen Flaumenbetten, und quälen sich lange Jahre, Tag und Nacht, ohne daß ein Arzt ihnen helfen kann. Da kömmt denn der Tod, und bringt ihnen wonach sie so lange seufzten, und legt sie in das letzte kuhle Bett. —

O, sagte Aurora, nach dem Schlafe seufze ich nie; der kömmt immer gleich, wenn mich die Mutter zugedeckt hat.

Gibt es denn Leute, Mutterchen, sagte Lili, die im Bette nicht schlafen können?

Die Pfarrin lächelte. Ist Dir das nie begegnet? — Nie, erwiederte die Kleine; ich schlafe ja fast immer schon, eh' ich in's Bett komme.

Der verstorbene Mann unsrer guten Regine, fuhr der Grosvater fort, hatte das Unglück, in seiner letzten harten Krankheit nicht schlafen zu können. Aber wie der sein Leiden ertrug! — Wie er sein ganzes Leben hindurch ein rechter Ehrenmann gewesen war, so war auch seine letzte Krankheit für Alle erbaulich, die ihn darinne sahn. Ich denke immer mit Freude daran, und bitte Gott, mir auch eine solche Fassung zu geben, wenn die entscheidende Stunde schlägt.

Freudig stimmte der Pfarrer und seine Frau in das Lob des wackern Ulrich ein, und jedes ihrer Worte war ein Bruchstück

eines Leichenfermons, um den ihn ein König hätte beneiden können. Mathilde erinnerte sich seiner noch, wie er sie oft auf den Knien geschaukelt, und wie sie mit seinen weißen Haaren gespielt und sich vor seinem großen Barte gefürchtet habe. — Niemand, fuhr der Großvater fort, trug sein graues Haar mit mehr Ehre als er. Als er auf die Welt kam, war sein Vater ein wohlhabender Mann; aber einige Unfälle im Handel, noch mehr aber sein Hang zur Prahlerei brachte ihn so herab, daß, als er aus Gram gestorben war, kaum seine Gläubiger befriedigt werden konnten. Nun lebte die Wittbe mit ihren drei Kindern, von denen Ulrich das jüngste war, in drückender Armuth, und fand jetzt desto weniger Hülfe, je mehr sie vorher ihres Reichthums wegen beneidet werden war. Aber statt, wie wohl andre gethan hätten, ihre Tage zu verjammern und in müssigem Gram zu verzehren, suchte sie Hülfe bei Gott und sich, griff rüstig zur Arbeit, hielt auch ihre Kinder dazu an, und indem sie sich Tag und Nacht mit Muth und Klugheit regte, überwand sie die Noth, in der sie ihr Mann hinterlassen hatte. Alle ihre Kinder erbten den frommen Sinn und die verständige Kraft der Mutter, am meisten das jüngste. Denn was in reichern Häusern so oft die Kinder verdirbt, die mütterliche Zärtlichkeit, das machte aus dem Ulrich einen tüchtigen Mann. Arm war er freilich sein Lebelang; auch war sein Sinn nie auf Reichthum gestellt, und er hatte oft den Spruch im Munde, daß die, welche reich werden wollen, in Versuchung fallen. Darum nahm er auch die Regine zur Frau, die eben so arm war als er, ob er gleich gar wohl eine begüterte Frau hätte

bekommen können. Wie es ihm immer gehen mochte — und er hat in schweren Zeiten gelebt — immer war er frohen Muths, richtete die Niedergedrückten auf und — half ihnen. Geben konnte er freilich nichts, aber mit seinen Armen war er immer bereit. Nach dem großen Brande, da es überall an Händen fehlte und der Winter vor der Thür war, sah man den alten Ulrich überall, und, weil er Alles mit Verstand angriff und den Andern um sich her auch seinen heitern Sinn mitzutheilen wußte, so hieß es, in Ulrichs Hand sey ein rechter Segen, und wo er zugriffe, da thäte Einer so viel als anderswo Drei. Es war gar ein frisches und frohes Leben in ihm. Nie klagte er um sich, nie murrte er. Wenn nur die Seinigen das Nothdürftige hatten; er selbst konnte entbehren, ohne daß er von den Opfern, die er brachte, ein Wesen machte. Ich habe nicht leicht einen Mann gekannt, zu dem die Leute ein solches Vertrauen hatten und der so wie er Rath zu schaffen wußte, wo es Noth that. Wußte sich Einer in seinem Hauswesen nicht zu helfen, so eröffnete er dem alten Ulrich sein Herz; der legte die Sachen zu recht, zeigte wo es fehlte, und erhielt so Manchem Haus und Hof. Wo Unfriede war, trat er ein, und es gelang ihm meist, uneinige Geschwister oder Eheleute auszusöhnen. Zu der Frau sagte er: Wenn Euer Mann einmal über den Durst getrunken hat, und er nach Hause kömmt, was thut Ihr da? Ihr fallt mit Schelten über ihn her und macht eine Unvernunft zur Tollheit. Wartet bis er den Rausch ausgeschlafen hat; dann ist es Zeit, ihm zuzureden, aber freundlich, und ihn an das zu erinnern, was er Euch und seinen Kindern schuldig ist. — Zu

dem Manne aber sagte er: Du trägst dein Geld in das Wirthshaus, statt es in die Wirthschaft zu wenden, und während es der Frau blutsauer werden muß, verthust du den Erwerb einer Woche in wenigen Stunden, trinkst dich um deine Vernunft, und zürnst noch mit deiner Frau, wenn sie kein freundlich Gesicht dazu macht. Wie? wenn deine Kinder an dir ein Beispiel nähmen und es einst auch so machten? So sprach er auf beiden Seiten mit Vernunft, und er hat viele Händel geschlichtet und mehr als einen Proceß gehindert. Auch war im ganzen Orte Niemand so hoch geachtet, als der alte Ulrich, und Ihr wißt noch, wie viele Thränen bei seinem Grabe geflossen sind.

Das Leben dieses Mannes, sagte der Pfarrer, war recht eine Lobrede auf die Armuth, und zeigte, wie vieles Gute ein Mensch thun kann ohne Geld und Gut, blos durch seinen Verstand und sein Herz. Das was die Reichen thun, meist nur um mit der wenigsten Mühe eine vermeintliche Schuld abzukaufen, ist gar oft nur eben eine Hülfe für den Augenblick, und wirkt nicht mehr als ein Regenschauer, der einen magern, ausgetrockneten Boden oberflächlich benetzt. Das was der Arme eben so sehr als das Geld bedarf, und ohne das ihm das Geld meist wenig nützt, ist eine verständige Leitung in der Anwendung und Belebung seines gesunknen Muths. Und beides fand er bei dem alten Manne in reichem Maaße. Er selbst hatte sich gewöhnt, die Armuth als eine Wohlthat des Himmels anzusehn. Da er in seiner Jugend bei reichen Leuten gedient hatte, so wußte er nur allzuwohl, wie viele Sorge diese um das Zeitliche haben, und wie selten sie dazu

kommen, sich ihrer Güter zu freun. Er hatte gesehen, daß der Reichthum den Geiz gebiert, der die Wurzel alles Uebels ist, und daß er das Herz verhärtet und verschließt, so daß keine Liebe mehr Eingang darein finden kann. Manche, die weder von Kindern noch Verwandten etwas wissen wollen, und sich mit der ganzen Welt über das Mein und Dein verfeindet haben, hängen sich dann oft an ein unvernünftiges Vieh, dem sie alle Neigung zuwenden. Er erzählte dann von einer reichen Frau, die für die Armen kaum ein Gotthelf Euch hatte, sondern nur Scheltworte, täglich aber für ihre zwei Katzen Brei und Suppe kochen ließ. In der theuern Zeit, wo so viele vor Hunger starben, kam einst ein armes Weib mit einem Auftrage aus dem Gebirge zu ihr, wo die Noth immer am größten war, blaß wie der Tod, und abgezehrt wie der Hunger selbst. Wie die nun in der Wohrstube der reichen Frau saß und die Beendigung des Geschäftes erwartete, um dessentwillen sie gekommen war, wurde eben den Katzen ihre warme Mahlzeit aufgetragen; und da die reiche Frau aus der Stube ging, fiel das arme ausgehungerte Weib gierig über die Schüssel her und aß mit den Katzen. Wie nun die reiche Frau zurückkam und das sah, da hätte man denken sollen, das Herz sey ihr vor Jammer gesprungen, und sie hätte dem armen Weibe etwas zu Gute gethan. Aber — man wird es kaum glauben, und doch ist es so — sie fiel mit den niedrigsten Schimpfworten über die Halbverhungerte her, die seit langer Zeit kaum täglich eine trockne Rinde magres Haberbrod gehabt hatte, und hielt es ihr als eine Sünde vor, daß sie dem armen Vieh seine Nahrung stehle. —

Dergleichen Unthaten, pflegte der Alte zu sagen, seyen ihm mehrere vorgekommen, und da Niemand recht wissen könne, ob er sich nicht unter veränderten Umständen auch verändern werde, so sey keinem Menschen zu rathen, daß er sich Reichthum wünsche. An dem Nothdürftigen fehle es Einem selten, und auch bei dem Nothdürftigen sey bisweilen noch etwas Ueberflüssiges, was man sich, wenn es seyn müsse, abschneiden könne. Mit einem zufriedenen Herzen habe man immer genug. In diesem Sinne lebte er denn. Wenn er etwas Gutes hatte — es war niemals viel — so ermunterte er die Seinigen, es mit frohem Herzen zu genießen: Das gibt Euch Gott heute, sagte er dann; genießt es und sorgt nicht für den morgenden Tag. Dann sind wir bei dem Wenigen, das uns selten zu Theil wird, vergnügter als die Reichen bei dem Vielen, das sie täglich haben. — Und so lernten seine Kinder auch die kleinen Genüsse schätzen; und sie ehrten ihre Armuth wie ein Erbtheil, das sie von ihrem Vater empfangen hätten. —

Nach diesen Gesprächen war nun Niemand unter den Anwesenden, der nicht jene armen und frommen Leute glücklich gepriesen hätte. Christus war auch arm, sagte Mathilde leise zu ihrer Mutter, und auch die Apostel waren arm; und es heißt ja in der Bibel: Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in den Himmel komme. Es muß also sehr schwer seyn, Reichthum und Frömmigkeit zu vereinigen. Soll man aber darum Armuth wünschen? Die Armuth verführt doch auch zu vielem Bösen. —

Allerdings, erwiederte die Mutter; auch arm und fromm zu

seyn ist schwer. Ueberhaupt ist es wohl nicht dieses oder jenes Verhältniß, was die Menschen gut oder böse macht, sondern das Gemüth, das sie dazu bringen. Ohne Glauben, ohne Güte, ohne Liebe ist der Arme wie der Reiche höchst elend. Der Reichere ist wohl der elendere, weil ihn eine größere Verantwortung drückt; der Arme aber scheint es zu seyn.

Ein und zwanzigster Abend.

Unsre Familie war an dem schönen Herbsttage größtentheils bei dem fröhlichen Geschäfte der Obsternte. Nur der Grosvater saß mit einem Buche in der Hand auf seinem Lehnstuhle unter den großen Nußbäumen, den Rücken der milden Sonne zugekehrt, und Aurora auf ihrem niedrigen Schemel strickend zu seinen Füßen. Es war ihr Tag, den guten Grosvater zu bedienen, und obgleich ihre Augen mit einiger Sehnsucht an den im Garten beschäftigten Geschwistern hafteten, blieb sie doch still und aufmerksam bei ihrem Geschäft. Edward hatte diesesmal den höchsten Platz; denn er saß auf einem Apfelbaume, und holte mit dem Obstbrecher die rothbäckigen Aepfel aus dem höchsten Gipfel herab, und wenn das Tuch, das ihm am Halse hing, angefüllt war, leerte er es in den Korb aus, den ihm die untenstehende Mutter entgegen hielt. Einen andern Baum, der die schwerbelasteten Zweige bis auf die Erde herabhängen ließ, leerte der Pfarrer ab, und die beiden ältesten Mädchen waren mit Lili bei dem Franzobst beschäftigt. Jede

Gattung wurde besonders aufgehoben, und da war denn Jedes unermüdlich, sein Körbchen anzufüllen und es hin und her laufend in die größern Wannen auszuleeren.

Schon war mit dieser Emsigkeit des wetteifernden jungen Volks ein Theil der reichen Ernte in das Magazin gebracht, als ein vierspänniger Wagen um die Ecke rasselte und an der Gartenthür hielt. Eduard kündigte zuerst, wie ein Thurm-Wärtel, von seinem hohen Sitze den Pachter von Ried an; er kenne ihn an seinem Bello; es wären auch Frauen dabei. Die Pfarrin eilte an die Thür, die willkommenen Gäste zu begrüßen, und fand den wackern Pachter schon beschäftigt, seiner Frau von dem Leiterwagen zu helfen, auf dem er bequeme Sitze angebracht hatte, und dann seine beiden Schwägerinnen. Jede hatte Einen der Drillinge auf dem Arm, von denen wir früher gehört haben, und die Alle recht fröhlich gediehen. Schnell war die Nachricht von diesem Besuche in alle Winkel des Gartens gedrungen, und Alles gerieth in einen fröhlichen Aufruhr. Die Arbeit wurde nun bei Seite gesetzt. Der Pfarrer stieg von seiner Leiter; Eduard schwang sich von Zweig zu Zweig, bis er sich an den niedrigsten mit beiden Armen hängen und dann leicht hinab gleiten konnte. Kaum waren die ersten Begrüßungen vorbei, so hatte auch schon Jedes der Mädchen ein Kind auf dem Arm, und sprang damit im Garten herum. Eduard hielt sich zu den Pferden und half sie in den Stall ziehn; dann jagte er sich mit dem klugen Bello, der, bei seinem ernsthaften Aussehn, doch an Kinderlerm und Kinderpossen einen sehr fröhlichen Antheil nahm, im Garten herum.

Der Pachter hatte in der benachbarten Waldung ein Geschäft gehabt, um sich Bauholz zu einem neuen Wirthschaftsgebäude anweisen zu lassen, und benutzte diese Gelegenheit, den Freunden in Mainau seine kleine Familie zu zeigen. Die Pachterin — die älteste der drei Schwestern — war recht selig in ihrem Kinderschatz, und konnte nicht müde werden von den drei Schelmen zu erzählen, die mit ihren großen blauen Augen schon recht klug in die Welt schauten; und der Pfarrin war das auch gar nicht langweilig. Denn woran könnte sich ein mütterliches Herz wohl mehr erfreuen, als an den Ergießungen der unschuldigen Freude eines Andern? Außer den Kindern hatte die Pachterin aber auch ein Körbchen voll herrlicher Muskateller Trauben mitgebracht, die sie selbst mit großer Sorgfalt am Spalier gezogen und gebrochen hatte; und sie fühlte sich sehr geehrt, da der Grosvater — der ein Kenner ist — davon genoß und sie sehr wohlschmeckend fand. Auch die Pfarrin trug von ihrem besten Obste auf. Die vorzüglichsten Gattungen wurden durchgemustert, ihre Herkunft erzählt, ihre Behandlung beschrieben. Das Gespräch war, wie es unter Landwirthen zu seyn pflegt, zugleich ergötzlich und belehrend.

Während des Redens griff der Pachter in die Tasche, und vermißte seine Schreibtafel. Die hab' ich auf dem Holzschlage gelassen, sagte er. Da gibt es Etwas für meinen Bello. Und nun rief er den Hund, der das Spiel mit den Kindern unverzüglich verließ und dem Befehle seines Herrn springend entgegen kam. Dieser führte ihn auf den Weg zurück, den sie gekommen waren, und nachdem er ihm seinen Verlust gesagt hatte, ließ er

ihn los. Sogleich schoß der Hund, mit der Nase auf dem Boden, fort, und war den Nachschauenden in kurzer Frist aus den Augen.

Der kleine Vorfall gab dem Gespräche eine andre Richtung. Die Tugenden des Hundes kamen auf die Bahn, und da die ermüdeten Drillinge jetzt wieder auf den Arm ihrer Wärterinnen zurückgekehrt waren und schlummerten, so kann man leicht glauben, daß sämmtliche Kinder nicht versäumten, sich bei der Gesellschaft einzufinden, und ihren Antheil an dem Gespräch und an den Trauben zu nehmen. Da erzählte denn der Pachter, wie nützlich ihm der Hund sey, wie klug und aufmerksam auf Alles, so daß ihm fast nichts als die Sprache zu fehlen schien. Ich könnte, sagte er, einen Tag lang davon erzählen; aber es kann an Einem Beispiel genug seyn. Ich hatte einmal einen Freund in Hastfeld besucht, zwei Stunden von Ried, und hatte, in einer Laube sitzend, beim Ausziehn der Handschuh meinen Trauring unvermerkt mit abgezogen. Erst bei der Rückkehr nach Hause bemerkte ich meinen Verlust, und schickte auf der Stelle meinen Bello ab, den verlohrnen Ring wiederzuholen. Es war gegen Abend, und er hätte vor Einbruch der Nacht wieder zurück seyn können; aber er blieb die ganze Nacht aus. Ich war in Sorgen um ihn. Den nächsten Morgen aber kam er mit aufgerecktem Kopfe angetrabt, mit einem Kinderröckchen in der Schnauze, das ihm, da es bis auf die Erde herabhing, unendliche Mühe machte. Ich wußte nicht, was ich dazu denken sollte, und indem ich ihm seine Bürde abnahm, schüttelte ich mit dem Kopfe und warf das Röckchen unwillig hin. Jetzt erfuhr ich, daß mein Hund klüger war als ich. Er

sah mich erst mit unverwandten Blicken an, als ob er sich über meinen Stumpfsinn wunderte, faßte dann das Röckchen wieder mit spitzigen Zähnen an, und reichte es mir von neuem hin. Da fiel mir doch ein, es durchzusuchen; und siehe da, in einem Täschchen steckte der Ring. Meine Freude konnte jetzt nicht größer seyn, als die des Hundes war, der nun nicht aufhören wollte um mich her zu springen, und da ich ihn lobte und liebkoſ'te, ziemend um meine Füße kroch. Die Sache war artig genug. Eines der Kinder hatte den glänzenden Ring in der Laube gefunden und eingesteckt. Das Kind war schon zu Bett gebracht, als der Hund ankam, und das Haus zugeschlossen. Er legte sich also auf der Thurschwelle nieder und erwartete die Zeit. Als nun am andern Morgen das Haus geöffnet wurde, hatte er seinen Auftrag nicht vergessen, sondern schlich sich hinein, fand den Weg in die Kammer des schlafenden Kindes, bemächtigte sich seines Röckchens und lief davon. Niemand hatte auf ihn geachtet, und erst als man das Kind anziehen wollte und dieses Kleidungsstück vermißte, erinnerte sich Jemand, einen Hund auf dem Wege gesehn zu haben, der Etwas, wie einen Lappen, in der Schnauze getragen, und sich sehr damit zu plagen geschienen habe.

Ach, sagte Eduard, das ist ja fast wie die Geschichte von dem Thaler und dem Handwerksburschen bei Langbein. — O wie ist die? fragte Marianne. — Ich will sie Dir heute Abend zu lesen geben, antwortete Eduard; aber sey nur still, es wird noch mehr erzählt. — Nun kam manche Geschichte an die Reihe aus alter und neuer Zeit, in denen die Treue des Hundes und seine Klug-

heit durch unverdächtige Zeugnisse bewährt wurde. — Hat uns nicht der Anzeiger, sagte die Pfarrin, vor mehrern Jahren von einem Hunde erzählt, der seinen Herrn gewöhnlich auf seinem Spaziergange nach einem benachbarten Dorfe begleitete? Eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: Wir wollen den Hund heute zu Hause lassen. Es ist viel Gesellschaft dort — er nannte den Ort — und da ist er uns zur Last. Bei der Mittagsmahlzeit wird der Hund vermißt, ob er gleich regelmäßig sein Futter nach Tisch bekommt und an diesem Tage noch nicht gefüttert worden war. Man ruft ihn, man pfeift — umsonst. Jetzt machen sich seine Leute auf den Weg. Und sieh da, auf der Mitte des Wegs springt ihnen der Hund entgegen, der von dem Vorhaben seiner Herrschaft gehört hatte, und ohne Zweifel den Spaziergang angenehmer fand als die Mahlzeit. Er hatte also nicht nur den Sinn der Worte verstanden, sondern auch seine Maaßregeln darnach genommen! —

Der Verwunderung hierüber gab eine Geschichte, die der Pfarrer erzählte, und die sich während seines Aufenthaltes in Paris zugetragen hatte, neue Nahrung. Zu einem angehenden Wundarzte, erzählte er, kam eines Tages ein junges Mädchen mit einem Spitz auf dem Arme, der von Zeit zu Zeit Töne des empfindlichsten Schmerzes ausstieß. Verzeihen Sie, sagte das Mädchen mit Thränen in den Augen, dieser kleine Hund ist mit einem Steine geworfen worden, und hat wahrscheinlich das Bein gebrochen. Man hat mir gesagt, daß Sie ein sehr guter und freundlicher Herr sind, und so unterstehʼ ich mich Sie zu bitten, den

Schaden des armen Thieres zu untersuchen und ihm zu Hülfe zu kommen.

Der Wundarzt war kein Liebhaber von Hunden; aber das Mädchen bat so schön; es schien das verwundete Thier so zärtlich zu lieben, und das Hündchen selbst sah so bittend und wehmüthig aus, daß er, seiner Abneigung zum Trotz, den Schaden untersuchte. — Das Bein ist allerdings gebrochen, sagte er, aber es ist zu heilen. Lassen Sie mir den Hund hier; in vierzehn Tagen oder drei Wochen soll er, denk' ich, wieder hergestellt seyn. — Hierauf wusch er das gebrochne Bein mit Spiritus, verband es, und legte den kranken Hund auf ein kleines Bett in die Ecke des Zimmers. Täglich wurde er hier von dem artigen Mädchen besucht, welches die Tochter eines Krämers in der Nachbarschaft war, und die Freude, die er dann jedesmal zu erkennen gab, und die Begierde, die er zeigte, ihr in seinem hülflosen Zustande seine Zärtlichkeit zu beweisen, söhnten den Wundarzt mit seinem ganzen Geschlechte aus. Nach Verlauf von drei Wochen war der Kranke wieder hergestellt, und kehrte auf dem Arme seiner dankbaren Besitzerin nach Hause zurück.

Mehrere Monate mochten seitdem verflossen seyn, und der Arzt dachte nicht mehr an den armen Schelm, als er eines Morgens an seine Thür kratzen hört. Er öffnet sie, und der Spitz springt ihm schmeichelnd entgegen. Das war nun nicht zu verwundern. Aber hinter ihm her hinkt auf drei Beinen ein anderes Hündchen, das bei jeder Bewegung jammert. Auch dieses hatte ein Hinterbein gebrochen und suchte Hülfe. Das Ereigniß war

merkwürdig. Mein guter Spitz, sagte der Wundarzt, du bist nicht nur ein sehr artiges, sondern auch ein gutes und kluges Thier. Wer hätte glauben sollen, daß du in deinem kleinen Kopfe so viel Verstand hättest, und ein so gutes Gemüth, um einem unglücklichen Freunde in der Noth zu helfen? Komm! du hast dich bei mir zum Fürsprecher für dein ganzes Geschlecht erhoben. —

Und nun nahm er auch den andern Hund in die Kur, und war willens ihn zu behalten, wenn sich sein Herr nicht melden sollte. Aber nach Verlauf einiger Wochen, da das kranke Bein so weit hergestellt war, daß er zur Noth darauf gehen konnte, verschwand er unversehens, und ließ seinen Retter ungewiß, ob ihn eine natürliche Unbeständigkeit oder die Treue gegen seinen vorigen Herrn zur Flucht veranlaßt habe. Es war das Letztere. Denn als der Wundarzt eines Tages in Geschäften über das Boulevard geht, kömmt ein Hündchen ihm nach, in welchem er sogleich seinen ehemaligen Patienten erkennt, springt an ihm empor und wirft sich vor ihm nieder, als ob es ihm den Weg verlegen wollte. Dann läuft es spornstreichs zurück, bellt einen wohlgekleideten Herrn an, zieht diesen am Rock, läuft dann wieder vorwärts, kehrt wieder um, und treibt dieses Spiel so lange, bis sich sein Herr dem Wundarzte genähert hat und Aufklärung über die Sache erhält. Die Dankbarkeit des Hundes blieb nicht ohne Folgen. Der Mann, dem er gehörte, und der einen Werth auf ihn setzte, gab dieser zufälligen Bekanntschaft Folge, und verschaffte

durch seinen Einfluß dem gefälligen Wundarzt eine Stelle bei einem Hospital, um die er sich bisher vergebens bemüht hatte.

Zuletzt gab nun auch noch der Grosvater eine Geschichte zum Besten, die leicht die interessanteste seyn dürfte, wenn sie schon in Rücksicht auf den Character der Hunde nichts Neues lehrte.

Ein französischer Landmann, Lefevre, wenn ich mich recht erinnere, war um des Glaubens Willen aus seinem Vaterlande geflohen, und wohnte im nördlichen Amerika, ohnweit der blauen Berge, auf einem Grundstücke, das er selbst mit den Seinigen urbar gemacht hatte. Er hatte mehrere Kinder; der Liebling der Eltern aber war das Jüngste, ein vierjähriger Knabe, Derik genannt. Eines Tages wird Derik vermißt. Man glaubt ihn bei den Nachbarn; man schickt überall herum; umsonst. Die ganze Gegend wird durchsucht; die Nacht bricht ein, und dem ängstlichen Rufen der Eltern antwortet nichts als der dumpfe Widerhall oder die Stimmen der Thiere im Wald, die ihnen noch nie so furchtbar geklungen hatten. Während nun Lefevre mit allen den Seinigen nach dem Liebling sucht, und seine Hoffnung immer tiefer sinkt, kömmt ein Wilder, Tewessina, mit Biberfellen beladen, in Lefevres Haus, wo er bekannt war und seine Felle oft abgesetzt hatte, und hört von einer alten Negerin, die man allein zu Hause gelassen hatte, den ängstlichen Vorfall und die Verzweiflung der Eltern. Auf diese Nachricht befiehlt Tewessina der Negerin unverzüglich in's Horn zu stoßen, und dadurch ihrem Herrn das Zeichen zur Rückkehr zu geben. Er mache sich anheischig, ihm sein Kind wiederzuschaffen.

Als nun Lefevre das gegebene Zeichen vernimmt, eilt er athemlos zurück; denn er glaubte schon, das Kind habe sich wieder gefunden. Noch ist es nicht da, erwiederte der Wilde auf sein hastiges Fragen; aber gib mir augenblicklich die Schuh und Strümpfe, die dein Kind zuletzt getragen hat, und ich gebe dir mein Wort, daß ich es wiederfinde. — Lefevre zögerte; der Wilde aber ließ nicht nach in ihn zu dringen. Als nun die Schuh und Strümpfe des Knaben herbeigeschafft waren, ließ Tewessina sie von seinem Hunde beriechen, und führte diesen dann in einem weiten Kreise um das Haus, wie ein Jäger, der seinen Hund die Spur eines Wildes suchen läßt. Noch hatte er diesen Kreis nicht ganz vollendet, als der Hund einen Ton von sich gab, aus dem sein Herr abnahm, daß er auf der Spur des Kindes sey. Mit unaufhaltsamer Hast verfolgte er seinen Weg, drang in das Dickicht des Waldes ein, und kehrte nach Verlauf von einer halben Stunde mit einem solchen Ausdrucke von Freude zu seinem Herrn zurück, daß man an der Entdeckung des Kindes nicht zweifeln konnte. Ob es aber noch lebe, war ungewiß, und man kann leicht denken, daß die Zeit, die bis zur Aufklärung dieser Ungewißheit verfloß, für die armen Eltern vielleicht noch peinlicher war, als die vorhergehende Angst. Tewessina folgte jetzt dem Hunde auf das schnellste nach; die Andern, so gut sie konnten; und er fand den Knaben mitten im Gebüsch, am Fuße eines großen Baumes, von Laufen und Erhitzung erschöpft, und mehr einem Todten als einem Lebenden gleich. Denn da sich das Kind Einmal in den

Das wiedergefundene Kind

Wald gewagt hatte, hatte es den Rückweg vergebens gesucht, und war in seiner Angst immer tiefer in die Wildniß gekommen.

Teweſſina nahm jetzt das Kind auf den Arm, und flog den bekümmerten Eltern damit entgegen, während der treue Hund mit ausgelaſſener Freude neben her ſprang. Das Glück der Eltern denkt ſich wohl Jeder, als ſie von fern ſahen, daß der ermattete Knabe die Arme nach ihnen ausſtreckte. Ihr Dank hatte kein Ende. Auch der Hund empfing ſeinen Antheil; aber dieſer verkroch ſich zwiſchen die Beine ſeines Herrn, und ſchien wie beſchämt über alle die Dankbarkeit, die man ihm bewieß.

Das was nun noch weiter folgte, wird Euch auch erfreun, fuhr der Grosvater fort, wenn es auch gleich nicht zu unſrer Materie gehört. Sobald die Nachricht von dem wiedergefundenen Kinde in der Nachbarſchaft erſcholl, ſtrömte Alles herbei — denn Lefevre und ſeine Familie war bei Jedermann beliebt — und das Haus, ſo geräumig es auch war, konnte doch kaum die Menge der Ankommenden faſſen. Das dauerte die ganze Nacht, und es war wie ein großes Feſt; denn Niemand ging unbewirthet weg; und während dieſer ganzen Zeit ließ die Mutter das Kind nicht von dem Schoos. Der gute Wilde aber hatte ſich in eine Scheune verſteckt — denn das Geräuſch ſo vieler Menſchen, und die Aufmerkſamkeit, die man ihm bewieß, war ihm zur Laſt, und es koſtete Mühe, ihn wieder hervorzubringen, nachdem ſich der größte Theil der Gäſte verlohren hatte. Hierauf verſammelte Lefevre alle die Seinigen und wer ſonſt noch zugegen war, umarmte

seinen Wohlthäter vor ihren Augen, und erklärte ihn, nach den Gebräuchen der Wilden, für seinen Bruder.

„Wenn du einst alt bist, setzte er hinzu, und deine Füße das flüchtige Wild nicht mehr einholen, dein Arm den Bogen nicht mehr spannen kann, so komm hierher, ich will dir eine Hütte bauen, in der du nach deiner Weise leben kannst, während ich für dich sorge. Hast du je Ursache zu Thränen, so will ich sie dir trocknen, wie du die Meinigen getrocknet hast. Auch dein getreuer Hund soll meine Pflege genießen, wenn er alt wird; ich will ihm Futter und Ruhe geben, wenn er dir nicht mehr folgen kann.“ — Dann setzte er hinzu, indem er den Wilden bei der Hand nahm: „Seht hier, Nachbarn und Freunde, meinen Bruder! Der Name, den mein Kind bisher führte, soll von nun an vergessen seyn. Es soll künftig wie sein Oheim und Retter Tewessina heißen.“

Alle Anwesenden gaben diesem neuen Bunde ihren Beifall. Während aber Jeder seinen Gefühlen freien Lauf ließ, saß Tewessina still, und sah, mit der rauchenden Pfeife im Munde, stumm vor sich hin, wie die Wilden zu thun pflegen, wenn sie in ihren Versammlungen sprechen wollen. Nachdem er sich nun gehörig gesammelt hatte, bekräftigte er nach der Sitte seines Landes den gebotnen Bund und sagte: „Mein Bruder, ich habe nichts für dich gethan, was du nicht auch für mich gethan hättest. Es war der Wille des guten Geistes, der über uns wacht, daß ich zur rechten Zeit in dein Haus kam, um dir zu helfen. Bist du glücklich, so bin ich es auch; freuest du dich, so freue ich mich nicht

weniger. — Wenn du zu unsern Hütten kömmst, so sollst du in keiner andern wohnen, als in der Meinigen; mein Feuer soll das deinige seyn, du sollst auf meiner Bärenhaut ruhen, und an keines andern Seite schlafen, als an der Seite deines Bruders Tewessina.“

Von dieser Zeit an führte der kleine Derik den Namen seines Retters; und als dieser gestorben war, begab er sich nach seiner Wohnung, und nahm eines der Kinder des Verstorbenen, das auch den Namen Tewessina führte, zum Bruder an. So dauerte dieses Bündniß der Dankbarkeit noch lange fort, und oft kam der junge Wilde über die blauen Berge, seinen Bruder zu besuchen, der ihn nie unbeschenkt entließ, und auch von ihm kleine Gaben empfing, so wie ein Wilder sie reichen kann. —

Das war eine schöne Geschichte, sagte Marianne. Aber ich hätte nie geglaubt, daß wilde Männer so gut und freundlich seyn könnten. Sie werden auch wohl nicht alle so hülfreich seyn, wie der wackre Tewessina war.

Wir nennen sie Wilde, sagte der Pfarrer, indem er sich der Worte eines klugen und der amerikanischen Sitten kundigen Mannes, Franklins, bediente, weil ihre Sitten von den unsrigen abweichen. Sie haben aber auch ihre Gesittung, so gut als wir, und leben nach ihr in guter Ordnung, mit Anstand und selbst mit Höflichkeit. Wenn man bedenkt, wie viel bei uns nöthig ist, um das öffentliche Wesen zusammen zu halten, das Eigenthum zu schützen, Gewalt abzuwehren; wie viele Gesetze, wie viele Obrigkeiten wir dazu brauchen, und wie doch durch alle diese Mittel, denen noch überdieß die Religion zu Hülfe kömmt, nicht einmal

große Verbrechen verhindert werden können, so müssen wir diese sogenannten Wilden bewundern, bei denen die gesunde Vernunft und das Herkommen die Stelle der Gesetze vertritt, und die Beredsamkeit das einzige Mittel der Regierungskunst ist. Bei dieser Art zu seyn, befinden sie sich in ihren kleinen Staaten so wohl, daß sie ihre Lebensart um keinen Preis mit der Lebensweise der Europäer vertauschen würden.

Der Pachter nickte lächelnd. Die Frauen gaben Zeichen ihrer Verwundrung. Das ist ganz anders, sagten sie, als man es sich gewöhnlich denkt.

Ich erinnere mich hiebei, sagte der Grosvater, eines Vorfalls, aus dem die Gesinnung und das ganze Wesen dieser Indianer sehr deutlich hervorleuchtet. Die Regierung von Virginien hatte einstmals mit einigen wilden Nationen einen Vertrag geschlossen. Nachdem die Hauptsache auf's Reine gebracht war, erklärten die Abgeordneten der Provinz, daß sie in einer ihrer Städte eine Unterrichts-Anstalt für junge Indianer errichtet hätten, und wenn die Häupter der wilden Nationen ihre Kinder in diese Schule schicken wollten, so würde die Regierung, zum Zeichen ihres besondern Wohlwollens, sie unentgeltlich in allen Künsten der Weißen unterrichten lassen. Nun pflegen die Wilden nie auf irgend einen Vorschlag ihren Entschluß sogleich von sich zu geben, damit es nicht scheine, als ob sie ihn nicht hinlänglicher Achtung würdigten; und so erbaten auch diese sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tag. Als sie sich nun wieder versammelt hatten, dankte der Redner der Wilden den Virginischen Abgeordneten mit tiefer Rührung für

das Wohlwollen, das aus ihrem Anerbieten hervorleuchte. Es ist uns nicht unbekannt, sagte er zuletzt, was für einen hohen Werth Ihr auf jene Künste legt, und daß es Eure aufrichtige Meinung ist, uns eine Wohlthat zu erzeigen, wenn Ihr unsre Kinder auf Eure Kosten darin unterrichten lassen wollt. Erlaubt uns indeß, diese Wohlthat abzulehnen. Nicht jedem Volke steht dasselbe an, und wir haben die Erfahrung gemacht, daß Eure Erziehung nicht für unsre Lebensart taugt. Schon in früherer Zeit sind einige Kinder unsers Stammes bei den Weißen unterrichtet worden. Als sie aber zurückkamen, hatten sie verlernt, sich in unsre Weise zu schicken. Sie konnten keine tüchtige Hütte bauen, auch das Wild nicht verfolgen und den Bogen spannen. Kälte und Hunger zu ertragen wie dem Jäger geziemt, hatten sie verlernt, und da sie auch ihre Sprache nicht geübt hatten, waren sie zu Rathgebern eben nicht tauglicher, als zur Jagd und zum Krieg. Kurz, sie waren zu nichts mehr gut. Um Euch nun aber unsere Dankbarkeit zu erkennen zu geben, erbieten wir uns auf gleiche Weise, wenn Ihr uns einige Eurer Söhne zuschicken wollt, sie in Allem, was wir können und verstehn, zu unterrichten, und Männer aus ihnen zu machen. —

Herrlich, herrlich, sagte die Pfarrin. Ich wundre mich nun nicht mehr, daß manche Europäer, die zufällig unter die Wilden geratheu waren, ein solches Wohlgefallen an ihrer Lebensweise fanden, daß sie ganz einheimisch unter ihnen wurden, und nicht mehr in ihr Vaterland zurückkehren mochten.

Du hast schon Recht, erwiederte der Pfarrer, diesen braven

Wilden Deine Gunst zu schenken. Sie halten ihre Frauen auch in Ehren, und geben ihnen selbst an ihrer Staatsverwaltung einen bedeutenden Antheil. Da sie weder lesen noch schreiben können, so sind die Frauen das Gedächtniß und das Archiv des Volks.

Wie so? fragte die Pfarrin.

Bei ihren öffentlichen Berathungen, wo es immer sehr ordentlich und verständig hergeht, dürfen die Frauen niemals fehlen. Sie stehen hinter dem Kreise der Männer, bemerken Alles was vorgeht, prägen es ihrem Gedächtnisse ein, und sagen es ihren Kindern wieder. Dieses geschieht mit einer solchen Gewissenhaftigkeit und Treue, daß ihre Ueberlieferung der ältesten Verträge mit dem, was die Weißen darüber aufgeschrieben haben, in der vollkommensten Uebereinstimmung ist. So geschieht es denn auch, daß Niemand unter ihnen mit den öffentlichen Angelegenheiten des Volkes unbekannt ist, während bei uns, die wir uns so viel dünken, oft der Gelehrteste keine Rechenschaft von der Einrichtung seines Vaterlandes zu geben weiß.

Ich denke, sagte der Pachter, das ist Alles ungemein klug eingerichtet. Das Gedächtniß der Frauen so zu brauchen, die von dem, was sie merken wollen, gewiß nichts vergessen, und sich dadurch aller der endlosen Schreiberei zu überheben, die in unsern Ländern so viele tausend Hände beschäftigt — das gefällt mir ungemein. —

In diesem Augenblicke kratzte etwas an der Gartenthür, und da man sie öffnete, sprang Bello mit der vermißten Schreibtafel in der Schnauze zu seinem Herrn. Alle lobten ihn; er aber sah

keuchend nur auf seinen Herrn, und hätte gern noch Etwas geholt, wenn dieser es ihm aufgetragen hätte. — Es war unterdessen spät geworden. Der Leiterwagen wurde wieder angespannt. Die drei Schwestern nahmen ihre Sitze wieder ein. Der Pachter aber, der ungewöhnlich heiter geworden war, schwang sich jetzt selbst auf den Sattelgaul und ließ seinen Knecht zu Fuß gehn. Rasch zogen die schnaubenden Pferde an; der Wagen flog den Weg hinab, und nach wenigen Minuten verdeckte ihn eine Wolke von Staub den Blicken der Nachsehenden.

Zwei und zwanzigster Abend.

Die Pfarrin war etwas länger als gewöhnlich ausgeblieben. Als sie in die Stube trat, mit Mariannen an der Hand, konnte man sehn, daß sie geweint hatte; doch war in ihren Mienen eine große Heiterkeit, und Marianne sah auch sehr froh aus und küßte die Hand ihrer Mutter einmal über das andre. Lili hing ihr am Rocke und trippelte hinterdrein. — Was ist Dir, Malchen? sagte der Pfarrer, und legte das Buch, aus dem er vorlesen wollte, auf die Knie. Was ist Dir begegnet, Malchen? fragte er noch Einmal.

Etwas, antwortete die gute Pfarrin, wovon ich wünschte, daß es mir alle Tage begegnete. Ich habe eine große Freude getheilt. Die gute Anna aus Marisfeld war eben bei mir, mit ihrem jüngsten Kinde, und erzählte mir das Glück, das ihr wider-

fahren ist, und weinte so herzlich dazu, daß ich nicht umhin konnte, ihr Gesellschaft zu leisten.

Und was war das für ein Glück? sagte der Grosvater. Laß uns das auch wissen und gönne uns einen Antheil an Deiner Freude.

Die Pfarrin sah bei dieser Aufforderung noch froher aus als vorher, und überaus anmuthig. Denn es ist nichts, was hübschen Leuten so gut steht, als die Freude, zumal eine reine und unschuldige; und sie Andern mitzutheilen, ist auch ein Fest. Sie war also gleich mit ihrer Erzählung bereit.

Heute vor fünf Jahren, sagte sie, wurde die gute Anna mit ihrem Manne getraut. Sie war das hübscheste Mädchen im Dorfe, vielleicht auch in der ganzen Gegend, aber in die Wirthschaft brachte sie nicht vielmehr als ein Paar gesunde Arme und ein frohes Gemüth; und ihres Mannes Reichthum war eben nicht mehr. Da mußten sie es sich nun freilich sauer werden lassen, und da das Brod so theuer wurde und ein Kind nach dem andern kam, wurde ihnen der Haushalt immer schwerer. Das schlimmste war, daß ihre Mutter vor Alter hinfällig wurde, und sich endlich gar legen mußte, so daß der Wirthschaft nicht nur zwei Hände abgingen, sondern auch die Tochter Vieles versäumte, um ihrer armen alten Mutter Hülfe zu leisten. So kam es, daß sie sich oft das Nothwendigste entziehn mußte. Doch machte sie dabei immer ein frohes Gesicht, damit nur ihr Mann nicht merkte, daß ihr etwas abgehe und sie sich darüber grämte, was ihr schmerzlicher gewesen wäre, als ihre eigene Noth.

Nun seht, wie der liebe Gott für die guten Leute gesorgt

hat. Vor einem Vierteljahre etwa fährt der Mann einige Schock Reisig-Wellen nach der Stadt, und findet unterwegs einen Beutel mit Geld. Es war noch früh am Tage; nur ein einziger Reiter war des Wegs gekommen; der mochte ihn verlohren haben. Im Thore fragt er also, wer der Reiter gewesen, und wird zurecht gewiesen. Da findet sich denn auch bald, daß der Beutel wirklich diesem Reiter gehörte, und daß dieser seinen Verlust nicht Einmal bemerkt hatte. Da es nicht eben oft vorkömmt, daß gefundenes Geld wiederzurück gegeben wird, zumal wenn es Niemand zurück fordert, so freute sich der Mann über die Ehrlichkeit des Bauern und wollte ihm eine Belohnung geben. Das hätte aber Valentin fast übel genommen. Dafür nehm' ich keinen Lohn, sagte er; wenn Ihnen aber meine Wellen anstehn, so wär' es mir lieb, Sie kauften sie, damit ich nicht lange herumfahren muß. — Der Handel wurde geschlossen, und der Mann machte mit ihm aus, daß er ihm wöchentlich das Holz zufahren sollte, das er für sein Haus gebrauchte. Und mit diesem Handel war Valentin vollkommen zufrieden; an das gefundene Geld aber dachte er nicht mehr.

Nach einiger Zeit, als er auch sein Holz abgeliefert und die Bezahlung dafür erhalten hatte, ruft ihn der Herr zurück, gibt ihm ein Lotterie-Loos und sagt: sie haben mir das Loos unverlangt geschickt; ich selbst spiele nie, aber ich hab' es für dich behalten. Vielleicht bringt es dir Glück. Gewinnt es Etwas, so ist der Gewinn dein; fällt es durch — nun so ist's auch kein Unglück.

Valentin nimmt das Loos, steckt es ein und denkt nicht weiter daran. Gestern kömmt er nun wieder in die Stadt, und wie

gewöhnlich zu seinem Kunden. Hast du dein Lotterie-Loos noch? fragte dieser. Valentin fuhr mit der Hand in den Schubsack, in den er es beigesteckt hatte, zog es ganz zerknüllt heraus und sagte: Da ist es, wenn Sie's wieder haben wollen. Ich habe noch nichts damit gewonnen. — Das glaub' ich wohl, sagte der Herr lächelnd; aber laß sehn! — Und nun hielt er das Loos mit der Ziehungs-Liste zusammen, die auf dem Tische aufgeschlagen lag, und hielt den Finger auf die Nummer. Valentin las: 100 Thaler! Was das aber bedeutete, wußte er nicht. Da es ihm nun der Herr erklärte, daß er hundert Thaler auf das Loos gewonnen habe, wollte er es erst gar nicht glauben; dann stand er stumm und bestürzt; endlich aber that er einen Sprung und sagte, als wenn seine Frau daneben stände: Anna, wir sind reiche Leute! Wir haben hundert Thaler! Gott sey gelobt! — Und dabei kamen ihm die Thränen in die Augen, und er ergriff die Hand seines Wohlthäters, schüttelte sie und konnte für seinen Dank keine Worte finden. Um nun seine Freude vollkommen zu machen, zahlte ihm der Herr gleich die hundert Thaler für das Loos aus, und Valentin fuhr mit seinem Schatze spornstreichs zurück, und wäre noch schneller gefahren, wenn er nicht immer in die Tasche hätte greifen müssen, um sich zu überzeugen, daß sein Glück kein Traum sey.

Sein einziger Gedanke auf dem ganzen Wege war, wie er sagte, seine Frau und die Freude, die sie über ihr Glück haben müßte. Auf einmal fiel ihm ein, daß dieß eben vor fünf Jahren der Vorabend seiner Hochzeit gewesen, und diese Erinnerung machte ihn ganz weich; so daß er seinen Schubkarrn niedersetzte, die

Mütze abnahm, und Gott unter freiem Himmel für die große Wohlthat, die er ihm gerad' an diesem Tag erzeige, dankte. — Er hatte es seiner Frau Alles wieder erzählt und hinzugesetzt, es sey ihm nur gewesen, als ob er nicht genug danken könnte. — Nun dachte er weiter: Vor fünf Jahren war ich nur so ein armer Tropf. Kaum der Rock war mein, in dem ich mich trauen ließ Ein Tisch und zwei Stühle in der Stube, und ein Bett in der Kammer, das war alle unsre Habe in dem kleinen Häuschen; nun ist doch noch eines und das andre Stück dazu geschafft, und die drei Kinder hab' ich auch, und nun den großen Reichthum, womit wir uns einrichten können. — Das soll morgen ein froher Sonntag werden! — Mit diesen Gedanken kam er an das Wirthshaus, hielt an, kaufte für jedes seiner Kinder einen Wecken, und ein Nösel Wein für die alte kranke Schwiegermutter, die auch noch einen guten Tag haben sollte.

Wie er nun nach Hause kam, früher als gewöhnlich, war es ihm nicht recht, daß seine Anna auf dem Felde war. Er küßte also nur seine Kinder einmal ab, ließ dann Alles stehn und liegen, und lief spornstreichs auf das Feld; und wer ihn so laufen sah, hätte meinen sollen, es wäre ihm ein großes Unglück widerfahren, wogegen er Hülfe suchte. Die Frau schnitt auf dem Acker mit Andern. Da er sie ansichtig wurde, und er an Alles zusammen dachte, an ihre Armuth und ihren Reichthum, an die schwere Arbeit, die sie eben mit so großer Emsigkeit verrichtete, und an die Freude, die er zu ihrem Hochzeittage für sie in Bereitschaft

hatte, an ihre große Liebe endlich und ihren Kummer, den sie ihn mit aller Mühe doch nicht ganz hatte verbergen können, da wollte ihm fast das Herz vor Wehmuth springen, und er konnte ihr vor den Leuten nichts sagen. Nur soviel konnte er herausbringen, daß sie nach Hause gehen sollte, um dem kleinen Kinde zu trinken zu geben. Dabei nahm er ihr die Sense aus der Hand, stellte sich in die Reihe, und schnitt tapfer darauf zu. Sprechen aber that er kein Wort, was die Andern Wunder nahm; denn es war gegen seinen Gebrauch.

Wie nun die Frau nach Hause kam, sah sie zuerst nach den Kindern, und da hier Alles in Ordnung war, auch nach ihrer Mutter. Die aber sagte: Was hat nur der Valentin? Der sah ganz anders aus wie sonst, und gab auf nichts eine rechte Antwort. Ich denke, es muß ihm etwas Besonderes begegnet seyn. — Der Anna war er auch wunderlich vorgekommen. Als sie aber in die Küche kam, und die drei Wecken liegen sah, und das Nösel Wein dabei, wunderte sie sich noch mehr und konnte nicht denken, was das bedeuten sollte, und die Zeit wurde ihr lang bis zur Ankunft ihres Mannes. Endlich läutete es zum Feierabend; und nun stellte sich die Frau mit dem kleinsten Kinde auf die Schwelle an die Thür, und sah ihrem Manne entgegen. Der ließ sich denn auch nicht lange erwarten, sondern war flink vor allen andern Schnittern voraus. Und wie er so munter, mit seiner Sense auf der Schulter, einherschritt, und seiner Frau von fern schon zunickte, lachte ihr das Herz vor Freuden und sie dachte bei sich: Dein Valentin ist doch der feinste Mann im ganzen Ort, und

wenn er den ganzen Tag gearbeitet hat, ist er doch am Abend noch wacker. —

Als er nun jetzt zu ihr kam, faßte er sie bei der Hand und zog sie in das Haus, und wollte nun anfangen zu erzählen. Er hatte aber kaum die ersten Worte gesprochen: Was wirst du nur sagen, Anna — —? Was glaubst du nur, Anna? — so fing er an so gewaltig zu weinen, daß er nicht weiter konnte. Die Frau erschrack, fragte, wunderte sich — Valentin, je, Valentin, was hast du nur in aller Welt? — Da zog er sie zu der Lade, in die er das Geld verschlossen hatte, öffnete sie, nahm den Beutel heraus und schüttete, ohne ein Wort zu sprechen, die blanken Thaler auf den Tisch. Da war die Frau noch mehr bestürzt, und schlug die Hände zusammen und rief: Um Gotteswillen, Valentin, wie bist du zu dem vielen Gelde gekommen? — Denn sie konnte nicht anders denken, als er hätte es auf eine unredliche Weise gewonnen. — Da faßte er nun ihre beiden Hände mit den seinigen und sagte: Ja, Anne, das ist alles unser. Das hat uns der liebe Gott zu unserm Hochzeittage beschcert, der morgen ist. — Und nun erzählte er ihr Alles umständlich, wie es gegangen war; und Beide liefen nun an das Bett der alten Schwiegermutter, und erzählten es ihr noch Einmal und zeigten ihr das Geld. — Und nun, sagte Anne, kaufen wir uns von dem Segen eine Kuh, was schon längst mein größter Wunsch war, und stellen auch eine Ziege dazu für die Kinder; und für das Uebrige will Valentin das Wiesenstück am Bache kaufen, das eben feil ist. — Morgen aber, setzte er hinzu, machen wie uns einen guten Tag. Schlachte nur

immer ein Huhn und steck' es in den Topf, damit wir ein gutes Essen haben, wenn wir aus der Kirche kommen; und für die Kinder hole einen Napf voll Milch beim Verwalter, und gib ihnen die Wecken dazu, die ich mitgebracht habe; und die alte Mutter trinkt auf unsre Gesundheit ein Glas Wein. — So ist es denn nun auch heute geschehn, sagte Anna, und ich bin nur eben herüber gelaufen, um Ihnen unser Glück zu erzählen. Denn gewiß gibt es jetzt keine glücklichern Menschen auf der Welt als uns. — —

Die Erzählung der Pfarrin wurde von Allen mit Theilnahme gehört, und sie kamen überein, daß eine so innige Freude rechtschaffner Menschen bei weitem das Köstlichste sey, was man sich denken könne. — Wie wenig ist doch, sagte die Pfarrin, was arme Menschen glücklich machen kann! Eine Kuh im Stall, ein Stückchen Wiese am Bach — das ist ihnen ein Königreich; und wenn künftig das gute Weib seine Kuh und seine Ziege melkt, oder das Gras auf der Wiese schneidet, denkt es gewiß jedesmal an den frohen Tag, wo ihm Gott zu den großen Schätzen geholfen hat. Reichen Leuten, die immer Festtage haben, wird eine solche Freude nicht leicht zu Theil. Die Meisten haben auch viel mehr Noth, und eine frohe Stunde wäre ihnen wohl zu gönnen.

Es kömmt wohl Alles auf den Sinn an, mit dem man lebt, sagte der Grosvater. Gottes Thau und Regen fällt auf den steinigen Acker, wie auf den lockern; aber der steinige treibt nur kummervolle Halme, während der gute über und über grünt. In einem unreinen Fasse wird der beste Wein sauer, und die süßeste Speise schmeckt dem Kranken bitter. Einem harten, lieblosen,

eigensüchtigen Menschen — er mag zu einem Stande gehören, zu welchem er will, er mag reich oder arm seyn — gedeiht nichts von dem, was das Glück ihm zuwirft; die Freude tritt nicht in sein Haus, oder kehrt an der Thür wieder um. Mitten im Wohlleben ist dann solchen Menschen doch nicht wohl; sie gehen tiefsinnig umher und klagen über das armselige Leben, oder auch über den Himmel, der ihnen keine Freude gönne. Dagegen ist ein tüchtiger und frommer Mensch fast immer froh. Wenn er in Noth und Bedrängniß ist, so weiß er, wo er Hülfe zu suchen hat, und das kleinste Glück richtet ihn auf; denn er sieht es als ein Geschenk des Himmels an. Glaubt mir, die Freude blüht überall, wo sie einen guten Boden findet.

Aber dieß hängt vielleicht nicht von uns ab, sagte Mathilde.

Wenn Du Dein Haus rein hältst, erwiederte der Grosvater, so hast Du reine Luft darinn. Gätest Du auf Deinem Beete das Unkraut aus, so wächst Dein Kohl lustig auf. Scheuerst Du Deine Fensterscheiben blank, so scheint Dir die Sonne hell in die Stube. — Denke hierüber nach, Kind, und Du wirst die Antwort auf Deine Frage finden.

Drei und zwanzigster Abend.

Die heitern Herbsttage mahnten freundlich an das Versprechen, das die Mainauer Familie dem wackern Pachter von Ried gegeben hatte, ihn mit ihrem Besuche zu erfreuen und einen Tag

auf seiner Pachtung zuzubringen. Daß die Kinder auch fleißig an dieses Versprechen erinnerten, versteht sich von selbst. Jetzt war der Tag bestimmt, der Pachter benachrichtigt und alles Erforderliche in Bereitschaft gesetzt. Die Kinder versprachen sich etwas Großes. Jedes von ihnen freute sich erstlich auf Alles, und dann noch auf etwas Besonderes. Eduard auf die Pferde, die ältern Mädchen auf die Drillinge, und Lili auf die Lämmer. Vergeßt nur nicht, mich zu wecken, sagte Lili, nachdem sie sich schon in ihr Bettchen eingegraben hatte, und wiederholte diese Bitte bei jedem ihrer Geschwister einzeln; aber erst als ihr die Mutter versprach, dafür zu sorgen, daß sie auch mitkäme, legte sie ihr blondes Köpfchen auf die Arme, und schlief flugs und fröhlich ein.

Am folgenden Morgen war schon vor Sonnenaufgang Alles in der Pfarre auf den Beinen und in der munterſten Bewegung. Das Frühstück wurde eilig und kaum zur Hälfte verzehrt; und als der Pfarrer Hut und Stock nahm und das Zeichen zum Aufbruch geben wollte, fand er alle seine Begleiter vor der Hausthür und auf dem Wege, den sie Versuchsweise hin und her gingen. Den Vater begleiteten die ältern Töchter und Eduard; Aurora und Lili aber erwarteten mit Ungeduld den Wagen, den der Thalkirchner Posthalter schicken sollte, um den Grosvater und die Pfarrin an Ort und Stelle zu bringen. Freilich wären sie lieber mit den ältern Geschwistern gegangen, weil diese früher aufbrachen; als sie aber erst in dem Wagen saßen, und der Kutscher die Peitsche über den stattlichen Rappen schwang, und Bäume, Häuser und Felder neben ihnen vorbeiflogen, da jubelten sie und

freuten sich, daß es so schnell ging. Kurz vor Ried holten sie die Fußgänger ein, die rüstig zugeschritten waren. Der Wagen mußte halten, und Alle begrüßten sich mit einer Freude, als ob sie sich wer weiß wie lange nicht gesehen hätten. Die im Wagen Sitzenden reichten die Hände hinaus, die Außenstehenden hinein. Es war ein gewaltiger Jubel. Eduard schwang sich neben den Kutscher auf den Bock; Aurora und Lili aber waren nicht mehr im Wagen zu halten, und erzählten, an den Händen des Vaters hängend, von den Merkwürdigkeiten der Reise, den vielen vielen Schafen, und den vielen vielen Kühen, die sie gesehn, und wie der Spitz die Gänse herumgejagt und wie der Hirt nach ihm geworfen habe. Der Vater konnte nicht umhin, an allen den merkwürdigen Ereignissen Theil zu nehmen, und wunderte sich über Alles, zur großen Freude der Kinder.

Jetzt schauten die rothen Dächer von Ried über die buschigen Nußbäume herüber, und Mariannens helle Augen bemerkten zuerst ein prächtiges Storchnest, das dort seit undenklicher Zeit auf dem Kirchdache liegt; wer in Ried gewesen ist, kennt es. Seine ältern Insassen waren erst nicht zu sehn; aber zwei junge Störche standen darauf, und sprangen von Zeit zu Zeit auf ihren rothen Beinen kerzgerade in die Höhe, nicht anders, als ob sie tanzten. Das war wieder ein Fest. Und während sie noch hinsahen, kamen auch die Alten herbei, zogen ein Paarmal im Kreise um ihren Thron, und ließen sich dann mit Anstand darauf nieder. Die Jungen begrüßten sie mit klappernden Schnäbeln; die Alten erwiederten es, und in Kurzem war die Unterhaltung auf dem

Reſte allgemein. Was ſie ſagten, wußte man freilich nicht; aber unter einander werden ſie ſich ſchon verſtanden haben.

Auf dem Pachtgute wurden die Ankommenden mit großer Herzlichkeit empfangen. Die Kinder ließen ſich nicht lange in der Stube und beim Frühſtück halten, ſondern zerſtreuten ſich auf den Hof, in die Ställe und in den Garten. Zwei Füllen, die frei auf dem Hofe umherliefen und wunderbare Sprünge machten, und ein zahmer Rabe, der gravitätiſch unter den Hühnern umherſpatzierte, wurden beſonders geſchätzt. Und daß der Spitz des Kutſchers, der mit allem Geflügel in offner Fehde lebte, die welſchen Hühner neckte, und dieſe, wie ein wohlgeordneter Heerhaufen, mit lang vorgeſtreckten Hälſen von allen Seiten zugleich auf ihn eindrangen, ſo daß er ſich endlich auf den Bock des Wagens flüchten mußte — das war auch ein Feſt, das man nicht alle Tage hat.

Nach dem Frühſtücke machte der Pachter mit ſeinen Gäſten einen Spatziergang durch den Garten und auf den Wieſen umher, während die Frauen die Küche beſchickten. Die Mädchen hatten ſich der Drillinge bemächtigt, die recht friſch und rund waren, und liefen mit ihnen auf und ab. Eduard trabte neben dem Vater her, und hörte den ökonomiſchen Geſprächen zu. Der Grosvater endlich hatte mit der Mutter der Pachterin Platz in der großen Laube genommen, und ging mit ihr die alten Zeiten durch. Jedes war nach ſeiner Weiſe ſeelenvergnügt; und der Himmel, der wie ein reiner Kryſtall über der Erde lag, ſchaute auf ein ganzes

Völkchen glücklicher Menschen herab, deren Heiterkeit so rein war, wie er selbst.

Der Mittag kam schnell heran, und da den Gästen freigestellt wurde, ob sie im Hause oder im Garten essen wollten, wurde der Garten einstimmig vorgezogen. Da war es nun wieder erfreulich, wie es bald um den Tisch auch von ungebetenen Gästen wimmelte. Die Hühner waren die kühnsten, und sie fragten nichts darnach, daß eben auf dem Tische einige aus ihrer Heerde zerlegt und gegessen wurden; etwas weiter entfernt hielten sich die Tauben; die meiste Freude aber machte den Mädchen ein Paar Grasmücken, die von den nächsten Zweigen neugierig herabsahen, und immer näher und näher kamen. Bis auf den Tisch aber waren sie mit aller Mühe nicht zu locken. Endlich — und das war wohl der größte Spaß — drängten sich auch zwei kleine Ziegen durch den Zaun — die Mutter war vorher keck darüber gesprungen — und forderten mit lustigen Sprüngen ihren Theil an der Mahlzeit. Die alte Mutter wollte zwar das zudringliche Vieh wegscheuchen; aber da wurde einmüthig vorgebeten. War es denn im Paradiese anders? sagte der Grosvater. Saßen da die ersten Eltern — die sich doch wohl etwas rechtes einbilden durften — nicht auch unter mancherlei Vieh, zahmen und wilden? — Dieser Grund blieb unbeantwortet, aber das Wegscheuchen wurde unter der Hand fortgesetzt.

Nach aufgehobener Tafel — es war stattlich dabei hergegangen, und der Pachter hatte seinen guten Apfel- und Johannisbeer-Wein nicht gespart — nahm die Gesellschaft einen Lustgang auf

den Meierhof vor, der dem alten Vater des Pachters gehörte. Der Weg ging meist auf Wiesen und am Wasser hin, immer im Schatten, und so eben und wohl erhalten, daß auch der Grosvater kein Bedenken trug, an dem Arme seiner Tochter die halbe Stunde zu Fuß zu machen. So gut die ganze Gegend angebaut ist, so zeichnet sich doch die Besitzung des alten Andreas — unter diesem Namen ist der alte Meier in der ganzen Gegend bekannt — gleich beim ersten Eintritte aus. Die Wiesen scheinen grüner, das Gras fetter und üppiger. Die Aecker sehen Gärten gleich. An den Rändern der Bäche, mit denen die Wiesen durchschnitten sind, ziehen sich lange Reihen duftender Akazien-Bäume hin und theilen die Sammt-Teppiche in scharfe Vierecke. Alles ist ein Bild der Ordnung und liebevoller Pflege. Da nun Alle ihr Wohlgefallen an dem schönen Besitzthum bezeigten, sagte ihr Führer: Und doch war Alles, was Sie hier sehen, eh' es in die Hände meines Vaters kam, ein zum Theil versumpftes, zum Theil dürres und verbranntes Land, auf dem kaum einige magere Kühe eine dürftige Nahrung fanden. — Ist es möglich? sagte die Pfarrin, und wie lange ist das her? — Es mögen einige funfzig Jahre seyn, antwortete der Pachter, da kam mein Vater aus der Fremde hierher, und kaufte die unbrauchbare Steppe für ein geringes Geld. Er soll es Ihnen erzählen, wenn Sie wollen. Es macht ihm Freude.

Nachdem sie nun noch einige hundert Schritte gegangen waren, sagte der Pachter: Sehn Sie, dort sitzt mein Alter in dem großen Nußbaume, ganz oben, und schlägt die Nüsse herab.

Das läßt er sich nicht nehmen. Er ist noch ein rüstiger Mann, obgleich so hoch in den Jahren. Gott erhalte ihn. — Dann ging er etwas voraus, begrüßte seinen Vater unter dem Baume, und kündigte ihm den Besuch an. — Gut, antwortete er, ich komme gleich; warf seine Stange herunter, und stieg vorsichtig von einem Zweige zum andern bis an den Stamm, den er behende hinab glitt. Die Gesellschaft wurde freundlich empfangen. Es ist ein recht stattlicher Mann, dieser Andreas, ob er gleich etwas gebückt geht, und sein schneeweißes Haar thut seinem kräftigen Gesichte keinen Schaden. Dabei sieht ihm die helle Gutmüthigkeit aus den Augen, und man muß ihm geneigt seyn, eh' er noch den Mund aufgethan hat.

Nachdem nun die ersten Begrüßungen vorüber waren, bezeigte ihm die Pfarrin ihre Verwunderung, daß er sich einer so gefährlichen Beschäftigung unterzöge. Ich versuche meine Kräfte daran, antwortete der alte Andreas, und es ist mir keine kleine Freude, in meinem achtzigsten Jahre noch das thun zu können, was ich im vierzigsten gethan habe. — Der Großvater fragte ihn, ob er die Feldarbeit, wie sonst, verrichte? — Meist wie sonst, war die Antwort, nur etwas mehr Zeit brauch' ich dazu; und darauf kömmt es nicht eben an. Ich könnte wohl ausruhn, und Mancher wundert sich, daß ich nicht lieber müssig gehe. Mag müssig gehn wer will; mir wäre das härter als die Arbeit; denn ich bin nie ein Liebhaber vom Zusehn gewesen. Die Arbeit erhält mich gesund, und ich denke, zum Ausruhn ist noch Zeit genug, wenn sie einen in's Grab gelegt haben. Es ist ein altes Sprichwort, daß das Aug des Herrn die Heerde fett macht; und

ich denke, wo der Herr mit zugreift, blüht und grünt der Acker noch einmal so schön.

Die Gesellschaft meinte, man sähe das wohl an dem seinigen. Dann traten sie in das Haus, wo gefällige Ordnung und Reinlichkeit, einfaches und solides Hausgeräthe, blanke Fensterscheiben und weiße Wände zu Gunsten des Besitzers sprachen. Auf dem Tische lag eine aufgeschlagene Bibel; an einer Wand hing ein Bildniß von Luther, an der andern eine Charte von Ungarn. Nach kurzem Aufenthalt im Hause traten Alle durch die Hinterthür in eine geräumige Laube, von Weinreben und Geisblatt überschattet, in welcher einige Näpfe mit saurer Milch aufgetragen wurden. Wer Lust hatte, langte zu; und die wenigsten verschmähten die angenehme Kost, die durch das aufgestreute Brod und den Zucker darüber noch einladender wurde.

Der Anblick der frohen Gesichter um seinen Tisch machte den alten Andreas ungemein heiter, so daß er selbst mit den Kindern umherging, um ihnen die Ställe mit dem wohlgenährten Vieh zu zeigen, und die Bienenhäuser und Fischbehälter. Ihre zahlreichen Fragen wurden freundlich und genügend beantwortet, und der alte Mann wußte so angenehm zu sprechen, daß die kleine Lili, die sich erst vor seinem Barte gefürchtet hatte — er hatte ihn wachsen lassen und sah damit desto ehrwürdiger aus — es sich bald gefallen ließ, ihm auf den Armen zu sitzen. Kinder sind meine größte Freude, sagte er, als er zu den Andern zurückkam und der Pfarrin das Kind wieder zurückgab. Auch hab' ich ja um meiner Kinder willen die väterliche Heimath und Haus

und Hof mit dem Rucken angesehn. Nun es hat mich Gottlob niemals gereut.

Diese Aeußerung führte auf die frühere Geschichte des Mannes, und wie er in dieses Land gekommen sey. Ich bin, erzählte er, in Ungarn von evangelischen Eltern gebohren, und in aller Frömmigkeit in der Lutherischen Lehre auferzogen worden. Nun ist Ihnen wohl allen bekannt, wie in jenem sonst so gesegnetem Lande die katholische Geistlichkeit die Andersgesinnten immer gedrückt und verfolgt hat, wie sie sich immer bemüht hat, die Evangelischen als ungetreue und rebellische Unterthanen bei der Regierung in Miscredit zu bringen, und wie weder alte Gerechtsame, noch neue Verordnungen einen hinreichenden Schutz gegen diese Bedrückungen geben. Unter der glorreichen Regierung der Maria Theresia, die wohl eine gute und große Frau war, in Religionssachen aber der Geistlichkeit wohl um desto mehr nachgab, da ihre Mutter den lutherischen Glauben abgeschworen hatte, um Kaiserin von Oesterreich zu werden, wurden die Verfolgungen immer heftiger, und ich würde kein Ende finden, wenn ich erzählen wollte, was wir armen Leute von hartherzigen Priestern und von bigotten Edelleuten zu dulden hatten. Da sich hierdurch und durch mancherlei weltliche Vortheile verschiedene von unserer Religion zum Uebertritte bewegen ließen, beschwor mich mein Vater, der ein gar frommer und rechtschaffner Mann war, als er auf dem Todtenbette lag, bei dem Glauben meiner Väter zu bleiben, und mich durch keine irdische Gewalt von der reinen Lehre unsers Heilandes abwendig machen zu lassen. Ich gab ihm mein Wort,

und drückte ihm die Augen mit dem festen Vorsatze zu, dieses Versprechen zu erfüllen, was auch immer über mich ergehen möchte.

Die Zeit der Prüfung kam nur allzubald. Meine Frau, die aus derselben Gespannschaft war, war nebst ihrer Schwester von einer frommen Mutter ebenfalls in der evangelischen Lehre erzogen worden. Die Mutter war früh in den Wittbenstand gekommen, und ohne Schutz als den, der von Gott kömmt. Gott wollte ihren Glauben bewähren, und ließ Drangsale über sie kommen. Ihre Kinder wurden ihr unter einem falschen Vorgeben mit Gewalt entrissen, in eine katholische Schule gethan, und den Glauben ihrer Eltern als Ketzerei zu verfluchen halb gezwungen, halb verführt. Die jüngere Schwester, bei welcher die Lehren der Mutter noch nicht Wurzel geschlagen hatten, fügte sich leichter in den unchristlichen Zwang; die ältere hingegen, die mir von Gott zur Frau beschieden war, widerstrebte in ihrem Innersten einer Lehre, die dem mütterlichen Glauben entgegen war, und bat Gott täglich insgeheim und unter tausend Thränen die Sünde ab, die sie durch ihren scheinbaren Abfall von der reinen Lehre gezwungener Weise beging. Als sie erwachsen war, wußte sie Mittel zu finden in ihre Heimath zurückzukehren, und mir ihre Hand zu geben, ehe ihre Verhältnisse recht bekannt worden waren. Aber lange konnten sie doch nicht verborgen bleiben, und die Kundschafter, welche dort die Evangelischen belauern, brachten bald Alles an den Tag. Da nun meine Frau die Gebräuche der katholischen Kirche nicht mehr beging, sondern sich, wie es ihr Herz gebot, ganz wieder zur evangelischen Lehre gewendet hatte, wurden wir fast täglich

mit harten Drohungen geschreckt, und diese Drohungen wurden immer kühner und lauter, als meine Frau zum zweitenmale in's Kindbett kommen wollte. Da wir nun kaum zweifeln konnten, daß man damit umgehe, unsre Kinder mit Gewalt von uns zu nehmen, wie dieses mehrern Eltern geschehn war, beschwor mich meine Frau, wenn es möglich wäre, einem so großen Unglücke zuvorzukommen, und lieber, wenn es seyn müßte, um des Glaubens willen Alles zu verlassen, um uns selbst, unsre Seele und unsre Kinder zu retten. Die Bitten und Thränen meiner Frau, die Erinnerung an meinen seligen Vater, und die Bedrängnisse meiner Glaubensgenossen, von denen wir täglich hörten, brachte meinen Entschluß bald zur Reife. Ich verkaufte meine Habe im Stillen, meist für ein geringes Geld, und ergriff, trotz alles Verlustes, den Wanderstab mit der frohen Aussicht, meinem Glauben unter freien Menschen leben und Gott mit den Meinigen nach meiner eignen Ueberzeugung dienen zu können. Unsre Reise war lang und gefährlich; aber Gott schützte uns. Wie mir zu Muthe war, als wir eines Sonntags Morgens die erste lutherische Stadt betraten, die Glocken uns zum Gottesdienste riefen, und wir nun ohne Furcht vor drohenden Bekehrern Gott für unsere Rettung danken durften, das kann Niemand fühlen, der nicht in einer ähnlichen Lage gewesen ist. Noch bis heute ist mir jener Tag der größte Festtag im Jahr; und ich gehe jetzt noch nie in die Kirche ohne das dankbare Gefühl der Freiheit und Sicherheit, deren so viele meiner Glaubensbrüder entbehren müssen.

Sollte es auch noch jetzt so seyn? fragte der Pfarrer.

Einiges, antwortete der Alte, mag man vielleicht gemildert haben; aber wie ich neulich von einem durchreisenden Landsmanne hörte, ist der Leiden noch immer genug. Der Regierung mag wohl unbekannt seyn, wie es die Geistlichkeit treibt, die das Gewissen der Vornehmen in den Händen hat, so daß man entweder nicht wagt, Klage zu führen, oder die wahrhaftesten Klagen durch ungetreue Berichte entkräftet werden. Noch immer geschieht es, daß man den Eltern die Kinder wegnimmt, und kein Mittel unversucht läßt, sie abtrünnig von der evangelischen Lehre zu machen. Das Entsetzlichste dabei ist, daß eben die Abtrünnigen, wie man sagt, die thatigsten Werkzeuge der Verfolgungen werden. Leider war es auch in meiner Familie so. Die jüngere Schwester meiner Frau, die sich mit einem katholischen Manne verheirathet hatte, war auch unsre bitterste Feindin, und trug nicht am wenigsten zu unsrer Auswanderung bei.

Der Pfarrin schauderte. Ihnen kömmt das freilich entsetzlich vor, fuhr der Alte fort, und mit Recht. Hier zu Land kennt man solchen Zwiespalt in den Familien nicht. Er würde auch in meiner Heimath unbekannt seyn, oder doch wenig zu bedeuten haben, wenn man die evangelischen Gemeinden in Ruhe ließe, und nicht den Saamen der Zwietracht, der doch gewiß nicht in der Lehre unsers Heilands liegt, durch die unselige Bekehrungswuth ausstreute. Ließe man dabei nur Gründe obwalten, so möchte es seyn, die Sache bliebe dann dem Gewissen anheim gestellt. Aber so ist es nicht. Man hält alle Mittel der Verführung und Gewalt für erlaubt; auch die Verleumdung nimmt man zu Hülfe, und

beſchuldigt die Evangeliſchen, ſchlechte Unterthanen zu ſeyn. Glücklicherweiſe widerſpricht der Augenſchein dieſer Beſchuldigung, und ſie findet daher ſelten bei der Regierung Eingang. Alle ihre Wünſche beſchränken ſich auf Ruhe und Sicherheit, auf Freiheit des Gewiſſens und Schutz gegen Verfolgungen. Das Geſetz gewährt dieſen Schutz, aber — —

Der Alte hielt inn. Aber könnten denn, ſagte Eduard, dem ſchon längſt das Blut in's Geſicht geſtiegen war, könnten denn nicht alle lutheriſchen Ungarn zuſammen nach Wien gehen und vor den Kaiſer treten, und ihm ſagen wie es ihnen geht? — — Der Alte lächelte. Alle? Das würde wie Rebellion ausſehn, und davon müſſen die armen Leute auch den entfernteſten Schein vermeiden. Wenn ſie aber auch nur Abgeordnete aus ihrer Mitte hinſchickten, was ſchon Schwierigkeiten hat, ſo würde man ihnen doch nicht ſo geradezu glauben, ſondern Bericht von den Behörden fordern. Und dieſe Behörden hängen nur allzu oft auf die mannichfaltigſte Weiſe mit der Partei der Verfolger zuſammen.

Da das Geſpräch eine Wendung nahm, die dem alten Grosvater an das Herz griff, lenkte es die Pfarrin nach ihrer leichten und gewandten Weiſe auf einen heiterern Gegenſtand, und der alte Andreas fuhr in ſeiner Erzählung folgendermaaßen fort:

Als ich mit meiner Frau hierher kam, war ich noch ungewiß, wo ich mich anbauen ſollte. Meine Mittel waren gering und durch die lange Reiſe geſchwächt. Da mir nun die hieſige Landesart gefiel, zum Ankaufe eines ergiebigen Grundſtücks aber, das mich mit den Meinigen genährt hätte, das Geld mangelte, bewog

ich die Gemeinde, mir den wüsten Grund zu überlassen, der ihr fast von gar keinem Nutzen war und kaum einiges wenige Vieh dürftig ernährte. Ein Theil dieses Grundes war durch unterirdische Quellen fast gänzlich versumpft; ein andrer war so mager, daß er kaum Dornen und Disteln trug. Niemand beneidete mich um diesen Besitz. Die Meisten schüttelten den Kopf und wunderten sich, was ich mit der Wüstenei machen wollte, die nie etwas anders gewesen sey und nie etwas anders seyn werde. Ich aber hatte mir vor dem Kaufe Alles wohl in's Auge gefaßt, und sobald das Grundstück mein war, fing ich die Arbeit unverdrossen an. Meine Frau stand mir treulich bei. Die aufgehende Sonne fand uns schon auf dem Felde, und selbst die Mondscheinnächte blieben nicht unbenutzt. Ich ließ, wie ich das in meiner Heimath gesehen hatte, einige Brunnen graben, in denen sich der Ueberfluß des Wassers sammelte, durchschnitt meine Aecker mit Gräben, und nachdem ich mit dem verbrannten Gestrüpp den Boden gedüngt hatte, pflanzte ich Bäume an, die an einer Stelle die übermäßige Feuchtigkeit minderten, an der andern durch ihren Schatten meine Pflanzungen schützten. Nach einigen Jahren saurer und angestrengter Arbeit hatte sich der Sumpf in fruchtbare Wiesen verwandelt; an der Stelle der Dornen und Disteln breitete sich ein grünes Buschwerk aus; einiges Land war auch schon in Fruchtacker umgeschaffen. Jährlich erweiterte sich mein Besitz, und wie ich immer mehr Land urbar machte, so wurde das schon bearbeitete ergiebiger. Nun baute ich hier in der Mitte meiner Besitzungen dieses Haus, und wenn ich hier an Feiertagen mit meiner Frau

am Fenster saß und Alles um mich her, die Aecker und Wiesen, die Bäume und Büsche überschaute, was Alles durch Gottes Segen so wunderbar gedieh, da war gewiß kein Monarch der Erde auf seinem goldnen Throne glücklicher als wir; und wir sagten oft zu einander: Wenn doch der Kaiser Einmal einen solchen Tag hätte, wie wir freien Bauern hier, so wüßte er doch auch was glücklich seyn hieße und es wäre Alles besser. — So wie Sie das Alles jetzt sehn, steht es schon seit länger als dreißig Jahren, und immer denke ich noch mit Freude an den alten Zustand der Gegend und ihre allmählige Verwandlung. So lange mein gutes Weib noch lebte, das an allen diesen Einrichtungen den größten Antheil hatte und mir durch ihre gleichförmige Heiterkeit die Arbeit außerordentlich erleichterte, war das ein Theil unsers Gottesdienstes, daß wir nach der Kirche mit unsern Kindern unser Land besuchten, von unsrer Flucht aus der Heimath, unsrer Reise und Ankunft hier sprachen, uns den ursprünglichen Zustand der Besitzung vor Augen stellten und Gott für den Segen dankten, den er uns so reichlich hatte zufließen lassen. Freilich haben wir nicht immer Festtage gehabt. Wir hatten schwere Jahre der Theurung, der Seuchen und des Kriegs zu überstehn; aber sie sind überstanden, und ich stehe jetzt mit dankbarem Herzen an dem Rande des Grabes und freue mich des Lebens, so lange es noch währt. Es ist ja so schön auf der Erde, wenn man seinem Gotte frei darauf dienen kann. Und auch im Himmel wird es uns wohl seyn.

Hier schwieg der Alte. Seine Augen blickten zum Himmel, und dann wieder nach dem vor ihm ausgebreiteten Gefilde, das

die Strahlen der Sonne vergoldeten. Alle ſchwiegen und hingen mit ihren Blicken an dem ehrwürdigen Angeſichte des frommen und wackern Landmannes. Dem Grosvater ſtrahlte die Freude aus dem hellen Angeſichte. Der Alte hatte nach ſeinem Sinn und Herzen geſprochen.

Die Zeit der Rückkehr war unvermerkt herbeigekommen. Der alte Andreas begleitete ſeine Gäſte bis an den Pachthof, wo ihm die Frauen entgegenkamen und mit herzlichen Händedrücken ihre Freude uber ſein Erſcheinen bezeigten. Der Wagen war jetzt angeſpannt. Die Drillinge wurden noch Einmal abgeherzt, dann rund herum Abſchied genommen, gedankt und baldige Rückkehr verſprochen. Nicht leicht iſt ein Verſprechen ſo gern gegeben worden. Plaudernd und lachend kehrte die Karawane bei Mondſchein nach Mainau zurück. Lili war mitten im Plaudern auf dem Schoeße der Mutter eingeſchlafen. Noch lange hatten Alle von dem vergnügten Tage zu ſprechen.

Vier und zwanzigſter Abend.

Aurora lernte Alles leichter als das Rechnen. Es begegnete ihr wohl bisweilen, daß ſie die größere Zahl von der kleinern abzog, oder, wenn ſie 100 ſchreiben wollte, die 1 hinter die beiden Nullen ſetzte. Darüber wurde ſie nun oft geneckt und die Pfarrin ſagte eines Abends, wo ſie auch mit ihren Exempeln nicht hatte zu Stande kommen können: Ich werde Dich zu dem Manne in die Lehre thun, der die Canarienvögel rechnen lehrt.

Die Canarienvogel? sagte Aurora. Ach, Mutterchen, wie wäre das möglich?

Euer Vater hat es gesehn, antwortete die Pfarrin.

Und nicht blos rechnen, setzte der Pfarrer hinzu, sondern auch lesen, und das ohne Fehler.

Sprichst Du im Ernst, Vater? sagte Eduard.

In vollem Ernst.

Und wie ging das zu?

Wie es zuging, weiß ich nicht. Ihr Lehrer machte ein Geheimniß daraus.

Aber wie war es nur?

Auf einem Tische waren die Buchstaben des Alphabets nach der Ordnung und auf Kartenpappe geklebt, in einen Halbkreis gelegt. Einer der Zuschauer nannte einen Namen, ein Wort — gleichviel welches. Der Lehrer des Vogels wiederholte die Aufgabe mit vernehmlicher Stimme, setzte dann den Vogel in die Mitte des Halbkreises, und nachdem dieser sich gegen die Zuschauer verneigt, das heißt, mit dem Köpfchen zugenickt hatte, hüpfte er zu dem ersten Buchstaben des aufgegebenen Wortes, betrachtete ihn mit großer Aufmerksamkeit, faßte ihn mit dem Schnabel und legte ihn auf den leeren Raum des Tisches. Dann eben so mit dem zweiten, dem dritten. Er legte Buchstab für Buchstab, Sylbe für Sylbe ohne Irrthum zusammen, bis das Wort oder der Name fertig da stand.

O das muß allerliebst gewesen seyn, riefen die Mädchen.

Aber wie war es mit dem Rechnen? fragte Aurore neugierig.

Ohngefähr eben so. Wenn man ihm eine Zahl vorsagte, trug er die Ziffern, aus denen sie bestand, herbei, und es begegnete ihm nie, aus der 6 eine 9, oder aus 110 etwa 10010 zu machen. — Aurora schlug die Augen nieder, denn eben das war ihr vor einigen Tagen begegnet. — Wenn man ihm zwei Zahlen zu addiren oder von einander abzuziehn aufgab, so setzte er ebenfalls die Summe oder die Differenz richtig hin. —

Alle bezeigten ihr Erstaunen. Ist es aber wohl möglich, sagte Eduard, einem Vogel so etwas beizubringen? Ich meine, ob der Vogel wirklich die Buchstaben kennt und einen Begriff vom Buchstabiren haben kann? Das Rechnen will mir noch weniger in den Sinn. Schon das Numeriren fordert mehr Ueberlegung, als ich einem Vogel oder überhaupt einem Thiere zutrauen kann. Es mag wohl ein gutes Theil Taschenspielerei dabei gewesen seyn.

Der Pfarrer zuckte die Achseln. Es schien doch, sagte er, Alles ehrlich und natürlich zuzugehn. Doch will ich nicht leugnen, daß der Herr den Vogel auf eine unmerkliche Weise gelenkt und ihm die Richtung nach den Buchstaben gegeben habe. Es ist mir das allerdings wahrscheinlich. Welcher Mittel er sich aber dabei bediente und wie er seine Kunst versteckte, weiß ich nicht zu sagen.

Jedes brachte nun seine Vermuthungen zum Vorschein — aber man kam nicht weiter damit.

In der Zeit, fuhr der Pfarrer fort, wo ich diesen gelehrten Vogel bewunderte — es mögen jetzt zwölf oder dreizehn Jahre seyn — erzählte mir ein Freund ein Ereigniß, das sich mit einem andern Canarienvogel zugetragen hatte und von dem er selbst

Augenzeuge gewesen war. Freilich gingen dem Erzählenden die Augen dabei über und ich weiß nicht, was Euch begegnen wird. Komm, Lili, auf meinen Schooß; es ist eine Geschichte für Dich.

Lili sprang dem Vater auf das Knie, streichelte ihm die Wange und fragte: Konnte der auch rechnen und schreiben? — Ich weiß es nicht; aber er war so gelehrig, daß, wenn man ihn in die rechte Schule geschickt hätte, er das gewiß auch gelernt hätte. Dieser Vogel gehörte einem französischen Ausgewanderten, der sein Vaterland während der innern Unruhe verlassen hatte und in Deutschland die Rückkehr des Friedens erwartete. Da sich nun dieser etwas zu lange erwarten ließ, unterrichtete er zum Zeitvertreib den kleinen Vogel, und da endlich auch sein Geld auf die Neige ging, entschloß er sich, mit seinem Schüler herum zu reisen und ihn für Geld sehen zu lassen. So kam er auch nach Cleve — denn da war es, wo ihn mein Freund in einer Gesellschaft sah, die auf einem öffentlichen Hause zusammen gegessen hatte und am Ende der Mahlzeit der Musik einiger herumziehender Prager zuhörte — ließ sich melden und wurde, da man schon viel von dem geschickten Vogel gehört hatte, mit Vergnügen angenommen. In der That war es auch das niedlichste Thier, das man sehen konnte. Als sein Herr den Käfich öffnete, um ihn der Versammlung zu zeigen, hüpfte er ihm sogleich auf den Finger und sah seinen Herrn unbeweglich mit klugen Augen an, als ob er seine Befehle erwartete. Nachdem nun dieser zu der Gesellschaft Einiges von den Tugenden und Geschicklichkeiten seines Zöglings gesagt hatte, von denen sie jetzt Zeugen seyn sollten, wendete er sich an diesen

ſelbſt: Mein kleiner Freund, ſagte er, du befindeſt dich jetzt in vornehmer Geſellſchaft. Du biſt zu gut erzogen, als daß ich fürchten dürfte, du könnteſt mir Schande machen. Haſt du die Geſellſchaft ſchon begrüßt? — Der Vogel ſchüttelte den Kopf. — Nun, wohlan, ſo thue deine Schuldigkeit und zeige, daß du die Ehre erkennſt, die man dir erweiſt. — Sogleich bückte ſich der Vogel nach jeder Seite hin. — Sehr gut, fuhr nun ſein Herr fort; es iſt aber nicht genug höflich zu ſeyn. Man muß auch Talent zeigen. Laß uns etwas von deiner Muſik hören; aber vergiß nicht, daß du Kenner vor dir haſt. — Der Vogel ſang. — O kleiner Schelm, unterbrach ihn ſein Herr, du willſt uns wohl zum Beſten haben. So mögen Raben krächzen, nicht aber Vögel von deinen Talenten. Scherz bei Seite! Laß uns etwas Rührendes hören. — Sogleich fiel der Vogel in einen andern Ton, und ſeine Stimme glich jetzt der angenehmſten Flöten-Muſik. — Schön ſo! nur etwas ſchneller! nicht zuviel! So iſt es recht! — Der Vogel machte Alles, wie es ihm befohlen wurde. — Aber, kleiner Freund, fiel jetzt der Meiſter ein, dein Fuß, dein Köpfchen thut ſeine Schuldigkeit nicht. Du biſt zerſtreut. Du haſt den Tact vergeſſen. — Sogleich trat er den Tact mit dem Fuße und bewegte den Kopf dazu. Von allen Seiten wurde Bravo gerufen, und beſonders die Muſiker waren ganz bezaubert von ſeiner Geſchicklichkeit. — Nun, Freund, ſagte der Meiſter, bedankſt du dich nicht? — Der Vogel neigte den Kopf und dankte. Da wurde der Beifall noch größer; der Bewundrung, der Lobſprüche war kein Ende.

Ach das muß doch ganz allerliebst gewesen seyn! rief Marianne. — O wer doch auch einen solchen Vogel hätte! sagte Lili. — Und Aurora: Ob wohl mein Zeisig das auch lernte?

Der Vater fuhr fort: Nachdem die musikalischen Uebungen vorüber waren, sagte der Meister: Wir haben schöne Musik gehört; wir haben uns lustig gemacht. Aber du weißt, es ist Krieg. Die Feinde bringen vor; wir müssen auf unsrer Hut seyn. Dabei gab er ihm einen Strohhalm als Flinte in die kleinen Krallen; und der Vogel bewegte sein Gewehr wie ein geübter Soldat, und spazierte dann auf der Tafel hin und her, wie eine Schildwache. — Du bist ein wackrer Bursche, sagte sein Herr; wenn du ferner deine Pflicht so thust, werden uns die Feinde nicht überrumpeln, und mit der Zeit wirst du dir eine Decoration verdienen. Jetzt blase uns noch einen Marsch — dann darfst du ausruhn. — Der Vogel sang einen Marsch mit großer Genauigkeit. Und als er geendigt hatte, und Jedermann in die Hände klopfte und die Prager ihn ihren Capellmeister nannten, schien er ganz stolz auf das Lob zu werden, schüttelte die Flügel, putzte sich und stimmte noch zu guter letzt, aus freiem Antrieb, ein Trompeterstückchen an.

Das ist ja Alles recht lustig, sagte Marianne. Mir war schon vor etwas Betrübtem bang. — Man kann nicht wissen, was noch kömmt, sagte Eduard. — Er kann ja gestorben seyn, setzte Mathilde hinzu, wie unser Hänfling, der einmal von der Stange fiel und plötzlich tod war.

Jetzt, mein kleiner Freund, hub der Meister wieder an, ist es Zeit von so vieler Arbeit auszuruhn. Lege dich hin und

ſchlummre ein wenig. Ich will unterdeſſen deinen Platz einnehmen und die Geſellſchaft zu unterhalten ſuchen. Sogleich nach dieſer Ermahnung ſchien der Vogel ganz müde zu werden. Er machte Ein Aug' zu, dann das andere; dann wankte er hin und her, ſo daß man immer meinte, er müßte vom Finger herab fallen. Endlich war er, wie es ſchien, feſt eingeſchlafen und lag ohne Bewegung auf der Hand des Meiſters. Dieſer legte ihn behutſam auf den Tiſch und ſchickte ſich zu einigen Kunſtſtücken an, mit denen er die Geſellſchaft ergötzen wollte; vorher aber bat er um ein Glas Wein. In dem Augenblicke, wo er das Glas an den Mund ſetzte, raffte ſich der Vogel auf, flog auf den Rand des Glaſes und nippte von dem Wein. O! o! kleine Unart, rief ihm ſein Herr zu, kannſt du die Zeit nicht erwarten? — Und auf dieſe Warnung ſprang der Vogel unverzüglich herab, nahm ſeinen vorigen Platz wieder ein und ſchien wieder in tiefen Schlaf zu fallen.

War das nicht ein ſehr wohlgezogner Vogel, Lili?

Ach ein — Engelsvogel, antwortete Lili, die umſonſt nach Worten ſuchte, um ihr Wohlgefallen auszuſprechen. Wenn ich ihn nur hätte — ich wollte ihn recht, recht lieb haben. Ich wollte ihn gar nicht von mir laſſen. —

Iſt denn die Geſchichte ſchon aus? fragte Aurore.

Ach nein, antwortete der Vater, aber das, was noch kommt, iſt gar nicht luſtig mehr. — Die Kinder ſahen betrübt aus. Er iſt doch nicht etwa fortgeflogen? — oder tod getreten worden — oder —

Nun, Ihr werdet schon hören, sagte der Vater. Der Vogel lag also auf dem Tische und schlief, oder stellte sich schlafend, und sein Herr unterhielt die Gesellschaft mit andern Künsten so angenehm, daß man den kleinen Musiker darüber fast vergaß. In einem unglücklichen Augenblicke, wo alle Augen in die Höhe gerichtet waren, sprang eine Katze, die bisher Niemand bemerkt hatte, auf den Tisch, ergriff den Vogel und war mit ihm zu dem offnen Fenster hinaus, ehe man nur recht wußte, was geschehn war. —

Das hatten auch die Kinder auch nicht versehn. Alle waren bestürzt. Die Einen hielten die Hände vor die Augen, die Andern machten sich durch Ausrufungen Luft. Ach der gute Vogel! — ach der arme, arme Mann! — ach die abscheuliche, die schändliche Katze! — So klang es von allen Seiten.

Konnte man ihr denn den Vogel nicht abjagen? sagte Eduard.

Du kannst leicht glauben, daß man es versuchte. Das Zimmer war in Einem Augenblicke leer. Alles lief dem Räuber nach. Man holte ihn ein. Aber was half es? Der arme Vogel war beim ersten Griffe erwürgt worden. Sein Herr kam zurück, leichenblaß, den blutigen Vogel auf der Hand. Lange sah er ihn an, ohne ein Wort zu sprechen. Dann stieß er klägliche Seufzer aus und klagte sein Schicksal an, das ihm Alles genommen, und nun auch seine letzte Freude, seinen Freund, seinen Trost im Unglück entrissen hätte. — Du schliefst an meiner Brust, sagte er; du aßt an meinem Tische, du erhieltst und ernährtest mich. Wenn mich nichts auf der Welt mehr erfreuen konnte, erheiterte mich dein Gesang, deine Gelehrigkeit, dein Gehorsam. — Dann klagte er

ſich ſelbſt auf das Bitterſte an: Hätte ich dir deine Freiheit gelaſſen, du würdeſt dich gerettet haben; aber ich wollte mit deinem Gehorſam prahlen; und nun iſt dein Gehorſam die Urſache deines grauſamen Todes geworden. Ach, ſo lang ich lebe werde ich um dich weinen. Warum bin ich nicht mit dir geſtorben?

Die Mädchen verhüllten ihre Geſichter und ſchluchzten.

Jeder der Anweſenden, fuhr der Erzählende fort, war gerührt und bewies dem armen Manne ſeine Theilnahme, jeder auf ſeine Weiſe. Den Pragern ging wohl ſein Unglück am meiſten zu Herzen; ſie konnten ſich am leichteſten in die Lage eines Mannes denken, der, ſo wie ſie, von täglichem Erwerbe lebte und ſich nun durch einen unglücklichen Augenblick der Mittel des Erwerbes beraubt ſah. Nach einer kurzen und heimlichen Berathung hatten ſie beſchloſſen, ihm ein Geſchenk mit ihrem heutigen Verdienſte zu machen, und einer von ihnen ſchob ihm das Päkchen in die Taſche. Er bemerkte es, fuhr mit der Hand darnach und ergriff den kleinen Beutel, der das Futter ſeines Vogels enthielt. Dieß ſchüttete er mit betrübter Miene auf den Tiſch, nahm ein Körnchen, hielt es dem todten Lieblinge hin und brach dann in einen Strom von Thränen aus. Das angebotene Geld ſchob er beſcheiden zurück. Und nachdem er ſeinen armen Vogel in eine Hülle von Baumwolle gewickelt und in den ausgeleerten Beutel geſteckt hatte, entfernte er ſich ſchweigend und verließ, wie es ſcheint, die Stadt noch deſſelben Tages. Wenigſtens hat man ihn nicht mehr geſehn.

Ach er wird gewiß vor Gram geſtorben ſeyn, ſagte Mathilde. Seine einzige Freude war ihm ja genommen, und in dem fremden

Lande hatte er Niemanden, der ihn tröstete. So ein Schicksal! Ach ich kann mich kaum darüber zufrieden geben.

Fünf und zwanzigster Abend.

Es ist eine sehr üble Gewohnheit, sagte der Grosvater eines Abends, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlassung, wenn Menschen die Versehung meistern, und bei jedem unerwarteten Ereignisse, vorzüglich bei Unglücksfällen fragen, warum sich das nur so und so, und nicht anders zugetragen habe; es hätte ja doch viel besser seyn können, wenn es so oder so gewesen wäre. Solch ein Meistern ist eben so thörigt, als unchristlich. Sollte denn die göttliche Weisheit nicht besser wissen als wir, was recht und heilsam ist? und muß nicht ein Mensch eine übermäßige Meinung von seinen Einsichten haben, wenn er Gott belehren will! Wer müßte nicht lachen, wenn der Maulwurf den Luchs über Gegenstände des Gesichtes belehren wollte? Für die Unendlichkeit der göttlichen Rathschläge und Absichten ist unser Verstand eben so stumpf, und jede Klage über die göttliche Gerechtigkeit, auch die leiseste, ist nicht besser als die Anmaaßung des Maulwurfs. Ich habe sonst oft gegen diese sündhafte Gewohnheit gepredigt; auch erkannten meine Zuhörer, daß ich Recht hätte, aber wenn sie irgend ein Unglück betraf, waren doch die Meisten mit ihren Klagen bei der Hand.

Und dann heißt es meistentheils, setzte die Pfarrin hinzu,

warum legt nur Gott mir gerade dieses Leiden auf? womit hab ich es denn verdient, daß mich ein solches Unglück treffen muß? Und im Herzen denkt Mancher wohl noch überdieß: bin ich nicht besser, frömmer, gottesfürchtiger als mein Nachbar? Weiß ich nicht arge Dinge von diesem und jenem? Und doch geht es Jenem weit besser als mir! — Ach, man mag wohl nicht immer Herr über solche Gedanken seyn.

Und doch sind es sehr einfältige Gedanken, fuhr der Grosvater fort; man darf ihnen durchaus nicht Platz lassen.

Eine bescheidene Frage möchte ich mir doch erlauben, sagte Mathilde. Könnte man sich nicht denken, daß Glück und Unglück immer in Verhältniß zu den Handlungen der Menschen, ihrem Thun und Lassen stände? Wenn die Guten immer recht glücklich, die Bösen immer recht unglücklich wären, würde dann nicht das Böse bald ein Ende haben?

Vielleicht! — Vielleicht auch das Gute, erwiderte der Grosvater.

Auch das Gute? fragte Eduard verwundert. Wie wäre denn das?

Es ist doch nicht schwer zu begreifen. Wenn jede gute That durch Geld und Gut, oder durch das, was an Geld und Gut hängt, ich meine durch Lust und Freude belohnt würde, so würde es ohne Zweifel viele reiche und lustige Leute geben; aber wo sollte man noch die Guten, die Frommen, die Tugendhaften finden? Oder meinst Du, daß man die Tugend für Geld bekömmt?

Nein, antwortete Eduard; aber wenn man Geld für die Tugend bekäme?

Und wäre das nicht Eins.

Es müßte auch eben nicht Geld seyn, fuhr Eduard fort; es gibt ja noch andere bessere Dinge, mit denen gute Handlungen belohnt werden könnten.

Wir nennen Geld als den Gegenstand, durch den wir uns die meisten Genüsse verschaffen können und der deshalb am allgemeinsten von den Menschen begehrt wird. Die, welche zum Beispiel das unschätzbare Gut der Gesundheit genießen, die man freilich nicht für Geld kaufen kann, meinen doch nicht viel zu haben, wenn sie nicht auch Vermögen besitzen. Wenn nun also die erste tugendhafte Handlung mit Gesundheit belohnt würde, die zweite mit schönen und gesunden Kindern, die dritte mit langem Leben, so würde man bei der vierten oder fünften immer wieder auf Geld und Gut kommen.

Das wäre freilich sehr lächerlich, sagte Eduard, wenn Jemand dächte: Ich brauche ein schönes Haus; ich will irgend eine gute That thun; dann wird das Haus mir wohl kommen; oder einen schönen Garten, oder ein Pferd, oder was Einem sonst Freude machen könnte. Aber Vieles würde dann doch geschehn. —

Ja wohl, Vieles, erwiederte der Grosvater, nur Gutes nicht. Oder möchtest Du eine Handlung gut, rechtschaffen, tugendhaft, fromm nennen, die um des Vortheils willen geschähe? — Du erinnerst Dich des alten Martin, der da unten am Wasser wohnte?

O sehr wohl. Ich habe ja so oft bei ihm gesessen und ihm beim Angeln geholfen; und ich gehe nie über den Steg an seinem

Hause vorbei, ohne an ihn zu denken. Er hatte immer seinen Spaß mit mir.

Nun gut; eben dieser Steg war Einmal baufällig geworden. Alle Balken, bis auf Einen, waren weggenommen. Da sitzt nun der Alte an seiner Thür und strickt ein Netz. Drüben von der Wiese her aber kömmt ein Knabe, ein stämmiger Bursch von funfzehn oder sechzehn Jahren, mit einem schweren Korbe auf dem Rücken. Wie der an die Brücke kömmt und sieht, daß sie weggenommen ist, brummt er und schilt; denn den Weg oben durch das Dorf zu nehmen, kam ihm zu langweilig vor. Wie nun der alte Martin sieht, daß der Bursch Anstalt macht, auf dem Einen Balken, wie ein Seiltänzer auf seinem Seil, über das breite und tiefe Wasser zu gehn, ruft er ihm zu und weis't ihn zurück. Der Bube aber läßt sich nicht wehren, sondern schilt noch überdieß den Fischer einen alten Narren, der, was er selbst nicht könne, auch Andern nicht zutraue; und macht sich dreist auf den Balken. Da hat er aber kaum einige Schritte gethan, als er mit seiner Last auf dem Rücken das Gleichgewicht verliert und kreischend in das Wasser hinabstürzt. —

Und da wird er gewiß recht naß geworden seyn, sagte Lili, und das ist ihm auch ganz recht geschehn. —

Der trotzige Bube fiel also in das Wasser, und seine Last zog ihn augenblicklich hinab, so daß man nichts mehr von ihm sah, als die eine Hand, mit der er über dem Wasser wedelte, um sich zu helfen. Niemand war in der Nähe, der ihm hätte zu Hülfe kommen können, außer Martin; und der war alt und zitternd,

und der Bube hatte ihn so eben für seine gute Meinung geschimpft, und wenn er ihn retten wollte, konnte er ja selbst in dem tiefen Wasser umkommen. Zu gewinnen war dabei nichts als höchstens das Leben eines trotzigen Buben.

Die Kinder sahen sich fragend und bedenklich an. Eduard lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, und holte kaum während der Pause Athem.

Der Grosvater fuhr mit erhöhter Stimme fort: Der alte ehrliche Fischer dachte weder an seine eigne Gefahr, noch an den Trotz des Buben, noch an sonst Etwas, außer an das was recht und gut ist; und wie der Knabe in das Wasser fiel, sprang er auch vom Ufer hin, faßte ihn schwimmend bei der Hand, und löste ihm mit seiner andern den schweren Korb ab. So brachte er ihn in die Höh' und auf's Trockne. — Eduard sprang freudig auf, trat dem Erzählenden näher, und legte seinen Kopf auf die Lehne des Stuhls.

Was nun der böse Junge wohl gethan haben mag? sagte Lili.

Wie sie nun beide am Ufer standen, und das Wasser von ihnen herabströmte, sagte der alte Martin: Jetzt, Junge, geh nach Haus, und schilt ein andermal ehrliche Leute nicht, die es gut mit dir meinen. — Und damit ging er zum Hause hinein.

Hat denn der Junge seinem Retter nicht gedankt? fragte Aurore.

Der war eben in sein Haus gegangen und hatte die Thür hinter sich zugemacht. Um den Dank war es ihm nicht zu thun,

so wenig als um andern Lohn. Während aber der Alte trockne Kleider anzog, stand der Junge am Wasser und sah mit Schrecken, wie sein Korb und die Holzscheite darinn den Fluß hinabschwammen. Nun lief er am Ufer auf und ab, und suchte ein Stück nach dem andern wieder zu haschen, und mußte so wohl zehnmal den Weg machen, den er erst nicht Einmal hatte machen wollen. —

Die Kinder klopften freudig in die Hände, und Eduard insbesondre war unerschöpflich, seinen alten Freund zu loben. — Wie nun, sagte der Grosvater, wenn, wie es in vielen Ländern ist, auf die Rettung eines Menschen ein Preis gesetzt wäre, und der Martin hätte gedacht: Das ist mir ja eben recht, daß der dumme Junge da in's Wasser fällt; da kann ich den Preis verdienen. — Oder wenn der Vater des Jungen ein vornehmer Herr und ein Mann von Einfluß gewesen wäre, und Martin hätte gedacht: Wenn ich den Sohn aus dem Wasser ziehe, so muß mir der Vater schon wieder einen angemessenen Dienst erzeigen; und was dergleichen Fälle mehr sind? — Der Junge wäre immer gerettet worden; das Gute wäre immer geschehn. Aber auch die gute That?

Nein, nein, sagte Eduard. Mit dem Gedanken an einen Lohn wäre auch alle Freude an der Handlung dahin. — Erlaube mir, Grosvater, das Lied vom braven Manne herzusagen. Ich glaube, es paßt zu dem Gespräche.

Die Erlaubniß wurde leicht ertheilt, und Alle hörten andächtig zu. —

Wie wär' es nun, sagte der Pfarrer, wenn ich Euch ein Mährchen erzählte, das auch hiermit zusammenstimmt? Das Mährchen von dem armen Wandersmanne und dem reichen Wirth?

Ach ein Mährchen, ein Mährchen! riefen Marianne und Aurora. Das wird gewiß recht hübsch seyn. — Lili setzte sich nun auf ihrer Fußbank dem Vater gegenüber; Mathilde maß noch Einmal den Strumpf, an dem sie strickte, um nun nicht weiter gestört zu seyn; und Eduard rückte dem Grosvater das Kissen zurecht. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, hub der Pfarrer folgendermaßen an:

In einem Flecken, ich weiß nicht mehr wo, lag am Wege ein großes und schönes Wirthshaus, und in dem Hause war ein dicker bausbackiger Wirth, der, wenn er Sonntags in seiner rothen Weste mit den silbernen Knöpfen und den weiten Hemdermeln in der Thür stand, eben aussah, als ob er sagen wollte: Seht, ich bin der reiche Wirth zum weißen Schwan, und ihr Andern seyd nur schlechtes Volk gegen mich. — So hochmüthig er war, so hartherzig war er auch, und wie er nie an die grüne Sammtmütze griff, um andere Leute zu grüßen, so griff er auch nie in die Tasche, um einem Armen Etwas daraus abzureichen. Wenn er um Etwas angesprochen wurde, pflegte er zu sagen, wenn er gerade besonders guter Laune war: Gott helf' Euch; unser eines braucht sein Geld selber, und wirft es nicht an Faullenzer weg; war er aber schlecht gestimmt, und das war meist der Fall, so schickte er sie zum Henker. — Da geschah es nun

eines Abends — es war gerad ein häßliches, kaltes und naſſes Wetter — daß Etwas an dem Fenſter der Wirthsſtube anpochte; und als der Wirth das Fenſter aufriß und fragte: Was gibt's? antwortete es: Ein armer alter Mann, der dieſe Nacht nicht weiter kann. Gebt mir einen Biſſen Brod und ein Nachtlager um Gotteswillen. — Um Gotteswillen iſt im weißen Schwan kein Glas Waſſer feil, antwortete der Wirth, und warf das Fenſter wieder zu; und inwendig ſagte er noch, laut genug, daß man es draußen hören konnte: Das wäre mir eben recht, ſolches Bettelvolk bei mir zu beherbergen, damit ſie die Gelegenheit ausſpioniren und ihren Diebsgeſellen den Weg zeigen. So einer mag am Zaune liegen. — Der arme Wandersmann hörte das wohl, ſagte aber kein Wort, ſondern ſchlich langſam über den Weg und klopfte an einem kleinen Hauſe an, in welchem ein armer Mann mit ſeiner Frau wohnte. Die Frau ſpann bei der Lampe, und der Mann las ihr aus der Bibel vor, und er hatte eben den Spruch geleſen: Bittet, ſo wird Euch gegeben; ſuchet, ſo werdet Ihr finden; klopfet an, ſo wird Euch aufgethan. — Da klopfte nun gerad der alte Mann an das Fenſter, und da die Frau aufmachte und fragte: Wer iſt da? antwortete er ebenſo, wie er zu dem Wirthe geſprochen hatte. Wie nun der Mann inwendig das hörte, nahm er das Licht, ging hinaus und öffnete die Thür: dann bot er dem armen Wandrer die Hand und half ihm über die Schwelle; denn er war ganz erfroren und vom Regen durchnaßt. Und als er in die Stube trat, ſagte die Frau freundlich: Willkommen! und der Mann: Gott grüß Euch, Vater! — Denn

der Wandrer sah in seinem dürftigen Anzuge doch gar ehrwürdig aus. Dann räumten sie ihm auf der Bank am Ofen einen Sitz ein und trockneten seine Kleider, und die Frau setzte einen Topf mit Erdäpfeln an das Feuer und machte ein Abendessen zurecht. Und wie sie nun am Tische saßen, und den fremden Mann freundlich nöthigten zuzugreifen, wurde dieser ganz heiter, und sagte nach vielen frommen und gottesfürchtigen Gesprächen recht zutraulich zu den Wirthsleuten: Ich meine, Ihr habt es nicht gerade übrig, und doch nehmt Ihr mich so freundlich auf. Gott vergelt' es Euch. Wünscht Ihr Euch nichts? — Was sollten wir uns groß wünschen? sagte der Mann. Wir haben eben nicht viel, aber wir leiden auch keine Noth, da wir beide gesund sind und arbeiten können. — Und Ihr, junge Frau, sagte der Fremde, seyd Ihr auch so genügsam wie Euer Mann, daß Ihr Euch nichts wünschen mögt? — Da erröthete die Frau und der Mann sagte lächelnd: Sie wünscht sich wohl Etwas, aber sie wills nicht sagen. Nicht wahr, Else, einen Jungen wünschest du dir in die Wiege? — Die Frau wurde noch röther und sagte: I ja, wenn es Gottes Wille wäre. — Nun, sagte der Fremde, dazu kann ja wohl mit Gottes Hülfe Rath werden. Aber wenn der Junge statt des kleinen Häuschens ein größeres, und ein Gärtchen daran, und noch sonst Einiges erbte, das wäre doch auch nicht übel. — Uebel schon nicht, antwortete die Frau, aber die Schrift sagt: Die da wollen reich werden, fallen in Versuchung; und es könnte ja seyn, wir wären dann nicht mehr so frohen Muths, wenn wir für mehr zu sorgen hätten, und hätten dann einander vielleicht nicht mehr

so lieb. — Gut wär' es aber doch, wenn wir uns etwas besser regen könnten, sagte der Mann.

Wie es nun Zeit zum Schlafengehn war, nahm die Frau ihren Mann bei Seite und sagte: Ich denke, Bastel, wir lassen den alten Vater in unserm Bette schlafen und behelfen uns auf einer Streu. Er ist noch immer nicht ganz durchgewärmt, und so wird ihm das Bett wohlthun. Der Mann war das gleich zufrieden, und so ließen sie den alten Mann in ihrem Bette schlafen und legten sich selbst auf das Stroh, und schliefen, wie immer, recht frohen Muthes ein.

Als nun der Morgen zum Fenster hereinsah und sie zur Arbeit rief, sagte der Mann: Ich muß doch nach unserm Gaste sehn! und ging in die Kammer. Aber das Bett war leer und der Alte war fort, und doch war die Hausthür zu und Niemand hatte ihn weggehn sehn, außer dem Schwanenwirth, der, wie es ihm oft begegnete, nicht hatte schlafen können und nun brummend am Fenster stand. — Wie sich nun die beiden Leute über das Verschwinden ihres Gastes wunderten, und die Frau noch Einmal in die Kammer ging, um recht zuzusehn, rief sie: O Bastel, was ist das in aller Welt? Da steht ja in der Ecke eine Wiege, blau und roth gemalt, mit schönen Federbetten drinn, und oben drauf ein Jungen-Mützchen! Hat man je so etwas Hübsches gesehn? — Und als die verwunderten Eheleute wieder in die Stube traten, rief der Mann, indem er sich die Augen rieb: Ich weiß nicht; aber die Stube kömmt mir gar nicht mehr vor wie sonst. Sie ist größer, und Alles ist so blank darinn. Und wie sie vollends

hinaustraten und sahen, daß ihr Haus fast so groß geworden war, wie das Wirthshaus gegenüber, und daß in dem Hofe zwei Kühe standen, und neben jeder ein Kalb, da konnte sich die Frau vor Freude nicht lassen, sondern fiel ihrem Mann um den Hals und weinte bitterlich, und der Mann konnte auch vor Thränen nicht sprechen. Das hat Gott gethan, sagten sie endlich, wie aus Einem Munde. Der fremde Mann ist ein Engel gewesen! Ach Bastel! — ach Else! — Laß uns nur unser Glück recht fromm und dankbar genießen! Laß uns nur nicht hochmüthig werden auf unsern Reichthum! — Und nun beteten sie recht andächtig ihren Morgensegen, besahen Alles noch Einmal, und gingen dann zusammen an die Arbeit, wo sie eben so emsig waren wie immer.

Die guten Leute hatten nun schon ein Paar Stunden gearbeitet, da trat der Schwanenwirth, der sich wieder auf seinem Lehnstuhl ausgestreckt und den fliehenden Schlaf gesucht hatte, an's Fenster, und legte sich, nach seiner hochmüthigen Weise, mit der langen Pfeife heraus. Wie er nun so vor sich hin sah, und plötzlich gegenüber ein Haus erblickte, wo sonst nur eine Hütte gestanden hatte, wußte er gar nicht wie ihm geschah, rieb sich die Augen, und meinte, es sey ein Traum. Wie es aber nicht anders wurde, er mochte machen was er wollte, rief er seine Frau und sagte: Frau, komm her und schau heraus, und sage mir in's Henkers Namen, ob ich behext bin oder was das sonst vorstellt. Ist nicht aus dem Bastel seinem miserabeln Vogelbauer in der Nacht ein Schloß geworden, fast wie mein Wirthshaus? —

Die Frau sah heraus und fand es auch so, und bald war im Wirthshause Alles auf den Beinen, und das ganze Dorf lief zusammen und gaffte das Wunder an, und es war von nichts anderm die Rede, als von Bastels neuem Hause. Wie es aber damit zugegangen, konnte kein Mensch errathen.

Nun war es wohl natürlich, daß, als Bastel und seine Frau von der Feldarbeit nach Hause kamen, sich Alles um sie her drängte und wissen wollte, was es mit dem Hause für eine Bewandtniß hätte. Auch der dicke Wirth kam über den Weg herüber, und nachdem er sich mit den Ellenbogen durch den Haufen Platz gemacht hatte, stellte er sich dem Bastel gegenüber, rückte, was er sonst nie gethan hatte, an seiner Sammtmütze, und sagte: Ihr steht wohl mit dem Junker Gott sey bei uns im Bunde, Bastel? Wie ist denn aus Eurem Koben so ein stattliches Haus geworden? — Da erzählte nun der Mann auf der einen und die Frau auf der andern Seite, was ihnen mit dem alten Wandersmanne begegnet war, und wie sie gar nicht zweifeln könnten, daß sie ihm ihr Glück zu verdanken hätten. Da erstaunten die Leute noch mehr, und Jeder wünschte, daß der Fremde bei ihm eingekehrt seyn möchte und meinte, er würde es dann eben so gemacht haben. Niemand aber ärgerte sich mehr, als der Wirth zum Schwan. Denn daß der Fremde, wer er nun auch gewesen seyn mochte, kein andrer war, als der auch bei ihm angeklopft hatte und so unfreundlich von ihm abgewiesen worden war, daran konnte er nicht zweifeln. Er hatte ihn beim Weggehn in der Dämmerung gar wohl wieder erkannt.

Von dem Tage an hatte nun der Schwanenwirth keine Freude mehr. Alles sein Gut war ihm verleidet. Nie legte er sich mehr mit der langen Pfeife zum Fenster heraus; aber so tief er sich auch immer in seiner Stube setzen mochte, immer sah er das Haus seines Nachbarn. Er ließ das seinige neu anmahlen und den Schwan auf dem Zeichen frisch versilbern. Aber was half es ihm? Bastel's Haus sah doch immer blanker aus als das Wirthshaus. Da wurde er endlich vor Neid ganz gelb und mager, und seine Frau hatte keine ruhige Stunde mehr, und gegen die Gäste war er so grob und widerwärtig, daß bald Niemand mehr in das Wirthshaus kam. Dagegen waren Bastel und seine Frau das wahre Bild der Zufriedenheit. Sie hatten einander noch eben so lieb als zuvor, und da sie nun auch wirklich einen runden, gelblockigen Jungen in die Wiege bekommen hatten, so war, ihres Bedünkens, kein König auf der Welt reicher und kein Mensch glücklicher als sie.

So war gerade ein Jahr seit jenem Wunder vergangen, und der Schwanenwirth saß am Ofen und hörte, wie es draußen regnete und gegen die Fenster stürmte, gerade wie an dem Abend, wo er den alten Mann so unfreundlich fortgejagt hatte. Es war natürlich, daß er jetzt wieder an die Geschichte dachte; denn sie lag ihm immer in dem Sinn; und wie er so da saß mit untergeschlagenen Armen, brummte er vor sich hin: So wollt' ich doch, daß mich der Teufel geholt hätte, eh' ich den alten Hexenmeister von der Thür wegjagte. Aber wer Henker konnte das wissen? — Und wie er so brummte und sich selbst verwünschte, pocht es

wieder an das Fenster, und der Sturm tobt ärger als je. Da stand er auf, stellte das Licht in das Fenster, und sah einen alten Mann, der ihm gerade so vorkömmt wie Bastels grosmüthiger Gast, und bittend zu ihm sagt: Gebt mir ein Nachtlager und einen Bissen Brod aus Barmherzigkeit. Diese Worte und die Stimme des Mannes fuhren dem Wirthe wie ein Blitz durch den Leib, und er konnte vor Freude kaum antworten: Ja, ja, mit dem größten Vergnügen! Es wird mir die allergrößte Ehre seyn; ich will gleich aufmachen — und was er noch mehr so herausstotterte. Dann trippelte er mit dem Lichte in der Hand die Stufen hinunter, wie man ihn lange nicht hatte laufen sehn, und rief im Vorbeigehn in die Küche: Frau, setze bei was du hast, steck' einen Hahn an den Spieß, mach' eine warme Weinsuppe vorher. Aber schnell, schnell, wir bekommen vornehme Gäste. — Die Frau, die sich einbildete, es führe irgend eine vornehme Herrschaft vor, rief gleich ihren Mägden und schürte das Feuer zusammen; war aber nicht wenig verwundert, als ihr Mann mit vielen Kratzfüßen und Entschuldigungen einen alten Mann, der in seinem dürftigen grauen Rocke ziemlich einem Bettler glich, hereinleuchtete, und ihm oben das Herren-Zimmer Numero 7 aufzuschließen befahl. Der Fremde nahm aber dieses Anerbieten nicht an, sondern sagte, er sey nicht gut auf den Füßen, und wollte lieber in der Wirthsstube bleiben, als noch eine Treppe steigen. Der Wirth erbot sich, ihn mit dem größten Vergnügen hinauf zu tragen; der Fremde blieb aber bei seiner Weigerung und ließ sich auf dem Lehnstuhle nieder, den sonst Niemand ein-

nehmen durfte, als der Wirth. Dieser lief nun auf und ab, schaffte herbei, was Küche und Keller vermochten, und sagte seiner erstaunten Frau in's Ohr: das sey eben der Tausendkünstler, der dem Bastian das schöne Haus über Nacht gebaut habe. Und was hat ihm denn der Bastel vorsetzen können, setzte er hinzu als etwa ein Paar elende Erdäpfel? Wenn wir ihn gut bewirthen, so wird er uns schon noch besser bedenken. — Und die Frau sagte das ihren Mägden wieder, und die sagten es den Nachbarn, und in wenigen Augenblicken war es wie ein Lauffeuer im ganzen Flecken herum, der Herenmeister sey wieder da und sey in dem Schwane eingekehrt. Ja Manche wußten schon von Wundern, die er gethan; das Unglaublichste wurde geglaubt, und Niemand gönnte dem Wirthe das Glück, das ihm, wie sie meinten, zugefallen war.

Was nun lange nicht geschehn war, geschah an dem Abend; eine Menge Gäste kam in das Wirthshaus. Alle Tische waren besetzt, und wer an den Tisch kommen konnte, an dem der Graurock saß, hielt sich für besonders glücklich. Dieser war anfänglich ganz still, aß und trank was ihm vorgesetzt wurde und schnitt dabei wunderliche Gesichter, etwa wie Einer, der den Gesichts-Tik hat. Bisweilen knöpfte er auch den Rock auf, als ob ihm zu warm würde, und da wollte denn der Eine eine prächtige goldene Kette unter der Weste, der Andre rothfunkelnde Edelsteine auf seinem Wamse gesehen haben. Wie nun die Mahlzeit vorüber und die Stube recht voll neugieriger Gäste war, legte der Fremde Messer und Gabel aus der Hand, und ließ sich mit dem

Wirthe in ein Gespräch ein. — Das war halt eine passable Mahlzeit, Herr Wirth. Immer aber ist Er nicht so freundlich gegen Seine Gäste. — Nach Unterschied, antwortete dieser, nachdem man eben die Leute vor sich hat. — Wofür hält Er mich denn? fragte der Fremde. — Das weiß ich freilich so eigentlich nicht zu sagen, erwiederte der Wirth; aber ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Sie für einen vornehmen Cavalier halte, der zum Spaß incognito reist. — Der Graurock lächelte, und schnitt wieder seine wunderlichen Gesichter. Dann fuhr er fort: Ich kenne Ihn wohl länger als Er glauben mag, Herr Wirth. — Sehr viel Ehre, sagte der Wirth und lüftete die Mütze. — Ja, Er war von Klein auf ein durchtriebner Schalk. Weiß Er noch, wie Er Seinen blinden Grosvater aus dem Blasrohre mit Erbsen auf die Nase schoß, und dann zum Fenster hinauszankte, als ob die Buben von der Straße hereingeworfen hätten? Oder wie Er auf dem Dache Seiner Mutter die Würste aus der Esse angelte? — Ja, es ist wahr, sagte der Wirth: ich war ein loser Vogel, und ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, wie meine Mutter seliger über ihre verschwundenen Würste klagte und ich ihr weiß machte, die Fledermäuse hätten sie gefressen. — Seine Mutter hielt Etwas auf Beten und Singen, fuhr der Graurock fort, und hielt auch Ihn dazu an. Sie hatte eine gute Art dabei. Für jeden Spruch oder Vers, den Er auswendig wußte, gab sie Ihm einen Kreuzer. Und das muß man sagen, Er verdiente Etwas mit der Gottesfurcht. Das Geld lieh Er dann armen Leuten auf Pfänder aus. — Ist's nicht so? — Ich habe mein Geld

immer arbeiten laſſen, erwiederte der Wirth, verwundert, daß der Fremde ſo viel von ſeiner Kindheit wußte; und dabei blies er ſich auf; denn er meinte, er müßte doch von Klein auf eine wichtige Perſon geweſen ſeyn. — Der ärgſte Schelm aber, fuhr der Alte fort, war Er doch in der Schule. Alle Bubenſtücke brachte Er auf und ſetzte ſie in Gang, und wenn Eines herauskam, wußte Er es immer ſo einzurichten, daß die Andern Schläge, Er aber Lob bekam. Weiß Er noch, wie Er Einmal beim Schul-Examen das ganze Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß — oder wie es heißt — vorwärts und rückwärts aufſagte, und der Pfarrer Ihn allen Andern zum Muſter aufſtellte, und Seiner Mutter vor Freude die hellen Thränen über die Backen liefen — und Er ſich umdrehte, eine Fratze ſchnitt und die Zunge herausſtreckte? — Der Wirth erſchrack und dachte: Wer muß der nur ſeyn, der Alles und Alles weiß? Dann aber faßte er ſich wieder und dachte: Nun ja, er muß freilich mehr können als andre Leute, ſonſt brächt' er nicht ſo große Dinge zur Kraft. — Und da der Alte zu jeder Büberei, die er erzählte, lachte, und die Gäſte ebenfalls einſtimmten, ſo lachte der Wirth auch mit, und rechnete auf die Vergeltung am folgenden Morgen.

So trieb es nun der Graurock eine ganze Zeit, und hielt dem Schwanenwirth unter Lachen und Kurzweil ſeine Sünden in guter Ordnung vor. Von den Kinderſtreichen kam er auf die Jugendſtreiche, und dann immer weiter — und die Sache wurde immer bedenklicher und ernſthafter, ſo daß der Wirth mit aller Gewalt, die er ſich anthat, doch kein Lachen mehr aufbringen

konnte. Da kamen Geschichten vor von ausgegrabnen Grenzsteinen, von falschen Schuldbriefen, von abgeschwornen Unterschriften, von falschen Zeugnissen und dergleichen. Und da der Alte jedes Schelmstück ganz klar und deutlich zu erzählen wußte, und die, welche der Wirth um das Ihrige betrogen hatte, oder die Kinder und Verwandten der Betrogenen gegenwärtig waren, so entstand ein entsetzlicher Rumor in der Stube, und die Ehrentitel von Dieb, Spitzbube und dergleichen, wurden nicht gespart, und die Drohungen auch nicht. Der Wirth wollte nun Manches in Spaß umkehren; leugnete auch wohl dies und das. Aber es half ihm nichts. Der Graurock wußte Alles besser und überführte ihn auf der Stelle. Da wurde der Wirth immer blässer und armseliger, und schwieg am Ende ganz still. Wie nun der Lärm am ärgsten war, und der Wirth wie zerschlagen da saß, und Mitternacht herankam, stemmte sich der Alte mit den Händen auf den Tisch, um aufzustehn, und sagte: Ich muß diese Nacht noch weiter. Was bin ich schuldig? — Der Wirth wollte nicht fordern, denn er hoffte noch immer, der Alte hätte ihn nur so gequält, um ihn desto besser zu bedenken. — Ei was, sagte der Fremde, umsonst will ich bei einem solchen Schelme nicht gezehrt haben, und warf ein Goldstück auf den Tisch, so groß wie das Innre der Hand. Dann stand er auf und humpelte zur Thür hinaus, ohne gute Nacht zu sagen; als er aber auf der Schwelle stand, kehrte er sich zum Wirthe um und sagte: Auf Wiedersehn, Herr Wirth zum weißen Schwan. — Die Gäste gingen nun auch alle fort, und es war Allen unheimlich zu Muth. Wo der Graurock hin-

gekommen, wußte keiner; so wie auch keiner wußte, was er von ihm denken sollte.

Wie nun die Stube leer war, stand der Wirth noch lange ganz verdutzt, und sah auf Einen Fleck, und dachte an die lange und schwere Beichte, die der Alte in seinem Namen abgelegt hatte. Um seine Sünden hatte er sich nun wohl so sehr nicht bekümmert; sie hatten ihn ja zum reichen Manne gemacht; aber daß sie alle so offenbar geworden waren, und daß er jetzt mit seiner betrognen Hoffnung ein Spott der Leute werden sollte, das konnte sein Hochmuth nicht verwinden. Mit einem tiefen Seufzer trat er nun an den Tisch, auf dem das große schwere Goldstück funkelte. Es ist doch Etwas, dacht' er, und streckte die Hand darnach aus. Aber als er das funkelnde Gold anrührte, war es der Schnitt einer gelben Rube. Darüber erschrack er nun so, daß er tod zur Erde fiel. So fand ihn seine Frau, und man konnte ihn nicht wieder zu sich bringen. Der Gasthof zum Schwan wurde nun zugemauert; denn Niemand wollte mehr hineingehn, viel weniger ihn kaufen. Kinder hinterließ der Wirth nicht, und so kam sein Geld und Gut, das er mit Sünden zusammengebracht hatte, an lachende Erben. Einige seiner Grundstücke kaufte Bastel, der mit seiner Else lange Jahre in Einigkeit und Frieden lebte, und Kinder und Enkel erzog, und immer ein Wohlthäter der Armen und ein Freund aller rechtschaffnen Menschen blieb. —

Das ist ein prächtiges Mährchen, sagte Eduard. Ich konnte mir gleich denken, daß der hochmüthige Wirth betrogen werden

wurde, und daß es mit dem Graurock nicht richtig ſey. — Wer war denn aber der Graurock? fragte Lili.

Man weiß es nicht recht, antwortete der Vater; aber etwas Gutes war er ſicherlich nicht; und wer kein gutes Gewiſſen hat, mag immer wünſchen, daß er nicht bei ihm einſpricht. Daß er ein ganz andrer war, als Baſtels Gaſt, das verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Sechs und zwanzigſter Abend.

Da am folgenden Abend das Geſpräch des vorigen Tages wieder aufgenommen und mannichfaltig erweitert wurde, erinnerte ſich die Pfarrin eines Beiſpiels von uneigennütziger Aufopferung, das ſich während ihres Aufenthaltes in der Hauptſtadt ereignet hatte, und wegen der langen Ausdauer, womit es verbunden war, Auszeichnung verdiente.

Sie erinnern ſich doch, lieber Vater, ſagte ſie, des großen Hauſes vor dem Lorenzothor, mit der prächtigen Einfahrt und dem vergoldeten Balcon?

Du meinſt den Schweigeriſchen Pallaſt mit dem großen Park und dem zierlichen Kiosk darinn?

Eben den. Sie haben wohl auch ſeinen Erbauer gekannt?

Wie ſollt' ich nicht? Die ganze Welt kannte ihn ja. Er hat traurig geendigt.

Leider, antwortete die Pfarrin. Aber ſein Beiſpiel hat wenige

belehrt, und mehr als Einer hat nach ihm wieder auf dem nemlichen Fuße gelebt und auf dieselbe Weise geendigt.

In der Zeit, fuhr sie fort, wo dieses Haus im vollsten Glanze stand, sah die Besitzerin desselben eines Tages ein armes Mädchen auf der Treppe sitzen, das bei ihrer Annäherung aufstand und sie verschämt um ein Almosen ansprach. Das Kind war nur zur höchsten Noth bedeckt und zitterte vor Frost; aber auch in seinem elenden Aufzuge fiel die Anmuth seiner Züge und seines Betragens auf. Auf mehrere Fragen, welche Frau von Schweiger an das Kind that, erfuhr sie, daß es eine Waise sey; daß die Pflegeeltern, denen es von der Obrigkeit anvertraut worden, es weder in die Schule schickten, noch es selbst zur Arbeit anhielten; daß es den ganzen Tag auf der Straße mit Betteln zubringen müsse und oft am Abend, beim Abliefern des Ertrages, wenn dieser nicht reichlich genug ausgefallen, hart gezüchtigt werde. Diese Umstände, die dem schüchternen Kinde nur allmählig abgefragt werden konnten, rührten das Herz der reichen Frau. Sie nahm das Kind zu sich, ließ es kleiden und übergab es der Frau ihres Hausmeisters, um für seine Erziehung Sorge zu tragen.

Mehrere Jahre vergingen, ohne daß weiter von der kleinen Marianne die Rede war, die sich unter der zahlreichen Dienerschaft verlohr. Nun pflegte Frau von Schweiger im Sommer den Kiosk zu bewohnen, der in einem der schattigsten Theile des Parks und ziemlich weit von dem Wohnhause entfernt liegt. Sie hatte die Gewohnheit im Bette zu lesen, und oft sah man ihr Licht noch spät nach Mitternacht, wenn Alles schlief, in ihrem Schlafzimmer.

Einſtmals tief in der Nacht, wo Marianne Etwas aus dem Garten holte, das am folgenden Morgen gebraucht werden ſollte, ſah ſie in einem Zimmer des Kiosk eine Flamme auflodern, und ſie zweifelte nicht, daß dieſes in dem Schlafzimmer ihrer Herrin ſey. Unverzüglich ſtürzt ſie hinein, reißt die Schlafende aus dem hellloderndem Bette, trägt ſie auf eine Raſenbank im Gebüſch und ruft um Hulfe. Nachdem nun die Flamme gelöſcht und die Ruhe wieder hergeſtellt iſt, fragt Frau von Schweiger nach ihrer Retterin. Sie hatte ſie in der Dunkelheit der Nacht und in der Betäubung des Schreckens nicht erkannt, und wurde nun erſt wieder an das Kind erinnert, das ſie vor Jahren von der Straße aufgenommen hatte. Marianne wurde zu ihr gebracht. Schüchtern trat ſie in das Zimmer, und über die Umſtände des Brandes und der Rettung befragt, erzählte ſie, daß die Flammen über dem Betthimmel zuſammengeſchlagen und das hölzerne Geſimſe des Zimmers ergriffen habe. Es war kein Zweifel, daß, wenige Augenblicke ſpäter, die Schlummernde das Opfer ihrer Unvorſichtigkeit geworden wäre; und man kann denken, wie ſehr ſie ſich der Entſchloſſenheit ihrer Retterin verpflichtet glaubte. Sie öffnete ihren Schreibtiſch, ſteckte einige Dutzend Goldſtücke in einen Beutel, und wollte ihn Mariannen in die Hand drücken. Dieſe hielt ihre Hände unter der Schürze verborgen. So gib doch deine Hand her! ſagte Frau von Schweiger. Marianne ſah erröthend zur Erde, und es zeigte ſich, daß ihre beiden Hände beim Herabreißen der brennenden Vorhänge vom Feuer beſchädigt und mit Tüchern umwickelt waren. —. Bei dieſer Entdeckung fiel die ſonſt ſtolze Frau dem beſchämten Mäd-

chen um den Hals, und dankte ihm noch inniger, und verdoppelte die Summe, die es ihm zum Geschenke bestimmt hatte. Aber diese anzunehmen war Marianne nicht zu bewegen. Ach, gnädige Frau, sagte sie mit einem Erröthen, das sie noch schöner machte, wie könnte ich doch eine Belohnung für einen Dienst annehmen, der sich ja ganz von selbst versteht? Sie haben mich als ein armes und hülfloses Geschöpf von der Straße aufgenommen und dem Elend entrissen. Ich habe durch Ihre Güte Nahrung und Unterricht erhalten, und ich danke Gott, daß er mich gewürdigt hat, meine Wohlthäterin aus einer Gefahr zu retten. Ich wäre ja das auch dem fremdesten Menschen schuldig gewesen. Die Freude, die ich darüber habe, daß mich gerade das Glück in dem Augenblicke der Noth zu Ihnen geführt hat, ist mir Belohnung genug, und ich würde diese einzubüßen glauben, wenn ich Ihr Geschenk annehmen müßte. — Frau von Schweiger drang nun nicht weiter in sie, sondern entließ sie mit der Versicherung, wie sie wohl einsehe, daß sich ein solcher Dienst nicht bezahlen lasse, daß sie aber nie vergessen werde, ihr das Leben schuldig zu seyn und daß sie künftig besser für sie sorgen wolle.

Die Gestalt des Mädchens, die sich auf das vortheilhafteste entwickelt hatte, seine Gesinnungen und seine bescheidene Rede hatten auf Frau von Schweiger einen tiefen Eindruck gemacht. Sie tadelte sich, so wenig an sie gedacht zu haben, und da sie auch von ihrem Hausmeister die vortheilhaftesten Zeugnisse von der Sittsamkeit ihres Betragens, ihrer Freundlichkeit gegen Jedermann und ihrer unermüdlichen Arbeitsamkeit — die sie eben noch

so spät in den Garten getrieben — erhielt, bedachte sie sich nicht lange, sondern nahm sie aus der Küche in ihren besondern Dienst. Bald sah sie, daß sie keinen bessern Entschluß hätte fassen können. Nie war sie mit größerer Sorgfalt bedient worden, als jetzt. Marianne dachte an Alles, fand sich in Alles; auch in die Launen ihrer Herrin wußte sie sich zu schicken, ihnen auszuweichen, oft auch sie zu zerstreun. Ihre Herrin ward ihre Freundin. Nirgends vergaß sie den Zwang der großen Welt so gern und so leicht, als in dem Umgange mit der sanften, bescheidnen und verständigen Dienerin.

Dieses glückliche Verhältniß sollte nicht von langer Dauer seyn. Das Haus brach. Nichts wurde gerettet; nicht einmal das Capital, das Frau von Schweiger in die Bank ihres Mannes für Mariannen niedergelegt hatte. Der Unglückliche, der leider bei diesem Ereignisse nicht frei von Schuld war, starb kurze Zeit nach demselben aus Gram; und was seinen Tod am meisten erschwerte, war der Gedanke an das Elend, in welchem er eine geliebte Frau zurücklassen mußte. Diese war zu derselben Zeit auch krank, und der Tod wäre ihr vielleicht willkommen gewesen; aber sie wurde gerettet, um noch trübere Tage zu sehn. Unermüdlich war jetzt Marianne um sie beschäftigt. Sie saß Tag und Nacht an ihrem Bette; und nachdem das Unglück den Schwarm der Augendiener vertrieben hatte, blieb Marianne allein, wie sie immer gewesen war, hülfreich, pflegend und tröstend. An sich dachte sie nicht. Die Thränen, die sie weinte, galten nur dem Schicksale ihrer Gebieterin.

Als nun diese ihr Lager wieder verlassen konnte, raffte sie den kleinen Rest ihrer Habe zusammen, verkaufte was verkäuflich war, und sah mit Schrecken, daß ihr nicht so viel blieb, um auch bei der größten Beschränkung davon leben zu können. Nachdem sie nun ihren Ueberschlag gemacht und einen Entschluß gefaßt hatte, kündigte sie eines Morgens Mariannen an, daß sie sich trennen müßten. Ich bedarf deiner Dienste nicht mehr, gutes Kind, sagte sie. Ich kann sie nicht mehr lohnen; ja, ich bin nicht mehr im Stande dich zu erhalten. Geh und suche dir einen andern Dienst, und nimm, da ich dir nichts weiter geben kann, meinen Segen, meine Liebe, meinen Dank für alles das Gute mit, das du mir erwiesen hast. Dabei faßte sie ihre beiden Hände und zog sie an ihr Herz, und ihre Thränen mischten sich mit den Thränen ihrer Dienerin. Ach, sagte die unglückliche Frau, das ist, Gott weiß es, das Schmerzlichste von Allem!

Nach dem ersten heftigen Ausbruche des Schmerzes, und da Marianne wieder zu Worten kommen konnte, sagte sie: Ist es nur möglich? Sie wollen mich von sich schicken, jetzt, wo Sie meine Dienste gar nicht entbehren können? Und warum? Weil Sie mir nicht mehr lohnen, mich nicht mehr erhalten können. Aber ich kann mich selbst erhalten, und daß ich es kann, bin ich Ihnen schuldig. Ich bin an die Arbeit gewöhnt; sie ist mir ein Bedürfniß; ja, sie macht mein größtes Vergnügen aus. Wie viel mehr, wenn ich für Sie arbeiten darf, die Sie meine zweite Mutter sind? Ist das nicht Lohn genug? Oder könnt' ich noch einen andern begehren von meiner Wohlthäterin, von der, die mich aus

so tiefem Elend gerettet und dem Verderben entrissen hat? Behalten Sie mich, setzte sie mit der anmuthigsten Gutmüthigkeit hinzu; ich habe ja die guten Tage bei Ihnen genossen — und es werden auch jetzt wieder gute Tage kommen. — Und dann mit größerer Schüchternheit: Wenn Sie mich auch entbehren können, wie könnte ich mich von Ihnen trennen? Wahrhaftig, das Herz würde mir brechen. —

Frau von Schweiger konnte auf diese Rede nicht antworten. Thränen erstickten ihre Stimme. Sie drückte Mariannen an ihre Brust und sah dankend zum Himmel.

Nachdem sich nun Marianne von ihrer ehemaligen Gebieterin die Erlaubniß erbeten hatte, bei ihr zu bleiben, richtete sie die neue Wirthschaft mit großer Heiterkeit ein, und wußte Alles so geschickt zu ordnen, daß sich Frau von Schweiger auch daran erfreuen mußte, so unendlich weit auch der Abstand von ihrer ehemaligen Einrichtung war. Dann bewarb sie sich um Arbeit; und da sie eben so geschickt als emsig war, vermehrte sich ihre Kundschaft bald. Auch Frau von Schweiger benutzte die Geschicklichkeiten, die sie vormals nur aus Langerweile geübt hatte, und erfuhr erst jetzt, daß die Arbeit nicht bloß nährt, sondern erfreut. Mariannens Beispiel that auch hier Wunder. Da ihre Miene immer die stille Heiterkeit zeigte, die in ihrem Herzen war, so vergaß auch die arme Natalie ihren Gram und ihre bessern Tage, und scherzte bisweilen so heiter über ihre Armuth, daß Marianne dann nur mit Mühe die Thränen zurückhielt.

Doch ach, das Maaß der Leiden dieser Frauen war noch nicht

angefüllt. Da ſie einſtmals bei Gelegenheit der Vermählung eines reichen Fräuleins viel weißes Zeug zu nähen bekamen, das gut bezahlt wurde, aber auch ſchnell gefördert werden mußte, hatten beide oft bis tief in die Nacht bei der Arbeit aufgeſeſſen, und die Augen der unglücklichen Frau, ſchon früher durch Weinen geſchwächt, wurden ſo angegriffen, daß bei fortgeſetzter Anſtrengung völliges Erblinden zu furchten war. Die Helle des Tageslichts konnte ſie nicht mehr ertragen. Oft mußte ſie ſich die Augen verbinden, um ihren Schmerz nur ein wenig zu mildern. Dann war an Arbeit nicht zu denken. Aber auch in beſſern Stunden war Stricken faſt das Einzige, womit ſie ſich beſchäftigen konnte.

Die doppelten Sorgen, die jetzt auf der armen Marianne laſteten, ſtörten doch den Frieden ihrer Seele nicht, und ſie ſchien nur um deſto froher, je mehr ſie ſich für ihre ehemalige Wohlthäterin mühen mußte. Wäre nur dieſe zu erheitern geweſen! hätte nur das neue Unglück das arme gebeugte Herz nicht allzu tief niedergedrückt! Marianne that was ſie konnte, und die Unterhaltung der armen Geblendeten war ihr jetzt faſt eine größere Sorge, als das Herbeiſchaffen der nöthigen Bedürfniſſe. Es war ein Segen des Himmels, daß ſie dieſen Anſtrengungen nicht erlag, und die Freudigkeit, mit der ſie ihre Pflicht erfüllte, wurde durch die Entdeckung belohnt, daß ſie in ihrem Geiſte weit mehr Mittel der Unterhaltung und des Troſtes fand, als ſie früher geahndet hatte.

Endlich aber ſollten dieſe guten Menſchen doch wieder beſſere Tage ſehn.

Frau von Schweiger war in ihrer Jugend eines der schönsten Fräulein der Hauptstadt gewesen. Die Blüthe der vornehmen Jugend bewarb sich um ihre Gunst, und unter diesen Bewerbern war der junge Lersé der ausgezeichneteste. Er besaß Alles, nur keine Glücksguter. Auch Nataliens Eltern waren ohne Vermögen, aber so voll Achtung für den Reichthum, daß sie ihrer Tochter auf keine Weise erlaubt hätten, nur durch die Tugenden ihres Mannes glücklich zu seyn. Der reichere Bewerber wurde also vorgezogen, und Natalie, zu jung, um einer ernstlichen Neigung fähig zu seyn, gab dem Manne die Hand, dem ihre Eltern den Vorzug gegeben hatten. Lersé, dem es unmöglich war die Geliebte an der Seite eines Andern zu sehn, verließ, wenige Tage vor ihrer Verbindung, sein Vaterland, und suchte Vergessenheit seines Kummers in Amerika. Dort begünstigte ihn das Glück. Einige gelungene Unternehmungen verschafften ihm, was er bisher allein vermißt hatte, und die liebenswürdige Tochter eines seiner Freunde gab ihm ihre Hand. Mit ihr zog er, als die Geschäfte ihn ermüdeten, um den Abend seines Lebens zu genießen, in seine Vaterstadt zurück, kaufte einen angenehmen Landsitz in ihrer Nähe, und führte hier, ohne Prunk, das heitere Leben eines amerikanischen Pflanzers.

Bei der Rückkehr in die Stadt erwachte in Lersés Gemüthe, der den Namen seines Schwiegervaters Plunket angenommen hatte, die Erinnerung an seine Jugendzeit, und das Andenken an Natalien, das er immer heilig gehalten hatte, drängte sich mit neuer Gewalt hervor. Er erfuhr, daß ihr Mann sie vor mehrern

Jahren in den dürftigsten Umständen hinterlassen habe und daß sie wahrscheinlich noch lebe. Mehr aber wußte man ihm nicht zu sagen. Die Unglücklichen werden in großen Städten leichter als anderswo vergessen, und so lebhaft der Sturz des Schweigerischen Hauses die Stadt in den ersten Wochen beschäftigt hatte, so schnell ging die Erinnerung daran bei denen vorüber, die nicht unmittelbar dabei gelitten hatten. Doch gelang es endlich seinen Nachforschungen, eine Spur zu entdecken, die er unverzüglich zu verfolgen beschloß. Ein alter Diener, der ihn nach Amerika begleitet hatte und Zeuge seiner Jugendneigung gewesen war, half ihm dabei. Nachdem dieser erfahren hatte, daß in einem entlegenen Gäßchen eine Wittbe wohne, die nach aller Wahrscheinlichkeit die Gesuchte sey, begab er sich während der Dämmerung dahin, und wurde in einem schmalen und düstern Hause in die Mansarde gewiesen. Mit Mühe klimmte er die drei steilen und dunkeln Stiegen hinauf; an der vierten aber, die mehr einer Leiter als einer Treppe glich, mußte er ausruhn, um Athem zu schöpfen. Während er hier stand, hörte er zwei weibliche Stimmen, die anmuthig und leise ein Abendlied sangen. Nachdem es geendigt war, sagte die eine Stimme: Wollten Sie sich nicht heute etwas früher niederlegen? Die Ruhe wird Ihnen wohlthun. Vielleicht gibt Ihnen Gott endlich einmal einen sanften Schlaf. — Im Grabe, erwiederte die andre Stimme, schwerlich eher. — Ach Gott, versetzte die erste, warum kann ich Ihnen doch nicht den herben Gram abnehmen, der Sie verzehrt? Oder könnt' ich Ihnen Etwas von meinem Vertrauen mittheilen! Ich fühle die Größe Ihres Kum-

mers; aber der morgende Tag kann ja heitrer seyn. — Vielleicht! antwortete die zweite Stimme. Betrübe dich nur nicht um mich, gutes Kind. Das Lied, das wir gesungen haben, hat mich sehr erquickt; und ich hoffe, wenn auch nicht wie du, auf bessere Tage, doch auf mehr Stärke und frömmere Ergebung in die mir aufgelegten Prüfungen. — Dann sagte sie noch Einiges, aber so leise, daß es der Diener nicht verstehen konnte.

Dieser stand nun von seinem Sitze auf, erklimmte die letzte Stiege, klopfte leise an, und ward eingelassen. In einer kleinen Stube, die zugleich von der Armuth und der Ordnung ihrer Bewohnerinnen zeugte, sah er eine bejahrte Frau mit verbundenen Augen auf einem Sessel von geflochtenem Stroh mit einem Strickzeuge in der Hand, und eine jüngere, deren einfacher, fast dürftiger Anzug ihre Schönheit noch zu erhöhen schien. Der Diener wendete sich mit der Frage, ob hier die verwittbete Frau von Schweiger wohne, an die Jüngere, die ihm die Thür geöffnet hatte. Nachdem die Frage bejaht worden war, sagte er: er habe den Auftrag, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, und ob sie geneigt sey, den Besuch eines alten Freundes anzunehmen? — Eines alten Freundes? fragte Natalie nicht ohne Verwunderung, und sie war im Begriff hinzuzusetzen: haben die Unglücklichen auch Freunde? — Aber sie unterdrückte diese bittre Frage und setzte hinzu: Wer ist Ihr Herr? — Herr Adam Plunket. — Dieser Name ist mir fremd. — Er führte sonst einen Andern, sagte der Diener, und nannte ihn. — Bei diesem Namen flog ein leises Roth über Natalens Gesicht. Sie erinnerte sich der frühern Ver-

hältniſſe und der treuen Liebe des Mannes, und zugleich drängten ſich die Erinnerungen an Alles, was ſich ſeitdem ereignet hatte, in ihre Seele zu. Doch faßte ſie ſich ſchnell, ſandte Herrn Plunket den verbindlichſten Dank für ſeine freundſchaftliche Theilnahme zurück, ließ aber ſeinen Beſuch verbitten, auf den ſie nicht eingerichtet ſey.

Der Diener, zu beſcheiden, um ſeinen Auftrag zu wiederholen, entfernte ſich für jetzt, und nachdem er bei der Hausbeſitzerin noch einige Erkundigungen über die Lage ihrer Miethsleute eingezogen hatte, meldete er ſeinem Herrn was er gehört und geſehn hatte. Sie iſt, ſagte er, die unglücklichſte Perſon von der Welt, und doch hört man nie eine Klage aus ihrem Mund. Sie erträgt die drückendſte Armuth ohne Murren; nur über ihre Blindheit grämt ſie ſich, weil nun die ganze Laſt ihrer Erhaltung auf ihrem Mädchen liegt. Aber dieſes Mädchen, fuhr der alte ehrliche Diener mit Begeiſtrung fort, dieſes Mädchen iſt ein Engel von Schönheit und Sanftmuth, und der elende Winkel den ſie bewohnt, iſt ein Heiligthum durch ſie. —

Dieſe Nachrichten vermehrten Herrn Plunkets Unruhe über das Schickſal ſeiner vormaligen Geliebten, und er glaubte nicht genug eilen zu können, um ſie aus ihrem jetzigen Zuſtand zu retten. Er wäre gern auf der Stelle ſelbſt zu ihr geeilt; da er aber ſehr wohl fühlte, wie ſchmerzlich ſeine Erſcheinung der Unglücklichen ſeyn und wie ſchwer ſie zu bewegen ſeyn würde, ſeine Hülfe anzunehmen, legte er die Einleitung der ganzen Sache in die Hände ſeiner Frau, der er die Lage Natalieens ſchilderte, ohne

den Antheil zu verschweigen, den er früher an ihr genommen hatte. Gleich am folgenden Morgen führte sich Frau Plunket als eine neue Kunde ein. Es gelang ihr durch die Theilnahme, die sie der unglücklichen Freundin ihres Mannes auf die ungesuchteste Weise bezeigte, ihr Herz zu öffnen und sie allmählig zur Annahme einer Unterstützung zu bewegen, die mit eben so viel Zartheit als Eifer geboten wurde. Bald wurde sie auch bewegen, eine Wohnung in Plunkets Landsitze anzunehmen. Die reine Luft des Landes stärkte ihre Gesundheit; der Anblick der grünen Wiesen und der wallenden Saatfelder erquickte ihre kranken Augen; die zarte Liebe ihrer Wohlthäter führte Heiterkeit in ihr Herz zurück. Sie erkannte jetzt, daß Gott den Unglücklichen nicht vergißt, und daß seine Hülfe oft am nächsten ist, wenn sie am wenigsten erwartet wird.

Niemand war glücklicher als Marianne. Ihre Tugenden waren von Jedermann gekannt; denn unaufhörlich flossen Natalliens Lippen von Dank und Erinnerung an das Gute über, das ihr diese treue Freundin erwiesen hatte; und auch wenn man diese Tugenden nicht kannte, mußte man ihrer Bescheidenheit und der Anmuth ihres Wesens huldigen. Herrn Plunkets Diener hätte ihr gern seine Hand geboten; aber er erwog den Unterschied der Jahre, und warb sie für seinen Neffen, einen liebenswürdigen und wackern Jüngling, der Herrn Plunkets Geschäfte führte und den Verwalter seines Hauswesens machte. In diesem Verhältnisse blieb ihre Verbindung mit Natalien unverändert. Denn nie würde sie sich entschlossen haben, eine Freundin zu verlassen, die zwar nicht

mehr ihrer Hülfe bedurfte, aber ihre Liebe und Nähe nicht entbehren konnte.

Nachdem die Pfarrin geendigt hatte, war Niemand, der nicht die treue Liebe des guten Mädchens gepriesen hätte. — Wie wahr ist es doch, sagte der Grosvater, daß die Liebe Alles erträgt, Alles duldet, Alles besiegt! Ohne Liebe wäre eine so langwierige Aufopferung ein Wunder; und das was darinne so schön ist, ist eben diese Tiefe der Liebe. Das ist die Quelle alles Großen und Herrlichen. Es ist die unerschütterliche Grundlage unsrer Religion und die Pforte zum Himmel. Ja, sie ist der Himmel auf Erden. —

Nach diesen Worten nahm der Grosvater den Arm seiner Tochter, küßte sie auf die Stirn, und begab sich zur Ruhe.

Der Vater blieb bei den Kindern, und erzählte ihnen noch folgende Geschichte, die er einstmals von einem Freunde gehört hatte:

In einem Braunschweigischen Städtchen, Borsfelde genannt, kam eines Tages — es war, denk' ich, in den Siebziger Jahren, — Feuer aus. Die Flamme hatte das Dach eines Hauses ergriffen und näherte sich einem Boden, auf welchem einige Fässer Pulver standen. Die Gefahr war groß; und da der schlimme Umstand schnell bekannt geworden war, will Niemand zum Löschen heran. Endlich stürzt' ein Tagelöhner, der in dem gefährdeten Hause zu arbeiten pflegte, auf den Boden, rollt die Fässer an das Dachfenster, das am weitesten von der Flamme entfernt ist, und übergibt sie hier, wo keine Gefahr der Entzündung war, den Außenstehenden. Jetzt konnte mit Sicherheit gelöscht werden. Das Feuer wurde gedämpft und das bedrohte Haus gerettet.

Einige Tage nachher trifft, ich weiß nicht wer? mit dem Taglöhner zusammen; lobt seine Entschlossenheit und den Dienst, den er seinem Brodherrn und der ganzen Stadt erwiesen habe, und setzte hinzu: Es sey doch sehr verwegen gewesen. Da antwortete Jener: Verwegen, meinen Sie? Nein, glauben Sie mir das, aus Verwegenheit hab' ich es nicht gethan, so wenig als aus Hochmuth. Ich dachte so: Wenn auch das Pulver losgeht und dich trifft, so ist der Schade so groß nicht. Aber wenn du das Pulver herausschafft, so ist doch noch Manches zu retten; und du hast in dem Hause so vieles Gute genossen. Und da dacht' ich: In Gottes Namen denn! Und holte die Fässer heraus. Sehn Sie, das war es; und nicht Verwegenheit. —

Der muthige, treuherzige Taglöhner gefiel Allen. — Unser Conrad thäte das wohl auch, sagte Eduard. Er fürchtet sich vor Nichts, und für Dich, lieber Vater, ging er durch's Feuer.

Nun wurde noch an manche Züge von Treue, Entschlossenheit und Aufopferung erinnert. Jedes wußte Etwas. Endlich sagte Marianne: Da fällt mir Etwas ein, was mir die Mutter einmal erzählt hat, da ich mir einen Zahn mußte holen lassen. Ich denke, es schickt sich auch hierher.

Nun, laß hören, sagte der Vater.

Ein deutscher Prinz — die Mutter hat mir ihn auch genannt, aber ich habe seinen Namen vergessen, und auch wo er her war — der machte eine Reise mit seinem Vater und seinen Brüdern. Unterwegs bekömmt er Zahnweh. Ein Wundarzt wird gerufen und räth zum Ausziehn. Der Prinz erschrickt; aber da ihn

sein Vater bei der Hand nimmt und ihm Muth einspricht, ist der Zahn ausgezogen, eh' er es gedacht hat. Als Schmerzgeld wird ihm ein großer Thaler geschenkt.

Den Tag darauf kehren sie in einem armen Städtchen ein. Der kleine Prinz springt im Garten herum. Da kömmt ein armer Mann und stellt ihm sein Elend höchst beweglich vor. Da schenkt ihm der Prinz seinen Thaler. Nun kommen auch noch andre Arme; und der Prinz gibt einem jeden Etwas, so lange sein Wochengeld reichte. Wie nun das alle war, kömmt noch eine arme blinde Frau, gebückt, mit einem Stocke, woran ein kleines Mädchen sie führt, und stellt dem Prinzen ihr Elend gar kläglich vor. — Der sucht und sucht; aber seine Taschen sind leer. Da sagt er der Frau, daß sie warten soll, läuft zu seinem ältern Bruder und bittet ihn um einen Thaler. — Der wundert sich und sagt: Du hast ja einen. — Ja, der ist fort. — Aber wie willst du mich denn wieder bezahlen? Du bist mir so noch Geld schuldig. — Was wird nun wohl der kleine Prinz geantwortet haben? Sey deshalb ohne Sorgen. Ich laß mir morgen wieder einen Zahn ausreißen; da bekomm' ich gewiß wieder einen Thaler dafür. —

Nun, und was that der ältere Prinz? fragte der Vater.

Ja, der schenkte ihm den Thaler.

Und der Zahn?

Den wird er wohl behalten haben.

Sieben und zwanzigster Abend.

Als die Kinder am folgenden Abende dem Grosvater Einiges von dem wieder erzählten, was den Tag vorher nach seinem Weggehn gesprochen worden war, sagte dieser: Gewiß ist die Liebe, die willig Leiden erträgt, die Dankbarkeit, die sich nie Genüge thut, die Achtung der Pflicht, die kein Opfer zu schwer findet, — Alles das ist ein Schmuck der Menschheit und ein reicher Gegenstand unserer Freude. In den Handlungen, die aus diesen Quellen entspringen, tritt die Herrlichkeit der höhern Natur des Menschen in das Leben hervor, die in dem gemeinen Weltlaufe nur gar zu oft von einem Schutte der Selbstsucht, des Eigennutzes und der Trägheit begraben liegt. Und eben diese Deutung nach Oben ist es, die uns in solchen Handlungen so freudig rührt und uns mit einem Entzücken erfüllt, das kein sinnlicher Genuß zu geben vermag. Da, wo edle Gesinnungen, muthige Entschließungen, freie Opfer und reine Liebe erscheint, da öffnet sich der Himmel über uns, und wir sehen durch das irdische, düstre, drückende Gewölk in die höhere, geheimnißvolle Welt, aus der unser bessrer Theil stammt; so daß mir dieses Gefühl wie die Leiter vorkömmt, die jenem Erzvater im Traume erschien, als der Weg, der zum Himmel führt. Wie sehr uns auch die Erde mit ihren Schätzen und Reizen an sich ketten mag, der Himmel zieht das Gemüth doch noch stärker an, und darum besiegt auch in edeln Menschen die Kraft, die vom Himmel stammt, jede irdische Begier. Wo nun ein solcher Sieg erscheint, da gibt sich

auch der himmlische Ursprung sind, und die reinen erquickenden Quellen des Entzückens springen freudig in unserm Herzen auf. Das Christenthum deutet ohn' Unterlaß auf diesen Weg. Ihm ist es nicht genug, daß wir die lieben, von denen wir Gutes empfangen haben, „denn so Ihr liebet, die Euch lieben, was werdet Ihr für Lohn haben? Und so Ihr Euch nur zu Euern Brüdern freundlich thut, was thut Ihr da Großes?" — Es verlangt etwas Höheres und Göttlicheres: „Ihr habt gehört, daß gesagt ist: Du sollst deinen Nachsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage Euch: Liebet Eure Feinde; segnet, die Euch fluchen; thut wohl denen, die Euch hassen; bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen; auf daß Ihr Kinder seyd Eures Vaters im Himmel." —

Der alte Mann entblößte bei diesen Worten sein weißes Haupt und faltete seine Hände, und man sah, wie ihn die Erhabenheit dieser Lehre ergriff, die der Kern des Christenthums ist.

Dann fuhr er fort: Ich habe Zeit meines ganzen Lebens auf den christlichen Sinn geachtet, der oft auf die allereinfachste Weise, ja, fast bewußtlos, schöne und edle Handlungen erzeugt; und wo mir so etwas unter die Hände kam, hab' ich es sorgfältig bei mir niedergelegt und eine Sammlung von schönen Handlungen gemacht, wie andre von Schmetterlingen oder Muscheln oder ausländischen Seltenheiten. Die Quelle, aus der sie entspringen, ist Gottlob noch nicht versiegt, und man hat nicht eben nöthig hoch hinauf zu steigen zu denen, welche die Welt groß und edel nennt, um hohe und edle Handlungen christlicher Gesinnung zu finden. Viel-

mehr gedeihen diese in den mittlern, ja in den niedern Regionen des Lebens am freylichsten. — Seinem Feinde zu vergeben, Verzicht auf die Rache zu thun, Beleidigungen mit Wohlthaten zu vergelten, das ist ohne Zweifel eines der schwersten Gebote der Religion, aber seine Erfullung ist unerlaßlich für den, der sich mit dem Namen eines Christen schmückt. Sollen wir nun wohl die für Christen halten, die an die Stelle jenes großen Gebotes ein vermeintliches Gebot der Ehre setzen, und wenn sie beleidigt werden, nicht eher rasten durfen, bis sie die erlittene Beleidigung mit dem Blute des Feindes ausgelöscht haben? Da wo die furchtbare Schrift dieses blutigen Gesetzes noch an dem Altare des Gotzen leuchtet, vor dem ganze Stände knien, kann ich wahres Christenthum nicht erkennen. Die Thaten entscheiden und die Gesinnungen, aus denen die Thaten fließen, nicht die Worte, nicht der Name, den man sich gibt, nicht die heuchlerische Ehrfurcht vor Gebräuchen und Formen, die leicht zu beobachten sind, und mit der Religion nur in einem zufälligen Zusammenhange stehn. —

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Das Einzige, sagte der Pfarrer, was hierbei noch tröstlich seyn kann, ist, daß doch bisweilen die blutigen Forderungen jenes vermeintlichen Ehrengesetzes durch andere Gesetze der Ehre gemildert oder aufgehoben werden. So kann ich nie ohne ein Gefuhl von froher Bewunderung an die That eines französischen Edelmanns denken, die sich in den schrecklichen Zeiten der Religionskriege wie ein glänzendes Nordlicht in der Nacht des Fanatismus und der Verfolgungswuth erhebt. Sie kennen die Geschichte von

Bezins. Dieser Mann, ein eifriger Katholik und von den heftigsten Leidenschaften, war unter Carl dem Neunten Commandant von Querey. Er glaubte von Regnier, einem protestantischen Edelmanne, beleidigt zu seyn, und hatte geschworen, sich blutig an ihm zu rächen. Eh' er aber dieses Vorhaben ausführen konnte, fielen die schrecklichen Tage ein, die die Regierung jenes Königs und seiner Mutter auf ewige Zeiten hin gebrandmarkt haben, und in denen der lang gehemmten Wuth der herrschenden Partei freie Macht gegeben wurde. Jetzt erfährt Bezins, daß das Haus seines Feindes von Mördern umringt ist. Unverzüglich setzt er sich zu Pferde, dringt an der Spitze einiger Begleiter in das belagerte Haus, und tritt mit dem Säbel in der Hand in Regniers Zimmer ein. Wie ihn nun jener in dieser Haltung erblickt und an ihre gegenseitige Feindschaft denkt, ruft er ihm zu: Jetzt kannst du freilich mein Leben wohlfeilen Kaufs haben! wirft sich auf die Erde, und, in der Ueberzeugung, daß seine letzte Stunde geschlagen habe, fleht er Gott an, seinen Tod zu rächen. Bezins heißt ihm aufstehn und ihm zu folgen. So steigen sie zusammen die Treppe hinab, an deren Fuße ein lediges Pferd steht, das Bezins seinen Feind besteigen läßt; er selbst reitet an seiner Seite durch die Schaar der Mörder, die ungeduldig auf die Nachricht von dem Tode des Ketzers gewartet hatte, und ihn jetzt, nicht ohne Murren und Unwillen, von dem Befehlshaber der Stadt geschützt sah. Unaufgehalten führt er ihn so auf sein Landhaus. Hier erst bricht er sein Schweigen und sagt: Nun bist du

in Sicherheit; hier können wir, so bald du willst, unsern Handel mit gleichen Waffen ausmachen. —

Sonderbar, sagte die Pfarrin. Er hatte also gefürchtet um das Vergnügen des Zweikampfs zu kommen, wenn sein Feind von andern Händen ermordet würde.

So scheint es, erwiederte der Pfarrer. Aber immer war etwas Edles in dieser Furcht, wo Leben gegen Leben stand. Der gemeinen Rachsucht hätte die Ermordung des Feindes genügt; das Gesetz der Ehre gebot Gleichheit der Gefahr. Dieses Verfahren blieb nicht ohne Wirkung. Als Regnier sah, daß er sich in der Absicht seines Feindes gänzlich geirrt habe, und ihn dieser, mit Gefahr seines eignen Lebens, den Händen der Mörder entrissen hatte, warf er sich in seine Arme und sagte: Ich habe jetzt weder Kraft noch Muth gegen dich. Deine Grosmuth hat mir Herz und Hand entwaffnet. Wie könnt' ich das Schwerdt erheben gegen meinen Retter und Wohlthäter? Hab' ich dich vormals beleidigt, so ist es wider meinen Willen geschehn, und jedes Wort, jede That, ja jeder Gedanke, der dich kränken konnte, sey hiermit vor Gott widerrufen. — So söhnten sich die beiden Feinde aufrichtig aus, und, trotz der Verschiedenheit des Glaubens, war ihre Freundschaft von jener Zeit an unauflöslich. —

Recht schön! sagte der Grosvater. Bezins Verfahren ist alles Lobes werth, obgleich nichts weniger als christlich. Aber man muß nicht Alles nach Einem Maasstabe messen wollen. — Was mich betrifft, so steige ich immer gern von den Schlössern der Großen und Mächtigen in die Hütten der Armen, wo ich

besser bekannt bin und mir Alles offner vor Augen liegt, und da freut es mich, die Handlung eines schwäbischen Bauern erzählen zu können, die in ihrer schlichten Einfachheit wohl nicht weniger Werth haben mag, als die ritterliche Grosmuth des französischen Edelmanns.

In einem Dorfe in Schwaben lebte in Mitte des vorigen Jahrhunderts ein junger Bauer, Görg Langhanns genannt, ein schöner und wohlgewachsener Mann, dabei arbeitsam auf dem Acker seiner Eltern, anstellig im Hauswesen und im ganzen Dorfe beliebt. Am meisten aber liebte ihn Rosine Pfullingerin, ein wohlgestaltetes Mädchen, das mit ihm aufgewachsen war, und da beider Eltern nichts gegen ihre Liebe einzuwenden hatten, waren sie im Begriffe sich zu heirathen. Nun war aber eben in der Zeit der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und das damalige deutsche Reich zog, auf des Kaisers Gebot, auch ein Heer zusammen, um den stolzen König von Preußen zu demüthigen — was sich aber umkehrte — und da den Schwaben an der ganzen Sache nichts lag, und — die Taugenichtse ausgenommen — keiner von selbst in die Montur kriechen wollte, wurden die jungen Burschе mit Gewalt von den Werbern weggenommen und zu Helden gestempelt. So wurde auch Görg Langhanns wenige Tage vor seiner Hochzeit, als ihm eben von der Trauung träumte, aus dem Bette geholt; und Ihr mögt Euch nun selbst denken, mit welchem Herzen er, statt in den Ehestand, in den Krieg marschirte, und wie seiner armen Braut dabei zu Muthe war.

Ein wackrer Mann muß sich indeß in Alles zu finden wissen,

und Görg Langhanns war ein ſo braver Schwabe, als irgend einer zwiſchen dem Rhein und dem Neckar lebt. Er that alſo auch im Kriege ſeine Schuldigkeit ſo gut und oft beſſer als ein Andrer, war der Vorderſte beim Angriff und der Letzte auf der Flucht — und daß das Fliehen ſo oft vorkam, war wenigſtens nicht ſeine Schuld; denn wer ihn bei ſolchen Gelegenheiten ſah, mußte meinen, daß die Reichsarmee wohl mehr Ehre eingeerntet haben würde, wenn ſich Alle ſo gut gehalten hätten wie unſer Langhanns. Dieſen Muth zeigte er insbeſondre Einmal, — aber zu ſeinem Unglücke — als er mit ſeiner Compagnie ich weiß nicht in welchem Städtchen lag, um ein Magazin zu decken. Die Feinde hatten davon Nachricht bekommen. In der Nacht dringt eine Schaar Huſaren von einem Preußiſchen Freicorps ein, haut ſich mit den Reichstruppen herum, und hat ſchon zwei Drittheile zu Gefangenen gemacht, als Görg Langhanns noch immer ſeine Freiheit gegen die ihn umringenden Feinde vertheidigt. Umſonſt ruft ihnen ihr Anführer zu, ſich zu ergeben. Er haut immer um ſich, und will nichts von Gefangenſchaft wiſſen; bis ihm endlich der Offizier einen Hieb über den Kopf gibt, und einen andern in den Hals, und noch einige Stiche in die Bruſt obendrein. Da fiel Langhanns zu Boden, und wurde am Morgen für tod aufgehoben. Da er aber doch noch lebte, kam er in's Lazareth; und nachdem er hier bei elender Koſt und ſchlechter Wartung dreiviertel Jahre lang von unwiſſenden Barbieren hin und her gezogen worden war, durfte er endlich, weil er zum Dienſte untüchtig war, in der zerriſſenen Montur auf zwei Krücken nach Hauſe

hinken. Ihr werdet Euch nun nicht wundern, wenn dieſe letzte Epoche ſeines Soldatenlebens, in das er ſo wider Luſt und Willen gerathen war, ihm das ganze Kriegsweſen verleidete und einen bittern Nachgeſchmack in ihm zurückließ, und daß er insbeſondere einen tiefen Groll gegen den Offizier behielt, der ihm, wie er meinte, doch gar zu arg mitgeſpielt hätte. Den Hieb über den Kopf, pflegte er zu ſagen, hätte er ſich wohl gefallen laſſen; das ſey Kriegsmanier, aber die übrigen Hiebe und Stiche wären offenbar zu viel geweſen.

In der That war der arme Schelm, theils durch die Wunden, theils durch die Cur, ſo arg zugerichtet, daß ihn in ſeiner Heimath Niemand wieder erkennen wollte. Nur ſeine Braut erkannte ihn; aber wenn ſie ihn darauf anſah, wie er ſo armſelig auf ſeinen Krücken ging, und an ſeine Geſtalt dachte, wie ſie vorher geweſen war, da wollte ihr das Herz brechen, und ſie hatte nur Mühe in ſeiner Gegenwart die Thränen zurückzuhalten. Lange konnte ſie ſich nicht zufrieden geben, und in ihrem bittern Schmerze bat ſie Gott, den zu beſtrafen, der ihren Geliebten ſo verſtümmelt hätte. Das Gebet war freilich nicht recht; aber Gott wird es ihrem Schmerz und ihrer Liebe verziehen haben. Heirathen that ſie den Görge doch. Wie hätte ſie es auch über das Herz bringen können, die treue Seele jetzt zu verlaſſen, wo er ihre liebende Pflege noch mehr nöthig hatte, als je?

Mehrere Jahre waren nun vergangen und der Friede war geſchloſſen, und Görge ſaß des Abends mit ſeiner Frau unter den Nußbäumen, die vor ſeinem Hauſe ſtanden, und erzählte ihr vom

Kriege. Da kam ein fremder Wandrer die Straße her in abgetragener Kleidung, mit einem Ranzen auf dem Rücken, worinn wenig war, blaß und mager; der grüßte das Ehepaar mit der anständigen Haltung eines Mannes, der wohl sonst zu befehlen gewohnt gewesen, und bat um ein Abendbrod. Der Gruß wurde mit Freundlichkeit erwiedert. Setzt Euch hierher und ruht aus, sagte Görge und zeigte neben sich auf die Bank; seine Frau aber schickte er mit einem leisen Händedruck in die Küche, um dem Wandrer ein Abendbrod zurecht zu machen.

Während dieses geschah, kam Görge, dem eine Rede gar leicht abzugewinnen war, mit dem Fremden in's Gespräch. Der Fremde erzählte, er habe während des Kriegs bei einem Freicorps als Lieutenant gestanden; die Schaar sey nach dem Kriege aufgelöst worden, und er leide jetzt, nachdem er seine Dienste in mehrern Ländern angeboten, drückenden Mangel. Bei dieser Erzählung faßte Görge den Redenden scharf in's Auge. Seine Stimme kam ihm bekannt vor, und je mehr er ihn ansah, desto mehr überzeugte er sich, daß er eben der sey, der ihn bei dem nächtlichen Ueberfalle so grausam verstümmelt hatte. Um nun seiner Sache noch gewisser zu werden, sagte er: Ich habe auch im Felde gedient und Sie sehn, wie ich gezeichnet bin; denn daß mir der Hals so schief steht, ist daher. — Dann erzählte er, wie er zu seinen Wunden gekommen, und überging keinen Umstand, auch den kleinsten nicht. Da wurde der Fremde ganz blaß; denn er erinnerte sich des Vorfalls nur allzuwohl, ob er ihm gleich nicht mit so leserlicher Schrift eingezeichnet war, wie seinem Wirth; und er mochte

wohl in seinem Herzen denken, daß er ja hier in die Höhle des Löwen gerathen sey. Görge bemerkte das Schrecken des Mannes und sagte — zuerst mit verstärkter Stimme: „Mein Herr Lieutenant, ich kenne Sie wohl, und weiß, daß Sie eben der sind, der mich zum Kriepel gemacht hat. Ich habe wohl oft mit Groll und Unmuth an Sie gedacht, und mein Weib auch, aber da Sie Gottes Wille unter mein Dach geführt hat — (hier reichte er ihm die Hand und setzte mit treuherziger Freundlichkeit hinzu) — so sollen Sie mir von Herzen willkommen seyn. Was geschehn ist, kann nicht geändert werden, und ich sehe an Ihren Mienen, daß es Ihnen jetzt leid thut. Das ist genug. Wenn Ihnen die Kost eines armen Bauern ansteht, so bleiben Sie bei mir, so lang es Ihnen gefällt und das Glück Ihnen günstiger wird. Görg Langhanns wird Ihnen immer ein freundlicher Wirth seyn." —

Ihr könnt Euch nun wohl selbst denken, wie sehr der Fremde, der ganz etwas anderes erwartet hatte, von dem Anerbieten des ehrlichen Schwaben überrascht war. Mit tiefer Rührung fiel er ihm um den Hals, dankte ihm für seine Großmuth, und bat ihm sein früheres Vergehen an ihm reumüthig ab. Zu dieser Umarmung kam die Frau, die nun mit ihrer Suppe fertig war. Sie erfuhr Alles mit kurzen Worten, und so erzürnt sie vormals auf den Lieutenant gewesen war, so reichte sie ihm doch die Hand und sagte: Was Görge will, ist auch mir lieb und recht. So soll Alles vergeben und vergessen seyn.

Nun aßen sie die Suppe zusammen aus Einer Schüssel, und dem Lieutenant fielen Thränen auf das Brod, das ihm Görge

schnitt. Es war ihm lange nicht so wohl gegangen, wie jetzt in dem Hause seines Feindes. Siebzehn Monate blieb er bei ihm, und arbeitete mit ihm, und half, wo er konnte und so gut er es verstand. Aber ob er gleich sein Brod nicht umsonst aß, war es ihm doch drückend, Andern so lange zur Last zu seyn, und er that sich immerfort nach einem Dienste um; aber es wollte nicht gehn. Da kam eines Abends Görge aus der Stadt zurück, wohin er Getreide zu Markt gefahren, und rief schon von fern seinem Gaste zu: Gute Nachrichten, Herr Lieutenant! Es gibt wieder Krieg. Ein Freicorps wird angeworben, und Sie können gleich eintreten. Ich habe selbst mit dem Commandanten gesprochen, und es hat alles seine Richtigkeit. Nur für Waffen und Kleidung müssen Sie sorgen.

Der Lieutenant, der beim Anfange dieser Rede sehr froh ausgesehn hatte, veränderte seine Gestalt bei den letzten Worten, sah zum Himmel, dann wieder zur Erde, und eine Thräne zitterte in seinen Augen. — Seyn Sie nur ohne Kummer, sagte Görge. Ich nehme das auf mich. — Und noch denselben Abend ging er zu einem Freund, borgte hundert Thaler auf ein Grundstück, und gab diese seinem Hausgenossen. Görge war kein reicher Mann; die Zurückzahlung in jeder Rücksicht höchst ungewiß. Ob sie jemals erfolgt ist, weiß ich nicht. Auf alle Fälle hat dieser ehrliche Schwabe die Zinsen für seine Handlung im Himmel gezogen.

So erfüllten Görg Langhanns, der Bauer, und Rosine Pfullingerin, sein Weib, die Pflichten des Christenthums.

Gehet hin und thuet desgleichen.

Acht und zwanzigster Abend.

Die Zeitungen hatten aus der Hauptstadt die Hinrichtung eines Mörders gemeldet. Jahre lang war dieser Mensch auf seinen bösen Wegen gegangen und hatte Unthaten über Unthaten verübt, ohne daß ein Verdacht auf ihn gefallen war, bis endlich ein falsches Geldstück, das er irgendwo bei einem Raube bekommen hatte, ihn in die Hände der Obrigkeit bringt. Auch jetzt waren der ihn belastenden Umstände so wenige, daß ihn die Meisten für unschuldig hielten. Aber wie es oft geschieht, daß die dunkelste Spur zur Gewisheit, und ein leiser Schimmer des Lichtes zu dem Ausgange eines Labyrinthes führt, so geschah es auch hier. Schwache Vermuthungen führten auf sichre Thatsachen, und zuletzt lag das ganze Gewebe eines ruchlosen Lebens so offen da, daß der Gefangene dem Leugnen entsagte und noch mehrere Verbrechen bekannte, als man ihm hätte nachweisen können.

Bei dieser Begebenheit, sagte der Grosvater, ist mir nichts so merkwürdig, als das geringe Mittel der Entdeckung. Wie oft zeigt sich diese Erscheinung! Und sollte man dann nicht meinen, die göttliche Gerechtigkeit zu sehn, die, oft nach langem Verweilen, in die kunstvollen Netze der Argliſt greift und den Schleier zerreißt, den Trug und Heuchelei über alte Verbrechen geworfen haben? Wohl glaubt ein Verbrecher seine That in die tiefste Nacht gehüllt zu haben, und doch wird sie offenbar! und oft ist ein ganz unbedeutender Zufall hinreichend, das, was Jahre lang

verborgen war, an's Licht zu ziehn. Ich nenn es Zufall um der Kürze willen. Es ist aber nichts weniger als das.

Gewiß nicht, fuhr die Pfarrin fort; vielmehr sind es eben diese geringen Zufälle, in denen sich die Wege der Vorsehung am allerdeutlichsten zeigen. Es ist mir dann, als sähe ich die Hand Gottes ihre Gesetze mit heller Schrift an die Tafeln des Lebens schreiben, wie jene wunderbare Hand in Belsazers Pallaste die Weissagung. Diese Weissagung konnte nur Einer lesen; aber die göttliche Schrift, die sich in den menschlichen Ereignissen offenbart, ist Allen verständlich, und zeigt uns Gott noch deutlicher als der flammende Busch, in dem er dem Moses erschien. —

Es ist etwas Fürchterliches in diesem Bilde der göttlichen Hand, sagte Eduard, der bisher ganz still gewesen war. — Aber noch mehr des Tröstlichen, erwiederte der Pfarrer. Dieselbe Gerechtigkeit, welche die krummen Pfade der Bosheit enthüllt, sieht eben so gewiß auch die Wege der Guten, und es ist in der wunderbaren Verwirrung des Lebens ein großer Trost, einen unbestechlichen Zeugen unsrer Thaten zu haben. Und dieser Zeuge ist auch ein väterlicher Richter und sehr oft ein freundlicher Warner. Ich weiß unzählige Fälle, wo Menschen, die im Begriff waren etwas Unrechtes zu thun, durch eine Kleinigkeit davon abgehalten wurden; auch daß sich diese Störungen öfters wiederholten, und daß diese Wiederholungen sie veranlaßten in sich zu gehn und bessere Vorsätze zu fassen. Wer sich gewöhnt mit Besonnenheit zu handeln und in seinen Handlungen auf sich selbst zu achten, der wird Gott überall auf seinen Wegen finden; bei guten

Thaten fördernd; bei bösen Vorsätzen hemmend und hindernd; bei Unthaten strafend; und in allen diesen Fällen ein heiliges, hohes, lebendiges Gesetz dessen was Gut und Recht ist. —

Der Grosvater wiederholte leise die letzten Worte und setzte hinzu: Es ist gewiß wahr, daß das von Gott in unser Herz geschriebene Gesetz auch außer uns überall geschrieben steht. Man muß nur mit offnen Augen und einem frommen Herzen um sich schauen. —

Hier trat der Landrichter von Oberried herein, und wurde freundlich bewillkommt. Er ist ein alter Freund von Hause und ein sehr wackrer, wenn schon etwas finstrer Mann. Die Kinder sahen seinen Besuch immer gern — nicht eben weil er sich viel um sie bekümmerte, sondern weil er meist dirse oder jene schauderhafte Geschichte von Räubern und Mördern zum Besten gab, die sich unter seinen Augen zugetragen hatte, und die sie fast so gern hörten als Gespensterzeschichten.

Nachdem er zwischen dem Grosvater und der Pfarrin Platz genommen hatte — Eduard schob ihm den Stuhl zurecht und hielt sich in seiner Nähe — fragte er, wovon die Rede gewesen. Der Pfarrer sagte es ihm: Wir sprachen davon, wie oft die geringfügigsten Umstände auf die Entdeckung tief verborgener Verbrechen geführt haben. —

Das ist ja aus meinem Fache, sagte der Landrichter lächelnd. Ich getraue mich zu behaupten, daß gerade die allerlistigsten Verbrecher durch die allerunbedeutendsten Umstände zu großen Geständnissen genöthigt werden sind. Deshalb darf auch bei einer Unter-

suchung nichts als unbedeutend verachtet werden. — Es ist ein trauriges Geschäft — aber ein Richter muß die Augen aufmachen, wie ein guter Waidmann, um auch aus der schwächsten Fährte die Spur des Verbrechens zu erkennen. Es ist seine Pflicht — die bürgerliche Ordnung, die Erhaltung der Gesellschaft fordert es.

Setzen Sie hinzu, sagte der Grosvater, die Religion. Wir haben das eben abgehandelt, wie oft sich Gottes Finger in Entdeckung des Verbrechens zeigt.

Ganz gewiß, erwiederte der Landrichter. Dieß gibt zu denken und führt aufwarts. Wer sich einbildet, Gott habe wohl mehr zu thun, als sich um das Thun und Lassen des Erdengewürms zu bekümmern, den kann ich aus meinen Criminal-Acten widerlegen. Gar manche That war so gut angelegt, daß ihre Entdeckung unmoglich schien; aber Etwas war am Ende doch vergessen — oder es kam Etwas dazwischen, das die ganze Rechnung verwirrte und die That unerwarteter Weise an's Licht zog.

Die Kinder erwarteten jetzt eine Geschichte und täuschten sich nicht. Mathilde reichte dem Landrichter zu trinken, und seine dunkeln Augenbraunen zogen sich zum Dank freundlich von einander. Nachdem er getrunken hatte, fuhr er fort:

Als ich noch bei den Preußischen Feldgerichten stand — es ist noch nicht sehr lange her — trug sich in einem Dorfe bei Stendal Etwas zu, das in dieser Rücksicht merkwürdig genug war. Ein verheiratheter Soldat war im Anfange des französischen Krieges in Gefangenschaft gerathen und hatte keine Nachricht von sich gegeben, oder die, welche er gegeben hatte, waren nicht an

Ort und Stelle gelangt. In seiner Heimath galt er für tod. Seine Frau, die eine neue Verbindung eingehen will, läßt ihn durch die Zeitungen aufrufen. Er antwortet nicht. Nun verheirathet sie sich, und lebt mit ihrem zweiten Manne in einem kleinen Hause an der Landstraße, das ihr Eigenthum war, in einer vergnügten Ehe.

Einige Monate mochten in diesem neuen Ehestande verflossen seyn, als sie eines Abends bei ihrer Lampe sitzen. Es war gegen das Ende des Herbstes, die Abende lang und die Witterung schlecht; da pocht etwas an die Thür, und als geöffnet wird, tritt der für tod gehaltene Mann mit einem kleinen Bundel auf dem Rücken in die Stube ein. Man kann sich denken wie die Frau erschrack, und daß es einiger Zeit bedurfte, eh' sie sich überzeugte, daß er es selbst und nicht der Geist ihres Mannes sey. Dieser aber brauchte nicht so lange Zeit, um zu sehn, wie die Sachen standen, und daß ein Andrer von seiner Frau und ihrer Habe Besitz genommen hatte. Auch konnte er aus dem Benehmen seiner Frau deutlich abnehmen, daß sie mit der Trauer um ihn auch die alte Liebe ausgezogen und sie ihrem zweiten Manne zugewendet hatte. Erst sah er nun freilich etwas finster zu der Entdeckung; dann aber faßte er sich zusammen und sagte: So wie es hier mit Euch ist, hätt' es freilich nicht seyn sollen; aber da es nun Einmal so ist, und Ihr nichts dazu könnt, so will ich auch das noch zu meinem vorigen Unglücke hinnehmen und Eure Zufriedenheit nicht stören. Gebt mir eine Schlafstätte, damit ich ausruhn kann. Morgen will ich dann meines Weges weiter gehn.

Das war nun recht vernünftig gesprochen, und wurde von den neuen Eheleuten dankbar angenommen. Diese gaben ihm zu essen, und nach dem Essen eine Schlafstelle, wo er, von dem langen Wege ermüdet, bald einschlief. Die beiden Leute blieben noch auf. Die Frau war ängstlich und tief bekümmert. Das Wort ihres ersten Mannes beruhigte sie nicht. Ich kenne ihn darauf, sagte sie. Er ist gutmüthig und weich, aber veränderlich. Wenn er so etwas aus gutem Herzen gesagt hat, kömmt ihm doch gar leicht ein andrer Gedanke; oder er läßt sich von einem Andern bereden. Wenn nun das jetzt auch geschähe, und er sein Recht an mir suchte und dich aus dem Hause triebe? — Dieser unglückliche Gedanke setzte sich immer fester bei ihr; und da auch der Mann vor der Möglichkeit erschrack, Frau und Haus zugleich zu verliehren, faßten sie, um sich vor der möglichen Trennung zu sichern, den schrecklichen Entschluß, den armen gutmüthigen Menschen im Schlafe zu ermorden. —

Die Kinder fuhren zusammen. Eduard sprang auf und fiel seiner Mutter um den Hals. Aurore versteckte ihr Gesicht in Mathildens Schoos. Marianne zog Lili an sich, als ob sie das Kind vor einer drohenden Gefahr schützen wollte.

Der Landrichter fuhr fort:

Der Soldat schlief fest, wie Einer, der von der Reise ermüdet ist und sich in vollkommener Sicherheit glaubt. Es war alle den Eheleuten leicht, ihr böses Vorhaben auszuführen. Sie erschlugen ihn wirklich, und der Mann führte den Todesstreich mit solcher

Sicherheit, daß der Unglückliche wenigstens nicht zum Bewußtsein kam. —

Wie nun die grausame That vollbracht war, überfiel die Missethäter, wie es zu geschehn pflegt, eine unglaubliche Angst. Der Leichnam sollte noch in der Nacht aus dem Hause geschafft werden, und nichts schien sichrer, als ihn in einen mit Schilf überwachsenen Sumpf zu versenken, der sich in einiger Entfernung vom Dorfe ausbreitete. Sie steckten ihn also in einen Sack; der Mann lud den Sack auf den Rücken, und die Frau folgte ihm nach. Während der Anstalten war die Dämmerung angebrochen. Indem nun die Frau ihrem Manne folgt, und ihre Blicke auf den Sack heftet, bemerkt sie, daß der nackte Fuß des Ermordeten aus einer aufgerissenen Naht hervorsieht, und da ihr vor einer zufälligen Begegnung bang ist, näht sie hastig und im Gehen die aufgelöste Naht zu. Von dem nackten Fuße war nun freilich nichts mehr zu sehn; aber in der Angst und Hast hatte sie den Sack mit dem Rocke ihres Mannes zusammen genäht.

Was geschieht? Nachdem sie an den Sumpf gekommen sind, und die tiefste Stelle am Ufer aufgesucht haben, will der Mann, mit Hülfe seiner Frau, den schweren Sack über den Kopf in das Wasser werfen. Aber die Last hing jetzt mit dem Rocke des Mörders zusammen, und riß ihn mit sich in die Tiefe hinab. Der Schrecken raubt seiner Begleiterin die Besinnung. Mit ängstlichem Geschrei läuft sie nach den nächsten Häusern und treibt Hülfe zusammen. Ihr Mann wird tod an's Ufer gebracht, und mit ihm zugleich der Leichnam des Ermordeten herausgezogen. So

kam der Mord an den Tag, den außerdem wohl die Tiefe des Sumpfes auf ewig begraben hätte. Die Mörderin erlitt die Strafe, die sie verdient hatte. —

Das Gespräch wurde noch eine Zeitlang fortgesetzt, und auch, nachdem der Landrichter Abschied genommen hatte, wieder aufgefaßt. Die wunderbaren Wege der Vorsehung, dieser unerschöpfliche Stoff ernster und anziehender Betrachtungen, beschäftigten sie noch eine geraume Zeit. Jedes gab sein Wort dazu, und der fromme Sinn der Kinder, die sich des Gedankens der Nähe Gottes erfreuten, wurde mit freudiger Rührung von den Eltern bemerkt.

Warum aber, sagte Mathilde, bleiben doch noch immer so viele böse Thaten unentdeckt, und also unbestraft?

Rechnest Du die Qualen des bösen Gewissens für nichts? erwiederte der Großvater, und leider nur der, der in der Narre geht und auf dem Richtplatze blutet? Ein Verbrechen wird leicht begangen, aber schwer ertragen; und mancher, der eine zufällige Entdeckung nicht zu fürchten brauchte, hat nicht eher Ruhe gefunden, bis er sich selbst dem Richter überliefert und seine Strafe erhalten hat.

Lächelnd schlug bei diesen Worten der Pfarrer auf die Zeitungen, die er eben durchlaufen hatte, und erzählte zur Bestätigung der Worte des Großvaters folgendes Ereigniß:

Als im Jahre dreizehn die französischen Heere aus Deutschland vertrieben wurden, stieß im Nassauischen ein Viehhändler, Namens Wolf, mit noch zwei Andern im Walde auf einige Offi-

eiere, die von der Straße abgekommen waren, und sich, nebst einem jungen Frauenzimmer, vor dem verfolgenden Feinde zu retten suchten. Da jene Männer wußten, daß Viele der französischen Flüchtigen mit Gelde gut versehen waren, fielen sie über die verschüchterten Männer her und erschlugen sie. Die junge Frau fiel vor ihnen nieder, und bat um ihr Leben. Den Einen der Mörder rührte ihre Jugend und ihr Flehn: Ich kann nicht, sagte er, und ließ das Schlachtmesser sinken. — Nun, so kann ich es, sagte der Andre, riß sie bei ihrem langen Haare zu Boden, und versetzte ihr den Todesstreich. Sechshundert Gulden waren der Gewinn dieser entsetzlichen That. —

Von jenem Tage an hatte der Viehhändler, der, wie es scheint, nicht der roheste von der Bande war, wenig Ruhe. Indem er die Stimme seines Gewissens zu betäuben suchte, ergab er sich dem Trunke, und hatte in kurzer Zeit seinen Antheil am Raube aufgezehrt. In nüchternen Zwischenräumen aber trieb ihn seine Angst in den Wald zu der Stelle, wo die Ermordeten eingescharrt waren, und das lockre Grab von einer Birke beschattet wurde; und wenn das Laub dieser Birke rauschte, war es ihm oft, als ob er ein ängstliches Flüstern der unglücklichen Schlachtopfer hörte, und als ob ihn eine innre Stimme auffordre, sich an dieser Stelle zur Sühne seiner That das Leben zu nehmen.

So waren einige Jahre vergangen, als der Viehhändler bei der Feier eines Todtenfestes in die Kirche kam, wo die ganze Gemeinde in Trauer erscheint. Die Sache ist gewöhnlich und Jedermann kennt sie; ihm war es, als sah er es zum Erstenmal.

Der gedämpfte Gesang griff ihm an's Herz, und die Trauertöne der Orgel klangen ihm wie das Stöhnen eines Sterbenden aus der Tiefe des Grabes herauf. Und als endlich der Pfarrer die Kanzel bestieg, und von Tod und Ewigkeit sprach, und den Richtstuhl der ewigen Gerechtigkeit jenseits des Grabes zeigte, und wie dort einen Jeden der Lohn seiner Thaten erwarte, da hielt er sich nicht länger, sondern verließ die Kirche noch vor geendigtem Gottesdienste, und gab sich bei der Obrigkeit an. Von seinen Gehülfen hat er Einen genannt; den Andern aber verschweigt er noch, um die Familie dieses Unglücklichen nicht in's Verderben zu stürzen.

So straft das Gewissen auch die verborgene That!

Neun und zwanzigster Abend.

Als sich am nächsten Abend die Familie wieder versammelt hatte, sagte der Grosvater: Unser gestriges Gespräch hat mich noch lange beschäftigt, und nachdem ich mich schon niedergelegt hatte, mußte ich Alles noch Einmal durchdenken. Da fiel mir denn unter Andern eine Begebenheit ein, die sich in Baireuth in der Zeit zutrug, wo ich mich meiner mediciniſchen Studien wegen dort aufhielt, und die ich meinen Freunden wohl öfters als ein recht auffallendes Beispiel der Einwirkung der göttlichen Gerechtigkeit in die menschlichen Dinge erzählt habe. Dir, Mathchen, ist sie nicht unbekannt. Unsere Kinder aber werden sie wohl zum Erstenmal, und

ich denke, nicht ohne Erbauung hören. Jetzt, Marianne, gieße erst noch Etwas in den Krug zu; denn die Geschichte ist lang und muß ohne Unterbrechung erzählt werden. —

Da ging Marianne und goß aus der Flasche nach; Lili aber nahm ihre Puppe auf den Schoos, und befahl ihr still und artig zu seyn, weil sie sonst zu Bette geschikt würde. Alle freuten sich auf die lange Geschichte. Und nachdem Alles beseitigt war, was Störung hätte verursachen können, hub der Gresvater folgendermaßen an:

In der Vorstadt von Baireuth wohnte ein Leinweber, ein armer, aber ehrlicher Mann. So lange das Brod wohlfeil war, verdiente er mit fleißiger Arbeit so viel, daß er sich und seine zahlreiche Familie erhalten konnte; aber als es theuer wurde, und seine Frau noch überdieß zu kränkeln anfing, litt er oft große Noth. Er hätte nun wohl den Hunger ertragen; aber wenn er seine Kinder nicht satt machen konnte, oder sie wohl gar ohne Abendbrod zu Bette schicken mußte, da meinte er, das Herz müßte ihm brechen, und er brachte dann in seinem Kummer manche Nacht schlaflos und in Thränen zu. Zwar hoffte er immer auf bessere Zeiten, und bat Gott um Vertrauen; aber wenn die Zeiten auch etwas besser wurden, so wurden dafür die Kinder größer, und brauchten mehr, und konnten doch noch nicht viel bei der Arbeit helfen. So kam es denn, daß der arme Mann mit seinen Abgaben und Steuern in Rückstand blieb. Schon waren sieben Gulden aufgelaufen, während er nicht sieben Groschen baares Geld aufzubringen im Stande war; und da er immer fürchten

mußte ausgepfändet zu werden, verſank er in eine tiefe Niedergeſchlagenheit und hatte keine Ruhe weder Tag noch Nacht.

Nun zog damals im Frankenlande und den benachbarten Gegenden ein Mann umher, welcher Mützen, Strümpfe, Halstücher und andre dergleichen baumwollene Waaren von Haus zu Haus feil bot, und weil er ſein Waarenlager auf einem großen Hunde fortzuſchaffen pflegte, während er ſelbſt das kleinere Bündel auf dem Rücken trug, wurde er allgemein der Hundeſattler genannt. Seinen wirklichen Namen wußten wohl nur Wenige; aber den Hundeſattler kannte in Franken jedes Kind, und auch jetzt wird es dort wohl noch Manchen geben, der ſich ſeiner erinnert, oder doch von ihm gehört hat.

Dieſer Mann nun pflegte, wenn er auf ſeinen Wanderungen nach Baireuth kam, bei unſerm Leinweber einzukehren, mit dem er, ich weiß nicht wie, in Bekanntſchaft gerathen war, und während er am Tage dem Handel nachging, ſchlief er in der Nacht bei ſeinem Freund. Seit geraumer Zeit war er nicht des Weges gekommen. Als er nun wieder einmal da einkehrte, und den armen Leinweber, nebſt ſeiner kränkelnden Frau, ſo niedergeſchlagen fand, frug er ihn nach der Urſache, und erfuhr, wie es mit ihm ſtand. Sie werden mir das Bett unter dem Leibe wegnehmen, ſagte der gedrückte Mann, wenn ich nicht bezahlen kann; denn was hab' ich denn ſonſt? oder mein Handwerksgeräth; oder die Lumpen meiner Kinder — und den Jammer könnt' ich nicht überleben.

Dem Handelsmanne ſchienen dieſe Klagen an's Herz zu gehn.

Er bedachte sich einige Augenblicke und sagte dann: Seyd doch kein Thor, Freund, Euch um elender sieben Gulden willen so zu härmen! Die werden ja noch beizuschaffen seyn. Hört, ich bin ein alter Bekannter von Euch, und möchte Euch gern einmal einen Dienst erweisen. Morgen geh ich weiter nach Hof zu und cassire unterwegs eine Schuld ein, die ich schon für verlohren gegeben hatte. Wollt Ihr mit mir gehn, so kann ich Euch mit dem Gelde helfen, und Ihr mögt mir es wieder geben, wenn Ihr besser zu Kräften kommt.

Das klang nun recht gut, und dem Leinweber war bei diesen Worten, als ob ihm ein Stein vom Herzen fiele. Er drückte seinem Freunde gerührt die Hand und konnte kein Ende seines Dankes finden, und wie er vorher vor Kummer nicht hatte schlafen können, so nahm ihm in der Nacht die Freude den Schlaf. Doch war er am folgenden Morgen noch früher an der Arbeit als gewöhnlich, und sang sein Morgenlied mit heller Stimme. Denn er glaubte, wenn er nur erst die Steuern bezahlt hätte, so wär' er aller Sorgen ledig. Aber die fingen jetzt erst recht an, wie Ihr gleich hören werdet.

Nachdem der Handelsmann seine Geschäfte geendigt hatte, packte er nach Mittag auf, um sich nach Hof auf den Weg zu machen, und nahm den Leinweber mit. Der Weg führte durch einen Wald und immer weiter abwärts von der Straße, so daß sich der Leinweber wunderte und schon meinte, sie wären irre gegangen. Aber der Andere versicherte, es sey der rechte Weg, und der war es auch für ihn. Nun währte es gar nicht lange,

da ſtießen ſie auf einige Männer von verdächtigem Anſehn, die ſich zu ihnen geſellten und mit dem Hundeſattler ſehr vertraut ſchienen. Dem Leinweber wurde bang, zumal er bemerkte, daß ſie ſich allerhand Zeichen gaben; und noch bänger, da ſie allerhand fremde und ungewöhnliche Worte einwarfen, die er nie zuvor gehört hatte. Er hatte wohl Urſache dazu. Denn dieſe Geſellen waren Räuber, und der Hundeſattler war auch nichts beſſer und hatte den Leinweber nur mitgenommen, um, weil er ein armer Mann war, ihm bei ſeinem Diebgeſchäfte Hülfe zu leiſten. Auch ließ er ihn nicht lange in der Ungewisheit. Nachdem er ſich nemlich insgeheim mit ſeinen Geſellen beſprochen hatte, nahmen ſie den Leinweber in die Mitte und er ſagte zu ihm, jetzt könnte er ſein Glück machen. Bei ſeiner armſeligen Handthierung hätte er ja kaum das Brod, wenn er auch Tag und Nacht arbeite. Da hab' er Mitleiden mit ihm gehabt und ihn auf andere Wege geführt, wo er mehr vor ſich bringen könnte. Wenn er Verſtand hätte, ſo nähm' er ſeinen Vorſchlag an und hielte ſich zu ihm. Es bliebe ihm auch nichts anders übrig. Sie würden dieſe Nacht einen reichen Müller beſuchen, bei dem ſie einiges Brauchbare zu finden hofften. Für ihn wäre dabei keine Gefahr. Er ſolle nur außerhalb der Mühle Wache ſtehn, damit ſie nicht geſtört würden, wenn ſie das Inventarium machten.

Bei dieſem unerwarteten Antrage war dem armen Leinweber zu Muthe, wie Einem, der auf dem Richtplatze ſchon den Fuß auf die Leiter geſetzt hat, und die Schlinge am Halſe fühlt. Er bat um Gotteswillen, ihm nicht ſolche Dinge zuzumuthen; er ſey

ein ehrlicher Mann und begehre nichts von solcher Art Erwerb, so sehr er auch wohl des Geldes benöthigt sey. Sie sollten ihn gehn lassen, woher er gekommen sey, und er verspräche ihnen, sie nicht zu verrathen. — Da lachten ihm aber die bösen Gesellen in's Gesicht und fragten ihn, ob er sie für so einfältig hielte? Er käme auf keine Weise los, bis er mit ihnen getheilt habe. Und da er vor ihnen auf die Knie fiel und sie noch dringender bat, ihn doch um Gotteswillen nicht zu Etwas zu zwingen, was er nicht über sein Gewissen bringen könne, stießen sie so fürchterliche Drohungen gegen ihn aus, daß er, um seiner armen Kinder willen, nicht wagte, länger Widerstand zu thun.

Das verabredete Unternehmen wurde nun wirklich in der Nacht ausgeführt. Der Hundesattler stieg mit seinen Genossen in die Mühle ein und der Leinweber stand zitternd auf der Wache, und zählte die Augenblicke, die sich ihm zu Stunden ausdehnten. Es dauerte indeß nicht lange, so wurde es in der Mühle rege und die Räuber mußten die Flucht ergreifen, ohne besondere Beute gemacht zu haben. Als sie sich wieder in Sicherheit befanden, theilten sie das Wenige. Der Leinweber weigerte sich irgend Etwas anzunehmen. Da fingen aber die Drohungen von neuem an, und da er sich ganz in den Händen der Räuber befand, ließ er sich endlich die sieben Gulden in die Tasche stecken, die er schuldig war. Hierauf zerstreuten sich die Andern und verstatteten dem armen Leinweber, den sie jetzt als einen Mitgenossen behandelten, nach Hause zurückzukehren.

Hatte nun den armen Schelm vorher seine Schuld gedrückt,

ſo laſtete jetzt ſein unrechter Erwerb noch weit härter auf ihm, und er hätte gern das Sündengeld von ſich geworfen, wenn er nur dadurch die Sünde ſelbſt los geworden wäre. Er kam auch ganz verändert nach Hauſe und ſprach einige Tagelang kein Wort, ſo daß ſeine Frau nicht wußte, was ſie von der Sache denken ſollte. Endlich bat ſie ihn ſo lange, bis er ihr Alles geſtand. Da erſchrack ſie nun freilich nicht wenig, nahm ſich aber doch zuſammen und tröſtete ihren Mann, daß er ja doch eigentlich nichts verbrochen, ſondern nur gezwungener Weiſe an dem Raube Theil genommen habe. Das half ein wenig. Aber leicht wollte ihm das Herz darum doch nicht werden. —

Eduard konnte ſich hier nicht länger halten und ſagte: Warum ging er aber nicht zu der Obrigkeit und zeigte die Sache an? Ich dächte, er hätte das nicht unterlaſſen dürfen. —

Das Beſte wäre das allerdings geweſen, erwiederte der Großvater, und er war ſehr geneigt, es zu thun. Aber ſeine Frau hielt ihn zurück, denn ſie fürchtete ſich vor der Rachſucht der Räuber, die ihnen leicht ein großes Unglück bereiten könnten. So unterließ er es. Nie ſollte man aber einen guten Vorſatz und das, was man als Recht erkennt, aus Furcht vor einem möglichen Nachtheile aufgeben! Wie oft hat die arme Frau nachher Urſache gehabt, ihre Furcht, und Er, ſeine Nachgiebigkeit zu bereuen!

Kurze Zeit nemlich nach der Beraubung der Mühle entſtand Verdacht gegen den Hundeſattler. Er wurde eingezogen und, da er Alles keck ableugnete, auf die Folter gebracht. Denn damals herrſchte noch der unvernünftige Gebrauch, das Geſtändniß der

Wahrheit durch Qualen zu erzwingen. — Aber auch dieſes Mittel blieb ohne Erfolg. Er hielt alle Martern ſtandhaft aus, und blieb bei der Verſicherung ſeiner Unſchuld, ſo daß ihn die Gerichte wieder frei laſſen mußten. Und doch war Alles, was man ihm ſchuld gab, und noch viel mehr als das, vollkommen wahr.

Wer war jetzt froher als der Hundeſattler, als ihm die Ketten abgenommen waren und er mit ſeinem Freibriefe in der Hand zum Kerker hinaus ſpazierte. Die Schmerzen, die er ausgeſtanden, vergaß er bei dem Gedanken, ſein Diebshandwerk jetzt mit noch größerer Sicherheit fortzuſetzen und ſich für das Erlittene ſchadlos zu halten. Mit dieſen Geſinnungen ging er recht keck und übermüthig in ein Wirthshaus, wo viele Menſchen verſammelt waren — es war eben Jahrmarkt — und da ihn Viele darunter kannten und Alle von der ſchweren Unterſuchung gehört hatten, drängten ſie ſich um ihn her und fragten ihn aus. Da hatte nun der Gauner das große Wort, prahlte mit ſeiner Unſchuld und ſchmähte auf die Gerichte, die einen ehrlichen Mann zum Diebe machen und mit Gewalt an den Galgen bringen wollten. Aber Recht muß doch Recht bleiben, ſetzte er hinzu, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, und Ehrlich währt am längſten, und was dergleichen Redensarten mehr waren. Dabei ſchwenkte er ſeinen Freibrief in der Hand und ſagte: Da haben ſie's doch hinein ſchreiben müſſen, daß ich ein ehrlicher Kerl bin! — Niemand hätte es jetzt gewagt, an ſeiner Unſchuld zu zweifeln, und da er ihnen ſeine Hände zeigte und die von der Folter breitgedrückten Daumen, da hatten Alle Mitleiden mit ihm und ver-

wünſchten, die Einen im Herzen, die Andern laut und vernehmlich, die Juſtiz und den Amtmann.

Aber es war wohl wahr, was der Schelm ſagte, Ehrlich währt am längſten; denn der Krug geht ſo lang zu Waſſer, bis er bricht. In dem Augenblicke, wo er am übermüthigſten prahlte und auf ſeine Unſchuld pochte, erwachte ſein Ankläger und die Strafe ſtand hinter ihm. Die Sache war ſo. Unter den Fremden, die in der Wirthsſtube verſammelt waren, befand ſich auch der Scharfrichter von Culm, welcher ganz ſtill in der Ecke geſeſſen und den Redenden beobachtet hatte. Dieſer bemerkte nun, daß der Rock, den der Gauner anhatte, ihm, dem Scharfrichter, gehörte. Er war ihm wenige Tage vor der Verhaftung des Kerls geſtohlen worden und er kannte ihn genau. Jetzt ſtand der Scharfrichter auf, gab dem Wirth ein Zeichen mit ihm hinauszugehn, und trug ihm auf, den Kerl, der drinne das große Wort führe, feſtnehmen zu laſſen. Der Wirth wunderte ſich nicht wenig über dieſe Zumuthung, und ſah den Scharfrichter mit großen Augen an. Da ſich dieſer aber durch keine Einwendungen abſchrecken ließ, ſondern Alles auf ſich nahm und mit ſchwerer Verantwortung drohte, ließ der Wirth endlich die Wache holen. — Nun könnt Ihr denken, daß der Hundeſattler, der noch immer im Peroriren begriffen war, kein kleines Geſchrei erhob, als ſich die Häſcher durch ſeine Zuhörer Platz machten und Hand an ihn legten, und daß die Zuhörer ſelbſt, die ihn für ein unſchuldiges Opfer boshafter Verleumdung hielten, die Köpfe nicht wenig ſchüttelten, als ſie ihn

wieder in das Gefängniß abführen sahen, das er vor wenigen Stunden so triumphirend verlassen hatte.

Jetzt ging nun Alles anders als das vorigemal. Die Rechnung des Böſewichts war voll, und der Himmel schien ihm die Rettung nur gezeigt zu haben, um ihn zu größerer Belehrung der Welt in den Abgrund fallen zu lassen, den er sich selbst gegraben hatte. Da er nicht angeben konnte, wie er zu dem Rocke gekommen, den er trug, und sich in seinen Aussagen verwirrte und ein Anzeichen sich an das Andere reihte, so wurde der Gefangene mit Einemmal von einer solchen Masse von Anklagen und Beweisen überschüttet, daß er sich zum Geständnisse gezwungen sah. —

Und ohne Folter? fragte Eduard.

Ohne Folter. — Denn mancher bietet jeder Marter Trotz, der die Kraft der Wahrheit nicht überwinden kann. Als er sich nun überwiesen sah — Aber Ihr fragt ja gar nicht nach dem armen Leinweber! Habt Ihr seine Noth ganz vergessen? —

Ach nein, antworteten die Kinder. — Wir haben schon lange erwartet, daß wieder Etwas von ihm vorkommen würde, setzte Marianne hinzu. — Und Eduard sagte: Wenn er von der Gefangenschaft des Hundesattlers gehört hat und seiner Untersuchung, so wird seine Angst dadurch nicht vermindert worden seyn.

Allerdings hatte er davon gehört, fuhr der Großvater fort, und er ging während der ganzen Zeit so traurig und niedergeschlagen umher, daß man Mitleiden mit ihm haben mußte. Und doch konnte er noch nicht ahnden, was ihm bevorstand.

Die Kinder sahen sich einander voll Unruhe und gespannter

Aufmerksamkeit an. Da ließ sich auf der Straße ein Posthorn hören, und ein Wagen hielt vor der Thür und aus dem Wagen stieg ein Professer, der eben aus dem Bade nach Hause reis'te, und die Nacht bei seinem Freunde, dem Pfarrer, zubringen wollte.

Fortsetzung.

Der fremde Besuch war den Kindern höchst unwillkommen. Sie verlangten nach dem Erfolge der angefangenen Geschichte, und dazu war nun sobald keine Aussicht, da der Professor gleich beim Eintritte seine Absicht zu erkennen gab und um ein Nachtquartier bat. Sie setzten sich also in der Nebenstube in einem Eckchen zusammen, und um ihren Unmuth schneller zu vergessen, schlug Mathilde vor, Mährchen zu erzählen. Der Vorschlag fand Beifall. Da aber keines den Anfang machen wollte, loosten sie, und das Loos traf die kleine Lili.

Lili wurde vor Freude und Schrecken bis über die Ohren roth, da sie zuerst erzählen sollte, und trug gleich ihre Puppe zu Bett, um nicht, wie sie sagte, von dem naseweisen Dinge im Erzählen gestört zu werden. Dann stellte sie sich mit dem Gesichte nach der Wand, und nachdem sie sich eine Weilchen besonnen hatte, rief sie: Jetzt weiß ich es, und sprang auf Eduards Knie, mit dem sie heute gerad in besonders gutem Vernehmen stand. Ich erzähle Euch die Geschichte von der Prinzessin Mickmack, sagte sie, die ist gar hübsch; aber nicht wahr, Eduard, wenn ich Etwas nicht recht mehr weiß, da hilfst Du mir ein? — Eduard versprach.

und mit seinem Munde an ihrem Ohre, hielt er das Kind mit beiden Händen auf seinem Schooße fest. — Nun fing sie an:

Es war einmal ein König, der hieß Mack, und eine Königin, die hieß Mick, und die bekamen eine Prinzessin, die sie Mickmack tauften. Die Prinzessin war wunderschön, aber auch entsetzlich stolz. Den ganzen Tag stand sie vor dem Spiegel und putzte sich, und frug alle Leute, ob es wohl eine schönere Person in der Welt gäbe, als sie? und weil — ja, und weil sie eine Prinzessin war, sagten die Leute alle Nein! Sie wäre schöner, als alle Menschen auf der ganzen Welt; und, wer sich recht beliebt bei ihr machen wollte, sagte gar, sie wäre schöner als die Engel im Himmel. —

Kann man denn einen Engel sehn, Mathildchen? unterbrach sich Lili.

Ich habe wohl schon einen gesehn, antwortete Mathilde, wenn Du recht gut und artig warst. — Ach, aber wo war er denn da? — Zunächst bei Dir. Habe nur Geduld, ich zeige Dir ihn schon einmal im Spiegel. Jetzt erzähle nur weiter.

Also die Leute sagten — wie sagten die Leute? — ja, sie wäre schöner als die Engel im Himmel. Da wurde sie immer stolzer und immer böser, und plagte alle Menschen, so daß ihre Eltern recht traurig waren und sich alle Mühe gaben, sie gut zu machen. Aber es half nichts. Da gingen denn die armen Eltern in ihrer Betrübniß zu einer großen Fey, die sehr klug war, und erzählten der, was sie für Noth mit ihrer Tochter hätten, und baten sie, ihnen zu helfen und die Prinzessin Mickmack zu bessern.

Da sagte die Fey — Nun, Mariannchen, was wird die Fey wohl gesagt haben?

Die Fey wird gesagt haben, antwortete Marianne: Das ist leicht. Ihr müßt nur für's Erste alle Spiegel im Hause entzweischlagen, damit das eitle Ding —

Nein, nein, unterbrach sie Lili: so war es gar nicht, sondern ganz anders. Die große Fey sagte: Das ist schwer. Denn Eure Tochter ist schon dreizehn Jahre alt, und da bessert man sich nicht mehr so leicht. Ich weiß nur Ein Mittel; aber das ist hart und wird Euch vielleicht selbst nicht recht seyn. — Da bat nun der König und die Königin die Fey himmelhoch, das Mittel zu brauchen; es mochte seyn was es wollte, wenn es nur hälfe. — Da sagte die gute Fey: Nun geht nur, weil Ihr es so haben wollt. Aber kommt mir nachher nicht und klagt. Euer Wille ist jetzt schon erfüllt.

Wie nun der König und die Königin nach Hause gingen, sagten sie zu einander, was das nur für ein Mittel seyn muß? Und die Königin sagte: Ich glaube, es wird etwas einzunehmen seyn, das recht häßlich schmeckt. Und das wird Mickmack nicht nehmen wollen. — Nun, wir werden ja sehn, sagte der König. Ich kann mir nichts denken, was so schnell helfen könnte. —

Bei diesen Worten hielt Lili inne und sagte: Jetzt kömmt nun das Rechte; es ist aber etwas Entsetzliches, und Ihr werdet Euch gewiß alle recht fürchten. — Da stellten sich nun die Mädchen zaghaft an, und baten Lili, sie sollte es doch nicht gar zu gräßlich machen; sie stürben ja sonst vor Angst. — Lili aber freut

ſich über ihre vergebliche Furcht und ſagte endlich: Nun gebt nur Acht. — Es iſt ja nur ein Mährchen.

Nun, wo war ich denn geblieben? — Ja — der König und ſeine Frau kamen nun zuſammen nach Hauſe, und hörten ſchon unten an der Thür ein entſetzliches Geſchrei. Da ſagte die Königin: Das iſt ja unſre Tochter Mickmack! Was muß denn der begegnet ſeyn? Und nun lief ſie die Treppe ſpornſtreichs hinauf, der König außer Athem hinterdrein. Auf der Treppe begegneten ihnen Bedienten und Mägde und andre Leute, die ſich Schnupftücher vor's Geſicht hielten; und wie ſie den König und die Königin ſahen, riefen ſie, ach das Unglück, das Unglück! und ſtellten ſich an, als ob ſie weinten; eigentlich aber lachten ſie. Und da der König ſie fragte, was denn das Geſchrei bedeute und was ſeiner Tochter widerfahren wäre, konnten ſie nicht antworten, ſondern dachten: Ihr werdet's ſchon ſelbſt ſehn.

Nun will ich Euch aber ſagen, was geſchehn war; denn errathen kann das kein Menſch. Während der König und ſeine Frau bei der Fey waren, ging die ſtolze Prinzeſſin mit ihren beiden Mägden im Garten ſpazieren. Von den Mägden mußte immer Eine einen Spiegel bei ſich haben, damit ſich Mickmack darinne beſehen könnte, wenn ſie Luſt hätte. Nun kam ſie in dem Garten an ein Beet, auf welchem ſchöne blaue Blumen wuchſen. Von denen riß ſie welche ab, und machte einen Kranz daraus und ſagte: das muß ſchön zu meinen blonden Haaren ſtehn. Gebt mir den Spiegel her. — Den hatten nun die Mägde vergeſſen. Da wurde die Prinzeſſin ſo böſe, daß ſie die alte Magd mit geballter

Faust in's Gesicht schlug und ihr befahl, auf der Stelle den Spiegel herzuschaffen. Da hätte keine Widerrede geholfen; und da Mickmack so böse war, so lief die andere Magd auch nach, und die Prinzessin blieb allein im Garten.

Nun war in dem Garten ein Teich, der war so hell wie der schönste Spiegel; und da Mickmack allein war und ihr die Zeit lang wurde, lief sie an den Teich und wollte sich darinne besehen, und wie ihr der blaue Blumenkranz stände. — Nun was glaubt Ihr, daß sie da gesehn hat?

Was denn anders, sagte Marianne, die das Mährchen sehr wohl kannte, als ein niedliches Gesicht, und prächtige blonde Locken und den blauen Kranz in den Locken?

O! o! unterbrach sie Lili. Gar nicht so. Wie sie sich an das Wasser stellte und hinein sah, sah ein abscheuliches Ungeheuer heraus. Sie fuhr natürlich zurück, sah aber doch wieder hin und erschrack nun noch ärger; denn es kam ihr vor, als ob das häßliche Bild sie selber wäre. Das hatte nun ein altes, altes, verschrumpftes Gesicht, ein spitziges Kinn mit zwei großen Warzen daran, und in dem Munde lauter Zahnlücken, und die Zähne, die sie noch hatte, waren groß und gelb und garstig, und standen ihr überall über die Lippen heraus. Doch das war noch nicht genug. Ihr kleines kirschrothes Mündchen war so groß und weit geworden, wie ein lederner Beutel, und die Unterlippe hing lang und dick herunter, und die rothe spitzige Nase krümmte sich darüber her wie ein Vogelschnabel. Ach und die blonden Locken, die ihr so schön kraus um die Stirn gehangen hatten, wie Mathildchen

ihre, waren jetzt weg, und es hingen ihr nur einzelne graue Haare recht garstig um den kahlen Kopf. Nun konnte sie lange gar nicht glauben, daß sie das wäre, sondern meinte, das Wasser wäre behext; denn sie mochte so oft hineinsehn als sie wollte, immer war es das nemliche. Endlich griff sie sich in's Gesicht, und da sie ihr spitziges Kinn und ihre rothe Nase und ihre garstigen Runzeln fühlte, fing sie so entsetzlich an zu schreien, daß alle Leute zusammenliefen, und die beiden Mägde auch. Die konnten nun gar nicht glauben, daß das die schöne Prinzessin Mickmack wäre, und wollten wieder davon laufen, um die wahre Prinzessin zu suchen. Die schrie aber immer ärger, weil die Leute nicht glauben wollten, daß sie es wäre, und schlug und trat wüthend um sich, bis endlich alle weggingen und sie allein stehen ließen. Da lief sie nun auch fort, in's Schloß hinein und in ihre Stube, und da war es eben, wo der König und die Königin sie so schreien hörten.

Wie nun die armen Eltern sahen, was aus ihrer Tochter geworden war, wollten sie sich gar nicht zufrieden geben, und die Königin riß sich die Haare aus und schimpfte auf die Fey, und beide weinten Tag und Nacht über das Unglück und über die Fey; denn sie dachten, sie hätte ihre schöne Tochter nur aus Neid und Bosheit so häßlich gemacht. Das war aber gar nicht wahr. — Was wird aber wohl nun weiter geschehn seyn?

Je nun, sagte Mathilde, die häßliche Mickmack wird sich in den Brunnen gestürzt haben.

Nein, sagte Marianne, sie wird sich eine schöne Puppenlarve auf dem Jahrmarkt gekauft haben, und eine blonde Lockenperücke,

wie die Frau Rentverwalterin. — Oder, ſagte Eduard, ſie hat ſich das Geſicht gemalt, wie die alten Comödianten, die ſich die Runzeln übertünchen.

Gar nicht ſo, fuhr Lili lachend fort; gar nicht ſo. Erſt tobte ſie noch eine Zeitlang, und wenn ſie vor einem Spiegel vorbei ging, ſchlug ſie ihn in Stücken und trieb es ſo arg, daß gar Niemand mehr zu ihr gehen wollte. Wie ſie aber ſah, daß ihr Alles nichts half, fing ſie erſt an zu weinen, und wie ſie lang genug geweint hatte, wurde ſie ganz ſtill, und dann, weil ſie lange Weile hatte, fing ſie an zu ſpinnen und zu ſtricken, was ſie ſonſt nie hatte thun wollen, und ihre Mägde mußten ihr helfen; und wenn ihr dann die Arbeit nicht gut von Statten ging, wurde ſie manchmal recht vergnügt, wie ſie nie vorher geweſen war. Aber immer arbeiten konnte ſie doch auch nicht. Da ließ ſie arme Kinder zu ſich kommen, und ſchenkte ihnen was ſie geſtrickt und geſponnen hatte, und erzählte ihnen auch ſchöne Geſchichten; ſo daß die Kinder die Prinzeſſin Mickmack ſo lieb hatten, wie ihre Mutter, und gar nicht daran dachten, daß ſie ſo alt und häßlich ausſah. Weil ſie nun aber immer in der Stube ſaß und gar nicht ausging — denn ſie ſchämte ſich vor den Leuten — wurde ſie ganz kränklich, und der Doctor ſagte, ſie müßte ſpazieren gehn. Das kam ihr freilich ſauer an, und ſie hing auch einen dicken Schleier über, ſo daß Niemand das häßliche Geſicht darunter ſehen konnte; aber da half ihr auch die Luft nicht viel, und ſie wurde immer elender. Endlich dachte ſie: Ich hab' es wohl verdient. Weil ich ſo ſtolz auf meine Schönheit geweſen bin, hat mich der liebe Gott häßlich

gemacht. So will ich auch meine Strafe geduldig ertragen und es nicht mehr vor den Leuten verbergen. Und nun ging sie ohne Schleier herum. Zuerst blieben die Leute freilich stehn und sahen sie an. Da sie aber Allen freundlich zusprach, und den Armen immer Etwas schenkte, und überhaupt gegen Jedermann gut war, verspottete sie Niemand, sondern die Leute hatten Mitleid mit ihr. Manches dachte auch: Die ist wohl hart gestraft; aber ohne die Strafe wäre sie auch nimmermehr gut geworden.

Das währte nun so eine Zeit — ach gar lange Zeit — wohl ein Jahr oder zwei Jahr währt' es, da wurde die Prinzessin krank, todsterbens krank, und der Doctor sagte, er könne ihr nicht helfen, sie müßte sterben. Da war ein Jammer im Schloß! Der König und die Königin wollten sich gar nicht zufrieden geben, daß ihre gute Tochter sterben sollte, und alle Mägde weinten, und es wurde den ganzen Tag weder gekocht noch gebraten; denn kein Mensch hatte Hunger. Sie hatten die Prinzessin gar zu lieb. Auch in der Stadt war eine große Traurigkeit, und es kamen immer Leute, die frugen, ob es mit der guten Prinzessin noch nicht bald besser würde, und alle Kirchen waren voll von Menschen, die für sie beteten. Wie es aber Nacht wurde, sagte die Prinzessin, sie fühlte, daß sie nun bald sterben würde, und nahm Abschied von ihren Eltern und von allen Leuten, und sagte, sie dankte dem lieben Gott, daß er sie häßlich gemacht hätte, weil sie doch nun hoffe, selig zu werden. Endlich bat sie, sie möchten ihr die Bettvorhänge zuziehn und sich alle zu Bett legen, damit sie ruhig sterben könnte. — —

Als Lili in ihrer Geſchichte ſo weit gekommen war, hielt ſie inne, als ob ſie vor Beklommenheit nicht weiter könnte, ſah mit einer komiſch-traurigen Miene ihre Zuhörer, eines um das andere an, und fuhr endlich nach einem tiefen Seufzer fort:

Was nun kömmt, habt Ihr gewiß nicht geglaubt. Aber das iſt das Allerſchönſte. Wie nemlich die Prinzeſſin ſo im Bette lag und ſterben wollte, und alle andere Leute weggegangen waren, ſaß nur ihre alte Wartfrau allein noch in der Ecke bei einem Nachtlichte, und es war ganz ſtill und ganz dunkel in der Stube. Aber mit Einemmal — eben wie es auf dem Thurme zwölfe ſchlug — wurde es ganz hell, nicht anders als ob viele tauſend Kerzen in der Stube brannten; die Bettvorhänge fuhren auf, und ſtatt der alten Wartfrau ſtand eine ſchöne, ſchöne Dame vor dem Bette — das war nemlich die Frau geweſen — rührte die Prinzeſſin mit einem Blumenſtengel an, den ſie in der Hand hatte und ſagte: Nickmack, du biſt geſund. Deine Prüfung iſt zu Ende. Bleibe ſo gut, wie du geweſen biſt, und du wirſt glücklich ſeyn. — Und nachdem die ſchöne Dame das geſagt hatte, war ſie weg, und die Wartfrau war auch nicht mehr da, und es war wieder ganz dunkel in der Stube, und nur das Nachtlicht brannte noch in der Ecke. Nickmack aber war ganz geſund und recht frohen Muthes, und dachte immer: Wenn doch meine lieben Eltern gleich da wären; denn die werden ſich unten betrüben, weil ſie glauben, ich wollte ſterben.

Darüber wurde es nun endlich Tag, und der König und die Königin waren aufgeſtanden und kamen die Treppe herauf, und

der König sagte: Nun wird unsre gute Tochter wohl gestorben seyn. Und die Königin sagte: Ich glaub' es auch, denn sie war gestern Abend gar zu schlecht. — Wie sie aber die Stubenthür aufmachten, kam ihnen eine schöne junge Prinzessin entgegen, die noch viel viel schöner aussah, als Mickmack sonst gewesen war. — Da sagte die Königin: Lieber Mann, wer ist denn das? — Und der König antwortete: Ich glaube, es ist der Engel, der unsre liebe Tochter in den Himmel abholen will. Da fiel Mickmack — denn das war eben die schöne Prinzessin, die nun wieder jung geworden war — also die Prinzessin fiel ihren Eltern um den Hals, und erzählte ihnen Alles, was sich in der Nacht zugetragen hatte. Daß sie aber wieder so schön war, wußte sie selbst noch nicht; denn es war kein Spiegel in der Stube. Und da sie es erfuhr, war es ihr lieb; aber stolz wurde sie nicht wieder, sondern blieb immer gut. — Und nun ist mein Mährchen aus.

Bei diesen Worten sprang die Erzählerin mit hochrothem Gesicht von Eduards Knien herab, und lief zu Mathilden, die sie in die Arme nahm und küßte. Da rief Eduard mit Einemmal: Aber was ist denn das? und stellte sich ganz bestürzt. Seht Ihr nicht, daß Lili in dem Augenblicke ganz zusammengeschrumpelt ist? — Und nun stellten sich die Andern auch ganz erschrocken, und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen, und schrien Ach und O durcheinander. Lili aber sprang auf den Stuhl und beschaute sich im Spiegel, und es entstand ein gewaltiges Lachen, wobei sie selbst am Besten half. Und dann ging sie gebückt, wie eine alte Frau, in der Stube umher, und machte es der verwan-

deten Prinzessin nach, und es war ein großer Jubel bis es zu Tisch ging.

Fortsetzung.

Bei Tische wurde viel von den Begebenheiten der Zeit gesprochen. Die Welt, sagte der Großvater mit mehr als gewöhnlicher Lebhaftigkeit, die Welt gestaltet sich neu, wie in dem Zeitalter der Reformation. Alle Stoffe, welche die vorigen Jahrhunderte gesammelt haben, sind in Bewegung gerathen, und in allen Theilen zeigt sich eine Regsamkeit, die die Menschen zu neuen Zielen fortreißt. Ich bin zu alt, um noch den ganzen Erfolg dieses großen Prozesses zu sehn; aber auch schon das, was sich vor unsern Augen gestaltet hat, erfreut mein altes Herz, und läßt mich noch Größeres und Heilsameres hoffen. Ist nicht schon unter mehrern Völkern eine heitere Gesetzmäßigkeit an die Stelle der Willkühr getreten? Ist nicht in Ländern, wo wir es am wenigsten erwarteten, das Joch gebrochen, das die Menschen als Knechte zu Boden drückte und ihnen jede freie Entwickelung ihrer edelsten Kräfte verbot? Ist nicht das verabscheuungswürdigste aller Institute, die Inquisition, zu Grabe getragen, und dadurch würdigern Vorstellungen von Religion und einer reinern Verehrung Gottes der Weg gebahnt?

Dieß ist allerdings ein großer Sieg der Vernunft, sagte der Professor, der wohl eher ein Te Deum verdient hätte, als so mancher auf dem Schlachtfelde, der den Feldherrn unfruchtbare Lorbeern,

den Völkern Elend und Knechtschaft brachte. Ich hätte aber gewünscht, neben der Befreiung von der Inquisition auch die Befreiung von dem Gewissenszwange aufblühn zu sehn.

Diese kann nicht ausbleiben, sagte der Pfarrer. Die absolute Einheit des Glaubens — eine der größten Täuschungen, mit denen die Willkühr der Herrschsucht die Menschen gequält hat — kann ohne Inquisition nie erhalten werden, und da man diese nicht zurückrufen kann, und künftig, selbst in Spanien und Amerika, kein Mensch mehr wegen einer Abweichung von den Hirngespinsten der Schultheologie in Kerker geworfen, gefoltert und den Flammen übergeben werden wird, so ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Gewissensfreiheit, auch ehe das Gesetz sie ausspricht und anerkennt, Wurzel schlagen wird. Die politischen Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit sind auch in dieser Rücksicht von der größten Bedeutung, und es ist unverkennbar, daß die Wiederherstellung der wahren Kirche Christi, die unter dem Schutte des Mönchthums und der Hierarchie fast vergraben worden, in ihrer herrlichen Reinheit und Lauterkeit jetzt eher als zu jeder andern Zeit erwartet werden darf.

Amen, sagte der Grosvater, und Amen wiederholte der Professor.

Der letztere hatte in frühern Jahren Reisen gemacht, und sich auch in Italien aufgehalten. Das Gespräch führte mehrere Erinnerungen aus jener Zeit herbei, und die Kinder hörten dem, was er von Neapel zu erzählen wußte, desto aufmerksamer zu, da sie seit kurzem durch die Briefe ihrer Muhme Luise mit dieser Stadt näher befreundet worden waren.

Nachdem er nun ein Bild von der Schönheit der Stadt, dem Gewühle der Menschen darinn und dem fast unerträglichen Lerm und Tosen gegeben, die seltsame Grotte des Pausilipo, die Herrlichkeit des Meerbusens und der benachbarten Inseln, und die Majestät jener alten Esse der Erde, des Vesuvius, beschrieben hatte, sagte er: Seltsamer und merkwürdiger aber ist mir doch nichts vorgekommen, als das Fest des Schutzheiligen von Neapel, des heiligen Januarius.

Die Kinder sahen sich erwartend an, und da die Pfarrin auch nur oberflächlich von diesem Feste unterrichtet war, gab der Professor ohngefähr folgende Beschreibung davon:

Das, was diesem Feste vor andern eine große Bedeutung und Wichtigkeit gibt, ist das Wunder, das sich an demselben zu ereignen pflegt, und wenn es ausbliebe, für ein untrügliches Anzeichen der größten Unglücksfälle angesehen werden würde. Man glaubt nemlich, Etwas von dem Blute des H. Januarius zu besitzen, der unter dem Kaiser Dioeletianus den Märtyrertod gestorben ist, und dieses Blut, oder was es seyn mag, wird in einem crystallenen Fläschchen aufbewahrt. Gewöhnlich scheint es eine harte Masse zu bilden; an dem Festtage des Heiligen aber wird es in den Händen des Priesters flüssig. Dieses große Fest beschäftigt die Menge lange vor seinem Eintritte; an dem eigentlichen Tage aber ist, vom Aufgange der Sonne an, Alles in der größten und fröhlichsten Bewegung. Alle Zünfte und Brüderschaften begeben sich in ihren Festkleidern nach ihren Vereinigungsplätzen, um mit den zahlreichen Mönchs-Orden einen Zug zu bilden, der durch die

vornehmſten Straßen nach der Cathedralkirche führt, in welcher ſich die koſtbargeſchmückte Capelle des H. Januarius befindet. Dieſe Straßen ſind bunt und feſtlich geſchmückt, die Häuſer mit Tapeten und Kränzen behangen, auf den Wegen grüne Zweige und Blumen geſtreut. Gegen neun Uhr ſetzt ſich die Prozeſſion in Bewegung, ein ungeheurer Zug in zahlreichen Abtheilungen, jede durch hohe reich geſtickte Fahnen, oder durch goldne und ſilberne Heiligenbilder ausgezeichnet, die dazwiſchen getragen werden. Die ungeheure Kirche iſt mit Menſchen angefüllt. Alles aber drängt ſich nach dem Hauptaltar, wo der Prieſter mit der Flaſche ſteht, die er unter Gebeten bald an die Bruſt drückt, bald von ſich abwärts hält. Auf dieſen Gegenſtand ſind alle Blicke mit ängſtlicher Erwartung gerichtet. Im Anfange herrſcht eine tiefe Stille, in der man nur bisweilen ein leiſes Murmeln der Betenden vernimmt; aber je länger das Wunder verzieht, deſto größer wird die Unruhe der Verſammlung. Die Gebete werden lauter; man reißt ſich die Haare aus, man ſchlägt ſich ungeſtüm mit der Fauſt gegen die Bruſt; die Aeußerungen der Andacht nehmen die Geſtalt der Wuth an. Der Prieſter fährt indeß in ſeinen Gebeten und ſeinen Bewegungen fort, und oft bricht ihm der Angſtſchweiß über der Arbeit aus. — Als ich dieſem Feſte beiwohnte, fuhr der Erzählende fort, ließ der Heilige etwas länger als gewöhnlich auf ſein Wunder warten. Ein Theil der Gegenwärtigen gerieth darüber in Wuth; mehrere brachen in Verwünſchungen gegen den Heiligen aus, der ihnen die Wohlthat des Wunders entziehen wolle; ſelbſt Drohungen und Scheltworte wurden nicht geſpart.

Endlich erfolgte das Wunder; die harte Masse schien flüssig zu seyn; und mit dem Ausrufe „Es ist geschehn" hielt sie der Priester den Zunächststehenden zum Küssen hin. Nun folgte allgemeiner Jubel dem Zorn. Alles stürzte auf die Knie. Alles pries den Heiligen und Mancher wünschte sich Glück, durch seine stürmische Andacht die Vollendung des Wunders bewirkt oder doch befördert zu haben. —

Kann man wohl etwas Närrischeres sehn, sagte Eduard leise zu seinem Vater, als einen Heiligen, den man anbetet, zu schimpfen und zu lästern, weil er nicht gleich thut, was man will?

Der Professor, der die leise Frage gehört hatte, nahm das Wort wieder und sagte: Wenn man Einmal die Ehrfurcht, die der Heiligkeit und den hohen Eigenschaften Gottes gebührt, auf Bilder, Reliquien und überhaupt auf irdische und sinnliche Gegenstände überträgt, so ist kein Unsinn so groß, dem nicht dadurch der Weg gebahnt wäre. Auch die heidnischen Götter mußten sich Mißhandlungen gefallen lassen. Ihr kennt ohne Zweifel die alte Fabel von dem Manne, der seinen tauben hölzernen Merkur in Stücken schlug und einen Schatz darinne fand; und wenn in Arcadien die Jagd nicht ergibig ausgefallen war, wurde der Pan mit Nesseln gehauen. Der Russe steckt seinem Heiligen eine Kerze mehr auf, wenn seine — oft höchst sinnlichen — Wünsche erfüllt worden sind, und läßt ihn im Dunkeln, wenn er unzufrieden ist; ja er dankt ihn auch wohl gar ab, setzt ihn auf ein Bret und übergibt ihn dem Flusse. Als die Tyroler mit dem König von Baiern Krieg führten, und ihre Sache nicht den gehofften Fortgang hatte,

trugen ſie ein hochverehrtes Marienbild von der Höhe des Berges, wo es in weiter Ferne geſehen werden konnte, zu dem Fuße deſſelben, und verwarnten es nachdrücklich, ihre Unternehmung beſſer als bisher zu unterſtützen; außerdem werde es nie wieder hinauf an ſeine vorige Stelle kommen. Zu derſelben Zeit fiel ihnen ein, daß eine andre Maria, die dem berühmten Bilde der ſchwarzen Mutter Gottes von Alten-Oettingen nachgeformt iſt und großer Verehrung genoß, aus dem Lande ihrer Feinde ſtamme. Sie ſchalten ſie daher eine bairiſche Metze, beſchuldigten ſie, den Fortgang der Tyroliſchen Waffen zu hemmen und drohten ihr, ſie ganz zu verlaſſen. Dieſes und Vieles ähnliche iſt alſo vor wenigen Jahren in unſerm eigenen Vaterlande geſchehn, und man hat ſo wenige Urſache ſich darüber zu wundern, daß man ſich, bei dieſer Entfernung von dem wahren Geiſte des Chriſtenthums, vielmehr höchlich wundern müßte, wenn es anders wäre. —

Eduard ſchuttelte den Kopf, und Alle kamen überein, daß ein ſolcher verworrener Aberglaube nichts weniger als chriſtlich und nichts weniger als die Gottesfurcht ſey, die ſich vor dem Höchſten und Heiligſten beugt.

Dreißigſter Abend.

Als ſich die Familie den nächſten Abend um den Seſſel des Grosvaters verſammelt hatte, ſagte dieſer nach ſeiner Weiſe ſcherzend: Der Beſuch unſers Freundes kam Euch wohl geſtern ſehr

erwünscht. Meine Geschichte dauerte Euch zu lange. Ich thue auch wohl am Besten, wenn ich sie fallen lasse. —

Ich, bester Grosvater, sagte Marianne mit weinerlicher Stimme, wie Du nur so scherzen kannst! Ich habe die Zeit kaum erwarten können, um zu erfahren, was aus dem verworrenen Handel geworden ist. — Und ich, sagte Aurora, habe von dem armen Leinweber geträumt, und es kam mir vor, als ob er in einem dunkeln Loche säße, und ich mußte bei ihm seyn. Da hab' ich mich recht geängstigt, bis ich aufwachte. Bitte, bester Grosvater, laß uns nicht länger auf das Ende warten!

Die Andern baten nicht minder. Lili aber ließ ihre Puppe vor dem Grosvater niederknien, hielt ihr die Hände zusammen, und sagte in ihrem Namen, bitte, bitte!

Nun denn, antwortete der Grosvater, wenn es Euer Ernst ist, so mag es seyn. — Wir haben, denk' ich, gehört, daß der Hundesattler, durch die Menge von Anklagen, Zeugnissen und Beweisen, die gegen ihn anstürmten, gezwungen wurde, das Meiste von dem, was er vormals so hartnäckig geleugnet hatte, einzugestehn. Das ware nun ganz gut gewesen, denn er sagte die Wahrheit; aber er mischte eine greuliche Lüge ein, die sein Bekenntniß wieder verdarb. Er sagte nemlich, der Genosse seiner schlimmsten Streiche, der eigentliche Angeber aller Bübereien und ein höchst gefährlicher Dieb, sey — was meint Ihr wohl? — unser armer Leinweber. Ihr wißt, was an dem Vorgeben war; aber der Hundesattler erzählte eine Menge Geschichten, bei denen der Leinweber geholfen haben sollte; Eine immer schlimmer als die

Andere; und er erzählte Alles, als ob es gedruckt wäre. Dem Richter kam das freilich zuerst sonderbar vor; denn der Leinweber war als ein armer Mann bekannt und galt auch für eine ehrliche Haut; da aber der Andre auf seiner Aussage beharrte, ließ er ihn gefangen nehmen und in den Kerker stecken. Da gestand er nun gleich was wir Alle wissen, daß er Einmal hintergangen worden und Schildwache bei der Mühle gestanden, und gezwungener Weise sieben Gulden dafür bekommen habe. Das war auch das Einzige was er in seinem Leben verbrochen hatte. Weil er aber das Eine gestand, so meinte der Richter, das Uebrige sey auch wahr. Nun mochte wohl dieser Richter einer von denen seyn, die durch ihr trauriges Geschäft abgehärtet, lieber Schuld als Unschuld an einem Menschen finden, und ließ, da der arme Leinweber nichts weiter eingestand, ihn auf die Folter legen. — Das kömmt Euch nun freilich entsetzlich vor —

Entsetzlich — abscheulich — himmelschreiend! riefen die Kinder.

Auch bei diesem Falle zeigte sich, was für ein schlechtes Mittel zur Erforschung der Wahrheit das ist. Der Leinweber, ein schwacher Mann, widerstand, trotz seiner Unschuld, dem Schmerze nicht, sondern bekannte gleich, was man wollte, und sagte zu allen Beschuldigungen Ja, und da war sein Prozeß bald zu Ende und er wurde mit sammt seinem Ankläger zum Galgen verurtheilt. —

Die Kinder gaben Zeichen des Erstaunens und Unwillens. Eduard sprang auf und sagte mit hochrothem Gesichte: Nein, ich ließe mich eher zerreißen, eh' ich ein Verbrechen gestände, das ich nicht begangen hätte.

Die Pfarrin aber ſagte: Ich kann mir nicht denken, daß Gott eine ſo ſchreiende Ungerechtigkeit zulaſſen könnte. —

Als dem Leinweber ſein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, fuhr der Grosvater fort, weinte er bitterlich; aber aus Angſt vor neuen Qualen nahm er keine ſeiner Ausſagen zurück, ſondern dachte, es müßte wohl Gottes Wille ſeyn, daß er ſtürbe, und ergab ſich geduldig in ſein Schickſal. Nun war der Tag der Hinrichtung angeſetzt. Eine große Menge Volks zog hinaus, und der Richtplatz war ſchon am frühen Morgen beſetzt; viele gingen auch erſt mit den beiden Verurtheilten hinaus. Ich war unter den Letztern, und befand mich ganz in ihrer Nähe. Der Leinweber betete auf dem ganzen Wege und ſchlug die Augen nicht auf; der Hundeſattler aber ſah ſich frech um, grüßte ſeine Bekannten, und machte ſich über den Leinweber und die traurige Figur luſtig, die er ſpielte. Unter Andern ſagte er: Er ſey gar zu demüthig, da ihm doch eine ſo anſehnliche Erhöhung bevorſtehe; und zeigte dabei auf den Galgen, der das traurige Ziel ihrer Wallfahrt war. Dann auch: Er müſſe nicht ein ſo jämmerliches Heilands-Geſicht machen, wenn ihm die Ehrenketten umgehangen würden, die er ſich wohl beſſer verdient hätte, als mancher vornehme Herr die ſeinige. Auch rieth er ihm, mit dem Athem, den er jetzt zum Beten verſchwende, die häßlichen ſchwarzen Fliegen wegzublaſen, die ſich da oben ſchon in Hoffnung auf eine gute Mahlzeit ſchwenkten. — Mit dieſen und ähnlichen rohen Worten vertrieb er ſich die Zeit, und wir ſtanden unter dem Richtplatze, und die Leitern waren angelehnt, und die Henkersknechte hielten die Stricke in

der Hand. Jedermann sah schon die armen Sünder hängen, und es war eine Todtenstille in der Versammlung. Jetzt setzte nun der Leinweber den Fuß auf die erste Sprosse — denn er sollte die Strafe zuerst leiden — und der Hundesattler schnitt höhnische Gesichter und schien sich auf das Schauspiel zu freuen, und uns Allen klopfte das Herz — da rief es mit Einemmal in dem äußersten Umkreise: Halt, Halt! und dann wieder und lauter. Alle sahen hin, woher das Rufen kam, und sieh, da sprengte von der Stadt her ein Reiter querfeld ein nach dem Richtplatze zu, und schwenkte ein weißes Tuch und machte Zeichen; und man sah bald, daß es der Zwerg der Markgräfin war. Nun wurde das Halt-rufen allgemein; die Henkerknechte, die sich mit ihren Stricken schon übergebeugt hatten, richteten sich wieder in die Höh; der Leinweber zog den Fuß von der Leiter zurück; das Gesicht des Hundesattlers aber wurde ganz ernst. Jetzt kam nun der Zwerg bei dem Richter an, der mit seinem Pferde unter dem Galgen hielt, und brachte einen Befehl von dem Markgrafen, mit Vollstreckung des Urtheils inne zu halten und den Prozeß noch Einmal vorzunehmen. —

Die Sache war nemlich so. Die Frau des Leinwebers war während der Gefangenschaft ihres Mannes immer krank und bettlägrig gewesen. Ihr Elend war groß; aber an dem Tage der Hinrichtung hatte sie sich doch aufgemacht und zu ihrem Manne in das Gefängniß geschleppt, und hatte ihn bei seiner Liebe und Seligkeit beschworen, ihr zu vertrauen, ob er wirklich eine böse That auf seinem Gewissen habe. Da fiel er ihr nun mit bittern

Thränen um den Hals und sagte: Sie wisse ja, was er gethan, als er die sieben Gulden mit nach Hause gebracht. Das wäre Alles, so wahr er in wenigen Stunden vor Gott stehen werde. Wie das die arme Frau hörte — sie wußte es freilich vorher schon — aber da er es ihr so feierlich betheuerte, faßte sie sich ein Herz und ging, ohne es ihrem Manne zu sagen, in's Schloß zu der Markgräfin. Der warf sie sich zu Füßen, und bat und flehte, indem sie die Unschuld ihres Mannes betheuerte, einen Aufschub zu bewirken, damit die Sache besser untersucht würde. Die Markgräfin hatte Mitleiden mit der armen jammernden Frau, ging zu ihrem Gemahl, und bat vor. Dieser wollte freilich erst nichts davon hören, da das Urtheil unterschrieben sey und vielleicht eben vollstreckt werde; aber da seine Gemahlin ihm vorstellte, daß, so wie der Hundesattler Einmal frei gesprochen und doch nachher schuldig befunden worden, ja auch umgekehrt der Leinweber unschuldig gefunden werden könnte, und daß hier nicht nur ein Leben, sondern die Rettung einer ganzen Familie auf dem Spiele stehe, besann er sich und willigte ein. Und nun wurde der Zwerg mit dem fürstlichen Befehl auf den Schimmel gesetzt und ihm befohlen, aus allen Kräften zu reiten, und er kam, wie ich Euch gesagt habe, eben in dem Augenblicke an, wo der Henker dem armen unschuldigen Leinweber den Strick um den Hals legen wollte. —

Da war es nun merkwürdig, die Wirkung dieses unerwarteten Befehls zu sehn. Erst ging ein dumpfes Murmeln, wie ein Sturm, durch die Menge, indem immer Einer den Andern, der Naherstehende die Entferntern über den Verfall verständigte. E-

war das Werk eines Augenblicks. Dann brach die Menge in lauten Jubel aus; denn Alle hatten Mitleiden mit dem armen Leinweber und wünschten seine Rettung. Aber Niemand hatte sie für möglich gehalten. Das Allermerkwürdigste aber war der Hundesattler. Dieser stand eine Zeitlang wie erstarrt. Die beweglichen Züge seines Gesichtes waren plötzlich fest geworden; seine tiefliegenden blitzenden Augen waren tod; eine tödliche Blässe hatte sich über sein Gesicht ergossen; sein Mund war halb geöffnet, aber ohne Laut. Endlich erhob er die zusammengebundenen Hände gen Himmel und sagte: So ist es also doch wahr! — Und da ihn der Richter über die Meinung dieser Worte fragte, sagte er: Alle seine Beschuldigungen wären lügenhaft und falsch; der Leinweber habe an seinen Missethaten nicht den mindesten Antheil; vielmehr sey er ein frommer und grundehrlicher Mann. Und das sey eben die Ursache seiner boshaften Anklage. Denn da er von Kindheit an soviel von Gott und göttlicher Gerechtigkeit gehört, und doch so viele Menschen gesehen habe, denen es bei aller ihrer Ruchlosigkeit weit besser zu gehen schiene, als den Frömmsten und Ehrlichsten, hab' er allen Glauben verlohren und das Predigen von Gottes Vorsehung für eitles Geschwätz gehalten. Das habe ihn denn bewogen, da er seine eignen Verbrechen nicht hätte ableugnen können, eben um jenes eitle Vorgeben so recht zu prüfen, den armen Leinweber als den allerunschuldigsten Mann, den er gekannt, so hart anzuklagen, und ihn in sein eigenes Unglück zu verwickeln. Das habe denn auch bis hieher den besten Erfolg gehabt, und er habe seit dem Todesurtheile, und noch mehr auf dem Wege zum

Richtplatze, nicht anders gemeint, als daß nun die Richtigkeit des Glaubens an Gott unwiderſprechlich bewieſen ſey. Jetzt gehe ihm nun, zu ſeinem gröſten Erſtaunen, der Glaube in die Hand.

Da war nun Niemand, der dieſe Erklärung hörte, der nicht davon ergriffen wurde. Die Unglaubigen gingen in ſich; die Glaubigen prieſen Gott ſtill und laut für die Rettung der Unſchuld und den ſichtbaren Beweis ſeiner Gerechtigkeit. Es war ein ſchöner und erbaulicher Tag, an den ich nie ohne Rührung und Andacht habe denken können. —

Aber wie wurde es denn mit den armen Sündern? fragte Aurore.

Recht, Aurore, antwortete der Grosvater, Du willſt einen befriedigenden Schluß; und wir können allerdings die armen Sünder nicht ſo unter dem Galgen verlaſſen. Der Hundeſattler bekehrte ſich — ſo gut ſich Einer im Gefängniſſe bekehren kann; das heißt, er bereute ſeine Miſſethaten und das Böſe was er Andern gethan hatte, und wurde nach kurzer Friſt gehenkt; der Leinweber aber wurde wieder mit den Seinigen vereint. Dieſe waren nun freilich, während ſeiner langen Gefangenſchaft und der Krankheit ſeiner Frau, in groſes Elend gerathen; da aber ſeine Geſchichte im ganzen Lande erſcholl und überall groſen Eindruck machte, bekam er von allen Seiten her Geſchenke, ſo daß es ihm jetzt beſſer ging als vorher und er ſeine Kinder mit weniger Sorgen erziehen konnte. Doch blieb er ſeit der Zeit immer ſtill und in ſich gekehrt.

Dieſe Geſchichte gab zu vielen Betrachtungen Veranlaſſung. Jeder ihrer Theile wurde beſonders vorgenommen, und Jeder

hatte Etwas zu bemerken, zu fragen, hinzuzusetzen, selbst Liti, die ihre Augen auf den Hofzwerg der Markgräfin gerichtet hatte und die genauesten Erkundigungen über ihn einzog.

Da auch über den Gebrauch der Folter gesprochen wurde, der ja nun wohl, Dank sey es den Fortschritten der Vernunft und Menschlichkeit, aus allen gebildeten Staaten verbannt ist, sagte der Pfarrer: Einem andern unschuldigen Manne fiel sein Loos nicht so glücklich, wie dem Leinweber in Baireuth. Aber ein solcher Prozeß, wie der war, könnte auch in unsern Tagen nicht mehr vorkommen: und es ist gut, denk' ich, auch an die Irrthümer unserer Vorfahren zu erinnern, um die Fortschritte unsrer Zeit im Guten desto dankbarer zu erkennen.

Bei Weilburg am Rhein, fuhr er fort, auf einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen habe, wohnten vor einigen hundert Jahren zwei Brüder, Markard und Heinrich, gemeinschaftliche Besitzer eines Rittergutes. Der Jüngere, welcher unverheirathet war, bekam Lust die Welt zu sehn, machte sich auf und kam weit herum, schrieb aber nicht nach Hause, so daß Niemand wußte, wo er war; auch sein Bruder nicht. Da kam nun mit Einemmal ein Gerücht unter die Leute, der Heinrich wäre zurückgekommen, und sey nicht weit von seiner Heimath erschlagen worden. Und das sollte ein Bauer, Hann Schütz, gethan haben, der in einem benachbarten Dorfe wohnte, dem Trunke ergeben war und überhaupt nicht im besten Rufe stand. Denn man sah ihn mehr im Wirthshause und bei der Karte, als in der Kirche und bei der Arbeit. Der wurde also festgenommen, und auf das bloße Gerücht

hin so lange gemartert, bis er sagte, er und sein verstorbener Vater hätten den Edelmann zusammen erschlagen und im Walde begraben.

Um nun dem Leichname des Erschlagnen die letzte Ehre zu erzeigen, führten sie den Henn Schütz in den Wald, damit er die Stelle angäbe, wo der Todte läge. Der zeigte auch eine Stelle; aber da man nachgrub, fand sich nichts. Darauf führte er sie an einen andern Ort und ließ sie wieder graben. Es war aber auch umsonst. Und so wieder an einer dritten Stelle. Da man nun nichts fand und der Richter meinte, der Mörder wolle ihn und die Gerichte zum Besten haben, ließ er ihn noch Einmal martern. Da blieb nun der arme Kerl bei seinem ersten Bekenntnisse, setzte aber hinzu, er habe den Ort vergessen, weil es schon so lange her sey. Hierauf wurde er verurtheilt und zum Tode geführt.

Als nun der Henne auf den Richtplatz angekommen war, und ihm der Scharfrichter den Hals schon entblößt hatte, sagte er ganz laut: Weil ich denn doch sterben soll und muß, so will ich wenigstens nicht mit einer Lüge sterben. Ich will keinen Theil an der ewigen Seligkeit haben, wenn ich den Edelmann gekannt habe, den ich erschlagen haben soll. Ich habe ihn, meines Wissens, nicht mit Augen gesehn, viel weniger um's Leben gebracht, so wenig als mein Vater. — Da sagte der Scharfrichter zu dem Amtmanne, der dabei stand: Hört Ihr wohl, Herr Richter, was dieser arme Mann sagt? Er will nichts von der Mordthat wissen. — Da fiel ihm aber der Markard in's Wort, der den Henne nun Einmal für den Mörder seines Bruders hielt: Was nützt

das Reden? Das Recht hat ihn verurtheilt; der Stab iſt gebrochen über ihm. Thu du nur was deines Amtes iſt. — Wie nun der arme Menſch ſah, daß keine Barmherzigkeit war, kniete er nieder und ſagte: Ich wiederhol' es noch Einmal, daß ich mich nicht an dem Junker vergangen habe, und ich hoffe zu Gott, daß meine Unſchuld an den Tag kommen ſoll, ehe die Raben meinen Leib gefreſſen haben. Und da er ſo geſagt hatte, hieb ihm der Scharfrichter den Kopf ab und ſein Leib wurde auf das Rad gelegt.

Nun wußten die Leute freilich nicht recht, was ſie von der Sache denken ſollten, und viele ſchüttelten die Köpfe und meinten, es ſey doch kaum zu glauben, daß der Schütz ſo gar gottlos geweſen, ſein Gewiſſen noch in der Todesſtunde mit einer Lüge zu belaſten, und es ſey ihm doch vielleicht zuviel geſchehn. Und die, welche ſo urtheilten, hatten Recht. Denn noch waren keine vier Wochen verfloſſen, da kam der Edelmann, den man für tod gehalten, von ſeinen Reiſen zurück, und hatte ihm nie Etwas gefehlt; und ſein Bruder ſah nun, daß er ſelbſt ein Mörder war. Die Reue kam jetzt zu ſpät; und es war für das große Vergehn immer nur eine geringe Buße, daß er der Frau und den Kindern des Hingerichteten zu leben gab. Der Leichnam wurde auch vom Rade genommen, in einen Sarg gelegt und mit allen Ehren zu Grabe gebracht, und es gingen faſt eben ſo viele Leute mit zur Leiche, als bei der Hinrichtung geweſen waren. Aber was half das? Die Wittwe bekam dadurch weder ihren Mann, noch die Kinder ihren Vater wieder, und den Jammer, den die armen

Leute ausgestanden hatten, machte weder das Geld des Edelmanns, noch der Leichen-Conduct wieder gut.

Ein und dreißigster Abend.

Der Pfarrer war eben dabei, eine Beschreibung von Surinam zu lesen, in welcher das Leben der mannichfaltigen Einwohner jenes Landes mit großer Anschaulichkeit beschrieben ist. Das Buch war auf dem Tische liegen geblieben, und Aurora, die Bilder gewahr wurde, blätterte darinn. Auf einmal fuhr sie in die Höhe, und rief, nach ihrer lebhaften Weise, ihre Geschwister herbei. Was ist das nur, um des Himmels willen! sagte sie. Da hängt ein schwarzer Mann, und ein Haken ist ihm durch das Fleisch gezogen. Was muß der verbrochen haben? Das ist ja ganz entsetzlich. Weißt Du was sein Verbrechen war, sagte Eduard, der in dem Buche gelesen hatte. Der Schwarze war ein Sclave, der, um den grausamen Mishandlungen seines Herrn zu entgehn, sich um's Leben hatte bringen wollen und daran gehindert worden war. Nun wird er dafür gestraft, und muß auf eine so erbärmliche Weise sterben. Es ist schändlich, über allen Glauben schändlich, und das Herz möchte einem springen, wenn man liest, wie die armen Schwarzen von ihren Herren gemishandelt, und wie sie oft um kleiner Vergehungen willen zu Tode gemartert werden.

Eduard war im Zuge seinem Herzen Luft zu machen, und die Mädchen standen auf seine Erzählungen harrend umher. Da

kam der Pfarrer dazu, und als er hörte, wovon die Rede war, suchte er dem Gespräche eine andere Richtung zu geben. Er ist nemlich der Meinung, und ich glaube, nicht mit Unrecht, daß die Vorstellung von solchen Unmenschlichkeiten mit einem nachtheiligen Reiz auf das Gefühl wirkt. Wenigstens ist so viel gewiß, daß die Menschen nirgends roher sind, als wo viele Hinrichtungen vorkommen, und daß immer die entsetzlichsten Verbrechen da begangen worden sind, wo man die Hinrichtung der Uebelthäter mit ausgesuchten Martern begleitete. Auch ist es ganz bekannt, daß Menschen, die in Europa nicht für hartherzig galten, wenn sie in die amerikanischen Pflanzungen kamen und Tag für Tag die grausame Behandlung der Sclaven sahen, sich gar schnell daran gewöhnten, und, was man kaum für möglich halten sollte, daß die Männer an Hartherzigkeit von Frauen übertroffen wurden, die in andern Verhältnissen zart und gefühlvoll schienen.

Es ist wohl entsetzlich, sagte der Pfarrer, nachdem er sich der bilderreichen Reisebeschreibung bemächtigt hatte, daß roher Eigennutz einen Menschen gegen den andern, den Gebildeten gegen den Ungebildeten und Wehrlosen, Christen gegen ihre Mitbrüder, ihre Gehülfen und Diener, zu einer solchen Wuth reizen kann! Erst veranlassen sie die gierige Habsucht der Neger-Könige zum Menschenraub, dann kaufen sie ihnen die armen Schlachtopfer dieser Habsucht ab, schleppen sie in engen Schiffen aufgeschichtet nach Amerika, und wenn sie dort, ihrer Freiheit beraubt, ohne Lohn, bei schlechter Kost, die schwersten Arbeiten verrichten, werden sie oft wegen geringer Vergehungen, ja, um der bloßen Laune ihrer

übermüthigen Aufseher willen gemishandelt. Doch ist es, Gott sey Dank, nicht immer und nicht überall so. Es gibt auch Beispiele von guten und milden Herren, die ihr Unrecht — denn immer bleibt es ein Unrecht, Menschen zu Sclaven zu machen — durch eine sanfte und freundliche Behandlung gut zu machen suchen; und ich freue mich, sagen zu können, daß es vorzüglich die Erkenntniß der reinen Lehre Christi war, was diese Ausnahmen hervorgebracht hat. Ich könnte Euch da eine Geschichte erzählen — —

O liebster Vater, laß uns das hören! das wird uns das greuliche Bild wieder aus dem Gedächtnisse bringen.

Das war nun eben die Absicht des Vaters. Ihr habt von den Quäkern gehört? fuhr er fort. — O ja, sagte Mathilde, das sind die Leute, die alle Welt duzen, vor Niemanden, auch vor dem Könige nicht, den Hut abziehn, und nie einen Eid ablegen. — So ist es, fuhr der Vater fort. Sie haben auch noch manches andere Eigenthümliche und Sonderbare an sich; aber meist sind es friedliche und rechtschaffene Leute, die die Gottesfurcht über Alles setzen, und ihr Christenthum mehr durch ein unsträfliches Leben, als durch Lehren und Meinungen bewähren. Einer von diesen, der fromme William Penn, ein Mann von vornehmer Abkunft, begab sich mit vielen seiner Glaubensgenossen, die sich am liebsten Freunde nannten, nach Amerika, wo ihnen der König ein Land geschenkt hatte, und gründeten dort einen neuen Staat — —

Ach das ist Pensylvanien, sagte Eduard, wo Philadelphia liegt.

Ja, fuhr der Vater fort, und das erste Land in der neuen Welt, in welchem eine allgemeine Gewissensfreiheit gesetzmäßig

eingeführt wurde. Obgleich die Quäker urſprünglich den größern Theil der Bevölkerung ausmachten und die Regierung in den Händen hatten, nahmen ſie doch jeden zu ihrem Mitbürger auf, der an Gott und die göttliche Vorſehung glaubt und durch ein rechtſchaffenes Leben ſeinen Glauben an das göttliche Geſetz zu erkennen gibt. Alles Uebrige, die Art ſeiner Gottesverehrung und die beſondere Geſtalt ſeiner Meinungen über göttliche Dinge, iſt lediglich ſeiner Einſicht und ſeinem Gewiſſen anheim geſtellt. Daher leben dort die verſchiedenſten Secten einträchtig neben einander, wie die Zweige Eines Baumes, bei aller Verſchiedenheit ihrer Richtung, doch Einem Stamme angehören, alle nach Einem Himmel ſtreben und dieſem ihre Früchte zeigen; und es iſt nichts ungewöhnliches, daß in Einem Hauſe, ja in einer Familie die verſchiedenſten Secten vereinigt ſind. —

O, ſagte Eduard, wie in München in dem Hauſe, wo mein Pathe wohnte. Das Haus gehörte einem Juden; im erſten Stock wohnte eine katholiſche Familie; im zweiten war der Mann lutheriſch, die Frau reformirt; und täglich aßen an dem Tiſche dieſer Leute ein katholiſcher Prieſter und ein rheinländiſcher Mennonit.

Allerdings, antwortete der Vater, war das ſo ein Penſylvanien im Kleinen; und es iſt ein unſterbliches Verdienſt des Königs von Baiern*) — möge ihn Gott noch lange erhalten! — daß er ſein Land mit dieſem edeln Geiſte der Duldung begabt hat. Es war dort nicht immer ſo. Aber ſein Beiſpiel hat Großes gewirkt,

*) Max. Joſephs. Geſtorben im J. 1825.

und die Zeit scheint immer näher zu rücken, wo die ächte Religion, die sich mit keiner Art von Gewaltthätigkeit verträgt, aber bei der größten Verschiedenheit der Meinungen gleich stark und lebendig seyn kann, überall Wurzeln schlägt.

Doch wir wollen nach Pensylvanien zurück. Dieses Land war ursprünglich mit Wäldern bedeckt. Es mußte urbar gemacht werden, und man bediente sich, wie in allen amerikanischen Pflanzungen, zu dieser schweren Arbeit der schwarzen Sclaven. Anfänglich hatte Niemand Bedenken dabei. Man folgte dem allgemeinen Gebrauche; die Nothwendigkeit, schien es, gebot diesen Gebrauch, und auch der Vortheil sprach laut dafür. Dennoch fanden sich schon früh Leute unter den Freunden, die sich nicht verbargen, wie sehr die Sclaverei den ersten und heiligsten Geboten des Christenthums zuwiderlaufe, und daher zur Freilassung der schwarzen Sclaven riethen. Einige der gewissenhaftesten folgten diesem Rath; die meisten aber blieben bei dem alten Gebrauch. Da ergriff Einen von ihnen, den Abkömmling französischer Pflanzer, der ächte Geist des christlichen Glaubens. Nachdem er in einem trefflichen Buche das Sündhafte des bestehenden Verhältnisses mit den stärksten Farben geschildert hatte, überließ er die Sorge für sein Hauswesen der Obhut seines Weibes, und predigte, von einer Gemeinde zu der andern, die menschenfreundliche Lehre der Freilassung der gekauften Sclaven. Mit der einfachen und innigen Beredsamkeit eines Herzens, in welchem Glaube an Gott und Liebe der Menschen wohnte, gelang es ihm, der Kraft seiner segenvollen Lehre den Sieg über den Eigennutz zu verschaffen. Viele Familien ließen

ihre Sclaven frei, und die Gemeinde des wackern Anton Benelet — dieß war der Name jenes Menſchenfreundes — faßte aus freiem Antriebe den Entſchluß, keinen als Mitglied in ihre kirchlichen Verſammlungen zuzulaſſen, der nicht die Sclaverei in ſeinem Hauſe aufgehoben hätte.

Dieſe Bereitwilligkeit, der Wahrheit Eingang zu geben, und das für göttlich erkannte Gebot mit großen Aufopferungen — denn ein guter Sclav wird nicht wohlfeil gekauft — auszuführen, gereichte dieſen wackern Leuten zu deſto größerer Ehre, da bei weitem die Meiſten ihre Sclaven mit Menſchlichkeit behandelten und ſich alſo nicht die Vorwürfe zu machen hatten, die das Gewiſſen anderer Pflanzer belaſteten. Ein Neger durfte es ſchon für ein glückliches Loos halten, wenn er nach Penſylvanien verkauft wurde, und in das Haus eines der Freunde kam. Auch waren die meiſten dieſer armen Menſchen, die bei milder Behandlung ihrem Herrn faſt immer mit unverbrüchlicher Treue anhangen, ihrem Hauſe ſo ergeben, daß ſie das Geſchenk der Freiheit nicht einmal annehmen wollten. Es iſt mir ein Beiſpiel dieſer Art bekannt, das Euch Freude machen wird, wie es mir und demjenigen gemacht hat, welcher Augenzeuge des Vorfalls geweſen iſt. Es war damit ſo.

Unter den Freunden, die von der Lehre des menſchenfreundlichen Benelet ergriffen worden, befand ſich Walter Miffling, ein reicher Mann, dem aus der Erbſchaft ſeines Vaters ſieben und dreißig ſchwarze Sclaven zugefallen waren. Seine Frau gehörte urſprünglich nicht zu ſeiner Secte. Nachdem ſie

aber binnen kurzer Zeit durch das Beispiel ihres Mannes Neigung zu der Lehre der Freunde gewonnen hatte, faßte sie den herzhaften Entschluß, allen Ueberfluß ihrer reichen Mitgabe aus dem Hause zu entfernen, ihren kostbaren Hausrath zu vereinfachen und ihre Kleidung mit der schlichten Tracht der Quäker zu vertauschen. Die frommen Gesinnungen ihres Mannes waren nun die ihren, und als er sie mit dem Entschlusse bekannt machte, seinen Sclaven die Freiheit zu schenken, stimmte sie mit Freuden ein und unterstützte ihn bei diesem christlichen Geschäft mit rührendem Eifer.

An dem zur Ausführung bestimmten Tage wurde denn auch ein junger Sclave, Namens Jacob, ein rüstiger und brauchbarer Mensch, in das Zimmer seines Herrn gerufen. Wie alt bist du, Jacob? sagte dieser. Neun und zwanzig und ein halbes Jahr. — Nach der Sitte unsrer weißen Brüder, fuhr sein Herr fort, wärest du im ein und zwanzigsten Jahre dein eigener Herr gewesen. Menschlichkeit und Religion gebieten mir, dir die Freiheit zu geben, und die Gerechtigkeit fordert, daß ich dich für die neunthalb Jahre entschädige, die du seit deiner Volljährigkeit bei mir gearbeitet hast. — Dabei nannte er eine gewisse Summe, die er ihm dafür schuldig zu seyn bekannte. — Da du gesund und stark bist, fuhr er fort, und für deine Erhaltung arbeiten kannst, so will ich dir für diese Summe einen Schein ausstellen, und sie für dich mit den jährlichen landesüblichen Zinsen zurücklegen. Jetzt, Jacob, bist du frei, wie ich selbst, und hast keinen andern Herrn über dir, als Gott und das Gesetz. Geh nun in das andere Zimmer zu deiner ehemaligen Herrin, meiner Frau, die eben jetzt deinen

Freibrief schreibt. Diesen werde ich in Gegenwart einiger Zeugen unterschreiben und besiegeln; du aber nimmst ihn, trägst ihn zu der Behörde, und läßt ihn in die Register der Grafschaft eintragen. Jetzt geh, Jacob, und Gott möge mit dir seyn. Sey fromm und arbeitsam, wie du bisher gewesen bist, und sollte dir etwa eine Noth zustoßen, so wirst du immer an deinem alten Herrn einen hülfreichen Freund finden.

Das war nun Alles recht schön und grosmüthig, und Ihr werdet wohl erwarten, daß der arme Jacob, der nun mit Einemmal zu einem freien Manne geworden war, sich für das unerwartete Geschenk bedankt und seinem braven Herrn die Hände geküßt haben werde. Aber so war es nicht. Erst wollte der Neger antworten; aber es ging nicht. Die Stimme versagte ihm den Dienst. Endlich brach er in einen Strom von Thränen aus, und weinte so bitterlich, als ob ihm die härteste Strafe oder das größte Unglück angekündigt worden sey. Nachdem er sich aber etwas gefaßt hatte, sagte er, indem ihm die Thränen immer noch über die Wangen liefen: O mein theurer Herr, was soll ich mit der Freiheit machen? Meine Mutter hat mich unter Ihrem Dache gebohren; ich habe hier von Kindheit auf Alles gehabt, was ich brauchte, und ich habe nicht weniger für mich, als für Sie gearbeitet. Hab' ich nicht immer gute Kost, warme Kleider und freie Stunden zur Ergötzung gehabt? Was hätte mir denn je gefehlt, oder warum sollt' ich mir die Freiheit wünschen? Wenn ich etwa krank war, so kam meine gute freundliche Herrin an mein Bett und sagte: Was fehlt dir, armer Junge? Laß nur den Muth

nicht schwinden; es wird bald ein Arzt kommen, und ich will für dich sorgen. Habe nur Geduld; das ist das erste und beste Mittel. — So sagte sie zu mir, und sorgte für mich. Wenn ich nun frei wäre, wo sollt' ich denn hingehn? und wenn ich krank würde — — Bei diesen Worten wurden seine Thränen wieder so heftig, daß sie seine Stimme erstickten. — Du mußt es machen wie die Weißen, sagte sein Herr, und dich als Gehülfen vermiethen. Du bist ein starker und arbeitsamer Bursche; du kannst einen guten Lohn fordern, und dir dafür und für das, was ich dir schuldig bin, in einigen Jahren ein Stück Land kaufen. Dann heirathest du ein braves und arbeitsames Weib, das dir in deinem Hauswesen beisteht, und du erziehst deine Kinder in der Furcht Gottes und in der Liebe zur Arbeit und Ordnung, wie ich dich erzogen habe. Hast du dann als ein freier und rechtlicher Mann gelebt, nun, so stirbst du in Frieden, und deine Kinder erben als freie Leute dein Eigenthum. Es ist nicht anders, Jacob, fuhr er fort, du mußt den Freibrief annehmen, den ich dir schon längst hätte geben sollen. Wären doch nie die Menschen auf den schändlichen Gedanken gekommen, mit ihren Brüdern in Africa einen Menschenhandel zu treiben, der durch keinen Grund vor Gott gerechtfertigt werden kann! und möchte Gott, der ja ein Vater aller Menschen ist, und die Schwarzen gewiß nicht weniger als die Weißen liebt, den Sinn aller Amerikaner lenken, damit sie unserm Beispiele folgten. Wir Weißen betrachten die Freiheit als das erste Gut. Wie können wir sie denn unsern Mitbrüdern vor

enthalten, die unter Einem Dache mit uns wohnen, und sich künftig in Einem Himmel mit uns freuen werden?

Das war nun wieder recht christlich und menschenfreundlich gesprochen, aber eben darum wollte es dem armen Jacob immer weniger in den Sinn, sich von einem so guten Manne zu trennen. Ach mein gütiger Herr, hub er von neuem an, wie soll ich von Ihnen scheiden? Ich habe ja niemals empfunden, daß ich ein Sclav war. Nie haben Sie anders mit mir gesprochen, als mit den weißen Menschen, und mir nie mehr Arbeit auferlegt, als Ihre Nachbarn für sich selbst thun. Ach und meine gute Herrin, die uns nie befiehlt, sondern immer sagt, wenn sie etwas verlangt: Jacob, guter Jacob, ich wollte, daß du mir dieses und jenes machtest — wie sollt' ich von der scheiden? Geben Sie mir jährlich so viel oder so wenig als Sie wollen, als einem Freien oder als einem Sclaven, mir gilt es gleich; nur verstoßen Sie mich nicht. Ich kann Sie nicht verlassen. Außer diesem Hause ist kein Glück und kein Friede für mich.

Bei diesen wehmüthigen Reden war dem guten Walter schon längst das Herz weich geworden, und er hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Nun gut, sagte er, weil du es denn durchaus willst, so mag es seyn. Sobald dein Freibrief ausgefertigt und eingetragen ist, will ich dich auf ein Jahr in Dienst nehmen. Jetzt aber mache dir eine Woche lang Feiertage. Es ist dieß ein wichtiger Zeitpunkt deines Lebens. Ich will, daß du ihn feierst, und dazu mußt du Muße haben. — Nein, Herr, antwortete Jacob, das geht so nicht. Es gibt jetzt viel auf dem Felde

zu thun. Iſt die Arbeit gethan, dann will ich mir, mit Ihrer Erlaubniß, einen freien Tag machen. Für jetzt mag es mit dem heutigen Tage genug ſeyn. Den will ich mit den andern Schwarzen feiern. Denn weil Sie es durchaus wollen, ſetzte er hinzu, ſo nehme ich Ihre Wohlthat an. Erlauben Sie mir aber jetzt den erſten Gebrauch von meiner Freiheit zu machen, Ihre Hand mit der Meinigen zu faſſen, ſie zu drücken und auf mein Herz zu legen, zum Zeichen, daß Jacobs Dankbarkeit und Liebe nicht eher enden wird, als bis dieſes Herz aufhört zu ſchlagen. Nie aber ſoll es in dieſem Lande einen emſigern Arbeiter geben, als den treuen Jacob; denn das ſoll künftig mein Name ſeyn. —

Ach welche ſchöne Geſchichte! ſagte Mathilde, als der Vater inne hielt. Was für brave und fromme Leute! Ich bin überzeugt, daß der gute Jacob ſein Verſprechen heilig erfüllt hat. — Ganz gewiß, ſetzte Eduard hinzu; und wenn man ſieht, was für gute Menſchen auch dieſe Schwarzen ſind, ſo muß es einen um deſto mehr erbittern, daß ſie von geizigen und hartherzigen Herren ſo entſetzlich gemißhandelt werden.

Nichts iſt gerechter als dieſes Gefühl, erwiederte der Vater, um ſo mehr, da auch grobe Vergehungen eines Untergebenen nie zu einer grauſamen Behandlung berechtigen können. Milde und vernünftige Herren machen meiſt auch vernünftige und wohlgeſinnte Diener, und es iſt nicht nur eine chriſtliche Pflicht, ſondern auch vortheilhaft, ſich ſeine Diener zu Freunden zu machen. Die Dienſtbarkeit iſt überall eine Bürde, und es iſt höchſt ungerecht, diejenigen, die uns die ſchwerſten und niedrigſten Arbeiten abnehmen,

so zu behandeln, als ob sie von Gott zur Knechtschaft verdammt wären, statt ihnen durch Milde und Liebe ihr hartes Loos zu erleichtern. Es gehört hiezu nicht mehr als ein menschenfreundliches Herz, und wer sich zum Christenthume bekennt, dessen erstes Gesetz Liebe der Menschen — nicht aus dieser oder jener Classe, sondern aller — und dessen erster Grundsatz die allgemeine Gleichheit vor Gott ist, sollte sich nie der Härte gegen seine Dienstleute schuldig machen. —

Da Ihr, fuhr der Pfarrer nach einer kurzen Pause fort, den braven Walter lieb gewonnen habt, so will ich Euch noch ein Beispiel seiner großen und edeln Gewissenhaftigkeit erzählen. Von so trefflichen Menschen muß man nichts in Vergessenheit gerathen lassen. Lange vor dem Beschlusse der Freilassung hatte dieser edle Mann unter seinen Sclaven Einen, mit dem er durchaus unzufrieden war. Er verkaufte ihn also an einen andern Pflanzer, und auch dieser fand ihn so unverbesserlich, daß er ihn ebenfalls nach kurzer Frist weiter verkaufte. Und so kam dieser Mensch endlich nach Jamaica, wo ihn Züchtigungen aller Art gelehriger machten. Da dachte er nun in seinem Elende an sein früheres Glück und seine große Undankbarkeit gegen den ersten Herrn, und ließ an diesen einen Brief schreiben, worinn er ihm seine Noth und Reue schilderte. Einen Andern hätte nun wohl das Andenken an das schlechte Betragen des Menschen abgehalten, etwas zu seinem Besten zu thun; er hätte gedacht, dem Taugenichts geschieht schon recht, wenn es ihm übel geht; er büßt seiner Sünden Schuld; er hat es ja nicht anders haben wollen —

und was dergleichen Gemeinplätze mehr sind, mit denen man sich so gewöhnlich das Herz umpanzert. Aber Walter Miffling war andern Sinnes. Der Brief des treumüthigen Sclaven machte einen großen Eindruck auf sein Herz, und er klagte sich wegen des Unglücks an, das diesen Menschen betroffen habe, da er ihn ja, bei mehr Geduld, vielleicht hätte bessern können. Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe. Er ergriff die erste Gelegenheit, um nach Jamaica zu schiffen, kaufte dort den Sclaven los und ließ ihn späterhin mit allen übrigen frei. So ein Mann war dieser Walter, und wir wollen hoffen, daß er nicht der Einzige seiner Art gewesen ist. —

Da die Pfarrin, durch ein häusliches Geschäft entfernt gehalten, nur die letztere Geschichte gehört hatte und ihre Freude daran zu erkennen gab, drängten sich die Kinder alle um sie her, um ihr auch die erstern zu erzählen. Die Reden hatten sie freilich nicht so im Zusammenhange merken können; da aber das Eine dieses, das Andre jenes Stück daraus wußte, brachten sie denn doch genug davon zusammen, um auch die Mutter mit dem guten Jacob zu befreunden. Die Thränen flossen ihr dabei reichlich über die Wangen, und sie hätte selbst nicht sagen können, ob diese Thränen mehr dem frommen Quäker und seinem dankbaren Sclaven, oder der lebendigen, gutmüthigen und frohen Theilnahme ihrer Kinder galten.

Zwei und dreißigster Abend.

Der Pfarrer in Mainau iſt ein großer Freund der Bienenzucht, und als ein erfahrner Bienenvater in der ganzen Gegend bekannt. Den ungewiſſen Vortheil achtet er dabei weniger als die Beſchäftigung ſelbſt und die Freude, die er an der Beobachtung dieſer kleinen geflügelten Staaten hat. Die ganze Natur, ſagt er oft, iſt voll von Wundern, und der Menſch könnte eigentlich nie aus dem Erſtaunen herauskommen, wenn ihn nicht die Gewohnheit abſtumpfte. Unter den Erſcheinungen aber, die uns nah liegen, kenn' ich kaum Etwas, das mich immer von neuem in ein ſo frohes Erſtaunen ſetzt, als die wohlgeordnete, kunſtvolle Oekonomie dieſer kleinen, ſtruppigen, wohlthätigen Thiere, die recht eine Lobrednerin des unermeßlichen Verſtandes der Natur iſt.

Daß Eduard ſeinem Vater bei der Bienenwirthſchaft fleißig zur Hand geht, und ſich mit Allem bekannt macht, was zu ihrer Pflege und Erhaltung erforderlich iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Auch kennen ſie ihn recht gut, und oft ſteht er mit einem Meliſſenzweig mitten unter der ſummenden Schaar, ohne daß Eine wagt ihn zu ſtechen. Was ſollen ſie mir denn thun? ſagt er. Sie wiſſen ja, daß ich es gut mit ihnen meine. —

Die Mädchen ſind nicht ſo dreiſt. Sie halten ſich immer in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem Bienenhauſe, und wenn eine Biene auf ſie zu fliegt, laufen ſie meiſtentheils davon. Sie haben einige ſchreckhafte Geſchichten von Leuten gehört, die von wüthenden Bienenſchwärmen überfallen und jämmerlich zerſtochen worden

sind: auch von Pferden, denen sich der Schwarm an die Schnauze gehängt und, weil sie es nicht geduldig gelitten hatten, von ihm tod gestochen worden waren. Diese Geschichten spuken nun in ihrer Einbildungskraft, und die Mutter sieht es auch nicht eben ungern, daß sie nicht gar zu dreist sind.

Eines Abends, wo ein Stock geschwärmt hatte und glücklich eingefangen worden war, gab die Bienenzucht den Text zum Gespräch. Ich habe heute, sagte der Pfarrer, die Kappe gar nicht gebraucht. Es geschieht selten, daß sie Einen stechen, der sie nicht muthwillig reizt; aber dann sind sie freilich unversöhnlich. Es ist ein heldenmüthiges Geschlecht, das sich nicht scheut, auch den stärksten Feind zu strafen, nie flieht und lieber stirbt, als sich furchtsam erfinden läßt.

War es nicht, sagte Eduard, ein Spartaner, der eine Maus, die ihn gebissen hatte, mit den Worten fahren ließ: Es ist doch nichts in der Welt so klein und schwach, das nicht sein Leben retten kann, wenn es nur den Muth hat, sich zu vertheidigen? —

Was mir wohl an ihnen gefällt, sagte Mathilde, ist die Ehrfurcht, die sie vor ihrer Königin haben; daß sie ihr überall hinfolgen, ihr eine abgesonderte schönere Wohnung bauen, sie sorgfältig füttern und mit einer Leibwache umgeben. Auch die Ordnung mit der sie ihre Geschäfte betreiben, und die zierliche Einrichtung ihres Hauses gefällt mir außerordentlich.

Auch das, fuhr der Pfarrer fort, ist sehr zu bewundern, daß sie ihre Freunde nicht weniger als ihre Feinde kennen. Und dieses gilt nicht bloß von den zahmen Hausbienen, wo es weniger

auffallend wäre, sondern selbst von den wilden. Ein Schottländer, welcher in Amerika als Officier gestanden hatte, erzählte mir folgendes: Während eines Feldzuges gegen aufrührische Sclaven bewohnte er eine luftige Hütte, die er sich in einem sumpfigen Grunde auf einem Dutzend Pfählen, die mit Baumrinde überdeckt waren, hatte bauen lassen. Eines Tages wurde er von einem Nachbar besucht. Kaum aber war dieser Mann in die Hütte getreten, als er eiligst zurückwich, die Treppe hinabsprang und sich bis an den Kopf im Wasser verbarg. Verwundert forschte der Besitzer der Hütte nach der Ursache des plötzlichen Schreckens, und erblickte endlich ein Nest wilder Bienen, die weit größer und gefährlicher sind als die unsrigen, und sich hier in einem Winkel des Daches angebaut hatten. Dieses Nest hatte Jener beim Eintritte in die Hütte gesehn und sich davor entsetzt; und da die Furcht ansteckt, lief auch der Eigenthümer spornstreichs hinaus, und befahl, aus einer gefahrlosen Ferne, seinen Leuten, das Nest zu vernichten. Diese machten auch schon Anstalten dazu, als ein alter Neger dazu kam und betheuerte, indem er seinen Kopf zum Pfande setzte, daß keine dieser Bienen den Eigenthümer der Hütte, und wahrscheinlich auch keinen seiner Leute stechen würde. Sie kennen, setzte er hinzu, den Herrn des Grundes und Bodens, auf dem sie sich anbauen, und achten ihn. — Auf diese Versicherung ließ der Schottländer einen seiner Leute hinaufsteigen und sich dem Neste nähern; dieser wurde nicht gestochen. Nun folgte er Jenem selbst nach, ja, er wagte es, an dem Neste zu rütteln. Die Bienen fuhren mit Ungestüm heraus, aber sie verwundeten ihn nicht.

Von dieser Zeit an ließ er seine Einmiethlinge in Ruhe, ohne daß Er oder irgend einer der Seinigen je Ursache gehabt hätte, sich diese Nachsicht gereuen zu lassen. — Derselbe Neger, der diese Bienen-Colonie durch seine Dazwischenkunft gerettet hatte, erzählte, daß sich auf der Pflanzung seines Herrn ein alter Baum befände, in dessen Stamme seit undenklichen Zeiten Schwärme von Bienen wohnten, während sich auf den Zweigen zahllose Vögel angebaut hätten. Diese beiden Arten von Bewohnern lebten in der größten Eintracht zusammen. Die Vögel auf den Zweigen schützten die Bienen gegen die Angriffe fremder Vögel, und die Bienen im Stamme vertheidigten die Nester ihrer Freunde gegen die Anfälle fremder Bienen. Diese seltne Freundschaft werde geehrt, und keine Art berühre den Baum, ob man gleich gar oft sein Holz gut hätte brauchen können.

Nachdem diese Erzählung zu mannichfaltigen Betrachtungen veranlaßt hatte, die alle auf ein Lob des Bienenstaates hinausliefen, sagte Eduard, von dem Grosvater aufgefordert, folgenden Panegyricus auf die Bienen her:

O möcht' ich so wie ihr, geliebte Bienen, seyn:
An innerm Geiste groß, obwohl von Körper klein!
Möcht' ich, so schnell wie ihr, so glücklich im Bemühen
Der Wissenschaften Feld, so weit es ist, durchziehen;
So stark durch Emsigkeit, als fähig durch Natur,
Von Kunst zu Künsten gehn, wie ihr von Flur auf Flur;
Bemüht, den treuen Freund durch Nutzen zu ergötzen,
Bereit, dem kühnen Feind den Stachel anzusetzen.
Wie sehnlich wünscht mein Herz, daß meine Melodei

An Kunst und Ordnung reich, wie eure Zellen, sey,
Und mein gelindes Lied wie euer Honig fließe,
So nahrhaft für den Geist, wie für die Sinne süße!

Nachdem Eduard diese Verse gesagt hatte, setzte er nach einigem Nachsinnen hinzu: Es ist doch höchst wunderbar, daß diese Thiere, und so viele andere, das Künstlichste ohne Unterricht zu Stande bringen, und sich von selbst in Allem, was sie nöthig haben, zu helfen wissen. Sollte man sie nicht darum beneiden müssen? Denn gewiß sind sie mit ihrem Naturtriebe besser daran, als die Menschen, die mit unsäglicher Mühe doch nie so etwas machen können, und es auch nie zu der Ordnung und Ruhe bringen, die bei Bienen und Ameisen ohne Gesetze und Obrigkeit herrscht.

Möchtest du mit einer Biene oder Ameise tauschen? sagte der Grosvater.

Das kann ich mir freilich nicht denken, antwortete Eduard lachend; aber es ist doch gewiß eine köstliche Sache um den Naturtrieb, der immer so bestimmt auf das Rechte führt, während der Mensch, wenn er Etwas thun oder machen will, lange hin und her sinnen muß, und sich doch am Ende vielleicht betrogen hat.

Allerdings, erwiederte der Grosvater, ist der Naturtrieb eine köstliche Gabe, die uns auch in dem geringsten Thiere die höchste Bewunderung abzwingt. Aber laß sehn, was wir hierbei bewundern. Das Thier, das nach dem unwandelbaren Gesetze des Naturtriebs sein Dasein vollbringt? oder die große und weise Gesetzgeberin, die Natur, die die Erhaltung ihrer Schöpfungen an dieses Gesetz geknüpft hat?

Die Natur, ohne Zweifel.

Du trägst kein Bedenken, die Spinne zu vernichten, die ihr großes und wunderbares Netz, dessen Stoff und Form ihr Eigenthum ist, zwischen den Bäumen oder in der Oeffnung eines Fensters ausgespannt hat, ob du sie gleich für eine Künstlerin erkennen mußt, deren der geschickteste Weber nicht gleich thut. Du achtest die Kunst, nicht aber die Künstlerin; die Kunst aber achtest du als ein Beispiel des unbegreiflichen Verstandes, der das, was wir die Natur nennen, eingerichtet und geordnet hat. Ist es mit dem Menschen auch so?

Ich weiß nicht, ob ich Deine Frage recht verstehe, sagte Eduard. Das, was der Mensch hervorbringt, bringt er nicht, wie das Thier, durch ein in ihn gelegtes Naturgesetz, ohne Bewußtsein, hervor, sondern durch Nachdenken. —

Allerdings. Der Mensch muß, was er macht, selbst erfinden, oder es von Andern lernen. Er muß bei dem, was er thut, seinen Verstand brauchen, und da geschieht es denn, wie du sagst, gar oft, daß er, trotz aller Anstrengung, dennoch das Rechte nicht trifft und sein Ziel verfehlt. Und darum meintest du, daß die Thiere besser daran wären und der Mensch ihnen nachstehe.

So scheint es mir.

Aber die Sicherheit, mit der die Thiere bei ihrem Thun zu Werke gehn, steht doch wohl im engsten Zusammenhange mit ihrer Beschränkung, und ist nur durch und mit dieser möglich?

Wie meinst Du das?

Du hast von Blinden gehört, deren Gehör und Gefühl außer-

ordentlich scharf und bei weitem sichrer war, als das der Sehenden. Noch jetzt lebt am Fuße des Thüringer Waldes ein Uhrmacher, der seit seinem zweiten Jahre des Gesichtes beraubt ist, und durch sein Gefühl die geringsten Fehler einer Uhr wahrnimmt, und jeden falschen Strich der Feile bemerkt, so daß ihm nicht leicht ein Schlosser oder Schmidt zu Dank arbeiten kann. Es ist kein Zweifel, daß diese Erhöhung des Gefühls mit der Erlöschung des Gesichtes zusammenhängt, mit ihr entsteht, und wenn sie gehoben und das Gesicht wieder hergestellt wird, sich allmälig verliehrt. Möchtest du nun wohl durch Blindheit eine Erhöhung anderer Sinne erkaufen?

Das möchte freilich Niemand wollen. Man möchte gern Alles in der größten Vollkommenheit besitzen, wenn es möglich wäre.

Gut, wir wollen es uns als möglich denken, und ein Thier mit allen Gaben der Sinne in ihrer größten Vollkommenheit ausrüsten. Dieses idealische Thier soll scharfsichtig seyn, wie der Luchs, feinhörig, wie der Maulwurf, scharfwitternd, wie der Hund, kunstfertig, wie die Biene und die Ameise. Wird dieses seltne Thier darum mehr Anspruch auf unsre Achtung haben, als die Spinne, die du ohne Bedenken zertrittst?

Es scheint mir unmöglich, sagte Eduard nach einigem Besinnen, Achtung gegen ein Thier zu fühlen.

Aber man liebt doch manche Thiere?

Freilich wohl; aber das scheint mir doch etwas ganz anderes.

So ist es allerdings. Nur gegen Menschen findet Achtung statt, so wie wir auch nur den Menschen verachten können.

Was iſt aber die Urſache davon?

Wenn ein Sclav eine vorgeſchriebene Arbeit verrichtet, weil ihm ihre Unterlaſſung Strafe zuziehen würde, achteſt du ſeinen Fleiß?

Im geringſten nicht; ich bedaure ihn vielmehr.

Du haſt auch wohl von künſtlichen Webereien gehört, in denen man die ſchönſten Gemälde nachbildet, und die doch von Arbeitern gefertigt werden, die nichts von Malerei verſtehn, ja, das, was ſie machen, während der Arbeit nicht einmal ſehn. Sie verfahren nach einer genauen Vorſchrift, ganz mechaniſch, ohngefähr wie die Biene oder die Spinne nach ihrem Naturgeſetz. Iſt das nicht bewundernswürdig?

Ganz gewiß; man kann es nicht ohne Erſtaunen hören. Aber ich fühle wohl, daß ich hier nicht den Weber bewundre, ſondern die Arbeit, die er faſt bewußtlos macht.

Und in der Arbeit ohne Zweifel ihren Erfinder?

Ja freilich.

Und doch wieder nicht ſeine Perſon, ſondern das Nachdenken, das er auf die Sache gewendet hat, und den hellen, durchdringenden Verſtand, den eine ſolche Erfindung vorausſetzt?

Ich glaube, ja.

Und iſt nicht der Verſtand, der ſolche Dinge erfinden kann, unendlich mehr werth, als die Dinge, die dadurch hervorgebracht werden? Das Leben kann auch ohne jene künſtliche Webereien beſtehen, ſo wie wir auch des Honigs und Wachſes entbehren können.

Das leidet wohl keinen Zweifel.

Und ist nicht der Mensch eben dadurch so hoch über die Thiere gestellt, daß er mit der Natur wetteifern, daß er Gesetze erfinden und aufstellen kann, nach denen sich auch die größten und schwersten Dinge zu Stande bringen lassen — ohne daß er bei diesen Erfindungen durch irgend etwas gezwungen oder genöthigt wird? Daß er also mit Freiheit verfährt?

So scheint es.

Bei dieser Freiheit aber kann er auch irren und sein Ziel verfehlen. Möchten wir darum diese Nebenbuhlerin der Natur, diese gesetzgebende — wenn auch bisweilen irrende Gewalt, gegen die Knechtschaft des nur gehorchenden, bei seinem erzwungenen Gehorsam aber nie fehlenden Naturtriebs vertauschen wollen?

Nimmermehr, rief Eduard freudig aus. O ich sehr wohl, daß ich Unrecht gehabt habe und worinn. Der Mensch kann irren, weil er frei ist. Aber durch seine Freiheit steht er hoch über dem Thiere, das nur ein Werkzeug der Natur ist, der es wie der Knecht seinem Herrn dient. — Aber durch seine Freiheit kann ein Mensch auch sehr unglücklich seyn! —

Ganz gewiß. Aber glücklich ohne sie?

Schwerlich.

Drei und dreißigster Abend.

Das was der Grosvater von Blinden gesagt hatte, die den mangelnden Sinn auf gewisse Weise durch die Erhöhung anderer

Sinne erſetzen, gab am folgenden Abend zu neuen Geſprächen Veranlaſſung. Die Kinder kennen alle den blinden Niklas in Marisfeld, der ſein Geſicht durch die Pocken verlohren hat, und jedes häusliche Geſchäft, auch in der tiefſten Nacht — der Arme weiß leider von keiner andern Tageszeit — ohne Anſtoß verrichtet. Da iſt es nun allerdings ſonderbar, wenn er im Dunkeln das Holz mit dem ſcharfen Beile ſpaltet, ohne ſich je den mindeſten Schaden zu thun, oder beim Mühlenwaſſer über den ſchmalen Steg geht. Mußten ſich nicht in den Siebziger Jahren bei einem gewaltigen Nebel in Paris die Sehenden von den Blinden führen laſſen, um nicht in die Seine zu fallen? Und ſpielte nicht der blinde Dulon ſeine Flöte und die blinde Paradies ihr Forte-Piano mit einer Vollkommenheit, die nur ſelten ein Sehender erreicht? Die Kinder erinnerten ſich auch an den hölzernen Jäger, der überaus zierlich und im vollkommenſten Ebenmaaße geſchnitzt, in den reichen Sammlungen der Academie zu München zu ſehen iſt, und den ein blinder Tyroler mit dem Meſſer geſchnitzt hat. Auch trug der Pfarrer von dem Thuringer Uhrmacher noch nach, daß er die Thurmuhren, die er verfertigt, ſelbſt an Ort und Stelle bringt, und dabei ohne Gefahr, in der höchſten Höhe, über ſchmale Breter und Balken geht. — Und lebte nicht, fuhr er fort, noch vor Kurzem in England ein blinder Weber, der nicht nur ſein Handwerk trieb, ſo gut als einer, ſondern ſich ſeine Weberſtühle und überhaupt ſein ganzes Hausgeräthe ſelbſt gemacht hatte? Doch ließ er es dabei noch nicht bewenden. Da er ein außerordentlicher Liebhaber der Muſik war und vorzüglich große

Freude an der Orgel hatte, ergriff ihn einmal eine heftige Begierde, ſich mit dem Mechanismus der großen Orgel in der Stadtkirche bekannt zu machen; weil er aber wenig Hoffnung hatte, daß ihm eine Unterſuchung erlaubt werden würde, ſchlug er ſich die Sache aus dem Sinn. Da geſchah es nun, daß der Organiſt ſtarb, und viel in des Webers Gegenwart von der Geſchicklichkeit dieſes Mannes geſprochen und die vorzügliche Güte des Inſtruments geprieſen wurde. Dieſe Geſpräche entzündeten nun die alte Begierde von neuem in ihm, ſo, daß er ſich einſtmals um Mitternacht aufmachte, die Thüren, die nach der Orgel führten, öffnete, und hier ſeine Unterſuchung mit einem Geräuſche anfing, das die ganze Nachbarſchaft aufweckte. Aus allen Fenſtern fuhren die Köpfe heraus, und Einer fragte den Andern, ob er es auch höre; und die Meiſten waren des Glaubens, der Geiſt des verſtorbenen Organiſten gehe um. Doch faßten Einige, die geſcheiter waren und meinten, es könnten wohl gar Diebe ſeyn, ein Herz, und gingen mit Laternen und Waffen in die Kirche, fanden aber Niemanden darinn, als den blinden Weber, der in voller Arbeit vor Freude an den Entdeckungen, die er machte, nichts von den Kommenden gewahr worden war. Sie nahmen ihn nun freilich gefangen, da ſie aber ſahen, was ihn zu ſo ungewöhnlicher Zeit in die Kirche getrieben hatte, entließen ſie ihn wieder mit einem leichten Verweis. Und da ſein Wunſch bei der Behörde zur Sprache kam, fand man, da die Geſchicklichkeit und Vorſicht des Mannes bekannt war, kein Bedenken, ihm auch die weitere Unterſuchung des Werkes zu geſtatten. Von der Zeit an legte er ſich nebenbei auf den

Orgelbau, und eine groſse Orgel auf der Inſel Man iſt von dieſem blinden Weber gebaut.

Das Unglück dieſer Art von Blinden, ſagte die Pfarrin, iſt denn doch vergleichungsweiſe immer noch erträglich zu nennen gegen das einer Engländerin, von der mir meine gute Miſtriß Carleton vor Jahren erzählt hat. Dieſes unglückliche Mädchen verlohr durch die Pocken zugleich Geſicht und Gehör. Indeß wurde doch auch dieſes entſetzliche Schickſal durch Gottes Barmherzigkeit in etwas gemildert; denn, wie die arme Marie bei Yorick ſagt, Gott mildert den Wind, wenn das Lamm keine Wolle hat. Ihr Geruch und Gefühl wurde ſo fein, daß ſie die Farben unterſcheiden konnte, und ſehr beſtimmt wußte, wenn jemand Fremdes im Zimmer war. Sie erwarb ſich auch eine groſse Fertigkeit in der Fingerſprache, aber wer auf dieſe Weiſe mit ihr ſprechen wollte, mußte ihre Hand und Finger dazu nehmen, ſtatt der ſeinigen. In ihrer Abgeſchiedenheit vertrieb ſie ſich die Zeit mit Nähen, und ihre Nätherei ſoll bewundernswürdig ſein geweſen ſeyn. Auch Schreiben konnte ſie, und ihre Schrift war nicht weniger bewundernswürdig. Denn die Zeilen waren ſchnurgerade, die Buchſtaben und Wörter ſtanden in der gehörigen Entfernung von einander, die Züge waren zart und nett. Ja, was das aller Sonderbarſte war, ſie konnte bemerken, wenn ſie einen Buchſtaben ausgelaſſen hatte, und ſetzte ihn dann an der rechten Stelle über die Zeile. Dieſes waren ihre Beſchäftigungen bei Tag und Nacht; denn wenn ſie nicht ſchlafen konnte, brauchte ſie kein Licht anzumachen, ſondern ſetzte ſich gleich an ihren Stickrahmen oder ihr Schreibe-

pult; und es mag wohl auch sonderbar anzusehn gewesen seyn, wenn sie in tiefer Dunkelheit so schön schrieb und nähte, als es Viele nicht am hellen Tage und mit guten Augen können.

Mathilden fielen bei dieser Erzählung helle Thränen auf den Schoos, und da ihre Mutter es bemerkte, sagte sie: Kann man sich wohl in der Welt etwas Traurigeres denken, als so in ewiger Nacht zu sitzen, nie den Aufgang und Untergang der Sonne zu sehn, nie den blauen Himmel, noch die blühenden Bäume — sondern immer und immer, wie ein Verbrecher, in einem finstern Kerker zu schmachten, ohne Hoffnung einer Erlösung, und nicht zu wissen, ob es Tag oder Nacht sey! Schon das ist fürchterlich; aber nun noch überdieß, wie dieses arme Mädchen, des Gehörs beraubt zu seyn! — Ach Mutter, ich glaube doch, daß ich die Blindheit noch eher ertrüge — so ein schreckliches Unglück sie auch seyn mag — ich könnte mir ja doch noch das vorstellen, was ich nicht sähe — aber wenn ich auch Deine Stimme nicht mehr hörte, und Alles das Schöne und Gute, was hier gesprochen wird, für mich verlohren wäre, und ich nur immer über mir und meinen armen traurigen Gedanken sitzen müßte — — Sie konnte nicht ausreden, sondern fing an wieder heftiger zu weinen und warf sich ihrer Mutter an die Brust, und konnte sich gar nicht zufrieden geben.

Glücklicherweise, sagte der Grosvater, ist dieser Fall einer der seltensten, und, wie Malchen sagt, Gott mildert den Wind, wenn das Lamm keine Wolle hat — meist haben die Blinden einen heitern Sinn. Ich bin in Wien in dem Erziehungshause der blinden Kinder gewesen. Gegen vierzig solcher Unglücklichen

waren hier vereinigt, und man sah kein niedergeschlagenes Gesicht unter ihnen; Alle sahen heiter aus. Die menschenfreundlichen Vorsteher beobachten die Vorsicht, die eintretenden Fremden durch eine aufgehängte Tafel zu ersuchen, kein Zeichen des Mitleidens von sich zu geben, und überhaupt die Kinder durch nichts an ihr Unglück zu erinnern. Diese erhalten hier den mannichfaltigsten Unterricht. Die Meisten haben Geschick zu mechanischen Arbeiten, und man findet treffliche Rechner unter ihnen. Jede häusliche Arbeit verrichten sie ohne Anstoß. Vorzüglich glücklich sind wohl die zu preisen, die Gott mit einem starken Gemüthe und lebendiger Einbildungskraft begabt hat. Statt der äußern Welt, die ihnen verschleiert ist, schaffen sie sich eine innere, welche jene oft an Glanz übertrifft. Es war im Alterthume eine ziemlich gemeine Meinung, daß Homer blind gewesen; auch von andern alten Sängern ging die nemliche Sage. Ihr kennt wohl die rührenden Klagen des alten räthselhaften Ossian? —

Du meinst wohl, sagte die Pfarrin, die schöne Anrede an die Sonne?

Dieselbe, antwortete der Vater. Sie ist, denk' ich, im Carthon.

Ich glaube sie im Gedächtniß zu haben, fuhr die Pfarrin fort; dann sann sie ein wenig und sagte mit ihrer milden melodischen Stimme folgendes:

„O du, die du oben rollst, rund wie meiner Väter Schild! Woher sind deine Strahlen? woher, o Sonne, dein unvergängliches Licht? Du trittst hervor in deiner Schöne; die Sterne verhüllen sich, und der Mond sinkt kalt und blaß in die westlich-

Fluth. Nur du wandelst allein. Wer kann Gefährte deines Laufes seyn? Die Eichen der Berge fallen; die Berge selbst schwinden dahin mit den Jahren; das Meer fällt und steigt; der Mond selbst entflieht; aber du bist immer dieselbe und freust dich in dem Glanze deines Laufs. Wenn die Welt finster ist vom Sturm, wenn der Donner rollt und die Blitze fliegen, so schaust du aus den Wolken in deiner Herrlichkeit und lächelst in den Sturm. Aber für Ossians Aug' lächelst du umsonst. Nicht mehr erblickt er deinen Strahl, wenn dein gelbes Haar in die östlichen Wolken fließt, oder wenn du an den Pforten deines Niedergangs zitterst. Aber vielleicht bist du auch nur für eine Zeit, wie ich selbst, und deine Jahre werden ein Ende haben. Dann wirst du schlafen in den Wolken, und die Stimme des Morgens wird dich nicht aufwecken. Freue dich denn, o Sonne, in der Kraft deiner Jugend. Das Alter ist finster und unlieblich; es ist gleich dem Schimmer des Mondes, wenn er durch zerrissene Wolken scheint und der Nebel auf den Hügeln liegt. Der Sturm des Nordwinds braus't auf der Ebene und der Wandrer erbebt in der Mitte seines Wegs."

Eine herrliche Stelle, sagte der Grosvater, indem er seine Hand auf den Arm seiner Tochter legte, und viele, nicht weniger schöne, finden sich überall in diesem melancholischen Dichter des nebligen Nordens. Doch auch nicht minder schön und rührend sind die Verse, mit denen der Homer der Engländer, der ernste und edle Milton, auch blind wie Homer und Ossian, das Licht begrüßt, nachdem er die Nacht der Hölle und ihre Bewohner

besungen hat. Laß sehn, ob ich sie noch in meinem alten Gedächtnisse zusammen finde. Ja, es geht noch:

Nun seh ich froh dich wieder, ewiges Licht,
Und fühle deiner Leuchte Lebenskraft.
Doch nie besuchst du diese Augen mehr;
Sie rollen, ach! und suchen deinen Strahl
Umsonst; kein Morgen dämmert ihnen auf.
So hat ein dicker heller Tropfen wohl
Ihr Licht verlöschet, oder dunkles Blut
Sie rund umflossen. Dennoch wandr' ich noch
Da, wo am hellen Bach der Musen Chor
Im Schatten-Hain, auf Sonnenhügeln wohnt,
Erfüllt von Lust des heiligen Gesangs.
Am liebsten aber sucht in stiller Nacht
Mein Geist dich, Zion, und des Baches Rand,
Der unten sich durch Blumenschmelz ergießt,
Und deine heiligen Füße murmelnd wäscht.
Oft denk' ich Jener, deren Loos mir gleich;
O wär' ich ihnen auch an Ruhme gleich! —
Des blinden Mäoniden und des Thamyris;
Des alten Phineus und Tiresias,
Der blinden Seher. Mächtig steigen dann
Gedanken auf, und bilden sich von selbst
In Harmonie und Maas; so wie der Nacht
Wachsamer Vogel, wenn die Finsterniß
Mit ihren dunkeln Schatten ihn umgibt,
Den nächtlichen Gesang erhebt. — Wohl kehrt
Der Frühling mit des Jahres Lauf zurück;
Doch mir kehrt nicht der Tag, der Morgen nicht,
Und nicht des Abends milde Nähe mehr.

Auch nicht der Frühlings-Blüthe ſüßer Reiz,
Des Sommers Roſen nicht, die Heerden nicht,
Und nicht des Menſchen göttliche Geſtalt.
Statt deſſen hüllt mich ewiges Dunkel ein,
Und Wolkennacht, die von dem heitern Pfad
Der Menſchen mich entfernt, und Einen Weg
Von Wiſſenſchaft mir und Erkenntniß ſperrt.
So mehr denn ſcheine du, o himmliſch Licht,
In meiner Bruſt; durchſtrahle meinen Geiſt
Und jede Kraft in mir; ſchaff Augen hier
Und banne Nacht und Nebel fern von ihm,
Um das zu ſchaun und zu verkündigen,
Was ſterblichem Geſicht unſichtbar iſt. —

Während der Grosvater dieſe Zeilen mit feſter Stimme recitirte, nickte die Pfarrin ihrem Manne mit gar freudigen Blicken mehr als Einmal zu; denn das Geſicht des alten Mannes war dabei wie verklärt, und ſeine Augen ſtrahlten von großer Heiterkeit. Was ihn dabei bewegte, war nicht bloß die Schönheit der Verſe, ſondern auch die Erinnerung an die Zeit ſeiner Jugend, wo er die Dichter aller Zeiten und Völker mit unbeſchreiblichem Entzücken geleſen, auswendig gelernt und überſetzt hatte. Die ſchönſten Stellen ſtanden ihm noch feſt im Gedächtniß, und er ſagte wohl bisweilen, wie man in einer ſtillen Sommernacht dem Geſange der Nachtigall lauſche, ſo horche er in ſchlafloſen Stunden auf die großen Gedanken und die harmoniſchen Töne der alten Sänger, die denn auch in ſeiner Seele gar manche Gedanken und Betrachtungen erweckten. Dann ſey ſein Gefühl allerdings wohl demjenigen ähnlich, das Milton von ſich beſchreibe. Ganz vorzüglich

aber, ſetzte er hinzu, fühle er ſich durch die letzten Zeilen bewegt und erhoben, die auch Jeder, vorzüglich aber ein alter Mann, auf ſich anwenden könne. Jeder ſey ja, in einem gewiſſen Sinne, für blind zu halten, und alle Herrlichkeit der Natur ſey doch nur ein Schleier, der Gott unſern Augen verhülle. Das rechte Licht komme immer von Innen und zerſtreue das Gewölk, das ſich zwiſchen den Menſchen und Gott lagere. Darum bete er oft mit rechter Andacht die Worte:

Scheine du, o himmliſch Licht,
In meiner Bruſt, und ſchaffe Augen hier,
Um das zu ſchau'n und zu verkündigen,
Was ſterblichem Geſicht unſichtbar iſt.

Nach dieſen Worten faßte der Grosvater die Hand ſeiner Tochter und ließ ſich von ihr nach ſeinem Bette führen.

Als Malchen zurückgekommen war, gab der Pfarrer Mathilden ein Buch, in welchem er die Geſchichte von einem blinden Jünglinge, der wieder zu ſeinem Geſichte gekommen war, aufgeſchrieben hatte. Mathilde las nun, wie folgt:

„Ein junger Engländer, Namens Williams, war blind zur Welt gekommen. Wie andere Blindgebohrene hatte er ſich in ſeinen Zuſtand gefunden, und den Mangel des Geſichts, ſo weit es möglich iſt, durch andere Sinne zu erſetzen geſucht. Er war dabei von angenehmer Bildung und der ſanfteſten Gemüthsart, ſo daß ihn Niemand ſehn konnte, ohne Mitleid über ſeinen Zuſtand zu fühlen, der ihm doch ſelbſt, da er nie einen andern gekannt hatte, keinen Kummer machte. Als daher ein Augenarzt nach ſorgfäl-

tiger Untersuchung Hoffnung gab, die Blindheit heben zu können, machte dieser Ausspruch auf Williams selbst nur wenigen Eindruck, und er hätte ihm wahrscheinlich keine Folge gegeben, wenn nicht seine Eltern und Alle, die ihn liebten, die erregte Hoffnung mit Begierde ergriffen hätten."

„Die Operation wurde beschlossen und ging glücklich von Statten."

„Als nun die ersten Schimmer des dämmernden Lichtes in dem absichtlich verdüsterten Zimmer auf die Augen des jungen Mannes fielen, schien ihn der Eindruck der ungewohnten Erscheinung der Stimme beraubt zu haben. Er betrachtete den Arzt mit der größten Aufmerksamkeit, und schien ihn mit sich selbst zu vergleichen, und da seine Mutter, die ihrer Gefühle nicht Herr war, ihn mit Ausrufungen und zärtlichen Worten um den Hals fiel, erkannte er ihre Stimme, konnte aber nichts sagen als die Worte: Seyd Ihr meine gute Mutter? denn indem er diese Worte aussprach, sank er dem Arzt ohnmächtig in die Arme."

„So heftige Erschütterungen konnten nachtheilige Folgen haben. Man verband ihm also während der Ohnmacht die Augen; und nachdem er wieder zu sich gekommen war, sagte man ihm, er müsse jetzt den Genuß des Lichtes noch eine Zeitlang entbehren, und vor allen Dingen die Heilung der Wunde erwarten. Diese Nothwendigkeit betrübte ihn. Er hatte das Licht nur einen Augenblick genossen, und da er jetzt wieder in die vorige Finsterniß zurückgesunken war, fing er an zu glauben, jener kurze Genuß sey ein Werk der Täuschung und Zauberei gewesen, und sagte: er würde

wahnsinnig werden, wenn er die Hoffnung aufgeben müßte, jene wunderbaren und unbeschreiblichen Eindrücke zu erneuern. Man suchte ihn zu trösten und ermahnte ihn zur Geduld; aber es war doch nicht möglich, ihn von aller Unruhe zu befreien, und noch weniger konnte man eine Beschreibung der Eindrücke von ihm erhalten, die die erste Einwirkung des Lichtes auf ihn gemacht hatte. Es war ihm durchaus unmöglich, sich darüber zu erklären, oder seine Gefühle mit Worten auszudrücken."

„Der Tag erschien endlich, wo man ihn von seiner Binde befreien wollte. Ein junges Mädchen, Sophie genannt, eine nahe Verwandte des Hauses, welcher Williams von Jugend an zugethan gewesen war, bat um die Erlaubniß, ihm die Binde abzunehmen. Niemand war zugegen, außer den Eltern des Blinden; denn der Arzt wollte nicht, daß sein Gemüth durch eine zu große Menge von Gegenständen ergriffen werden sollte. Das Mädchen näherte sich ihm; aber ehe sie die Binde löste, sagte sie: Du wirst nun den Gebrauch deines Gesichts bekommen, Williams; du wirst eine Menge von Dingen sehen und Eindrücke empfangen, die dir bisher fremd waren; du wirst erfahren was Schönheit ist. Ich habe dich von Kindheit auf geliebt; du hast mich geliebt. Wie? wenn dir nun ein anderer Gegenstand liebenswürdiger erschiene? wenn du mich aus deinem Herzen verbanntest? wenn du aufhörtest, mir gut zu seyn? —

Als das Mädchen so sprach, ergriff der Blinde ihre Hand, die eben im Begriff war, die Binde aufzulösen, hielt sie zurück und sagte: Ich habe nie aus einem andern Grunde gewünscht, mein

Geſicht wieder zu bekommen, als um dich zu ſehen. Wär' es möglich, daß ich mit der Wiederkehr des Lichtes die Liebe verlieren könnte, die ich zu dir trage, daß mich der Ton deiner Stimme, wenn du ſprichſt, dein leiſer Tritt, wenn du dich mir näherſt, nicht mehr wie jetzt entzückte; wenn ich die Freude, die ich in deiner Nähe und in deinem Umgange genoſſen habe, auf immer einbüßen und nichts dafür eintauſchen ſollte, als den Taumel, der mich in jenem Augenblicke ergriff, wo ich das Licht zum erſten Mal ſah — o ſo reißt mir lieber die Augen aus, die dich und mich unglücklich machen würden, und laßt mich zurückkehren in die Nacht, in der ich gebohren bin. —

Bei dieſen Worten, welche der Blinde mit großer Gemüthsbewegung ſprach, machte Sophie ihre Hand wieder frei und ſagte: Nein, Williams, du wirſt mich immer lieben! wir werden uns nie vergeſſen! — Und nun löſte ſie das Band. Williams Erſtaunen war dieſesmal nicht geringer als das Erſtemal. Er ergriff Sophiens Hand von neuem, und beſchwor ſie zu ſprechen, damit er ſich überzeuge, daß ſie es wirklich ſey; und da ſie ſeinen Willen erfüllte, brach er in Thränen aus. Er lernte nun allmählig, die Eindrücke, die das Aug ihm gab, mit denen zuſammenreimen, die er bisher durch andere Sinne empfangen hatte; aber es dauerte einige Zeit, ehe er Geſtalt, Farbe und Nähe durch die Augen erkennen konnte, wie er ſie bisher durch andere Organe erkannt hatte. Bewunderung, Erſtaunen und Entzücken erfüllten abwechſelnd ſeine Bruſt. Sein Gemüth blieb ſich gleich. Er und Sophie wurden ein glückliches Paar." —

Wenn künftig einmal die Hand des Todes unſer leibliches Auge geſchloſſen hat, und kein Strahl der Sonne und des Tages mehr in unſer Inneres dringt, und dann ein Engel uns wieder aufrichtet in der Gruft, an die Ufer der Welt uns ſtellt, die jenſeits des Grabes beginnt und allmählig die Binde löſt, die das innere Auge des Menſchen verſchleiert, — wird dann unſer Staunen, unſre Bewunderung, unſer Entzücken geringer ſeyn? — Oder ſollen wir uns auch vor Täuſchung fürchten? ſollen wir auch zittern, daß uns durch das neue Licht die Liebe entwendet werden möchte, die wir hienieden zu den Unſrigen und zu unſern Freunden hegen; dieſe Liebe, die wie ein Unterpfand einer höhern Beſtimmung in unſerer Seele liegt und ſelbſt ein Vorgefühl der Seligkeit enthält? —

Gott iſt die Liebe. Vor dem Throne der ewigen Liebe werden wir uns wiederſehn, um uns noch beſſer zu lieben, als wir hienieden konnten.

Vier und dreißigſter Abend.

Der Grosvater theilte der verſammelten Familie die Nachricht mit, daß die Römiſche Kirche, nachdem ſie ſich einige Jahrhunderte hindurch geſperrt, endlich der Sonne bedingungsweiſe erlaubt habe, ſtill zu ſtehn, und die Erde, nebſt den andern Planeten, um ſich her gehn zu laſſen. Da die Kinder dieſes nicht begriffen, erklärte er die Sache ſo, daß der Römiſche Hof, nach langer Weigerung,

die Erscheinung eines Buches erlaubt habe, in welchem das Copernicanische Weltsystem gelehrt werde, da bisher nur das Ptolemäische erlaubt gewesen.

Eduard machte große Augen und konnte lange nicht überzeugt werden, daß der Grosvater ernstlich spräche. — Mathilde aber fragte ganz treuherzig, ob denn solche Dinge vernünftiger Weise von irgend einer Obrigkeit erlaubt oder verboten werden könnten?

Diese Frage führte zu mannichfaltigen Erörterungen.

Unter Andern sagte der Grosvater: Leider hat geistige Beschränktheit, oder misverstandene Frömmigkeit, oft auch — und dieser Fall ist nicht der seltenste gewesen — der Hochmuth der Mächtigen und Einflußreichen die Fortschritte des menschlichen Geistes und der Wissenschaften gehemmt, indem er die Grenzen seiner eignen Kenntnisse zur Grenze des Wissens überhaupt machen wollte. Daher haben die Menschen nicht nur in göttlichen und kirchlichen Dingen, zum Theil bei Gegenständen, die wohl ewig dunkel und ungewiß bleiben werden und es auch ohne Nachtheil für das Heil der Menschheit bleiben können, einen Glauben festgesetzt, an welchem kein Tittelchen soll geändert werden können; sondern sie haben auch mit diesem abgeschlossenen Zwang-Glauben die Wissenschaften in eine solche Verbindung gesetzt, daß sich der Geist der Menschen nicht mehr frei bewegen konnte, ohne Gefahr zu laufen, die Grenzen zu überschreiten, an denen die Inquisition Wache hält. Unzählige Menschen, die zu etwas Höhern berufen waren, als die Früchte des Feldes zu essen, haben sich aus Furcht

vor jener Gefahr, die nicht unbedeutend ist, in den Schoos der Trägheit versenkt, halten sich an das erlaubte Alte, wobei sie äußere Ruhe haben, wenn auch keine innere Befriedigung, und weisen jede neue Idee zurück, die ihre Ruhe vielleicht um desto mehr stören würde, je lichtvoller und eindringlicher sie ist. Gottlob, wir kennen diese Sünde willkührlicher Beschränkungen nur von Hörensagen, und seitdem uns die nie genug zu segnende Reformation — die eben aus jenem Misbrauche der Gewalt über die Geister hervorbrach und die Schranken der sündhaftesten Willkühr niederwarf — zur Freiheit verholfen hat, sind Verfolgungen wegen wissenschaftlicher Ansichten in protestantischen Ländern nur selten vorgekommen, und haben immer mit der Schande der Verfolgungssüchtigen geendigt. —

Und hat man denn wohl, fragte Eduard, irgendwo in der Welt einen Menschen darum verfolgt, weil er gelehrt hat, was wir Alle glauben, daß die Sonne still stehe und die Erde sich mit den andern Planeten um sie her bewege?

Allerdings, antwortete der Grosvater, hat man das zur Schande der Vernunft und der Menschlichkeit gethan. Gerade diese Lehre brachte einen der größten Physiker Italiens in die Kerker der Inquisition. —

O wer war das? — Wie war das? fragten die Kinder.

Es sind noch nicht zweihundert Jahre, antwortete der Grosvater, zu einer Zeit, wo der wissenschaftliche Geist überall mächtig aufgeregt war, als Galilei sich mit unbesieglicher Wisbegierde auf die Erforschung der Natur warf. Die ausgebreiteten Kenntnisse,

die er sich erwarb, der Geist, mit dem er die Wissenschaften belebte, die Klarheit, mit der er sie vortrug, verschaffte ihm überall das ausgezeichnetste Ansehn, und dieses stieg noch durch die Entdeckungen, mit denen er die Naturwissenschaften bereicherte. Ich will Euch von mehrern nur Eine nennen — die Erfindung der Fernröhre — durch die der Himmel gleichsam erst geöffnet und die unzähligen Entdeckungen möglich geworden sind, die aus der Sternkunde eine ganz neue Wissenschaft gemacht haben. Aber eben dieses Ansehn weckte den Neid. Mönche und Priester hatten ihn schon von mehrern Stellen vertrieben, als ihn der Grosherzog von Toskana, in dessen Staaten er gebohren war, ein Fürst, der sich nicht vor neuen Ideen fürchtete, nach Florenz berief und unter seinen Schutz nahm. Aber auch dieser Schutz war gegen die Macht von Galileis unversöhnlichen Feinden nicht stark genug. Ein Gespräch über die verschiedenen Weltsysteme, das er zu Florenz an das Licht stellte und in welchem er dem Copernicanischen den Vorzug ertheilte, gab der Verfolgungswuth eine erwünschte Gelegenheit. Denn da der Römische Stuhl, und also die ganze Römisch-katholische Kirche an dem Ptolemäischen fest hielt, welches die kleine Erde zum Mittelpunkte der Welt macht, um die sich nicht nur die Sonne, sondern die ganze unermeßliche Maschine der Welt täglich bewegen muß, so stürzten sich seine Feinde auf die neue Lehre, predigten gegen die Galileische Ketzerei und veranlaßten den Papst, ein Gericht von Cardinälen und Mathematikern niederzusetzen, die das Werk des Angeschuldigten prüfen sollten. Dieses Gericht erklärte es nach seinen irrigen und par-

teiischen Ansichten für gefährlich und ketzerisch. Diesem Ausspruche zu Folge wurde der Mann, der der Stolz seines Zeitalters und die Zierde seiner Nation zu seyn verdiente, von der Inquisition nach Rom gefordert; und nachdem seine Lehre feierlich verdammt worden war, wurde er selbst gezwungen, das, was er mit überzeugenden Gründen behauptet hatte, auf den Knien, als ein bußfertiger Sünder und mit einer Kerze in der Hand, abzuschwören.

Abzuschwören? rief Eduard. Also einen Meineid zu begehn? — Und das waren Priester, die ihn dazu zwangen? — —

So war es allerdings, fuhr der Grosvater fort, gerührt von des Knaben lebhaftem Unwillen; sie zwangen ihn, neidische Priester zwangen ihn, seine Ueberzeugung zu verleugnen. Der Tag, an welchem die brutale Willkühr diesen Sieg über die Vernunft gewann, sich selbst aber ein Denkmal der Schande setzte, war der 23. Junius des Jahrs 1633, ein Tag, den wir nie vorübergehn lassen sollten, ohne Gott für die edle Freiheit zu danken, mit der wir die Wissenschaften nach allen Seiten durchforschen dürfen, ohne vor den Kerkern der Inquisition oder den Bannflüchen eines unwissenden Hochmuths zu zittern. — Nun werdet Ihr wohl glauben, es sey an dieser Gewaltthätigkeit genug gewesen und die Dummheit habe genug triumphirt, nachdem sie einen großen und geistreichen Mann zu einem Eide genöthigt hatte, den sein Herz verabscheuen mußte. Aber nein. Das Abschwören der vermeintlichen Ketzerei war nur die Bedingung der gemilderten Strafe. Nachdem diese Bedingung erfüllt war, wurde ihm ein von sieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgelesen, wodurch sein Buch

verboten, seine Lehre verdammt, er selbst aber auf unbestimmte Zeit zum Kerker verurtheilt wurde. Zum Ueberflusse wurde ihm auferlegt, drei Jahre lang wöchentlich Einmal die sieben Buß-Psalmen zu beten. —

Eduard sprang bei dem Schlusse der Erzählung auf. Sein Gesicht glühte vor Unwillen und Schaam. Er suchte umsonst nach Worten, um seine Gefühle auszusprechen.

Aber warum, fragte Mathilde, ließ man ihm denn die Buß-Psalmen so oft hersagen? Was kann denn das für eine Andacht seyn, Eines und dasselbe Gebet immer und immer zu wiederholen? Man kann ja gar bald dabei nichts mehr denken.

Darauf kam es auch nicht an, antwortete der Grosvater. Es sollte eben eine Strafe seyn, und gewiß war es für einen denkenden Mann eine sehr harte Strafe, einmal, etwas zu thun, wobei er, auch mit dem besten Willen, bald nichts mehr denken konnte, und dann, für Etwas zu büßen, was er in seinem innersten Herzen nicht für Unrecht, noch viel weniger aber für eine Sünde halten konnte.

Der Aberglaube, fuhr er fort, wähnt, daß die öftere Wiederholung derselben Formeln, die binnen einer gesetzten Zeit und in vorgeschriebener Ordnung abgebetet werden, die Strafe einer Sünde mildern oder ganz aufheben könne. Ihr wißt, daß, nach dem Glauben der Römisch-katholischen Kirche, kein Mensch — wenige Heilige ausgenommen — zu Gott kommen kann, ohne durch die Flammen des Fegfeuers gegangen zu seyn. Die Zeit, deren es hier zur Reinigung von den irdischen Schlacken bedarf, ist unbe-

stimmt, und hängt von der Größe und Menge der Sünden ab, die ein Mensch verschuldet hat. So weit hat dieser Glaube Zusammenhang: er ist aber nicht auf Aussprüche der Bibel gegründet, die von einem Fegfeuer nichts weiß, sondern aus den Schriften heidnischer Philosophen ziemlich spät in die christliche Dogmatik aufgenommen worden. Die Furcht ist abergläubisch und der Aberglaube freigebig. Ein Glaube an Qualen, denen kein sterblicher Mensch entgehen kann und deren Dauer nicht zu berechnen ist, bot sich also dem Eigennutze auf das erwünschteste an, und der Eigennutz hat dieses Anerbieten schlau benutzt. Er hat den abergläubischen Wahn, daß die Zeit jener Reinigung durch äußere Mittel verkürzt und ihre Härte gemildert werden könnte, tief in die Gemüther eingeprägt, und die Anwendung dieser Mittel wird den Gläubigen von der Kirche zum Verdienste gerechnet. Die Wiederholung gewisser Gebete gehört auch dazu. Nach diesem Bußtarif macht ein zwanzigmaliges Abbeten des Psalters, verbunden mit dreimalhunderttausend Streichen, die man sich dabei mit der Geißel gibt, hundert Jahre Fegfeuer gut, und die Legende der Heiligen sagt, daß der heilige Dominicus, der, weil er immer einen Panzer trug, den Beinamen des Cuirassiers führt, einstmals während der vierzigtägigen Fasten den Psalter zweihundertmal durchgebetet, und sich sechzig Millionen Streiche dazu gegeben habe. —

Die Mädchen sahen sich bei dieser Erzählung mit Erstaunen an; Eduard zog seine Schreibtafel hervor, und sagte nach einigem Rechnen: Das trägt auf jede Minute beinah funfzehnhundert

Hiebe. Und nun noch das Zählen dazu, und das Beten der Psalmen zu gleicher Zeit, und der Panzer endlich, der nie abgelegt wird, und doch die Kasteiung nicht hindert. — Nein, es ist doch gar zu thörigt!

Wenn man Einmal, fuhr der Gresvater fort, dem Aberglauben die Stelle der Religion einräumt, wenn man das, was durch wahrhafte Erhebung zu Gott und göttlichen Dingen den Geist reinigen und läutern, und dadurch würdig machen soll, einst in seine ewige Heimath einzugehn, durch bloß äußere Werke ersetzen will, dann gibt es keine Thorheit, keinen Wahnsinn, zu dem die menschliche Vernunft nicht könnte erniedrigt werden. Dann wird das Einfachste verwirrt, und die Religion mit ihren Gebräuchen wird zu einer Art von Zauberei herabgewürdigt, durch welche die Gnade Gottes und die Seligkeit erzwungen werden soll. Christus hat gesagt: „Wenn du betest, so gehe in dein Kämmerlein, und schließ die Thür hinter dir zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene sieht, wird's dir vergelten öffentlich.“ Der Aberglaube aber, der es besser wissen will, als Christus, spricht: Wirf dich nieder vor aller Welt in den Staub; knie auf den Straßen, und bete an den Ecken der Straßen mit aufgehobenen Händen; kasteie dich vor dem Volk, und geh' im Sack und härnen Hemde, damit die Welt über deine Frömmigkeit staune. — Dabei kümmert es ihn nicht, daß Christus von denen, die so thun, gesagt hat: Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn dahin! —

Ob wohl, sagte Eduard, die Säulenheiligen, von denen

mir der Vater erzählt hat, etwas von diesem Gebote Christi gehört, oder daran gedacht haben. Denn diese stellten doch wohl ihre Frömmigkeit am meisten zur Schau. —

Da Marianne nicht wußte, was Säulenheilige waren, so erzählte der Pfarrer, daß ein Hirt, Namens Simeon, zuerst auf den Einfall gerathen sey, sein Leben auf einer Säule zuzubringen. Er fing diese Uebung auf einer Säule von neun Fuß Höhe an, und indem er immer höher und höher stieg, endigte er zuletzt auf einer Säule von sechzig Fuß. Länger als dreißig Jahre stand er so unter freiem Himmel, ohne zu schwindeln, bald aufrecht und mit ausgestreckten Armen, indem er die Gestalt eines Kreuzes nachahmte, bald so, daß er sich mit der Stirn zu den Füßen bückte. Solcher Verbeugungen zählte einstmals einer seiner Bewunderer in Einer Folge zwölfhundert und vier und vierzig, und wurde müde weiter zu zählen. Ein Geschwür im Schenkel machte seinem Leben ein Ende, ohne ihn doch zu bewegen, seinen Platz zu verlassen. Um seine Säule her wurde eine Kirche und mehrere Kapellen gebaut. Er fand zahlreiche Nachahmer.

Das Erstaunen der Kinder über diese Art von Frömmigkeit war nicht gering. Wie nur ein Mensch habe glauben können, durch ein so prunkendes und hochmüthiges Selbstquälen Gott zu gefallen, und etwas Verdienstliches damit zu thun!

Und doch, sagte der Grosvater, ist nichts leichter, als in diesen Wahnsinn zu gerathen, wenn man Einmal die tröstliche Lehre des Christenthums von einer väterlichen Weltregierung verläßt, und auf ihren Thron einen Tyrannen setzt, der die Freuden

der Menſchen haßt, und ihnen ihre Irrthümer und Schwachheiten nur unter der Bedingung verzeiht, daß ſie ſich irgend einer einförmigen Weiſe der Verehrung gegen ihn unterwerfen. Allerdings gebietet die Religion, ſich ſelbſt zu beherrſchen, nüchtern und mäßig zu ſeyn, und in allen Dingen ſeine Begierden zu zügeln; dieſe Pflicht iſt unerlaßlich, und Gott hilft dem, der ihn ernſtlich liebt, zu ihrer Erfüllung. Aber der Lohn, den dieſe Erfüllung gibt, iſt die Freiheit des Willens und des Gemüths, die ohne Selbſtbeherrſchung und Mäßigung unmöglich iſt. Der Aberglaube aber macht das, was dem höhern Menſchen unentbehrlich iſt, zu einem Verdienſte vor ſeinem unväterlichen Gotte, und glaubt dann, wenn er die Selbſtbeherrſchung bis zur willkührlichen Selbſtqual treibt, ſein Verdienſt zu erhöhen. Dieſer unchriſtliche Gedanke hat die allerwahnſinnigſten Handlungen veranlaßt, von denen der Wahnſinn der Säulenheiligen nur eine Gattung iſt. —

Die Kinder meinten, jetzt ſey wohl von ſolchen Dingen nicht mehr die Rede.

Wollte Gott, ſagte der Grosvater, die Religion wäre überall, was ſie ſeyn ſollte, die unverſiegende Quelle der Erhebung, des Troſtes, der Liebe und Ehrfurcht gegen Gott, die Gehülfin unſres mühſamen Lebens, und unſre freundliche Führerin über die dunkle Kluft, die das Leben von der Ewigkeit trennt! Wollte Gott, die Lehre Chriſti herrſchte überall in der Reinheit, Fülle und Erhabenheit, in der ſie von den Lippen ihres göttlichen Lehrers gefloſſen iſt — dann würden wir nicht mehr von

Klöstern hören*), deren Bewohner alle Banden der Liebe und des Blutes zerrissen, ja selbst der göttlichen Gabe der Rede entsagt haben, um durch eine Selbstquälerei, die sehr bald gänzliche Stumpfheit nach sich zieht, Gott, wie sie wähnen, zu dienen und für das, was sie hienieden aufopfern, einen Schatz im Himmel zu bereiten.

Ein wahrhaft frommer Mensch, fuhr er fort, dient Gott, ohne sich einzukerkern, und ohne gewaltsame Büßungen, durch ein unschuldiges Leben, durch Erfüllung seiner Pflicht, und durch die Richtung seiner Gedanken auf Gott. Dankbar für das, was er empfängt, dankbar auch für das, was ihm versagt wird, sind ihm die Freuden und Leiden des Lebens Zeichen und Gaben der ewigen und unerschöpflichen Liebe. Gern opfert er dieser seine Wünsche und Hoffnungen, unterwirft sich mit stiller Ergebenheit ihrem Willen, und empfängt dafür Stärkung, Trost und Hülfe von ihr. Dazu bedarf es nur eines wahrhaft frommen, kindlichen und treuen Sinns, aber keiner Klosterkerker, keiner Geißeln, ja, auch nicht des normalmäßigen Betens, das in den allermeisten Fällen nur ein drückendes, gedankenloses Geschäft ist. —

Daher, sagte Mathilde, kömmt wohl das Sprüchwort: etwas ohne Gedanken hersagen, wie die Nonne den Psalter, nur damit es gethan ist.

Allerdings, und es sind leider nicht die Nonnen allein, die gedankenlos beten. Ich muß immer wieder auf das Evangelium

---

*) Le Trappe.

zurückkommen. Hat nicht Christus gesagt: „Wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen?“ — Der Aberglaube weiß es aber besser und sagt: „Stürme den Himmel mit Gebeten! Laß immerfort den Rosenkranz durch deine Finger laufen, und deinen Mund sich bewegen; wenn du auch schon nichts dabei denkst, und das, was du betest, nicht verstehst; es ist doch ein frommes und Gott wohlgefälliges Werk.“ Ich denke, wenn sich der Himmel dieser Art zu beten öffnete, so hätte nichts Heilbringenderes erdacht werden können, als die Gebeträder der Kalmücken. —

Gebeträder? fragte Mathilde. Was kann das seyn?

Ich denk', ich weiß es, sagte Eduard. Haben nicht in Asien die Lama-Diener in ihren Tempeln gewisse Cylinderförmige Behälter, in denen heilige Schriften und Gebete um eine Spindel gewunden sind? Diese können durch Räder und Riemen in Bewegung gesetzt werden. —

So ist es allerdings, sagte der Grosvater. Einige dieser Behälter sind ungeheuer groß, andre sind klein. In den großen stecken die nemlichen Gebete in unzähligen Wiederholungen; denn schon diese schriftliche Vermehrung frommer Formeln wird für etwas Gottesdienstliches und Frommes gehalten. Die hauptsächlichste Kraft aber legen sie dem Umschwingen dieser Gebete bei, die, wie sie meinen, durch die bloße Bewegung zum Himmel dringen. Es ist daher ganz gewöhnlich, auch in den Rauchfängen der Kalmückischen Jurten solche kleine Gebeträder zu sehn,

die durch den Rauch in Bewegung gehalten werden. Ja, selbst auf den Mützen tragen sie welche, die mit Windflügeln versehn, von der Luft umgetrieben werden. Und die Völker, die diesen sonderbaren Aberglauben treiben, sind dabei nichts weniger als einfältig. —

Aber was für Vorstellungen von Gott müssen sie haben! sagte Mathilde.

Nicht viel andre, als wir, erwiederte der Grosvater; und ich muß zu ihrem Ruhme hinzusetzen, daß sie, trotz ihres Aberglaubens, im Ganzen fromm, gutmüthig, gesittet, ja selbst gegen Andersgesinnte überaus billig und nachsichtig sind, und nichts von Religionskriegen, Inquisitionen und Verfolgungen wissen. Sie halten ihr Wort gewissenhaft, sind versöhnlich, und immer geneigt, die Fehler ihres Nächsten zu entschuldigen — mit Einem Worte, gar manches stolze Europäische Volk könnte sich glücklich preisen, wenn es die Tugenden dieser verachteten Nomaden besäße.

Fünf und dreißigster Abend.

Es war ein stürmischer Tag, wie es zu seyn pflegt, wenn sich der Herbst mit dem Winter um den Platz streitet, und keiner dem andern weichen will. Der Abend war noch schlimmer. Wie ausgelassen tobte der Wind gegen das Fenster, und warf den Regen dawider, der vor dem Sturme kaum zur Erde kommen konnte. Am Himmel flogen die Wolken, als ob sie sich jagten,

und wenn der Mond bisweilen durch ihr zerrissenes Vließ hindurch sah, war es, als ob er ihnen entgegen liefe. In dem Pfarrhause war Alles still, und als Licht angebrannt und die Fensterladen mit Mühe angezogen worden waren, kam es den Kindern in der großen Stube recht heimlich vor. Der Grosvater las noch; der Pfarrer ordnete alte Papiere zusammen; die Pfarrin und Mathilde spannen; die andern Kinder flüsterten in der Ecke zusammen, und man hörte nur einzelne Laute von ihnen, wie: Ja! Ja! das wäre herrlich! — oder: Sag du's. — Nein, sag du's — und dergleichen aus der Flüsterecke hervor.

Die Mutter merkte nun wohl, daß sie einen gemeinschaftlichen Wunsch auf dem Herzen hatten, aber sie verstellte sich und spann emsig fort. Die Kinder hatten endlich, weil sie nicht hatten einig werden können, gelooſt, und so trat Eduard jetzt als Gesandter vor, während die Andern im Hintergrunde den Erfolg seines Antrags erwarteten, und sagte mit zusammengelegten, aufgehobnen Händen: O Mütterchen, der Abend ist so schauerlich; wir möchten uns wohl einmal recht fürchten. — Du weißt gewiß herrliche Gespenstergeschichten. Wir bitten dich Alle recht inständig, uns Eine zum Besten zu geben. —

Die Andern drängten sich jetzt auch alle zu und riefen: Bitte, bitte!

Die Mutter lächelte: Ja, damit ich nachher nur meine Noth hätte, Euch zu Bette zu bringen.

Ach, liebste Mutter, riefen die Aeltesten: das ist ja schon gar lange nicht mehr so. Du weißt, wir glauben kein Wort von

den schönen Geschichten, und eben darum sind sie so schön, weil Einem dabei graut, und man doch weiß, es ist nicht Ein Wort davon wahr. Wir fürchten uns nur so lange, als Du erzählst.

Gut, Ihr andern; aber Aurora und Lili?

O, beste Mutter, sagte Aurora, ich bin doch gewiß nicht mehr so kindisch. Wenn hätt' ich mich denn gefürchtet? Bin ich nicht vorige Woche allein in den Keller gegangen — und es war gewiß recht dunkel darinn.

Und ich, sagte Lili, bin jetzt auch recht herzhaft, seitdem Marianne ihr Bett vor das Meinige gerückt hat. Da bin ich schon sicher. Und dann beten wir immer den Abendsegen zusammen, und ich halte sie bei der Hand, bis ich eingeschlafen bin, und das dauert gar nicht lange.

Da nun das Bitten kein Ende nahm, sagte die Mutter: Ich will mich auf Etwas besinnen; denn ich habe seit Jahren nicht an die fratzenhaften Ammengeschichten gedacht, von denen man nichts weiter hat, als die Furcht. Jetzt laßt mich also in Ruhe und gedultet Euch.

Die Kinder waren durch die Hoffnung auf einen schaurigen Abend zu sehr in Bewegung gesetzt worden, um dieser Ermahnung sogleich folgen zu können. Und da der Pfarrer jetzt sein Geschäft geendigt hatte, sagte er: Bis sich Eure Mutter besinnt, ob sie Euch fürchten machen will, und womit, will ich Euch eine Geschichte erzählen, die sich zu meiner Zeit in Paris zutrug, und die wohl gespenstisch genug ist, obschon eigentlich kein Gespenst darinne vorkömmt; eine Geschichte von einem Bräutigame, der

nach seinem Tode bei seiner Braut speiste, ohne daß sie sich vor ihm fürchtete —

Wie? rief Mathilde mit einer Mischung von Staunen und Unglauben auf ihrem lieben Gesichte: wie? ein todter Bräutigam? Wie wäre das möglich?

Eine Leiche am Tisch! rief Marianne ganz bestürzt. Und neben der Braut? und die hat sich nicht gefürchtet? —

Ich sage nicht, daß es eine Leiche war, fuhr der Vater fort. Es war ein junger, blühender Mann von ernstem Ansehn, und was bei einem Todten vorzüglich merkwürdig ist, von einem recht angenehmen und heitern Betragen. —

Ach, bester Vater, sagte Mathilde, das sind Räthsel für uns. — O erzähle uns wie das war, riefen die Andern, und Alle rückten etwas näher bei.

So wie ich Euch jetzt gesagt habe, fuhr der Vater fort, wurde in Paris einige Tage lang von der wunderbaren unglaublichen Geschichte gesprochen, und Niemand wußte, was er davon denken sollte. Man nannte das Haus, die Familie, die junge Person, die an der Seite des Todten gesessen hatte. Wer es hörte, erzählte es weiter, und da die Geschichte in jedem Munde ihre Gestalt ein wenig veränderte, so war in Kurzem ein Mährchen daraus geworden, das fast noch seltsamer klang, als die Mährchen der Tausend und Einen Nacht. Unterdessen war die achtbare Familie, bei der sich diese Begebenheit ereignet hatte, in einer Unruhe, die sich nicht wohl beschreiben läßt. Die Braut zerfloß in Thränen. Ihre Verwandten erschöpften sich in eiteln

Vermuthungen. Alles ſtimmte zuſammen, ihr etwas Unglaubliches glaubhaft zu machen. —

Da erſchien endlich nach mehreren Tagen in den öffentlichen Blättern eine Erklärung, die man freilich nicht hatte vermuthen können, mit einer Entſchuldigung an der Spitze, daß eine achtbare und liebenswürdige Familie in ſo große Unruhe geſtürzt worden ſey. Und dieſe Erklärung war eben von dem Geſpenſte, das neben der Braut geſeſſen hatte.

O, liebſter Vater, das wird ja immer ärger! —

Nun habt nur Geduld. Die Sache war ſo. Ein junger Mann, den ich Dorval nennen will — er ſelbſt hat ſich nicht genannt — reiſt einſtmals aus dem Elſaß nach Paris, und trifft in der Poſtkutſche mit einem andern jungen Manne zuſammen, der das nemliche Ziel hat. Sie machen bald Bekanntſchaft mit einander; Jeder theilt dem Andern die Veranlaſſung ſeiner Reiſe mit, und Dorval erfährt, daß ſein Begleiter Bräutigam iſt. Die Sache iſt unter den Eltern abgemacht; die Braut erwartet ihn, und da ſie nicht nur ſehr reich, ſondern auch ſchön und liebenswürdig ſeyn ſoll, ſo ſieht er natürlich dem Augenblicke ſeiner Ankunft in Paris mit der größten Ungeduld entgegen. —

Kannte er ſie denn nicht? fragte Mathilde verwundert.

Nein, antwortete der Vater, er kannte ſie nicht. Nichts war in dem alten Frankreich gewöhnlicher, als dieſe Art von Verbindungen, die von den Eltern beſchloſſen und wie ein Handelsgeſchäft abgemacht wurden. Stimmten nur die äußern Verhältniſſe zuſammen, war nur der Vortheil von beiden Seiten klar und

keine erklärte Abneigung vorhanden, so wurde die Zuneigung nicht verlangt. Oft hatten sich die jungen Leute, die mit einander leben sollten, kaum Einmal gesehn, bisweilen wohl gar nicht, wie eben in dem Falle, von dem ich Euch erzähle, und die Leute kamen in den unauflöslichen Ehestand, so fremd, wie in eine Gesellschaft, die man nach wenigen Stunden wieder verläßt.

Das ist eine sonderbare Art zu heirathen, sagte die Mutter. So ohne Neigung, ohne Liebe in den Ehestand zu gehn, wie ein Paar Handels-Compagnons in ihre Zahlstube! —

Aurora seufzte hier tief auf. Alle sahen auf sie. Warum seufzt denn meine Aurora? fragte die Mutter. Ist dir etwa vor einem solchen Ehestande bang? —

Ach nein, antwortete das Kind erröthend, aber die Geschichte....

Aurore hat Recht, sagte der Vater, wir müssen wieder nach unsern Reisenden sehn. Diese setzten also ihre Fahrt mit einander fort, und unterhielten sich viel von ihren beiderseitigen Verhältnissen. Vorzüglich war der Bräutigam unerschöpflich in Entwicklung der mannichfaltigen Aussichten, die ihm die bevorstehende Verbindung eröffne, und verbreitete sich dabei über seine gegenwärtige Lage und seine ganzen Familien-Verhältnisse mit der Ausführlichkeit, die man sich auf einer Reise erlaubt, wo man Lust zu sprechen und doch nur wenigen Stoff hat. So kamen sie endlich in Paris an. Dorval, der hier einheimisch war, führt seinen Reisegefährten nach dem Englischen Hof in der Straße Richelieu, und ist im Begriff sich von ihm zu trennen, als der Fremde, ich weiß nicht wie, von heftigen Schmerzen überfallen

wird. Jetzt bleibt er, um ihm Hülfe zu leisten. Aber alle Hülfe, alle Theilnahme ist umsonst. Das Uebel steigt mit jedem Augenblick, und rafft ihn nach wenigen qualvollen Stunden hinweg. —

Ach der arme Mann, sagte Aurore, nun hat er doch seine Braut nicht gesehn!

Aber gegessen hat er doch bei ihr, sagte Eduard scherzend: und gesprochen hat er sie auch. Tröste dich also. Lebendig oder tod, das ist am Ende gleich viel.

O so schweigt doch, fiel die ungeduldige Marianne ein, und laßt den Vater weiter erzählen. Man erfährt ja sonst gar nicht.....

Der Bräutigam war also wirklich tod, und man schickte nach den Leichenbestattern; denn damals war es noch Gebrauch in Paris, die Todten ohne viele Umstände an dem nemlichen Tage zu begraben, wo sie gestorben waren. —

Eduard wollte Etwas bemerken, aber Marianne, die ihm zunächst saß, legte ihm sanft und mit bittenden Blicken die Hand auf den Mund.

Dorwal war jetzt überflüßig. Aber er hielt es für seine Pflicht, in dem Hause, wo sein Reisegefährte erwartet wurde, das unglückliche Schicksal desselben zu melden, und die Papiere, die er bei sich führte, in sichere Hände zu geben. Mit diesem Vorsatze nahm er die Brieftasche des Reisenden zu sich, und trat in das Haus, das ihm die Adresse der Briefe und die Erzählungen des Verstorbenen hinlänglich bezeichnet hatten. —

Aber hier ging Alles anders, als er gedacht hatte. Man

wußte, daß der Bräutigam mit der Postkutsche ankommen würde, und hatte ihn schon seit einigen Stunden erwartet. Die Diener standen an der Thur, ihn zu empfangen; die Eltern und die Braut saßen harrend im Besuchzimmer. Da erschien nun der fremde, junge Mann, der bis jetzt an nichts anders gedacht hatte, als die traurige Geschichte, von der er Zeuge gewesen, schicklich einzukleiden; und da ihn die Diener als den erwarteten Bräutigam empfangen, und fast eben so schnell der Vater der Braut ihm von der Treppe entgegen kömmt, ihn umarmt, und ohne ihm Zeit zur Antwort zu lassen, den Seinigen vorstellt, da fährt ihm der Gedanke durch den Kopf, die Rolle des Bräutigams weiter zu spielen. Alles kömmt ihm dabei zu Statten. Die Briefe, die er übergibt, die genaue Kenntniß, die er von beiden Familien hat, und vor allen Dingen die Liebenswürdigkeit seines Betragens, die ihn der Braut und ihren Eltern empfiehlt. Man setzt sich zu Tisch; der Fremde sitzt an der Seite der Braut; seine Unterhaltung wird immer anziehender — um so anziehender, da er die witzigsten Dinge mit der ernsthaftesten Miene zu sagen weiß. Die Braut sprach wenig; aber ihre Blicke verkündigten die Zufriedenheit, die sie mit ihrem Loose fühlte.

So ging die Mahlzeit höchst angenehm vorüber; auch der Kaffee war genommen, und das Gespräch wurde auf den Gegenstand der Reise und der Zusammenkunft gelenkt. Ehe man aber noch zu einer genauen Erklärung kam und das künftige Hauswesen und seine Einrichtung verhandeln konnte, griff der Fremde nach dem Hut und machte Miene weggehn zu wollen. — We

wollen Sie hin? sagte der Schwiegervater, dem dieſes Weggehn gerade bei dieſem Geſpräche ſehr unerwartet kam. Ich habe ein höchſt dringendes Geſchäft, antwortete der Fremde mit einem Anſchein von Verlegenheit, aber ein Geſchäft, das mich durchaus nöthigt, Sie jetzt zu verlaſſen. — Vergebens ſtellte man ihm vor, daß er ja noch ganz fremd in der Stadt ſey; daß ſich ſein Geſchäft doch wohl noch bis auf den nächſten Morgen aufſchieben laſſe; und was dergleichen mehr war. — Wenn Sie vielleicht, ſagte der Vater, zu Ihrem Bankier gehen wollen, um Geld aufzunehmen, ſo iſt dieſer Gang unnöthig. Es ſteht Ihnen ſoviel zu Dienſt, als Sie brauchen. Legen Sie alſo nur Ihren Hut wieder ab! — Während dieſes Hin- und Her-Redens hatte ſich der Fremde in das Vorzimmer zurückgezogen, und da er ſich mit dem Vater der Braut allein ſah, ſagte er leiſe: Es iſt nicht das, was Sie glauben. Ein Geſchäft, das meine perſönliche Gegenwart unumgänglich fordert, zwingt mich, ſehr gegen meinen Willen, Ihre angenehme Geſellſchaft zu verlaſſen. Wir ſind jetzt allein, ſetzte er mit noch leiſerer Stimme hinzu, indem er ſich noch weiter von der Thür zurückzog, als ob er fürchtete im Zimmer gehört zu werden: Jetzt kann ich Ihnen Alles entdecken. Ich bin, wie Sie wiſſen, dieſen Morgen hier angekommen. Gleich nach meiner Ankunft überfiel mich ein unbeſchreiblicher Schmerz, und, nach zweiſtündiger Qual, gab ich unter den Händen des Arztes meinen Geiſt auf. —

Die Mädchen lachten. Eduard aber ſagte ernſthaft und faſt

unwillig: Iſt es nur möglich? Wie man nur ſolchen Scherz treiben kann!

Einem Deutſchen, fuhr der Vater fort, wäre ſo etwas auch ſchwerlich eingefallen. Hätte er auch vielleicht die Rolle des Bräutigams bis hierher geſpielt — was doch auch wohl keinem in den Sinn gekommen wäre, der ſo eben von einem Todtenbette kam — ſo hätte er doch nun gewiß dem armen getäuſchten Vater die Wahrheit geſtanden, ihn um Verzeihung gebeten und zu tröſten geſucht. Aber in dem Kopfe eines jungen Franzoſen geſtalten ſich ſolche Dinge anders, ohne daß man ihn deshalb für gefühllos halten darf. Der Kopf ſpielt dann nur einen Augenblick den Herrn über das Herz, zumal wenn die Eingebungen des Kopfes etwas Luſtiges und Pikantes ſind.

Was aber nur der Vater der armen Braut zu dieſer närriſchen Rede geſagt haben mag, ſagte Mathilde.

Der Fremde hat noch nicht ausgeſprochen, verſetzte der Pfarrer. Ich bin alſo geſtorben, fuhr er fort, und habe mein Wort gegeben, um ſechs Uhr nach meiner Wohnung im Engliſchen Hof, Straße Richelieu, zurückzukehren, um mich begraben zu laſſen. Sie ſehen ſelbſt, daß ein Fremder, der ſein Wort bei ſeinem erſten Geſchäfte in Paris brechen wollte, ſich einen ſehr ſchlimmen Ruf machen würde. Ich bitte Sie alſo, mich nicht hievon abzuhalten, und nur hier meine Brieftaſche aufzubewahren. — Und ohne eine Antwort zu erwarten, entfernt er ſich, und läßt den Vater mit der Brieftaſche in der Hand im größten Erſtaunen über dieſe wunderliche Miſchung von Narrheit und Verſtand zurück. —

Er mußte glauben mit einem Wahnſinnigen zu thun zu haben, ſagte die Pfarrin. Nun und der Erfolg? —

Der Vater der Braut kehrte kopfſchüttelnd zu den Seinigen in das Zimmer zurück, und theilte ihnen das wunderliche Geſpräch des Fremden mit, das er ſo wenig wie die Frauen mit dem übrigen Betragen des jungen Mannes und ſeiner verſtändigen Unterhaltung zu reimen wußte. Allen erſchien dieſer Scherz froſtig und abgeſchmackt, und ſie erwarteten ſeine Aufklärung von der Rückkehr des Bräutigams. Die Nacht brach ein, und der Bräutigam kam nicht zurück. Nun ſchickte man einen Diener nach dem Gaſthofe, wo er abgetreten war, um Erkundigung von dem Fremden einzuziehen. Und was war dieſe Antwort? Der Fremde aus Straßburg ſey um neun Uhr angekommen, dann plötzlich krank geworden, dann geſtorben, und endlich um ſieben Uhr begraben worden. —

Ob dieſe Antwort geeignet war, die Harrenden zu beruhigen, mögt Ihr Euch ſelbſt ſagen. Das Uebrige wißt Ihr. —

Die arme Braut! ſagte Mathilde. Erſt verſprochen an Einen, den ſie nicht kennt — dann betrogen um den, der ihr ſo wohl gefiel! Es war doch ein ſchlechter Spaß!

Allerdings, ſagte die Mutter, iſt die Geſchichte beſſer als der Spaß, der dazu Veranlaſſung gegeben hat. Man erwartet etwas ganz anderes; etwa einen Betrug, eine Geldprellerei, wie dergleichen auf dieſem Wege wohl oft geſpielt worden iſt, und am Ende läuft Alles auf eine Poſſe hinaus. —

Nachdem nun noch Manches darüber geſprochen worden war,

sagte Marianne: Aber, liebe Mutter, Du vergißt ja die Gespenstergeschichte ganz, die Du uns versprochen hast.

Ich habe nichts versprochen, sagte die Mutter lächelnd, indeß, weil Ihr es dafür genommen habt, so mag es seyn. Nur fürchtet Euch nicht gar zu sehr. —

Die Kinder zitterten vor Freude, rückten näher zusammen, und hielten sich Alle umschlungen, so daß Kopf an Kopf, Schulter an Schulter ruhte.

In einem Winkel von Westphalen liegt ein altes Schloß, das seit Jahrhunderten der Familie Ternow angehörte. Die dicken Mauern mit vorspringenden Strebepfeilern, die runden Thürmchen, die überall an den Mauern hängen, die zum Theil verwitterten und zerstörten Zinnen — Alles das verkündigte schon von Fern, daß seine Erbauer einer Zeit angehörten, wo man mehr Ursache hatte, auf Sicherheit als auf Schönheit zu denken. Der größte Theil dieses Schlosses war unbewohnt, wenn man nicht die Dohlen für Bewohner rechnet, die sich mit ihrem einförmigen Geschrei in großen Schaaren um die Thürme schwenkten, oder die zahllosen Ratten, denen die langen wüsten Gänge zu Rennbahnen dienten, oder die Kauze und Eulen, die hauptsächlich eine halbverfallene Warte eingenommen hatten, und sich von hier aus die Säuberung des alten Hauses von Mäusen mit großem Eifer, aber ohne sonderlichen Erfolg, angelegen seyn ließen. Nur Ein Flügel des Schlosses war, wenn man es so nennen kann, etwas eingerichtet, das heißt, in Einem Zimmer waren die herabhängenden Fetzen der alten Leder-Tapeten — sie waren vor

Jahren vergoldet gewesen — mit Nägeln an die Wand befestigt, die runden Fensterscheiben waren ausgeflickt, und aus den übrigen Zimmern waren einige Tische und Stühle — ein Dutzend etwa — deren Füße am wenigsten wackelten, aber ohne bedenkliche Rücksicht auf Gleichförmigkeit der Gestalt, Größe und Farbe hier zusammengetragen. In diesem Zimmer, an welchem ein großer Alkoven als Schlafkammer hing, wohnte der alte Rittmeister Ternow, welcher beim spanischen Erbfolge-Krieg einige Feldzüge bei der Reichsarmee mitgemacht, und sich dann zur Ruhe begeben hatte, um auf dem Erbsitze seiner Ahnherren, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, in Gesellschaft einer Haushälterin auf seinen Lorbeern auszuruhn.

Wie das Schloß, so waren auch seine Umgebungen verwildert. Auf dem Hofe wuchs das Gras fast lustiger als auf der Wiese, und in dem Garten waren die Wege mit Distelsträuchen und Nesseln zugewachsen. Rund umher lagerten sich traurige Föhrenwälder, mit allerlei Gebüsch durchzogen, das nicht hineingehörte, und überall stiegen graue Felsen zwischen den Bäumen empor, in denen Luchse und wilde Katzen ziemlich ungestört wirthschafteten. Mit Einem Worte, Alles war wüst, schauerlich und öde, und wo sich das Land öffnete, hatte sich eine sumpfige Steppe gelagert, von Schilf und Binsen umstarrt, in denen sich das Brüllen der Rohrdommeln mit dem Kreischen der Kibitze und wilden Enten mischte, die schwerfällig über dem Pfuhle schwebten. Etwas lustiger war es bei Nacht. Denn wenn im Sommer die Sonne hinter den Bergen war, erhoben die Frösche Chorweis

ihren Geſang, und überall hüpften leichte Flämmchen auf, die zu dem Froſch-Konzerte zu tanzen ſchienen, ſich bald vereinigten, bald wieder trennten, und bisweilen in Eine große helle Flamme zuſammenbrannten. In der ganzen Gegend hielt man das für einen Geſpenſter-Sabbath, und Niemanden war wohl dabei zu Muthe.

So wüſt und häßlich nun das Alles war, ſo hätte es doch mit einiger Mühe recht hübſch und romantiſch gemacht werden können; wie es denn allerdings unter den vorigen Beſitzern ganz anders ausgeſehn hatte. Auch war wirklich bei dem alten Rittmeiſter oft die Rede von Veränderungen und neuen Einrichtungen. Aber es blieb auch beim Reden. Ein Jahr verging nach dem andern, und da die Unordnung immer mehr über Hand nahm, und die Umſchaffung immer ſchwieriger wurde, beredete er ſich am Ende, es könnte nicht anders ſeyn, lebte in dem Gleis der alten Gewohnheit fort, und wurde endlich eines Morgens auf ſeinem zerriſſenen Sopha tod gefunden.

Die nächſte Verwandte und einzige Erbin des Rittmeiſters war eine junge Wittbe, eine Frau von heiterm Sinn, die bisher in einer wenig erfreulichen Ehe mit dem Neffen des Verſtorbenen und in ſehr beſchränkten Umſtänden gelebt hatte. Die Nachricht von der Erbſchaft kam ihr alſo nicht unerwünſcht, und um den Tod des Erblaſſers hatte ſie deſto weniger Urſache ſich zu betrüben, da ſie ihn nie geſehn und nie ein Zeichen des Wohlwollens von ihm erhalten hatte. Wenige Tage nach dem Empfange der Nachricht ſetzte ſie ſich mit einem Kammermädchen in den

Wagen, und eilte dem Schlosse Ternow zu, von dem sie nichts wußte, als daß es ein alter und einträglicher Besitz ihrer Familie war. Seinen jetzigen Zustand ahndete sie nicht. Vielmehr setzte sich ihre Phantasie aus dem, was sie in Romanen und Ritterge-schichten von alten Burgen gelesen hatte, das Bild einer Alhame-bra zusammen, voll alter fürstlicher Pracht, seltsamen, aber reichen Hausgeräthes, großen Rittersälen und herrlichen stillen Kapellen. Sie spielte unterwegs mit diesen Bildern, und es kam ihr ergötz-lich vor, mit ihrem modischen Aufzuge, ihrem Stickrahmen und ihrem Forte-Piano in den hohen Pracht-Sälen zu wirthschaften, in denen einst, wie die Sage ging, der gewaltige Ritter Detlev von Ternow den Raugrafen Bobo, von dem er beim Armbrust-schießen überwunden worden, seiner Seits beim geräuschvollen Mahle im Trinken aus dem Schwenkkessel besiegt hatte.

Die Reise ging nun ganz glücklich von statten bis in die Nähe des Schlosses. Als aber schon die Zinnen der alten Mauern und die halbverfallene Warte über die Bäume hervorschaute, und der künftigen Besitzerin das Herz vor Ungeduld pochte, wurden die Wege so schlecht, daß auch dem Muthigsten bange werden konnte. Es konnte zweifelhaft seyn, ob die ungeheuern Löcher, die den Weg überall unterbrachen, oder die großen Steine, die zur Ausbesserung des Weges in die Löcher geworfen worden, gefährlicher waren; genug, der Wagen wurde, wie ein Schiff auf den Wellen, hin und her geworfen, und jeder Schritt drohte Lebensgefahr. Endlich war denn doch auch der unermeßliche Schmutz überwunden, und man kam mit zerschellten Rädern an

das Schloßthor, deſſen Pfeiler ſich nur mit Mühe aufrecht erhielten, um an ihren verroſteten Angeln zwei Thorflügel zu halten, an denen der Zahn der Zeit oben und unten genagt, und mehr als ein Bret ausgeriſſen hatte. Auf dem Hofe, wo eine Schweinemutter mit einem großen Gefolge von Ferkeln bis über den Bauch im Graſe ging, wurde Frau von Ternow von dem Verwalter — dem vormaligen Diener des Rittmeiſters — und ſeiner Familie empfangen, die aus der Haushälterin und zwei Söhnen beſtand. Die beiden Alten waren die Freundlichkeit ſelbſt, und die Kratzfüße des Verwalters und die Knixe ſeiner Frau wollten kein Ende nehmen. Die Söhne aber zogen verdrüßliche Geſichter, ſahen mit untergeſchlagenen Armen den zerſchellten Wagen an, und konnten nur durch die wiederholten Mahnungen des Vaters bewogen werden, faul und ſchläfrig genug, beim Abpacken des Koffers die Hand zu bieten.

War nun die Annäherung und der erſte Eintritt in den neuen Beſitz keineswegs lachend, ſo war das Innere des Schloſſes noch weniger mit den Bildern zu vereinigen, welche die Einbildungskraft der jungen Wittbe unterwegs geſchaffen hatte. Sie durchlief an dem Arme ihres Röschens die langen ſtaubigen Gänge, und ließ die keuchende Haushälterin hinter ſich, die ſie mit unendlichen Entſchuldigungen über den traurigen Zuſtand des Schloſſes langweilte, und Alles auf den Eigenſinn des ſeligen Herrn ſchob. Es war freilich arg. Durch die mit vieljährigem Schmutze überzogenen Fenſterſcheiben fanden die Sonnenſtrahlen den Weg nicht mehr; dagegen ging Sturm und Regen ungehin-

dert durch die Löcher darinn, und tobte in dem Innern faſt nicht weniger frei als außerhalb. Am ärgſten war es auf dem langen Corridor, der die Kapelle des Schloſſes mit der verfallenen Warte verband. Hier hingen die lebensgroßen Bilder der alten Herren von Ternow der Reihe nach in ritterlichem Schmuck, mit großen Doggen zur Seite; aber in welchem Zuſtande! Bei den meiſten hatte ſich die Leinwand von dem Rahmen losgegeben, und hing bis auf den Boden herab; andere waren jämmerlich zerſchlitzt; Alle aber mit Schmutz überdeckt. Denn hinter ihnen und über ihnen niſteten an den Rahmen umher Schaaren von Vögeln, die durch die zerlöcherten Fenſter freien Durchgang hatten, und jetzt nicht wenig verwundert waren, als ein menſchlicher Fußtritt ihre alte Freiſtatt zu betreten wagte. Mit zornigem Ungeſtüm fuhren ſie von ihren Neſtern in die Höh, und regten ſolche Gewölke von Staub auf, daß Frau von Ternow für gut fand umzuwenden, ohne den großen Detlev von Ternow unter ihren Ahnen aufzuſuchen, und das furchtſame Kammermädchen verſicherte, daß ſie noch nie einen Begriff von einem bezauberten Schloſſe gehabt habe, als jetzt.

Nach dieſer vorläufigen Unterſuchung des Innern kam es auch an die Umgebungen des Schloſſes. Es war überall daſſelbe; überall das Bild der Unordnung, der Vernachläſſigung und der wirkſamſten Trägheit. Wir werden Arbeit bekommen, ſagte Frau von Ternow zu der Haushälterin, die ſich immer an ihrer Seite hielt und ſie mit ſüßlicher Freundlichkeit umſchmeichelte, wir werden Arbeit bekommen, um dieſe Wildniß umzuſchaffen. — Sie erklärte

hierauf, daß sie ihren Aufenthalt hier zu nehmen entschlossen sey, und das Gut selbst bewirthschaften wolle; denn auf dem Lande erzogen, hatte sie die Liebe zum Landleben erhalten, und befand sich im Besitze der Kenntnisse, die zur Verwaltung einer weitläuftigen Oeconomie erfordert werden. Zugleich gab sie dem Verwalter Befehl, Arbeiter zu dingen, und so schnell als möglich mit der Reinigung des Schlosses, des Hofes und der Gärten anzufangen. Wäre dieses geschehn, so sollte das Baufällige ausgebessert, das Mangelnde herbeigeschafft, und so immer weiter raschen Schrittes in der Wiederherstellung der verfallenen Wirthschaft vorgeschritten werden.

Diese Befehle wurden mit scheinbarer Unterwürfigkeit angehört, und ihre pünktliche Erfüllung mit lächelnder Miene versprochen.

Gegen Abend, als sich Frau von Ternow von ihrem Mädchen auskleiden ließ, sagte dieses: Ich sollte es Ihnen freilich nicht wiedersagen; aber wie kann ich es auf dem Herzen behalten? Auch ist es ja im ganzen Orte bekannt, daß der Geist des seligen Herrn Rittmeisters umgeht. Ueberall sieht man um Mitternacht schwarze Hunde mit feurigen Augen umherlaufen und heulen — es mögen wohl die Doggen seyn, die auf den häßlichen Bildern abgemalt sind — und auch den seligen Herrn selbst hat man gesehn, bald oben auf der Warte, wie einen geharnischten Mann, bald im Leichentuche am Fenster. Seine Gestalt und Gebehrde soll fürchterlich seyn. Das komme daher, sagen sie, weil er der letzte von dem Mannsstamme der Ternows gewesen ist; und, weil er keine

Sorge getragen hat, sein Erbschloß, das seit Jahrhunderten den Ternows gehört, wieder Einem seines Namens zu hinterlassen, so hat er im Grabe keine Ruhe.

Und wo hast du alle diese schönen Geschichten her? fragte Frau von Ternow. Wir sind kaum einen halben Tag hier, und schon bist du in die Geheimnisse des Schlosses eingeweiht. — O es sind keine Geheimnisse, gnädige Frau, antwortete Röschen; Jedermann weiß es, und die Haushälterin sagt, die Furcht sey so groß in der ganzen Gegend, daß man Mühe haben werde, Arbeiter zu finden, die sich mit der bedenklichen Säuberung dieser Geisterherberge befassen würden. Es ist auch wahrhaftig kein Wunder, fuhr sie fort. Man mag nun von Gespenstern halten, was man will, so ist ja das wüste Schloß allein schon im Stande Einem Grausen zu verursachen, wenn es auch ganz still darinn ist. Ich ängstige mich schon jetzt, daß mir die geharnischten Männer auf dem langen Gange im Traume vorkommen; denn ich meine immer, sie müßten herunterſteigen und mit ihren großen Stöcken (sie meinte die Lanzen) in das Geschmeis schlagen, das so wild um uns her burrte. In der verfallenen Warte aber, sagt die Verwalterin, sind tiefe, tiefe Gefängnisse, in denen viele hundert Menschen umgekommen sind, und es hängen noch die alten Ketten an der Wand, und an Eine davon ist sogar ein menschliches Seelett angeschmiedet. —

Ach, Mutter, sagte Marianne, das ist fürchterlich! Da müßten Einem doch gewiß die Haare zu Berge steigen, wenn man so etwas sähe.

Das Sehen, antwortete die Mutter, iſt wohl das Wenigſte. Die Furcht iſt im Kopf, nicht in den Augen. Denn man fürchtet ſich nicht vor dem, was man ſieht oder hört, ſondern vor dem, was man zu dem Geſehenen oder Gehörten denkt; und bei dem Aergſten, was man ſehen kann, kann man ſich doch noch etwas weit Aergeres denken.

Uebrigens, fuhr die Pfarrin fort, dachte das gute Röschen wie Du. Alle ſchauerlichen Geſchichten von Geſpenſtern und bezauberten Schlöſſern, die ſie in ihrem Leben gehört oder geleſen hatte, ſpukten jetzt in ihrem Kopfe, und ſo wie die Nacht dunkler wurde, wurde ſie immer ſtiller und ſtiller. Nur ſelten wagte ſie es, ſcheue Blicke in die dunkeln Ecken des groſſen, wüſten Gemachs zu werfen, und dieſe wurden immer von neuem und mit immer ſteigender Angſt von dem düſtern Alkoven angezogen, der die gewöhnliche Schlafſtätte des verſtorbenen Rittmeiſters geweſen war, und in wenigen Stunden — ſie konnte es nicht ohne innern Schauder denken — ſie und ihre Gebieterin aufnehmen ſollte. Es verminderte ihre Angſt auch nicht, daß die Nacht ſo ſtürmiſch war, und der Wind immer heftiger gegen die ſchlechtverwahrten Fenſter anprallte; oder daß der alte Wetterhahn auf ſeinem roſtigen Sitze, vielleicht auch hier und da eine lebendige Eule, zwiſchen die einzelnen Windſtöße kreiſchte. Unterdeſſen ſaß Frau von Tornow ganz ruhig mit einem Buche in der Hand, und erwartete den Schlaf. Jetzt ſchlug die eilfte Stunde auf dem Kirchthurm des Dorfes. Der Wind ſchien heftiger zu brauſen, der Regen praſſelte in Strömen auf das Dach, und ein dumpfes Rollen,

wie von einem fernen Gewitter, begleitete das nähere Getös. — Haben Sie nichts gehört? rief Röschen und schlug die Hände zusammen. Hören Sie! schon wieder. — Es scheint ein fernes Gewitter zu seyn, antwortete Frau von Ternow; etwas früh im Jahr, aber doch nicht unerhört. Damit dir die Furcht vergeht, so nimm das Buch und lies mir vor. Meine Augen sind angegriffen.

Röschen nahm das Buch und las; aber sie hatte kaum einige Zeilen gelesen, als sie von neuem aufschrie; denn das Rollen wurde heftiger, und man konnte wohl bemerken, daß es nicht von Außen kam. Vor dem Fenster aber ließ sich bald näher bald ferner ein schrillendes Kreischen vernehmen, welches von Zeit zu Zeit von einem dumpfen Bellen unterbrochen wurde. Auch Frau von Ternow wurde jetzt aufmerksam; aber nachdem sie den Riegel vor die Thür geschoben und die schutternden Fenster verwahrt hatte, setzte sie sich wieder, und befahl Röschen weiter zu lesen. — Nichts ist täuschender, sagte sie, als das Gehör in der Nacht. Alles klingt da lauter, fürchterlicher, zumal wenn man den Kopf voll von Gespenstern hat. — Das Mädchen las mit bebender Stimme. Der Lärm rastete ein wenig, aber nur, um am Ende der Mitternachtsstunde mit verdoppeltem Ungestüm zu rasen. Auf und ab ging das Donnern; große Massen schienen sich fortzuwälzen, niederzustürzen, gegen einander zu schlagen. Am wüthendsten tobte es, als die Thurmglocke Zwölf anschlug; und dann hörte es plötzlich auf. — Röschen hatte das Buch schon längst hingelegt. Mit verhülltem Gesichte, mit zitternden Händen und Füßen saß sie da; und als es Zwölfe ausgeschlagen hatte und Alles

still war, beschwor sie, mit kaltem Angstschweiße auf der bleichen Stirn, ihre Herrin, das schreckliche Haus mit Tages Anbruch zu verlassen, und sich nicht noch Einmal dieser entsetzlichen Gefahr blos zu stellen.

Frau von Ternow hatte indeß ihre Fassung nicht verlohren. —

Wie ist das nur möglich? sagte Marianne. In einem solchen Hause? In dem Wohnzimmer eines Verstorbenen, und bei einem solchen Tumulte, von dem man ja gar nicht wissen kann, was daraus wird? —

Frau von Ternow, fuhr die Mutter fort, mochte wohl überlegt haben, daß aller Geisterspuk nicht im Stande ist, einem rechtschaffnen Manne ein Haar zu krümmen; daß man mit der Furcht keine Maus, geschweige einen Geist besiegt — oder was sie sonst denken mochte — ich weiß es jetzt nicht; genug, sie blieb gelassen, wie sie immer war, legte sich zu Bett, und schlief bald darauf ein. Ihrem Mädchen wurde es nicht so wohl. Alles Zureden ihrer Herrin konnte das arme Ding nicht hindern, bei dem kleinsten Geräusch, bei dem geringsten Windzug zusammenzufahren, den Kopf unter die Decke zu stecken und sich mit den fürchterlichsten Bildern bis zum hellen Morgen zu martern.

Die übrige Nacht verfloß indeß recht ruhig, und die Sonne ging am Morgen heiter auf. Ziemlich früh erschien die Haushälterin, freundlich wie immer, aber doch mit einem etwas verstörten Gesicht. Es schien ihr Etwas auf dem Herzen zu liegen, was sie sagen und auch nicht sagen wollte, und nach mancherlei Einleitungen, Ausrufungen und abgerissenen Redensarten brach sie endlich

los und erzahlte, daß sie noch nie in ihrem Leben eine so fürchterliche Nacht gesehen habe. Ich bin alt und habe wohl viel erlebt, sagte sie; es ist auch nichts Seltenes hier Dinge zu sehn, die man anderwärts nicht erfährt — das weiß ja Jedermann — aber das sind wir gewohnt und achten's nicht groß. Aber ein Rumor, wie in dieser Nacht war, ein Gekreisch, als wenn alle die Unglücklichen, die jemals in dem alten Burgverlies erwürgt und abgeschlachtet worden sind, durch einander schrien und Rache forderten; das Stunden lange Donnern und Rollen in dem Thurm, und dazwischen das Bellen der Höllenhunde — so etwas haben hier die ältesten Leute nicht gehört.

Es war wohl natürlich, daß dem armen furchtsamen Röschen bei dieser Erzählung die Haare von neuem zu Berge standen. Sie sah ihre Gebieterin mit forschenden Blicken an, und hoffte in ihren Augen den Entschluß zu lesen, das verwünschte Schloß augenblicklich zu verlassen. Diese hörte freilich auch aufmerksam zu, und fragte nach dem, was man schon sonst von dergleichen bemerkt habe, schloß aber, als sie der fürchterlichen Erzählungen müde war, mit Wiederholung des Befehls, Arbeiter zu schaffen, um unverzüglich die Reinigung des Schlosses anzufangen. Ich übergehe hier die Gespräche, die den Tag über zwischen Frau von Ternow und Röschen vorfielen; auch die mancherlei Nachrichten, die Röschen wieder in der Stube des Verwalters einsammelte und ihrer Herrschaft getreu wiederholte; auch die immer steigende Angst des armen Mädchens, wie es immer dunkler und dunkler wurde — genug, es wurde wieder Nacht, und wenn die vorige

unruhig gewesen war, so war diese schrecklich. Das Bellen, die kreischenden Stimmen, das Donnern und Rollen — Alles das fand sich wieder ein; außerdem fuhren heftige Blitze hin und her und erleuchteten das verfallne Gemäuer des Hofraums; und doch war der Himmel heiter, und kein Wölkchen daran zu sehn. Man hörte harte Fußtritte, ohne daß ein Mensch zu sehn war, und fürchterlicher als Alles, ein Klirren und Rasseln von Ketten, und dazwischen ein Geräusch, wie von dem schlürfenden Gange eines gefesselten Menschen. Von Röschens Angst brauche ich nicht zu sprechen; sie wagte nicht die kleinste Bewegung auf ihrem Stuhl; aber auch Frau von Ternow schien weniger gefaßt, als in der vorigen Nacht. Wenigstens ging sie im Zimmer auf und ab, sah durch das Fenster, prüfte das Schloß an der Thür, und schien in tiefen Gedanken zu seyn. Der Spuk stieg mit jeder Minute; immer häufiger und heller wurden die Blitze, immer wilder das Poltern, immer gräßlicher das Ketten-Geklirr; und als der erste Schlag der Mitternachtsstunde ertönte, fiel ein Schuß, wie aus einem großen Geschütz, so daß Frau von Ternow vom Stuhl in die Höh fuhr und Röschen ohnmächtig zu Boden fiel. —

Das arme Mädchen hatte einige Zeit nöthig, eh' es mit Hülfe seiner Herrin wieder zu sich kam; aber seine Furcht zu mindern, das vermochten alle Vorstellungen nicht. Du siehst doch, sagte Frau von Ternow unter andern, daß diese Geister wenigstens an Ordnung gewöhnt sind, was man in einem solchen Wohnsitze der wüstesten Unordnung schätzen muß. Ihre Anstrengungen sind nicht gering, und so mögen sie am Ende auch der

Ruhe bedürfen, wie wir. Laß uns diesen Waffenstillstand benutzen und zu Bett gehn. Es ist ja Alles so still. Morgen mögen wir dann — du weißt, daß besserer Rath über Nacht kömmt — die Sache weiter überlegen und unsre Maaßregeln nehmen.

Ich weiß nicht, ob diese Reden das arme Kind sehr beruhigten; aber so viel ist gewiß, daß Frau von Ternow selbst in dieser Nacht nicht viel schlief. Wie groß aber war Röschens Freude, als sie beim Aufstehn Befehl gab, einzupacken, den Wagen aus dem Schoppen zu ziehn und bei dem Posthalter Pferde zu bestellen. Diese Befehle wurden auf das schnellste erfüllt. Nach Verlauf von einigen Stunden saß Frau von Ternow im Wagen, und fuhr, nicht nach ihrer vorigen Heimath, sondern nach der entgegengesetzten Seite hin, nach dem Landsitze eines Verwandten, der hier in der Zwischenzeit des Krieges mit noch einigen andern Officieren der Ruhe genoß. Ueber das Ziel ihrer Reise oder ihre Rückkehr äußerte sie nichts. Auch über sonst nichts ließ sie Befehl zurück.

Sie hatte sich also doch gefürchtet? fragte Marianne.

Wohl möglich, antwortete die Mutter, auch der Beherzteste verliehrt bisweilen den Muth; doch will ich nicht dafür stehn, daß es wirklich ihre Absicht gewesen sey, den Gespenstern das Feld zu räumen. — Wenigstens ist so viel gewiß, daß sie nach Verlauf von wenigen Tagen, mit Zurücklassung ihres furchtsamen Kammermädchens, ganz allein gegen Abend in das verwünschte Schloß zurückkam.

Ganz allein! rief Aurora. — Sie hat sich also doch nicht

gefürchtet, sagte Eduard. — Aber welche Verwegenheit! Ganz allein! wiederholte Marianne.

Wenigstens war Niemand bei ihr, fuhr die Mutter fort, als sie auf dem Schloßhofe ausstieg. Die Familie des Verwalters schien nicht wenig über diese Rückkehr verwundert, und die alte Haushälterin hatte kaum ihrer gnädigen Frau aus dem Wagen geholfen, als sie von den Ereignissen der vorigen Tage berichtete. Von unsern Männern, sagte sie, wagt sich keiner mehr in der Dunkelheit heraus; denn schon hat es nach den Knechten mit Steinen geworfen und sie zu Boden gerissen, und an allen Fenstern stehen weiße Gesichter, wie mit Spinneweben überzogen, und machen drohende Mienen. — Fürchten Sie sich denn gar nicht, gnädige Frau? setzte sie nach einer kurzen Pause hinzu. Dann haben Sie mehr Muth als ein Mann.

Was kann ich thun? antwortete Frau von Ternow. Mein Fürchten oder Nicht-Fürchten kann in der Sache nichts ändern. Ich muß suchen mich an den Spuk zu gewöhnen. Vielleicht, daß es die Geister müde werden. Es ist freilich schrecklich genug; und ich würde mich zu Tode fürchten, wenn ich allein hier zubringen müßte. Aber Sie, meine gute Verwalterin, kann bei mir bleiben. Sie ist die Sache schon mehr gewohnt, und kann die Stelle meines Mädchens vertreten, das ich krank habe zurücklassen müssen. Wahrscheinlich eine Folge des Schreckens.

Die Haushälterin machte Einwendungen und schützte ihre eigne Furchtsamkeit vor. Es half aber nichts. Sie mußte sich gefallen lassen, ihrer Herrschaft Gesellschaft zu leisten.

Auch jetzt fing nun, wie jedesmal vorher, mit dem Schlag Eilf der Lärm im Schlosse an. Die Haushälterin zitterte, und murmelte allerhand Reimgebetchen und Stoßseufzer vor sich her; Frau von Ternow aber ging auf und ab. Mit Einemmale wendete sie sich mit dem Ausdrucke des Entsetzens vom Fenster ab; denn eine weiße Gestalt erhob sich davor, und sank wieder zurück, und dann eine zweite und dritte eben so. Dreimal stiegen die furchtbaren Gestalten auf und nieder, beugten sich, schrumpften zusammen, schwollen wieder auf, und schwenkten sich um und durch einander. Mit offnem Munde starrte die Alte diese Erscheinungen an, verhüllte sich das Gesicht, sah wieder hin, und vermochte kaum sich auf ihrem Sitze zu halten, während im Innern des Schlosses das Poltern und Rasseln ununterbrochen fortging. Aber wie groß war erst ihr Schrecken, als zwei dieser Geistergestalten mitten im Zimmer standen — die dritte hielt am Fenster auf dem Hofe Wache und nickte fürchterlich — und Einer von ihnen mit tiefer Grabesstimme die Alte anredete: „Hast du nicht während deines ganzen Lebens schon genug gesündigt, daß du nun auch noch am Rande des Grabes die Todten in ihrer Ruhe störst und mit den Geistern Scherz treibst? Du hast nun, was du verdienst. Die Todten, die in diesen Mauern ohne Buße dahin gestorben sind, haben sich aus den Gräbern erhoben, um dich mit sich in die dunkle Gruft, die sie umschließt, hinabzuschleppen.“ — Während der Eine so sprach, streckte der Andere eine entfleischte Todtenhand nach ihr aus, und enthüllte ein Gesicht, das statt der Augen nur Höhlen, statt des Mundes nur

Zähne zeigte. — Die Alte fiel zu Boden, schrie um Erbarmen und bekannte ihre Schuld. — „Wer sind, sagte die vorige Stimme, wer sind die Geister, die jetzt in diesen Räumen mit Ketten klirren und mit Kugeln rollen? Wir kennen sie nicht. Sage die Wahrheit, oder du bist des Todes in diesem Augenblick." — Ach, schrie die Alte, und rang die Hände immer auf den Knien liegend: es sind keine Geister. Wer ist es denn? fragte die Stimme noch fürchterlicher als vorher. Ach es sind meine Söhne, wimmerte die Alte, die nur so ihren Scherz treiben. — Solche Scherze, antwortete die Stimme, werden von den Todten nicht vergeben. Du erwarte dein Schicksal hier; die Bösewichter, die dir dienen, werden auch ihrer Strafe nicht entgehn. Schon schwebt die Hand des Todes über ihnen. —

Indem der Geist so sprach, fing die Thurmuhr an Zwölf zu schlagen, und das Getümmel im Schlosse endigte, wie gewöhnlich, mit einem furchtbaren Schlag. Sogleich huschten die Geister zur Thür hinaus, und wenige Augenblicke darauf erscholl von Außen, in der Nähe der Hausthüre, ein jämmerliches Angstgeschrei. — Erbarm es Gott, schrie die Haushälterin, die umsonst versuchte vom Boden aufzustehn; sie erwürgen meine Söhne, rief sie; ach, es ist Gottes Strafe für den schweren Frevel! — und so jammerte die Alte, und wand und krümmte sich auf der Erde. Unterdessen hatten die fremden Geister die einheimischen, eben beim Entwischen aus der Hausthür, von beiden Seiten überfallen, die Bestürzten niedergeworfen und mit Stricken gebunden. So gebunden wurden sie in das Zimmer der Frau von Ternow gebracht.

Beim Hereintreten aber und auf der Schwelle des Zimmers wandelten sich die Todtenköpfe in blühende Männergesichter mit schwarzen Backenbärten um, die weißen Leichentücher sanken zu Boden, und von dem Geisterspuk war nichts mehr wahrzunehmen als die Kugeln und Ketten, die sie ihren Gefangenen abgenommen hatten. Diese wurden am folgenden Morgen dem Amte übergeben. Der Verwalter und die Haushälterin nebst der ganzen Familie, die unter dem vorigen Besitzer den Herrn gespielt hatte, und nichts mehr fürchtete, als die kräftigen Veränderungen, welche die neue Besitzerin ankündigte, wurden unverzüglich fortgeschickt; das Schloß gereinigt und die Ordnung in der Wirthschaft hergestellt. Zur Belohnung für den muthigen Kampf gab Frau von Ternow ihre Hand dem Officier, welcher der Alten das Gewissen mit so gutem Erfolge geschärft hatte, und die Geister hatten eine solche Achtung vor ihm bekommen, daß nie wieder, weder im Schlosse, noch in der übrigen Gegend, das Mindeste von einem Spuke gehört wurde.

Und Röschen? fragte Marianne. — Röschen wurde tüchtig ausgelacht, antwortete die Mutter, und lachte nun selbst über ihre eitle Angst. Ueberhaupt diente dieses Ereigniß dazu, viele Menschen jener Gegend, denen sonst bei dem Anblicke des wüsten Schlosses gegraut hatte, von der Gespensterfurcht zu heilen. Daß der Muth der Wittbe und die Entschlossenheit, mit der ihre Beistände dem Feinde zu Leibe gegangen waren, sehr bewundert wurde, versteht sich wohl von selbst. — Die Mädchen fanden das sehr billig; aber Eduard machte nicht viel daraus. Ueberhaupt aber war die Geschichte nicht recht nach seinem Sinne. Er hätte gern

etwas Wunderbares, durch und durch Schauerliches und Unerklärliches gehabt. „So eine Geschichte, sagte er, wie uns die Mutter so eben erzählt hat, ist schon ganz lehrreich — man freut sich auch wohl über die Entdeckung und Bestrafung des Betruges — aber eine eigentliche Gespenstergeschichte ist es doch nicht.“ — Die Mädchen waren auch seiner Meinung.

Die Mutter wußte das wohl, aber sie hatte nicht Lust gehabt, die Einbildungskraft der Kinder durch leere und lustige Fratzen zu erhitzen, und eine Furcht zu nähren, die so nur allzutief im Herzen sitzt. Sie sagte ihnen das ganz offenherzig und der Grosvater kam ihr zu Hülfe. Was würdet Ihr wohl, sagte er, wenn Ihr so eben recht voll von Gespensterglauben und von unerklärlichen Geschichten geängstigt zu Bette gegangen wäret, was würdet Ihr wohl thun, wenn in der Nacht ein Bekannter, den Ihr hättet begraben sehn, an Euer Kammerfenster pochte und um Einlaß bäte?

Ach Gott, sagten die Mädchen, und fuhren zusammen, was könnte man da thun? — Ich würde bis über die Ohren unter die Decke fahren. Ich würde um Hülfe rufen. — Ich würde aus Leibeskräften beten. —

Und doch wär' es vernünftig aufzumachen. —

Aufzumachen? einem Todten aufzumachen! Du scherzest, lieber Grosvater, sagte Mathilde; wie kann denn ein Begrabener wieder kommen, an ein Haus anpochen? —

Aber wenn es doch geschähe, antwortete der Grosvater, und am folgenden Morgen, wenn Ihr Eure thörigte Furcht ausgeschlafen hättet — Doch hört, was ich Euch erzählen will.

In Cöln am Rhein war eines Tages eine reiche Frau gestorben. Ihr Mann hatte sie auf das zärtlichste geliebt, und um ihr das auch noch im Tode zu beweisen, ließ er ihr goldne Ketten umhängen und kostbare Ringe an die Finger stecken, und sie in diesem Schmucke öffentlich ausstellen. Die ganze Stadt lief zu, um die geputzte Leiche zu sehn. Da bekam einer der Zuschauer Lust zu der reichen Mitgabe, und als die Frau begraben war, ging er mit einem Brecheisen, einer kleinen Leiter und einer Blendlaterne auf den Kirchhof, öffnete das gemauerte Grab, in dem sie beigesetzt war, und stieg auf seiner Leiter hinab. Den Sargdeckel schob er mit leichter Mühe zur Seite, und er hatte der Leiche schon einige Ringe vom Finger gezogen, als sich diese im Sarge aufrichtete, und mit einem tiefen Seufzer die Augen öffnete. Wer davon lief, war der Dieb. Die todte Frau aber stieg aus dem Sarge heraus, die Leiter hinauf, und stracks ihrem Hause zu, das nicht weit von dem Kirchhofe stand. Hier lag Alles in tiefem Schlafe. Sie klopft an der Thüre an, zwei-, dreimal. Niemand hört. Als sie endlich zum vierten- und fünftenmal anschlägt, ermuntert sich eine alte Magd, öffnet das Fenster und ruft: Wer da so spät in der Nacht? — Da ruft eine schwache Weiberstimme herauf: Um Gotteswillen, macht mir auf; ich bin es; mich friert. — Die Magd erkannte die Stimme ihrer verstorbenen Frau, und sah beim Sternenschein die weiße Gestalt im Leichentuche. Da sie nun keinen Augenblick zweifelte, daß dieses der Geist der seligen Frau sey, warf sie von Schrecken erstarrt das Fenster zu, und eilte die Treppe hinauf nach der Kammer einer andern Magd, um

zu ihr in das Bett zu kriechen. Zum Glück weckte ihr Poltern auf der Treppe den Herrn des Hauses. Dieser sprang auf aus seinem Bett, fragte nach der Ursach des Lerms, und brachte endlich von der armen Tröpfin heraus, daß seine selige Frau an der Thür stehe und Einlaß verlange. Der Mann glaubte nun entweder nicht an Gespenster, oder meinte doch, daß eine so gute und fromme Frau, wie die seinige bei ihrem Leben gewesen, Andere nicht nach ihrem Tode ängstigen würde, und sagte zu der Magd, er wolle ihr eben so gern glauben, daß sein Pferd durch das Bodenfenster auf die Straße schaue, als daß seine gute Frau umgehe und an der Thür warte. — Unterdessen fing das Pochen von neuem an. Der Mann ergriff also ein Licht und ging unverzagt nach der Thür, während sich die Magd zitternd im Hintergrunde hielt. Da er nun die Hausthür öffnete, und eine blasse Gestalt im langen Leichentuche davor stand, mit goldnen Ketten geschmückt, gerade wie er seine Frau in den Sarg gelegt hatte, fuhr er doch einen Schritt zurück, faßte sich aber schnell wieder und sagte: Bist du es, Liebe, oder ist es dein Geist? — Ich bin es selbst, antwortete die Frau. Gott weiß, was mit mir vorgegangen ist; aber ich sterbe hier fast vor Furcht und Kälte. Gott Lob, daß ich wieder bei dir bin. — Nun konnte der Mann nicht mehr zweifeln, daß sie seine wirkliche Frau sey, und berührte ihre Hand, und da diese wie eine menschliche Hand anzufühlen war, fiel er ihr um den Hals, und freute sich inniglich, und rief alle seine Hausgenossen, das Wunder zu sehn, das an ihm geschehen war, und es war ein allgemeines Verwundern und Freuen. Und da die Geschicht-

am folgenden Morgen in Cöln ruchtbar wurde, lief Alles herbei, die lebendig gewordene Frau wieder zu sehn, wie sie vorher nach der Todten gelaufen waren. Ob der Dieb auch darunter gewesen, weiß ich nicht; aber wahrscheinlich ist es nicht. Der Mann ließ nun zum Andenken an die Begebenheit und an das, was er zu der Magd gesagt hatte, einen Pferdekopf von einem Steinmetzen machen, und ihn in sein Dachfenster setzen, als ob er auf die Straße schaute; und diesen hab' ich dort gesehn, und er wird wohl auch jetzt noch dort seyn. —

Wäre nun der Mann auch so gesinnt gewesen wie meine herzhaften Enkelinnen, so hätte er seine arme schwache Frau, die er so herzlich liebte, auf der Straße erfrieren lassen, und hätte sich, wäre das Unglück geschehn, wohl nie wieder in seinem Leben zufrieden gegeben.

Das ist schon wahr, sagte Marianne; aber wer sollte in aller Welt glauben — —?

Man soll Alles eher glauben, fiel der Grosvater ein, als daß die Bewohner einer andern Welt, lebend und nicht lebend, körperlich und unkörperlich zugleich, über ihrem Grabe auf der Erde umhergaukeln, um die Lebenden ohne allen Grund in Schrecken zu setzen. Dieser einfältige Glaube ist schon an vielem Unglücke Schuld geworden und hat Manchem, der zu früh begraben war, das Leben gekostet. Er ist aber — ich sage Euch dieß zum Troste und damit Ihr Euch Eurer Furcht nicht allzusehr schämt — vielleicht so alt als die Welt, und so tief mit der menschlichen Natur verwachsen, wie der Leib mit der Seele.

Sechs und dreißigster Abend.

Am folgenden Abend trug Mathilde noch eine Geschichte nach, die sie vormals bei ihrer Tante hatte erzählen hören, und die ihren Geschwistern und auch der Mutter noch unbekannt war.

Zu Halle, sagte sie, wo eine berühmte Universität ist, war ein armer Soldat gehenkt worden, ich weiß nicht mehr warum, aber ich glaube, weil er davon gelaufen war und sich wieder hatte fangen lassen. Er war also gehenkt worden, und da sie ihn wieder abgenommen hatten, wurde er zu einem Professor gebracht, der die Leichen zerschneidet. —

Ach, rief Aurora, werden denn dort die todten Leute in Stücken zerschnitten? Das ist ja abscheulich. Und warum thun sie denn das? —

Um ihre Zuhörer über den Bau des menschlichen Körpers zu belehren, antwortete der Pfarrer, und dadurch den Krankheiten besser auf die Spur zu kommen. So nützen die Todten noch den Lebendigen, ohne daß es ihnen etwas schadet. Auch geschieht es meist nur an Verbrechern. Nun also weiter, Mathilde. Der Leichnam wird zu dem Professor der Anatomie gebracht —

Und bei diesem, fuhr Mathilde fort, in einem Zimmer auf den Tisch gelegt. Es war Nacht. Der Professor studirte in einer andern Stube.

Nah dabei? fragte Marianne.

Ich denke ja, fuhr Mathilde fort; er mochte das wohl gewohnt seyn, und sich vor Todten nicht fürchten. Genug, er saß ganz ruhig bei seinem Buche und studirte. Auf einmal klirrt etwas in

dem andern Zimmer; dann raſchelt es; dann fällt etwas auf die Erde. — Was gibt es denn da? denkt der tapfre Profeſſor. Sind denn Mäuſe in meiner Stube? Ich habe doch ſonſt nichts davon gemerkt. — Und ſogleich nimmt er ſein Licht und geht in die andre Stube. Da ſtößt er nun zuerſt mit dem Fuße an ein Meſſer, das auf dem Tiſche gelegen hatte, dann noch an ein andres Werkzeug — auf dem Tiſche aber lag nichts mehr, am wenigſten ein Leichnam. Denn der hatte ſich in die Ecke gekauert.

Der todte Mann? rief Marianne.

Ja, aber er war nicht mehr tod; ſondern, weil er nicht ordentlich gehenkt worden war, war er wieder lebendig geworden.

Ach, der arme Mann, ſagte Aurora. Wenn der nun wieder nach Hauſe gekommen iſt, da wird auch die Verwunderung nicht gering geweſen ſeyn.

Das ging nicht ſo leicht, fuhr Mathilde fort. Denn erſtlich hatte der arme Menſch gar keine Kleider an; zweitens hätten ſie ihn wohl wieder feſt genommen, und weil er ſich unterſtanden hatte wieder lebendig zu werden, zum zweitenmale gehenkt, und da hätten ſie ſich vielleicht beſſer vorgeſehn. Wie nun der Profeſſor den armen nackten Menſchen in der Ecke kauern ſieht und ſich ſehr darüber verwundert, fällt ihm dieſer zu Füßen, und bittet ihn um Gottes willen, Mitleiden mit ihm zu haben. Er ſey wie aus einem tiefen Schlaf erwacht, oder von einem argen Rauſch, und da hab' er ſich eben erſt beſonnen, daß er gehenkt geweſen. Es ſey gar zu ſchrecklich! — Da hatte nun der Profeſſor, der ein eben ſo guter als herzhafter Mann war —

Das ist meist beisammen, murmelte Eduard.

Der Professor hatte also Mitleiden mit ihm, und sann, wie er ihn wohl retten könnte. Das war aber keine leichte Sache, und auch gefährlich für ihn, weil dort jeder auf die Festung kam, der einem Soldaten durchhalf. — Der Professor dachte aber: Soll ich Schuld seyn, daß der arme Kerl noch Einmal gehenkt wird? Es ist an Einemmale genug. Besser ist's, ich wage es darauf. Gott wird helfen. Und nun suchte er aus seinem Schranke die nöthigen Kleidungsstücke zusammen, und als sich der Soldat angezogen hatte, gab er ihm eine Laterne in die Hand, nahm selbst Hut und Stock, und ging — der Laternenträger voran — frisch nach dem Thore zu. Da schlug nun dem armen Soldaten das Herz so gewaltig, daß er kein Wort sprechen konnte; denn aus der Festung durfte eigentlich Niemand bei Nacht, und wenn ihn die Schildwache für einen Soldaten erkannt hätte, hätte sie es bei Lebensstrafe nicht verhehlen dürfen — und überdieß stand der Galgen, an dem er demselben Morgen gehangen hatte, ganz nah an dem Thore. So wenig nun der Soldat Muth hatte, so herzhaft war der Professor. Er rief mit lauter Stimme der Schildwache seinen Namen zu, und bat sie, seinem Diener hier aufzumachen; er sey zu einer kranken Frau in der Vorstadt gerufen, und es sey Noth vorhanden. Nun war der Professor einer der beliebtesten Aerzte in der Stadt, und da ihn Jedermann kannte, wurde ihm das Thor ohne Schwierigkeit geöffnet. Endlich lagen die Wälle hinter ihm. Der vorgebliche Diener konnte nun wieder Athem schöpfen, dankte dem menschenfreundlichen

Arzte tauſendmal, der ihm noch ein Stück Geld und guten Rath auf den Weg gab, und lief nun der Grenze zu, wo er in Sicherheit kam.

Mathilde ſchwieg hier. Iſt deine Geſchichte zu Ende? fragte der Vater.

Ich denke, antwortete Mathilde. Ich weiß nichts weiter davon.

Nun ſo höre, fuhr der Vater fort, wie es damit weiter gegangen. Ich habe dieſen guten und menſchenfreundlichen Arzt ſelbſt gekannt, und den ganzen Verlauf aus ſeinem eigenen Munde gehört.

Der Profeſſor kehrte nach dieſem nächtlichen Abentheuer durch ein anderes Thor nach Hauſe zurück, und ſchlief aus, und Jahre vergingen, und er dachte kaum mehr an den Vorfall. Da machte er eine Reiſe nach Holland. Als er nun eines Tages in Amſterdam auf der Straße geht, bemerkt er, daß ein wohlgekleideter Mann ihn ſcharf in die Augen faßt, einigemal an ihm vorübergeht, dann in einer kleinen Entfernung nachfolgt, und endlich mit ihm in denſelben Gaſthof tritt. Der Profeſſor geht in ſein Zimmer, der Fremde in die Wirthsſtube. Aber nach wenigen Augenblicken läßt Jemand den Profeſſor um eine Audienz bitten. Jetzt tritt nun derſelbe Fremde herein, der ihm auf der Straße nachgegangen war. „Ich habe ſo eben gehört, hub er mit ſichtbarer Bewegung an, daß ich mich nicht geirrt habe, daß Sie der Mann ſind, dem ich die größten Verpflichtungen ſchulde; und ich habe dem Verlangen nicht widerſtehen können, Ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen, auf die Sie ein ſo großes Recht haben.“ Hier ſchwieg er, und ſchien zu erwarten, daß ihn der Profeſſor wieder erkenne.

Dieſer glaubte, es ſey irgend Einer, dem er einmal in einer Krankheit geholfen, und den er unter ſo vielen vergeſſen habe, entſchuldigte ſich alſo, und bat, ihm zu ſagen, bei welcher Gelegenheit er denn das Vergnügen gehabt habe, ihm einen Dienſt zu leiſten? Sie haben mir das Leben gerettet, erwiederte der Fremde, und wiſſen es nicht. — Dann ergriff er ſeine Hand, und ſagte mit Thränen im Aug: Erinnern Sie ſich nicht mehr eines Unglücklichen, der in Ihrem Hauſe wieder zum Leben erwachte, den Sie kleideten, und, mit eigner Gefahr, dem Tode entriſſen, der von neuem über ſeinem Haupte ſchwebte? Dieſer Unglückliche bin ich. Ihre Wohlthat hat Früchte getragen. Ich bin ein freier und glücklicher Mann, und in dieſem Augenblicke iſt der Wunſch erhört, den ich lange lange in meinem Herzen gehegt habe, der Wunſch, meinen größten Wohlthäter noch Einmal zu ſehn, ihm zu danken, und ihn zum Zeugen meines Glückes zu machen.

Ihr mögt nun wohl glauben, daß der Profeſſor jetzt nicht viel weniger erſtaunt war, als damals, wo er den lebendigen Leichnam bei ſich in der Ecke ſitzen ſah. Bald aber machte ſein Erſtaunen der Freude Raum, und er hörte mit großer Theilnahme, wie der arme Soldat, als er über der Grenze in Sicherheit geweſen, mit Hülfe eines Verwandten, der ein Kleinhändler war, allmählig nach Holland gekommen, und wie ihn das Glück in ſeinen Unternehmungen begünſtigt habe, ſo daß er ſchon ſeit geraumer Zeit auf eigne Hand Geſchäfte treibe. Seine Erzählung ſchloß Jener mit der Bitte, daß ihn der Profeſſor in ſein Haus begleiten, und ſich die Familie des Geretteten vorſtellen laſſen möchte. Hierzu

bedurfte es nicht vieler Ueberredung. Er fand hier eine liebenswürdige, freundliche Frau, von der er als ein alter Bekannter ihres Mannes empfangen wurde, einige gesunde und lebensfrohe Kinder, und in der ganzen Einrichtung des Hauses Zeichen der Bequemlichkeit und des Wohlstandes. Da er sein Wohlgefallen hierüber bezeigte, drangen Mann und Frau mit so herzlichen Bitten in ihn, die Wohnung im Gasthofe mit ihrem Hause zu vertauschen, daß er ihnen keinen langen Widerstand entgegensetzte. Er wohnte einige Tage bei ihnen, und er hat oft versichert, daß er diese Tage zu den angenehmsten seiner Reise rechne. —

O schon, sagte Mathilde; dieser Anhang gibt der ganzen Geschichte erst ihren rechten Werth. Ich hatte immer eine geheime Sorge um den Soldaten, er möchte wieder gefangen worden seyn.

Oder, fiel Eduard ein, er hätte auch wirklich ein Schelm seyn können, dem es heilsamer gewesen wäre, gleich bei der ersten Operation zu bleiben.

Oder, setzte Marianne hinzu, er hätte aus Noth vielleicht betteln oder wohl gar stehlen müssen, und wäre dann in's Zuchthaus gekommen.

Nun sind wir aller Sorgen los, sagte Mathilde. Aber sonderbar ist es immer, bei einem Gehenkten zu wohnen, und es sich wohl bei ihm seyn zu lassen! —

Druck von C. G. Naumann in Leipzig

Schriften für die Jugend

von

Friedrich Jacobs.

Drittes Bändchen.

Kleine Erzählungen.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.
1844.

Kleine Erzählungen

des

alten Pfarrers von Mainau.

Ein Buch

zur

Unterhaltung der Jugend.

Nebst einem Vorworte für erwachsene Leser

herausgegeben

von

Friedrich Jacobs.

Mit drei feinen Stahlstichen.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig,
in der Dyk'schen Buchhandlung.
1844.

Vorwort

woraus

der Leser sehn kann,

was der

Pfarrer von Mainau

für

ein Mann war,

und

wie er über manche Gegenstände der Zeit sprach und urtheilte.

Wer die Feierabende in Mainau gelesen und die Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau in die Hand genommen hat, der ist auch mit den Verhältnissen nicht unbekannt, in denen der Herausgeber dieses Buches mit dem nun seit mehrern Jahren verstorbnen Freunde und seiner Familie gestanden hat. Er weiß dann, daß der Verstorbene viel Schriftliches hinterlassen, wovon eben die Aehrenlese eine Auswahl enthält, und daß Vieles darin steht, was Jener in seinem langen, mannichfaltig bewegten Leben erfahren und gedacht hat. Nun weiß ich, daß an dem, was bis jetzt daraus öffentlich bekannt gemacht worden ist, mancher Vater und manche Mutter Freude gehabt hat; und da ich bisweilen gefragt worden bin, ob denn der Vorrath des mainauischen Nachlasses erschöpft sey, hab' ich mich bewegen lassen, in müssigen Stunden und zu meiner Erholung eine neue Auswahl herauszugeben, in welcher hauptsächlich dasjenige zusammengestellt wäre, was der Jugend nützlich und angenehm zu lesen seyn möchte. Denn wie mich in früherer Zeit Amt und Beruf mit der Jugend in Verbindung brachte, so ist es mir auch jetzt noch erquicklich, mit der

jüngern Welt und, wo mir dieſes gebricht, mit der Vergangenheit zu leben, dem zufolge, was der Pfarrer von Wainau einmal ſagt: „Um die Pflanze der Gegenwart friſch zu erhalten, muß man ſie fleißig mit dem Thau der Erinnerung benetzen laſſen;“ und wie man im Alter gern die Briefe abgeſchiedner Freunde durchblättert, um ſich durch den Wiederſchein der ſonnenhellen Tage eine wehmüthige Freude zu bereiten; ſo habe ich in dieſem Geſchäfte zuerſt für mich ſelbſt — was mir ja wohl Niemand mißgönnen wird — Erheiterung und Aufrichtung, und dann für die nahe und ferne Jugend eine nützliche und belehrende Unterhaltung geſucht. Zwar unmittelbar auf Belehrung war es dabei nicht abgeſehn; wie denn auch urſprünglich dieſe Blätter von ihrem Verfaſſer nur in der Abſicht niedergeſchrieben wurden, das, was er erlebt oder von Andern gehört hatte, durch Wort und Schrift feſtzuhalten, ohne dabei an einen weitern Gebrauch oder gar an öffentliche Bekanntmachung zu denken; da aber ſeine Gedanken ſich immer auf das Ernſte richteten, auch wenn er zu ſcherzen ſchien, und, nach Beruf und eigenthümlicher Gemüthsſtimmung, ganz unabſichtlich eine religiöſe Richtung nahmen, ſo enthalten auch die meiſten ſeiner Erzählungen entweder in ihrer ganzen Faſſung, oder in einzelnen Beziehungen, oder in der Anwendung den Samen nützlicher Lehre, der ja, nach der alten Bemerkung, dann am beſten Wurzel faßt, wenn er ohne Förmlichkeit ausgeſtreut wird. Manches ſollte auch wohl nur als Bild des Lebens überhaupt dienen, das in ſeinen mannichfaltigen Erſcheinungen, ſie mögen ſich nun als Weisheit oder als

Thorheit zeigen, immer belehrend und zum Nachdenken auffordernd ist.

Mein alter Freund sagt einmal auf einem seiner Erinnerungsblätter: „Jede Idee, deren man sich bemächtigt, ist eine Eroberung in dem Reiche Gottes;“ und ein andermal: „Die besten und geistreichsten Gedanken Andrer werden unbenutzt an uns vorübergehen, wenn sie nicht Etwas in unsrer Seele finden, woran sie sich halten und befestigen können. Man muß sich also durch eignes Bemühen einen Schatz im Innern schaffen, der eine anziehende Kraft gegen das, was uns von Außen kömmt, übt, und sich so gleichsam von selbst vermehrt.“ Diesen Grundsatz befolgte er bis zu seinen letzten Augenblicken, und wie er selbst nicht leicht an irgend einer Erscheinung gedankenlos vorüber ging, so wußte er auch bei Andern in dem freien Gange der Unterredung, ungesucht und unabsichtlich, Gedanken anzuregen. Darum fühlte man sich in seiner Gegenwart und im Gespräche mit ihm geistreicher als man wirklich war; die Gedanken strömten reichlicher zu; und in der edeln Aufregung erwachte der Wunsch und das Streben, diesem guten und weisen Manne ähnlich zu werden.

Diese Wirkung ging nun freilich auch aus seiner ganzen Persönlichkeit, seiner edeln Gestalt, dem belebten Ausdrucke seiner Mienen und Blicke, dem milden Tone seiner angenehmen Stimme, so wie aus der ganzen Art seines Benehmens hervor; zunächst aber war es doch der religiöse Sinn, der sein ganzes Wesen durchdrang, was seinem Gespräche, so fern es auch von

aller homiletischer Pedanterei war, eine durchaus unbeschreibliche milde Würde gab. Auch das trug nicht wenig zu der wohlthätigen Wirkung, die sein Umgang hervorbrachte, bei, daß man wußte, Lehre und Leben sey bei ihm Eins; sein Inneres sey nicht minder rein und edel als sein Ausdruck und seine Sprache, und der sanfte Ernst, der in seiner Unterhaltung herrschte, sey eben nur das Bild der Gewissenhaftigkeit und Milde, mit der er das Amt des Lehrers und Seelsorgers seiner Gemeinde verwaltete. Von welcher Art aber seine Religion war, wird am Besten aus einigen seiner Aeußerungen erkannt werden, die bei verschiednen Gelegenheiten in meiner Gegenwart Statt fanden, und die ich hier um desto lieber mittheile, da sie nicht nur den Mann nach seiner eigenthümlichen Weise zeigen, sondern auch einige der wichtigern Gegenstände der Zeit berühren.

Es war eines Tages von einem Pfarrer der Nachbarschaft erzählt worden, der bei dem Antritte seines Amtes in seiner ersten Predigt schele Blicke auf den Vorgänger geworfen, und diesen und Alle, die des wahren Glaubens, das heißt des Glaubens, den Er für den wahren hielt, ermangelten, mit faulen Hirten verglichen hatte, welche statt der fruchtbaren Weide am Bache Kedron, ihre Heerde auf das dürre Feld der Aufklärung und zu den giftigen Weiden des Unglaubens führten. „Ihr habt, hatte er unter Andern zu seiner Gemeinde gesagt, an der Wand getappt wie die Blinden, und seyd umher geirrt wie die, so keine Augen haben; aber das Licht soll Euch hervorbrechen wie das Morgenroth; es soll gebaut werden was lange wüste gelegen hat. Ich, hatte

er hinzu geſetzt, ich will Dich führen auf den Weg der Wahrheit; ich will Dich ſchweben laſſen über den Höhen der Erde. Dann wirſt Du Luſt haben an dem Herrn.“ Auf dieſe Weiſe wendete er die Worte des Propheten auf ſich und ſeinen Ruhm zum Nachtheil des Vorgängers an, deſſen Andenken bei der Gemeinde in hohen Ehren ſtand. Dieſe fühlte ſich durch ſo ungewohnte Rede tief gekränkt. Wie, ſagten ſie unter einander, kein wahrer Chriſt ſollte der ſelige Mann geweſen ſeyn? Iſt er uns nicht mit den Seinigen durch ein unbeſcholtnes Leben ein lehrendes Beiſpiel und Muſter geworden? Hat er nicht uns Allen Liebe bewieſen, Vielen geholfen mit Rath und That, und lieber ſelbſt Noth gelitten, als Andre Noth leiden laſſen? Hat er nicht, wie das Evangelium gebietet, die Hungrigen geſpeißt, die Nackten gekleidet, und mehr als Einen, der zu Grunde gehen wollte, dem Verderben entriſſen? Wie ſoll denn der Mann ein fauler und ſchlechter Hirt geweſen ſeyn, der uns bei der Taufe unſrer Kinder, im Beichtſtuhle, auf der Kanzel und in der Kinderlehre mit ſo erbaulichen Worten zu ermahnen und zu erſchüttern wußte? Und wir? ſind wir denn etwa durch ihn reißende Wölfe geworden, oder Heiden, die von Gott nichts wiſſen? Iſt auch der Eine oder der Andre nicht ſo, wie er ſeyn ſollte, ſo iſt das doch fürwahr nicht die Schuld des guten alten Mannes, der gern Alle ſo fromm geſehn hätte, wie er ſelbſt war, und wenn er Einen auf dem unrechten Wege ſah, keine Mühe ſparte, um ihn zurecht zu weiſen, und wenn es ihm gelang, eine Freude darüber hatte, als ob ihm ſelbſt ein großes Glück zu Theil geworden

wäre." So hatten die Leute unter einander gesprochen, und indem Jeder Etwas zum Ruhme des verehrten Mannes erzählte, hatten sie auf seinem Grabe, das der neue Pfarrer mit Dornen bewarf, schöne Blüthen der Dankbarkeit und Liebe ausgestreut. Die Folgen waren betrübend. Denn da die Gemüther einmal verletzt waren, und der widrige Ton, der in der ersten Predigt angeschlagen war, auch in den folgenden fortklang, so konnte Vertrauen und Liebe nicht aufkommen; ja der Same des Unwillens ging so reichlich auf, daß die sonst so gut geartete und friedliebende Gemeinde fast verwilderte, in Streit und Proceß mit ihrem Pfarrer gerieth, und dieser endlich, da er sich ungemessenes Schmähen und Schelten auf der Kanzel erlaubte, vom Amte weichen mußte.

Bei dieser Veranlassung nun sagte mein alter Freund: „Es ist fürwahr kaum zu begreifen, wie ein Mann, der den Beruf übernommen hat, die Menschen durch die Religion der Liebe zum Guten zu führen, so ganz vergessen kann, daß das Wort der Lehre keinen Eingang findet, wenn ihm nicht der Glaube der Hörenden an den Lehrer den Weg bahnt. Der Glaube an den Lehrer ist die Frucht der Achtung und Liebe zu ihm. Die Blume wendet sich nach dem Lichte, und das Herz des Menschen dahin, wo es Liebe findet. Wie soll man aber an die Liebe des Herzens glauben, wenn der Mund die Andersgesinnten schmäht und verdammt? Nie soll in Sachen des Glaubens und der Lehre die eigne Ueberzeugung unduldsam machen; nie der hochmüthige Wahn Wurzel fassen, daß man im ausschlie-

fenden Beſitze der Wahrheit ſey. Nichts erkältet das Herz mehr als ein ſolcher Wahn, das mißgeſchaffne Kind der Selbſtſucht und oft zugleich auch der Bequemlichkeit. Als ich die theologiſche Laufbahn betrat, war ich nicht ungeneigt, eine ſtarre Anhänglichkeit an gewiſſe Sätze des Glaubens zu faſſen, die meine Lehrer mir als vorzüglich und weſentlich gezeigt hatten, und mir keine andre Auslegung derſelben zu geſtatten, als eben die aus dem Munde meiner Lehrer empfangene. Das währte einige Zeit. Nun fing ich aber an, mich in der Geſchichte der Kirche und ihrer Lehren umzuſehn, und wurde hier gewahr, daß ſogleich mit der Bildung einer Kirche und eines geiſtlichen Lehrſtandes faſt alle ihre Meinungen auf das Heftigſte beſtritten worden, daß bald dieſe bald eine entgegengeſetzte Deutung für wahr gegolten, daß die Wahrheit oft nur durch entſchiedene Gewalt, oder das höchſt bedenkliche Kriterium der Mehrzahl feſtgeſtellt war; daß ſich die Gegenſtände des Streites mit jedem Jahrhunderte vermehrt, der Zwieſpalt der Parteien immer größer geworden, und in dem erbitterten Kampfe zwar der Haß der Kämpfenden gewiß und entſchieden, die beſtrittne Glaubenslehre aber keineswegs gegen fernere Angriffe ſicher geſtellt war. Dieß führte mich zu weiterm Nachdenken, und je mehr ich an Einſicht gewann, deſto feſter ſtellte ſich die Ueberzeugung in mir, daß die Lehren, denen die Streitluſt eine ſo große Wichtigkeit gegeben hat, dieſe in den Augen Gottes unmöglich haben könnten; daß wenn ſie, wie man glauben machen wollte, die unumgängliche Bedingung der Seligkeit wären, Gott ſie in ſeinen Offenbarungen

nicht durch leise, schwer zu erkennende Spuren, sondern durch die deutlichsten, bestimmtesten und oft wiederholten Aussprüche kund gegeben haben würde. Indem ich mich also zum Lehrer einer Gemeinde bestimmte, faßte ich den festen Entschluß, sie zur Religion, das heißt, nach meiner Ueberzeugung, zur wahren Gottesfurcht anzuleiten, sie zu lehren, wie sie leben müßten, um Gott wohlgefällig zu seyn; ihnen Liebe zu Christus und seiner göttlichen Lehre einzuflößen, und dadurch das Verlangen in ihnen zu wecken, die Gebote Gottes mit Lust zu erfüllen, der Vorsehung zu vertrauen, mit ihren Nächsten in Friede zu leben, und hierdurch den innern Frieden zu gewinnen, der ein freundlicher Führer durch die Klippen des Lebens und über das Grab hin ist. Die subtilen Streitfragen der Theologen und ihre endlosen Erörterungen ließ ich zur Seite liegen, und wenn mir, wie doch nur selten geschah, Einer oder der Andre Etwas dieser Art vorlegte, antwortete ich ihm, wie meine Ueberzeugung war, es sey darüber seit Jahrhunderten von gelehrten und gottesfürchtigen Männern gestritten, und im dem Laufe der Zeit bald dieses für wahr angenommen, bald jenes verworfen worden, zu einer allgemein gültigen Entscheidung sey es aber nicht gekommen. Wenn sie nun etwa, hierdurch nicht befriedigt, weiter in mich drangen und sagten: Sie hätten das Vertrauen zu mir, daß ich ihnen nichts verschweigen oder vorenthalten würde, was zu ihrer Seligkeit erforderlich wäre; ich möchte ihnen also meine eigne Meinung über den in Frage stehenden Gegenstand mittheilen: so pflegte ich ihnen zu erwiedern: Ich könnte ihnen gar

wohl die mannichfaltigen Meinungen Andrer anführen; dieß würde aber zu nichts dienen, als sie zu verwirren. Ich für meine Person wäre weit von der Anmaßung entfernt, besser als so viele andre weit gelehrtere Leute das einzig Wahre herauszufinden; und sie würden sich dieß noch weit weniger zutrauen. Da Ihr aber, fuhr ich fort, Vertrauen zu mir hegt, so werdet Ihr auch wohl überzeugt seyn, daß mir nicht bloß an Eurer, sondern auch an meiner Seligkeit Alles gelegen ist, und daß, wenn ich eine Entscheidung über diesen oder jenen Lehrsatz für unumgänglich nothwendig hielte, ich es Euch nicht verschweigen würde. Laßt Euch also genügen an dem, was ich Euch aus inniger Ueberzeugung lehre; seyd gute Christen, aber verlangt nicht gelehrte Theologen zu seyn. Gute Christen aber werdet Ihr seyn, wenn Ihr christliche Gesinnungen hegt, und nach Christi Beispiel und Lehre wandelt, die von solchen subtilen Fragen nichts weiß."

Diese und ähnliche Reden blieben selten fruchtlos, und während meiner ganzen Amtsführung ist mir nur Ein Beispiel von einem Manne vorgekommen, der in Holland als Weber gearbeitet, und dort die Meinungen seines Meisters vom tausendjährigen Reiche und was sonst in den Schulen der Wiedertäufer gelehrt wird, angenommen hatte. Da ich mich durch einige Unterredungen mit diesem Manne überzeugte, daß ihn belehren zu wollen, eitle Mühe sey, weil er sich immerfort auf seinen Glauben berief und von Gründen nichts hören wollte, beschränkte ich mich darauf, ihn zu bewegen, von den Bekehrungsversuchen, die er bisher

gemacht hatte, abzulaſſen, und in die friedliche Gemeinde keinen Zwieſpalt zu bringen. „Wenn Ihr, ſagte ich, wie Eure Ueberzeugung iſt, den wahren ſeligmachenden Glauben habt, ſo dankt Gott für die Euch erzeigte Gnade, unterlaßt aber Andre, die von ihrem Glauben daſſelbe denken, in ihrer Zufriedenheit zu ſtören, und ſtatt die Liebe zu fördern, die ja, wie Ihr auch glaubt, das wahre Kennzeichen des Chriſten iſt, den Samen des Unfriedens auszuſtreun.“ — Er verſprach, dies aus Liebe zu mir zu thun, und hielt ſein Verſprechen auch; denn er war ein guter und gewiſſenhafter Mann; als aber ſeine Kinder heranwuchſen, ſchickte er ſie nach Holland zu ſeinen dortigen Glaubensgenoſſen, und nach Verlauf einiger Jahre verkaufte er ſein hieſiges Anweſen und zog ſeinen Kindern nach.

Als ich im Laufe dieſes Geſpräches meinen Freund fragte: ob er nicht Einheit des Glaubens und der religiöſen Ueberzeugung für etwas Wünſchenswerthes hielte? antwortete er: Allerdings! und ſie iſt auch wirklich in Allem vorhanden, was dem Menſchen wahrhaft heilbringend iſt. Uebereinſtimmung in allen Punkten der Lehre iſt unmöglich, in religiöſen Dingen ſowohl als in andern; und ich glaube, daß, wenn es Gottes Abſicht geweſen wäre, alle Völker und Menſchen hierinne einſtimmig zu machen, er wohl Mittel und Wege dazu gefunden hätte. Ueber das, was wir in ſittlicher Hinſicht zu thun und zu laſſen haben, hat er uns ein untrügliches Geſetz in das Herz geſchrieben; bei dem aber was darüber hinausgeht, werden die Meinungen immer um deſto verſchiedner ſeyn, je weiter es ſich aus unſerm Geſichts-

kreiſe entfernt, und je ſubtiler es iſt. Man hat freilich auch in ſolchen Dingen eine Art von Einheit erzwungen; aber jeder erzwungne Glaube iſt irreligiös, und wie er auf dem Boden einer leidigen Furcht ruht, ſo trägt er nur allzu oft die Frucht zügelloſen Unglaubens. Jede Art von Gewalt und Willkühr trägt giftige Früchte, keine aber iſt unerträglicher und wirkt gewaltſamer als die, welche den Glauben und die Religion betrifft. Auch hat ſie es durch alle Schreckniſſe der Inquiſition, durch Foltern, Kerker und Scheiterhaufen, nie weiter bringen können, als zur Uebereinſtimmung im Aeußerlichen und zu einem Zuſammenklange in Worten und Formeln.

Durch die langwierigen und blutigen Kämpfe, fuhr er fort, die nach der Kirchenverbeſſerung ausbrachen, iſt uns Proteſtanten das Glück zu Theil geworden, daß wir unſerer Ueberzeugung folgen dürfen. Leider iſt der Werth dieſes Gutes nicht zu jeder Zeit gehörig erkannt worden; ja kurz darauf, nachdem es errungen war, wurde es durch den Starrſinn ſtreitluſtiger Theologen auf das Spiel geſetzt. Indem dieſe ihre eigne Ueberzeugung, ſelbſt mit Hülfe gewaltthätiger Mittel, zum allgemeinen Geſetz erheben wollten, erſchien die Willkühr und Anmaßung noch ſchreiender als in der römiſchen Kirche, die doch wenigſtens die Autorität langer Jahrhunderte für ſich anführen konnte. Leider muß ich hören, daß ſich auch in unſern Tagen hier und da ein Geiſt der Verketzerung geregt hat, der gewiß nur das Gegentheil von dem bewirken kann, was Mancher zu bewirken wünſcht. Auch iſt es, nach meiner innigſten Ueberzeugung, höchſt erfreulich,

daß die Regierungen groß und christlich genug denken, um Anklagen wegen irriger Lehre keine Folge zu geben. „Der Gerechte lebet seines Glaubens," sagt die Schrift. Dieser Ausspruch kann aber nur da eine Wahrheit werden, wo der Glaube frei seyn darf.

* * *

Mein alter Freund hatte auch einige besondere Meinungen für sich. Unter Andern glaubte er, was, nach dem bisher Gesagten, wohl Einen und den Andern Wunder nehmen mag, daß die höhere unsichtbare Welt einen immerwährenden Einfluß auf den menschlichen Geist habe. Als Gott den Menschen schuf, sagte er, hauchte er dem Thone, den er gebildet hatte, eine lebendige Seele ein. Dieß war gewiß etwas mehr als der bloße Lebensathem, denn diesen hatten andre Thiere auch; es war das, was den Menschen zum Menschen macht, und über das Thier erhebt; das Organ, wodurch ihm der Glaube an einen Gott und an ein göttliches Gesetz offenbart ist, und die unvertilgbare Ueberzeugung kömmt, daß dem Gesetze gemäß zu leben, Gott wohlgefällig, das Gegentheil gottlos ist. Nun glaube ich, daß die Wirksamkeit jenes göttlichen Hauches nicht blos durch Fortpflanzung von einem Menschen auf den andern übergeht, sondern daß sie auch jetzt noch unmittelbar seyn kann." Die sittliche Macht, die das, was wir unsern Geist nennen, über unsre thierische Natur ausübt; die Erscheinung des Großen, Edeln, Erhabnen, die aus der Niedrigkeit jener thierischen Natur auf-

ſteigt, und wo ſie mit ihrem Glanze aus dem Dunkel hervorbricht, ein Entzücken hervorbringt, dem kein andrer Genuß auch nur von Fern gleich kömmt — ſie iſt mir nach ihrer Entſtehung und Wirkung durchaus unbegreiflich, wenn ich nicht annehmen darf, daß ihre Quelle höher liegt, als in dieſer unſrer centauriſchen Natur; wenn ich nicht glauben darf, daß der göttliche Hauch auch jetzt noch die Menſchheit bewegt, daß er ſich am meiſten durch bevorrechtete Geiſter kund gibt, die durch Gedanken und Worte, von deren Urſprung aus geheimnißvoller Tiefe ſie ſelbſt nichts wiſſen, das Geſchlecht der Menſchen vor dem Verſinken in thieriſchem Genuſſe bewahren. — Ja, fuhr er fort, ich gehe in meinem Glauben an die Einwirkung der göttlichen Kraft auf den Menſchen noch etwas weiter. Es hat mir ſo wenig, wie irgend einem Andern an Reizungen zum Böſen gefehlt; gar oft aber, wenn ich den ſchlüpfrigen Pfad ſchon betrat, kam ganz unerwartet irgend etwas, nicht immer Heiteres, dazwiſchen, das mich hinderte weiter vorzuſchreiten und dem Vorſatze eine andre Richtung gab. Man pflegt dieß glückliche Zufälle zu nennen; ich aber habe immer eine Schickung Gottes darinne erkannt, und ihm dafür als für eine Wohlthat gedankt. Nach ſolchen Erfahrungen halte ich in Beziehung auf Gott nur zwei Wünſche für wahrhaft chriſtlich; der erſte, daß er uns vor Verſuchung zum Böſen bewahre; der andre, daß er im Falle der Verſuchung unſrer Schwachheit zu Hülfe komme. Dieſe Wünſche trage ich daher immer in meinem Herzen und ich glaube ihre ſegensreiche Wirkung oft erfahren zu haben. Es kann ſeyn, daß Mancher

in diesem Glauben eine Hinneigung zu bedenklicher Mystik sieht; ich lasse mich aber dadurch nicht irre machen. Es gibt, nach meiner Ueberzeugung, keine Religion, die nicht auf Mystik ruht, wenn man darunter das Verborgene, Unergründliche und also Geheimnißvolle versteht. Ist nicht die ganze Natur von dem Schleier des Geheimnisses umhüllt, auch das, was wir mit Augen sehn und mit Händen greifen können? Das innere Wesen keiner einzigen Sache ist uns erkennbar, und ich könnte eben so gut den Einfluß meines Willens auf meine Glieder leugnen, von dem ich nichts, gar nichts begreife, als den Zusammenhang der unsichtbaren Welt auf die ebenfalls unsichtbare Werkstätte meines Geistes. Gefährlich kann dieser Glaube nur dann werden, wenn er in den hochmüthigen Wahn einer unmittelbaren, durch nichts menschliches getrübten Offenbarung ausartet, und daß es der beschränkten Creatur möglich sey, das Unbegreifliche zu fassen; ein Wahn, der eine krankhafte und eitle Sehnsucht nach leeren Phantomen der Eitelkeit erzeugt, woraus denn wieder die Meinung hervorgehn kann, daß es Pflicht sey, sich durch Selbstvernichtung in den Besitz des Unerforschlichen zu setzen und in die bodenlose Tiefe der göttlichen Geheimnisse zu versenken. Wer wie ich, setzte er hinzu, die feste Ueberzeugung hegt, daß uns Gott zwar ein Verlangen nach Enthüllung der Räthsel der Welt eingeflößt, die Befriedigung dieses Verlangens aber einem andern Zustande aufbewahrt hat, auf den wir eben dadurch hingewiesen werden, der wird, denk ich, sicher vor dem Hochmuthe seyn, der sich höherer Erkenntniß

rühmt, und, indem er dieſe durch fantaſtiſche Mittel zu ſteigern ſucht, wohl zuletzt, ſtatt in den Himmel zu dringen, in den Pfuhl der Sünde und des Wahnſinns verſinkt.

* * *

Ein andermal, wo von den mancherlei Zeichen der Zeit, ſo wohl von denen, welche auf Gutes deuten, als von andern, die Beſorgniſſe wecken, die Rede war, ſagte er: So weit ich das Treiben der Welt mit alten Augen aus der Ferne erkennen kann, kömmt es mir vor, als ob die ſchöne und edle Liebe zur Freiheit in einen Hang zur Ungebundenheit ausarte, der gerade zum Gegentheil führt. Die Geſellſchaft der Menſchen kann nur durch gegenſeitige Beſchränkung beſtehn; und wenn einzelne Menſchen oder ganze Völker alle Schranken niederwerfen, ſo ſtellen ſie ſich den Unglücklichen gleich, die, vom Wahnſinn ergriffen, jede Hülle von ſich werfen, und durch Zwangsmittel abgehalten werden müſſen ſich ſelbſt und Andern Schaden zu thun. Alle menſchliche Bildung geht vom Gehorſam, der Gehorſam aber geht von dem Glauben aus und in dem Glauben hat die Liebe ihre Wurzeln. An dieſen Angeln hängt die Ordnung des Hauſes, die Wohlfahrt der Staaten, alle ſittliche und religiöſe Cultur. Das Kind, das nicht an ſeine Eltern, der Jüngling, der nicht an ſeinen Lehrer glaubt, wird, ſo bald er kann, die Banden des Gehorſams brechen, und dem todten ſtarren Geſetze noch viel weniger folgen wollen, als einem menſchlichen Willen. Sollte je die Geſinnung herrſchend werden, daß Gehorſam ein

Zeichen der Knechtschaft sey, dem freien und edeln Geiste aber ein ungebundner Wille zieme, so ist es um Ruhe, Ordnung und Wohlfahrt der Staaten gethan; ein ungestümer Hang nach Genuß wird sich der Menschen bemächtigen; in dem rastlosen, immer unbefriedigten Streben nach den Mitteln des Genusses wird Frömmigkeit und edle Sitte untergehn; von peinlicher Unzufriedenheit gequält, werden sich die Völker in Empörung und bürgerliche Kriege stürzen; und nur die Erschöpfung der Kraft wird in kurzen Zwischenräumen Ruhe gebieten. Wenn nun so der Boden der Länder zittert, und in dem Untergange der Wohnungen des Friedens das Verlangen nach einem sichern und festen Bau wieder erwacht, wird man sich quälen Gesetze zu machen, die an die Stelle des erloschnen Vertrauens treten, und durch eine gewisse geheimnißvolle Kraft, die man ihnen zutraut, Ruhe und Ordnung schaffen sollen, ohne der Freiheit Eintrag zu thun. Ist nun das mystische Werk nicht ohne mannichfaltigen, oft wilden Kampf zu Stande gebracht, so wird es kaum aufgestellt seyn, als es der Ordnung entwöhnte Volk an seinem Umsturze arbeitet. Die Unbeugsamkeit des unerbittlichen Gesetzes wird wie ein unerträgliches Joch erscheinen; der Haß gegen den Druck desselben wird sich gegen die Werkzeuge kehren, die es handhaben sollen, und oft genöthigt sind, den entwichnen Gehorsam durch äußere Gewalt zu erzwingen. Dann wird die Obrigkeit und die fürstliche Macht, entkleidet von der edeln Würde, die sie von dem Glauben eines vertrauenden Volkes empfangen soll, und der Freudigkeit beraubt, ohne die

kein großes Geschäft, ja selbst das kleinste nicht gedeiht, zu unwürdiger List schreiten, um die Ketten zu lockern, die ihm die Ohnmacht der Volksherrschaft angelegt hat, oder auch gewaltthätig dagegen ankämpfen. Willkühr wird dann gegen Willkühr wüthen, und wenn endlich die Gewalt obsiegt, wird man zu spät erkennen, daß der Mißbrauch der Freiheit und die Furcht vor Unterdrückung die Tyrannei herbeigerufen hat.

Eine Erscheinung der Zeit, fuhr der alte Mann fort, die auch mit jener Furcht zusammenhängt, ich meine eine gewisse Verdammungslust der freisinnigen Partei, die jeden Glauben verklagt und verurtheilt, der nicht gerade der ihrige ist, erregt ebenfalls große Besorgniß in mir. Als ich das letztemal in der Stadt war, hörte ich an der Wirthstafel von einem Manne sprechen, der mir zwar nur dem Namen nach, aber von einer vortheilhaften Seite bekannt war. „Das ist auch einer von den Frömmlern, hieß es. Er war sonst wie andre Leute, und wollte nichts Besonderes vorstellen; seit einem Jahre aber hat ihn seine Frau hemmgebracht. Andre haben sich dazu gesellt; auch der Pfarrer **; der hält Conventikel und Betstunden mit ihnen.“ — Indem ich nun weiter forschte, was es mit diesem Vorwurfe der Frömmelei für eine Bewandniß habe, konnt' ich nichts weiter erfahren, als daß jener Mann und einige ihm befreundete Familien nun eben nach ihrer Weise fromm wären, an Gesellschaften und weltlichen Ergötzungen keinen Antheil nähmen, sich unter einander von ernsten Dingen, vorzüglich aber von Religion unterhielten, Schriften, die ihrer Denkungsart

angemessen wären, vorlasen, übrigens aber Andern nichts in den Weg legten, sondern wohl im Stillen manches Gute thäten. Als ich nun auf diese Nachrichten hin, denen Niemand widersprach, mir die Frage erlaubte, ob denn die Frömmigkeit in hiesigen Landen Conterbande geworden, und das, was bei unsern Eltern und Großeltern für gut und erbaulich gegolten habe, jetzt ein Vorwurf sey? antwortete ein junger Mann: „Das ist es eben, daß diese Leute das, was längst veraltet und dem Geiste der Zeit durchaus unangemessen ist, wieder herstellen wollen, und sich dabei besser dünken als unser einer. Man weiß gar wohl, was diese sogenannten Frommen im Schilde führen. Sie wollen uns zurücktreiben in die alte finstre Zeit, um uns bei offnen Augen blind und dumm zu machen; dumm aber wollen sie uns machen, um uns als gehorsame Schafe durch Pfaffenthum und Frömmelei dem Adel und den Fürsten Preis zu geben." — Dann führte er einige Lehren vom leidenden Gehorsam, vom göttlichen Rechte, von der Erbsünde und anderes dergleichen an, was von diesen Frömmlern mit Nachdruck behauptet würde. — Aber diese Lehren, erwiederte ich, wurden auch von den Reformatoren der Kirche behauptet, und haben seit jener Zeit fast ohne Ausnahme gegolten; ja, sie werden größtentheils in unsern Schulen noch jetzt gelehrt. Waren denn die frommen Männer, denen wir die Verbesserung der Kirche danken, Finsterlinge und Fürstenknechte? waren sie dumm, und wollten sie Andere dumm machen? oder ist nicht vielmehr aus ihrem hellen Geiste das Licht ausgegangen, das uns frei gemacht hat? — Ach, fiel mir

der Gegner in's Wort, dieſe Männer glaubten auch nicht Alles, was ſie ſagten. — Auf dieſe Rede gab ich keine Antwort; denn ich bin immer der Meinung geweſen, daß, wenn bei einem Streite die Rechthaberei ihre Zuflucht zu willkührlichen und gehäſſigen Behauptungen nimmt, man den Streit ſogleich abbrechen müſſe. Da ich aber zu dem Argumente meines Gegners die Achſeln zuckte und auch wohl ſonſt durch Mienen meine Geſinnung zu erkennen gegeben haben mochte, ſagte mein Gegner mit einigem Hohn: Sie gehören, wenn ich nicht irre, dem geiſtlichen Stande an, und müſſen alſo ſchon deswegen die Partei der Frommen nehmen; glücklicher Weiſe bin ich nicht in dieſem Falle. — Ja, ja, ſagte ein Andrer, der bisher ſtillſchweigend zugehört hatte, indem er ſich die Hände rieb: Ja, ja, vous êtes orfèvre, Monsieur Josse! und verließ mit dieſer Anſpielung laut lachend den Kampfplatz und das Zimmer.

* * *

Nächſt den Gegenſtänden der Religion war die Erziehung das, was meinen Freund am lebhafteſten beſchäftigte. Hauptſächlich auf die Volksſchulen hatte er die Blicke gerichtet, und da er in ihnen die eigentlichen Pflanzſchulen der Religioſität und Sittlichkeit ſah, glaubte er, daß ſie mit der größten Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit behandelt werden müßten. „Eine Regierung, ſagte er, die nur die gelehrten Schulen pflegt, in denen der Unterricht das Weſentliche, die Erziehung Nebenſache iſt, thut auch etwas Lobenswerthes, aber gewiß nicht Alles, was ſie

thun ſollte, und am wenigſten dann, wenn ſie dabei nur ihren Ruhm und den Glanz des Landes in den Augen hat. Wenn in unſern Kirchengebeten die Fürſten ermahnt werden, ſich mit Ernſt der Kirchen und Schulen anzunehmen, ſo ſind damit nicht die gelehrten Anſtalten allein, ſondern alle und jede, und gewiß die Volksſchulen um deſto mehr gemeint, da ſie bei weitem der größten und der Erziehung bedürftigſten Zahl zu Gute kommen ſollen." — In dieſer Ueberzeugung hielt er es für eine der erſten Pflichten ſeines Berufes, die Schule des Ortes unter ſeine ganz beſondere Obhut zu nehmen, dem Schulmeiſter mit Rath und That an die Hand zu gehn, ihm im Stillen auf Mängel und Fehler aufmerkſam zu machen, und die Ordnung in der kleinen Heerde durch ſein Anſehn zu erhalten und zu befeſtigen. Indem er ſich auch um die Einzelnen bekümmerte, ihre Fähigkeiten, ihren Character und ihre Fortſchritte durch fleißigen Schulbeſuch kennen lernte, die Beſſern durch Beifall ermunterte, die Schlechtern durch Tadel ſchreckte, flößte er Allen eine heilſame Furcht ein, die bei den Meiſten in dauernde Liebe überging. So hatte er in der langen Zeit ſeiner Amtsverwaltung die ganze Gemeinde zu ſich herangezogen, ſo daß er in ihr wie ein Vater unter ſeinen Kindern ſtand, und an den meiſten unter ihnen ſeine Freude haben konnte. Auch Andre konnten Freude an dieſer Gemeinde haben, wenn ſie ſahen, daß nicht nur überhaupt gute Sitten, Ordnung und äußere Zucht in ihr herrſchte, ſondern es auch der wohlunterrichteten Leute ſo viele darinne gab, als nicht leicht an einem andern Orte. Da ſah man denn recht deutlich, welch'

ein Segen ein guter Pfarrer für eine Gemeinde iſt, der nicht blos an Sonn- und Feſttagen erbaulich predigt, ſondern auch erbaulich lebt, und ſeinem Berufe treu, aus Liebe und wahrhafter Gottesfurcht, für die Bildung und das Gedeihen ſeiner Heerde ſorgt. Durch oberflächliche alljährige Prüfungen wird die Berufstreue eines geiſtlichen Hirten nicht erſetzt.

* * *

Ueber einen Gegenſtand der Erziehung finde ich unter den Papieren meines Freundes einige Gedanken, die ich hier mit ſeinen eignen Worten mittheilen will, weil ihr Reſultat auch mir wahr und allgemeiner Beachtung werth ſcheint.

Unter den mancherlei Aufgaben, ſchreibt er, die es bei der Erziehung zu löſen gibt, ſcheint mir keine der geringſten, in der Behandlung und Richtung des Muthes der Knaben das rechte Maaß zu finden. Muth grenzt zunächſt an Verwegenheit, und von Verwegenheit liegt Tollkühnheit nicht fern. Der Verſtand ſcheidet dieſe Grenzen, aber er genügt nicht. Wenn Du das Feuer im Kamin erſtickſt, wirſt Du freilich gegen Feuersbrunſt ziemlich geſchützt ſeyn; aber Du wirſt auch der Wärme entbehren, die Du bedarfſt; und wenn Du die Quellen des Fluſſes abgräbſt, werden allerdings die daran liegenden Aecker nicht davon überſchwemmt, aber auch nicht befruchtet werden. Ein Mann ohne Muth iſt wie eine Pflanze ohne Wurzel und Mark. Ein feiger Knabe wird nicht blos von ſeines Gleichen verachtet; ſelbſt die Eltern mögen ihn nicht, und das furchtſamſte

Mädchen wünscht sich einen herzhaften Liebhaber. Da tritt aber in den meisten Häusern ein seltsamer Widerspruch ein. Wenn ein Knabe muthige Gesinnungen zeigt, so hüpft der Mutter vor Freude das Herz in der Brust; wenn aber die Gesinnung zur That werden will, erblaßt sie vor Angst und wehrt aus allen Kräften ab. Auf diese Weise werden Prahler und Memmen erzogen, und wenn vorzüglich unter den höhern Ständen der Prahler und Memmen nicht allzuwenige sind, so liegt die Schuld wohl größtentheils an den Müttern und ihrer Furcht vor der eignen Angst. „Ließ ich den Jungen gewähren, sagen sie dann, ich müßte sterben vor Angst; er würde Dinge wagen, bei denen er Arme und Beine, ja den Hals brechen könnte. Darum halt' ich ihn im Zaume und so kurz als möglich." — Unglück ist freilich möglich, ganz gewiß aber ist, daß, wer als Knabe gewöhnt wird vor jeder Gefahr zu zittern, durch die Jahre kein Held werden wird. — Mein Junge soll kein Soldat werden, erwiedert die Mutter. — Aber nicht der Soldat allein braucht Muth, und Mancher ist durch Zaghaftigkeit umgekommen, dem ein wenig Muth das Leben gerettet hätte. — Wenn man eine Rangordnung unter den Tugenden festsetzen, und Stimmen darüber sammeln wollte, so würde die Wahl zwischen Gerechtigkeit und Tapferkeit am schwierigsten seyn. Jene kann durch ihr Walten die Tapferkeit bisweilen entbehrlich machen; sie selbst aber kann ihrer nie entbehren; ja, sie wird sich oft in ihr Gegentheil umwandeln, wenn sie die Tapferkeit nicht zur Beisitzerin hat. Einen großen Mann kann Niemand auch nur denken,

ohne den Muth als Kern seiner andern Eigenschaften voraus-zusetzen. Selbst dem Bösen verleiht der Muth einen gewissen Adel; und den schlechtesten Böswicht erkennt Jeder in dem schleichenden Feigling. — Was soll man also thun? fragt die zagende Mutter. Soll man die wilden Jungen blindlings in's Unglück rennen lassen? — Nein, antwortet der verständige Erzieher; nur sollst Du ihnen nicht selbst die Augen verbinden, oder sie blind machen durch Furcht. Kein Kind wirft sich mit offnen Augen in den Abgrund; nur der Wahnsinnige oder der Trunkene wird das Gesetz der Selbsterhaltung vergessen; Furcht und Verzagtheit aber ist nicht viel besser als Wahnsinn und Trunkenheit. Das Beste, was man einen Menschen lehren kann — und alle Erziehung geht darauf aus — ist, daß er sich selbst helfe; und es ist ein gutes Wort, welches sagt: Hilf Dir, so wird Gott Dir helfen! Niemand aber lernt das, dem sich immer die Furcht an die Fersen hängt, oder ihn an der Hand gängelt, und bei jedem Tritte in die Ohren schreit: Nimm Dich in Acht,' nimm Dich um Gottes willen in Acht! Du kannst ausgleiten, Du kannst fallen. Es gilt das Leben, oder doch eine Beule oder einen blauen Fleck! — Geschieht ein Unfall, was auch die wachsamste Obhut nicht immer verhüten kann, so sind die Folgen meist leicht gehoben; die Blödigkeit aber, die aus ängstlicher Obhut entspringt, geht durch das ganze Leben mit. Ich habe einen Prinzen gekannt, den die mütterliche Liebe keinen Schritt allein gehn ließ. In seinem neunten Jahre faßte er endlich den herzhaften Entschluß, sich von der Hand des ihn gängelnden

Dieners loszureißen und allein zu gehn. Es bedurfte nun noch einiger Jahre, ehe er lernte, auf der Treppe einen Fuß um den andern zu brauchen; und wie ein Mann feſt und aufrecht zu gehen, hatte er auch im Alter noch nicht gelernt. Was iſt aber ein Mann, der nicht, in jedem Sinn des Wortes, feſt auf ſeinen Füßen ſteht, ſondern aus eitler Verzagtheit ſich der Herrſchaft begibt, die ihm Gott über die Natur verliehn hat? Wer ſeines Willens Herr ſeyn will, muß auch Gewalt über ſeinen Leib haben, und um dieſe zu erlangen, iſt es nicht genug an der Schule des Tanzmeiſters, um die Füße ſetzen und ſchwenken zu lernen, auch nicht, wie wohl Einer und der Andre meint, an wilder Balgerei, ſondern es bedarf hierzu — und nicht blos der Geſundheit wegen — geordneter und mit Einſicht geleiteter Uebungen. Sie ſind, nach meiner Ueberzeugung, ein unentbehrliches Stück der Erziehung, womit man ſchon früh anfangen, und was man als ein Mittel der Gewöhnung zur Selbſtſtändigkeit ſowohl als zum Gehorſam benutzen kann. Durch ſie lernt der Knabe frühzeitig das Maaß ſeiner körperlichen Kräfte kennen; er lernt, wie viel er ohne Gefahr wagen darf, und daß Beſonnenheit die beſte Wehr gegen drohende Gefahren iſt. So nähren und befeſtigen ſie den Muth, bereiten dem geſunden und tüchtigen Mannſinn den Boden und wehren der Tollkühnheit. Dieß war auch die Meinung der Alten, und die Griechen, die unter allen Völkern das Weſen männlicher Tugend und Tüchtigkeit am beſten begriffen haben, hielten eine Erziehung, die nicht in der Ringſchule begonnen und vollendet war, für weſentlich

verſtümmelt. Mit Freude ſeh' ich, daß auch in unſern Tagen dieſe Anſicht immer mehr Freunde gewinnt, und ich zweifle gar nicht, daß dieſe ſich von Jahr zu Jahr mehren werden. In meiner Jugend dachte Niemand an eine ſolche Befeſtigung der phyſiſchen und ſittlichen Geſundheit der Menſchen. Der Begriff der Erziehung beſchränkte ſich meiſt auf den Unterricht und Beſtrafung der Unarten; das Uebrige wurde der Natur überlaſſen. Natürlich ſpielte hierbei der Zufall die größte Rolle; Laune und Vorurtheile der Eltern griffen auch ein; an Ebenmaaß der Bildung wurde ſelten gedacht. Die Folgen dieſes Mangels ſind ſichtbar geworden, als ungewöhnliche Bewegungen die gewöhnlichen Gleiſe des Lebens unbrauchbar machten, und ſie werden noch öfterer ſichtbar werden, ſo lange nicht das Phyſiſche mit dem Sittlichen in eine beſſere Harmonie geſetzt, und hierdurch die tollkühne Uebertreibung der Kraft gezwungen wird, dem beſonnenen Muthe zu weichen.

* * *

Ich glaube dieſes Vorwort nicht zweckmäßiger beſchließen zu können, als mit der Beſchreibung einer Scene in dem Pfarrhauſe zu Mainau, von der ich ſelbſt ein unbemerkter Zeuge geweſen bin, und die den dort einheimiſchen, ſittlichen und religiöſen Geiſt beſſer als jede Beſchreibung erkennen laſſen wird.

Eduard, der älteſte Enkel, der in den Feierabenden ſo oft das Wort führt, und den wohl Mancher lieb gewonnen hat, ſollte, nachdem er in dem väterlichen Hauſe unterrichtet worden

war, nach der Stadt auf die Schule ziehn. Er hatte ſich lange darauf gefreut, je näher aber die Zeit des Abſchieds kam, deſto ſchwerer wurde ihm das Herz. Er ging ganz trübſinnig umher, und beſuchte in den letzten Tagen mehr als einmal die Plätze, auf denen ſich die Familie an Sommerabenden zu verſammeln pflegte, und wo er ſo oft mit ſeinen Geſchwiſtern geſcherzt, oder den ernſten Reden der Bejahrten zugehört hatte.

Jetzt war der letzte Tag gekommen; der kleine Koffer wurde gepackt und was auf der Reiſe erforderlich war, zuſammengelegt, Alles in tiefer Stille. Der Mutter wurde das Herz auch ſchwer, wenn ſie dachte, daß ſie in wenigen Stunden den wohlgerathnen Knaben, ihren erſtgebornen Sohn, nicht mehr um ſich ſehn, und Er in der Ferne, unter fremden Menſchen, mannichfaltigem Anſtoß und Irrthum ausgeſetzt, den mütterlichen Rath entbehren ſollte. Auch die Schweſtern waren betrübt; denn wenn ſie auch bisweilen in kleinem neckendem Kriege mit dem Bruder lebten, ſo liebten ſie ihn doch darum um deſto mehr, und es war ihnen jetzt, da er von ihnen ſcheiden ſollte, als ob mit ihm die rechte Freude aus dem Hauſe ſchiede und eine tiefe Stille darin zurück bleiben müßte.

Während nun alſo Mutter und Schweſtern mit Einpacken beſchäftigt waren, ſchlich Eduard hinauf zum Großvater, den er auf dem Lehnſtuhle ſitzend und ſinnend fand. Ich ſaß unbemerkt im Cabinet, das mit einer Glasthür verſchloſſen war. Schüchtern und erröthend näherte ſich der blühende Knabe dem greiſen

Manne, kniete an ſeinem Stuhle nieder, und ſagte mit leiſer Stimme: Gieb mir, eh' ich von Dir ſcheide, Deinen Segen.

Da ſah der Greis den holden Knaben mit Augen der Liebe an, und ein Strahl verklärender Freude ging über ſeine edle Geſtalt. Er nahm das geſenkte lockigte Haupt des theuern Enkels zwiſchen beide Hände und ſagte: Gott ſegne Dich, mein Sohn, mit ſeinem beſten Segen. Er gebe Dir immer ein frommes Herz und verleihe Dir Kraft zu thun, was Du für recht erkennſt. Dann wirſt Du ſeinen Frieden im Herzen tragen, Alles wird Dir wohl gelingen und Du wirſt die Freude Deiner Eltern ſeyn.

Der Knabe weinte und bedeckte die naſſen Augen mit beiden Händen. Nachdem er ſich aber ermannt hatte, ſah er, noch kniend, zu dem Greiſe auf und ſagte: Noch einmal ſage mir, was ich thun muß, um gut und fromm zu werden, damit ich es nicht vergeſſe.

Der alte Mann war ſehr bewegt, aber er kämpfte ſeine Rührung nieder und ſagte: „Die Furcht Gottes iſt der Weisheit Anfang. Fürchte Gott, mein Sohn, und halte ſeine Gebote, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigeſt, noch thueſt wider Gottes Gebote.“

Ach, ſagte der Knabe und drückte ſein glühendes Geſicht gegen des Großvaters Knie, ich weiß wohl oft was gut und recht iſt, und doch unterlaß ich es oft. Da nun dies hier geſchieht, wo es mir nicht an Lehre und Warnung fehlt, wie wird es ſeyn, wenn mir Wegweiſer und Führer mangeln?

Der alte Mann entblößte sein graues Haupt und zeigte nach dem Himmel. Glaube nicht, daß es Dir an einem Führer mangeln werde, wenn Du ihn mit demüthigem Herzen suchst. Nur wenig vermag der Mensch durch sich selbst. Alles Gute kömmt von Gott, Alles Gute geht zu Gott. Stütze jeden Deiner Vorsätze durch den Gedanken an ihn, so wird er Dir bei der Ausführung zu Hülfe kommen. Von ihm wirst Du die Weisheit empfangen, deren Du bedarfst und die Du Dir selbst nicht geben kannst.

Ein mächtiger König betete, wie die Schrift sagt, zu Gott um das, was ihm Noth war. „O Gott meiner Väter, betete er, der Du alle Dinge durch Dein Wort gemacht, und den Menschen bereitet hast, daß er die Welt beherrsche durch Gerechtigkeit und Liebe; gieb mir die Weisheit, die an Deinem Throne steht, denn ich bin ein schwacher Mensch, und zu gering der Erkenntniß dessen, was gut und recht ist. Darum sende Deine Weisheit zu mir herab, damit ich erkenne was Dir wohlgefällt, und Kraft gewinne es zu thun, und selig werde durch die Kraft Deiner Weisheit."

So geziemt Jedem zu beten, er sey ein König oder ein Unterthan.

Auf dem Wege aber, den Du forthin wandeln wirst, sey dieser Lehren eingedenk. Fange an keinem Morgen Dein Tagewerk an, ohne voraus zu bedenken, was Dir obliegt, und beschließe keinen Tag, ohne auf das, was geschehn ist, zurück zu blicken. Vergleiche den Vorsatz der Morgens mit der Vollbrin-

gung des Tages, und wenn die Rechnung gleich iſt, ſo danke Gott; iſt aber die That zurückgeblieben hinter dem Vorſatze, durch Deine Schuld, ſo tadle Dich ſtreng und prüfe Dich, und forſche der Urſache nach, warum es ſo gekommen iſt. So wirſt Du die Gefahren kennen lernen, die in Dir ſelbſt liegen, und die Dir von außen drohn, und Du wirſt beide vermeiden können, wenn Du ſie kennſt. Haſt Du Fehler begangen, ſo geſtehe ſie Dir mit Aufrichtigkeit; beſchönige ſie nicht, oder denke bei Dir: Andre haben daſſelbe gethan und wohl Schlimmeres; denn ſolche Beſchönigung führt zum Verderben. Die Reue iſt eine bittre Frucht, aber ſie dient zum Schutz gegen den Giftbaum der Sünde, an dem ſie wächſt. Halte Dich zu denen, von denen Du Gutes lernen kannſt, und meide die Leichtſinnigen. Leichtſinn lockt mit freundlicher Miene, aber oft geht er in Trübſinn aus. Treibe, was Du vornimmſt, mit Ernſt und Beharrlichkeit. Trachte nicht nach eitlem Scheine, ſondern nach Tüchtigkeit. Ein Wiſſen, das der Eitelkeit genügt, iſt wie ein Schatz von Zahlpfennigen; er glänzt von fern; beim Gebrauch aber läßt er im Stich. Ein tüchtiges Wiſſen macht auch einen tüchtigen Mann, und fördert zum Guten jeder Art. Wenn Du den Acker Deines Geiſtes emſig bearbeiteſt, ſo wird das Unkraut nicht aufkommen, das bei läſſiger Arbeit oder im Müſſiggang aufſchießt. Fliehe den Eigendünkel. Eigendünkel iſt einer giftigen Beule gleich, die dem Gliede, an dem ſie haftet, die beſte Nahrung entzieht; er iſt ein eitler und leerer Wahn; denn wie weit auch ein Menſch im Wiſſen vorgeſchritten iſt, das Ziel des

Wiſſens erreicht er nie, und was Dir jetzt von dieſem Gebirge der Gipfel ſcheint, iſt doch nur der Fuß deſſelben.

Dieſes und Anderes ſagte der Greis, und als er ſchwieg, ergriff Eduard ſeine Hand, drückte ſie an ſeinen Mund und ſagte: Wenn ich fern von Dir bin, wird doch jede Deiner Lehren bei mir ſeyn; und wenn ich Deine Stimme nicht mehr höre, wird doch die Erinnerung an Deine Worte aus meinem Herzen zu mir ſprechen. Dann wird mir Gott helfen, zu thun, was Dich und was Vater und Mutter freuen kann.

Amen! ſagte der Großvater.

1.

Der Mittag auf dem Königssee.

Nicht weit von Berchtesgaden in den Salzburger Alpen liegt der Königssee. Schroffe Felsenwände umgeben ihn, am Fuße mit Tannen besetzt, die schwindelnden Höhen mit Wolken gekrönt. Zwischen ihnen breitet der See eine dunkelgrüne Ebene aus, und nimmt in seinem Spiegel das Bild der gewaltigen Umgebungen auf, an denen hier und da zarte Bäche niederrauschen. Nur an wenigen Stellen schließen sich diese ewigen Mauern auf, und gönnen den Blicken in rasenbekleidete Schluchten einzudringen. In der Mitte des See's aber liegt ein kleines Eiland, und auf ihm eine Kapelle, dem h. Bartholomäus geweiht, und ein Jagdschloß, Alles mit schattigen Bäumen umgeben, so daß das Ganze einem Haine gleicht.

Als ich diesen See an einem heitern und klaren Herbsttage mit einigen Freunden befuhr, sahen wir hoch über uns von der rechten Seite her einen Lämmergeier nach dem entgegengesetzten Ufer ziehn. Indem er mit stillem Fluge, einem Schwimmenden gleich, die blaue Luft durchschnitt, selten nur und schwach die

gewaltigen Flügel regend, feuerten wir eine Flinte ab. Mit vielfältiger Wiederholung hallte der Knall von allen Seiten wieder; der Geier schrak heftig zusammen; drehte sich, die weit ausgespannten Fittiche stärker schlagend, um sich selbst herum; stieg dann fast pfeilgerade in die Höhe, und entschwebte, kaum noch sichtbar, mit rascherem, aber immer gehaltenem Fluge unserm Gesichtskreise. Da erzählten uns die Schiffer, daß diese Thiere wohl bisweilen zur Brütezeit kleine unbewachte Kinder geraubt hätten, um sie ihren Jungen zu bringen; auch sehe man sie bisweilen mit einem Zicklein oder Lamm über den See hinziehn, wo es dann wohl geschehe, weil sie von ihrer Last beschwert nicht hoch genug aufsteigen könnten, daß die Kugeln der Jäger sie erreichten; und von solchen wären die Bilder auf dem Jagdschlosse zu sehn. Auch erzählten sie, ein dreister Hirtenknabe habe einstmals versucht, ein Felsenhorn zu erklimmen, auf dem ein solcher Geier horstete. Er habe auch das Nest erreicht und hineingesehn, und zwei junge Geier hätten darin gesessen, und Aetzung erwartend, die Schnäbel weit aufgerissen. Einen davon habe er ergriffen und dieser habe ein durchdringendes Geschrei ausgestoßen. In diesem Augenblicke vernahm er auch von fern das antwortende Schreien der Eltern, die ihren Jungen zu Hülfe eilten; und kaum hatte er Zeit gehabt, an der steilen Felsenwand hinabzugleiten, als er die ergrimmten Thiere schon über sich sah. Sie würden ihn zerrissen haben, hätte er sich nicht in unbeschreiblicher Angst in eine der Halden gestürzt, welche Winter und Sommer mit Schnee angefüllt sind. Schnell vergrub er sich in den Schnee so

tief er nur konnte, und lag und lauschte in seiner Verborgenheit. Die Gefahr ging vorüber. Lange aber hörte er noch das Geschrei der furchtbaren Thiere, und ihren zürnenden Flügelschlag, als sie, gleichsam unwillig über verfehlte Rache, zu ihrem Felsennester zurückkehrten.

Unter diesen Erzählungen kamen wir an der Insel an. Vor uns waren schon mehrere Reisende gelandet, die unter den Bäumen lustwandelnd, oder im Schatten lagernd, die Mittagszeit erwarteten; und es dauerte nicht lange, als uns die Tischglocke des Kellners zur Mahlzeit rief. Die Tafel war in einem Zimmer gedeckt, in welchem die lebensgroßen Bilder, von denen die Schiffer gesagt hatten, an den Wänden hingen. Diese Bilder führten ganz natürlich wieder mancherlei Erzählungen herbei, in denen sich, wie es zu geschehn pflegt, Wahrheit und Dichtung mischte, die aber insgesammt einen Anstrich von dem Character der großartigen und wunderbaren Natur dieser Gegend hatten.

Alles hier, sagte einer der Reisenden, ein Hanseate, ist gewaltig, ungeheuer und kühn; nur der Mensch ist wie überall.

Mit nichten, entgegnete ein Schweizer; auch die Menschen in unsern Alpen sind wie die Natur. Zwar nicht eben größer an Wuchs, aber stärker, ausdauernder, und vor allen Dingen herzhafter und kühner als anderswo. Der Hirt, wenn er Monate lang auf seiner einsamen Alm wohnt, kennt keine Furcht. Am Tage verfolgt er die dreisten, irrenden Ziegen über die schroffsten Felsen hin, wo ihn auf allen Seiten unermeßliche Abgründe zu verschlingen drohn; oder sammelt, über der Tiefe hängend, aus

den Spalten der Felsenwände sein dürftiges Heu; bei Nacht aber, wenn er auf seinem Lager von dürrem Laube schläft, weckt ihn bald der Donner der Lawinen, bald der Gewitterschläge, die in diesen Gebirgen ganz anders rasen als auf Euern Haiden und Blachfeldern. Und nun gar der Alpenjäger! Der kennt die Furcht kaum dem Namen nach; ja, er liebt die Gefahr und sucht sie begieriger auf, als der Landbewohner den ausgesuchtesten Genuß bequemer Ueppigkeit. Daß er der strengsten Kälte und jedem Ungestüm der Witterung trotzen, oft ganze Nächte unter freiem Himmel auf schroffen Klippen zubringen muß, will ich gar nicht in Anschlag bringen; wie oft aber muß er sich, um eine einzelne Gemse zum Schuß zu bekommen, auf den schmalsten Fußsteigen heranschleichen, wo auf der einen Seite der schroffe Fels wie eine Mauer aufsteigt, auf der andern der Abgrund sich öffnet, und das vielleicht über frischen Schnee weg, der ihm unter den Füßen zerrinnt. Wo oft muß er auf solchen Wegen lange Strecken hin auf Händen und Füßen kriechen, um endlich der gehofften Beute Herr zu werden. Und nun, mit einer Last von oft sechzig bis siebzig Pfund auf dem Rücken, wozu noch Büchse, Ranzen und anderes Zubehör, muß er den schroffen schlüpfrigen Pfad mit noch größerer Gefahr hinabsteigen, und wenn er endlich sich und Alles in Sicherheit gebracht hat, so sind wenige Gulden der Preis seiner Anstrengungen; ein Preis, den er auf andre Weise ohne Gefahr und mit geringerer Mühe hätte gewinnen können. Aber eben die Gefahr ist es, die ihn reizt; er würde die Beute verschmähen, wenn er sie nicht auf eben diese Art erobern müßte. Er weiß,

daß sein Leben auf dem Spiele steht; er weiß, daß gar oft das geängstete Thier, wenn es keinen Ausweg sieht, sich mit größter Gewalt seinem Verfolger entgegenwirft und ihn in den Abgrund stürzt; er weiß, daß kein Jahr ohne solche Unfälle, Unfälle der schrecklichsten Art, vergeht; und dennoch kühlt das alles seinen Eifer nicht ab. Es ist also gewiß, daß diese großartige und erhabne Natur auch auf die Menschen einwirkt, und ihnen einen Character aufdrückt, der ihrer eignen Beschaffenheit angemessen ist.

Es ist halt mit der Gefahr wie mit der Arbeit, sagte ein Anderer. Es ist eine Gewohnheit. Wie sauer einem auch die Arbeit ankömmt, wer einmal daran gewöhnt ist, der kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm fehlt, sehnt er sich darnach, und nimmt wohl ganz unnütze Dinge vor. Ein Paar Schlachten, ein Paar Seefahrten machen auch den Feigsten beherzt. Erst thut's die Noth, dann die Gewohnheit. In Bengalen geht man eben so keck auf die Tigerjagd, als anderwärts nach Hasen und Rehen. Der Mensch gewöhnt sich an Alles.

Allerdings, sagte ein Dritter, ein eifriger Naturforscher, dem ich schon einmal in Frankfurt begegnet war, und der seitdem große Reisen gemacht hatte; allerdings; wo die Gefahr eine gewöhnliche Erscheinung ist, ist es auch der Muth. Auf meinen Reisen durch Nordamerika bin ich in Gegenden gekommen, wo die auf unermeßlichen Strecken dünn zerstreuten Bewohner keine Nacht vor den Besuchen von Wölfen, Bären und andern reißenden Thieren sicher waren. Sie hielten daher immer Feuer vor ihren Hütten, und auch das reichte nicht immer hin, die hungrigen

Gäſte abzuhalten. Es iſt aber auch unglaublich, mit welcher Kühnheit die Einwohner jener Gegenden ihre Feinde bekämpfen, und, eben ſo wie Eure Gemſenjäger, um geringen Gewinns willen ihr Leben auf's Spiel ſetzen.

Ich kam einſtmals, fuhr er fort, auf meinen botaniſchen Wanderungen in den blauen Bergen gegen Abend in ein einſames Haus, um mir ein Nachtlager auszubitten. Die Gaſtfreiheit iſt bei dieſen Einſiedlern zu Hauſe, wie bei allen Bergbewohnern, und dort vielleicht um deſto mehr, je ſeltner die Gelegenheit zu ihrer Ausübung kömmt. Beim Eintritt in das Haus war das erſte, was mir in die Augen fiel, ein Bärenfell von ungewöhnlichem Maaße, das erſt vor Kurzem abgezogen ſchien. Auf der Hausflur waren einige Frauen beſchäftigt Fleiſch einzuſalzen und in eine Tenne zu legen, wobei ihnen ein muntrer eilfjähriger Knabe hülfreich Hand leiſtete. An den Wänden hingen Fiſchnetze und mancherlei Gewehr umher; und an der Decke war ein ausgeſtopfter Adler ſchwebend aufgehangen. Meine Bitte um ein Obdach wurde freundlich aufgenommen. Der ſchwarzäugige Knabe öffnete mir das Wohnzimmer, wo der Vater auf einem Lehnſtuhle ſaß, und mich willkommen hieß, zugleich aber um Verzeihung bat, daß er mir nicht entgegenkomme. „Ich bin ſeit einigen Tagen invalid, fuhr er fort; aber mein Sohn wird die Pflichten erfüllen, die mir obliegen würden. Billy, rücke dem Herrn einen Lehnſtuhl an's Kamin."

In Kurzem war ich einheimiſch hier. Ein Mädchen reichte mir Thee, und der Knabe röſtete einen Toaſt am Kaminfeuer.

Bald war auch ein Gespräch im Gange. Da erfuhr ich denn aus dem Munde meines Wirthes als Ursache seiner Lähmung folgende Geschichte:

Vorige Woche, sagte er, ging ich mit meiner Flinte auf die Entenjagd. Auf dem Heimwege — die Sonne stand schon am Rande der Berge — sah ich einen Bären von ungewöhnlicher Größe — Sie werden sein Fell draußen gesehn haben — ganz wohlgemuth vor mir hertraben. Ich hatte noch einen Schuß in meiner Flinte, und da die Entfernung nicht groß war, feuerte ich sie auf den Bären ab. Dieser stürzte zu Boden, raffte sich aber unverzüglich wieder auf, und lief spornstreichs einer Felsenschlucht zu, die sein gewöhnlicher Aufenthalt seyn mochte. Ihn dahin zu verfolgen, war jetzt zu spät; auch fehlte es mir an Waffen; denn Pulver und Blei hatte ich weiter nicht bei mir. Ich dachte aber: Du entgehst mir nicht! Eine gute Lection hast du schon, und morgen ist auch ein Tag.

Ein Bär, fuhr der Erzählende fort, ist eine gute Beute, wenn er todt ist. Man kann nicht blos sein Fell brauchen, auch sein Fett ist zu mancherlei Dingen gut — wie gleich jetzt bei mir zum Einreiben — und seine Schinken sind geräuchert ein treffliches Gericht. Daß mir diese Beute zufallen würde, zweifelte ich nicht. Ich hatte bemerkt, daß er Blut verloren hatte, und so konnte ich hoffen, er werde bis zum Morgen entweder den Geist aufgegeben haben, oder doch hinlänglich geschwächt seyn. Ich dachte die ganze Nacht an meinen Bären, und der Tag war kaum angebrochen, als ich mich auf den Weg begab. Die Flinte ließ ich zu Hause; sie war

mir unnütz; denn beim Nachsuchen fand sich, daß auch im Hause kein Körnchen Schießpulver war, und in der Nähe liegt kein Ort, wo ich welches hätte bekommen können. Dafür bewaffnete ich mich mit einer Heugabel und einem Beil. Das Beil gab ich meinem Jungen zu tragen; denn der ließ mir keine Ruhe; ich mußte ihn mitnehmen; und im Grunde ist es auch gut, wenn so ein Junge frühzeitig etwas sieht. Wir kamen bald an die Stelle, wo ich am Abend nach dem Bären geschossen hatte. Der Platz war mit Blut bedeckt, und eine starke Spur führte ohne Fehl zu der Schlucht, in die sich das Thier gerettet hatte. Diese Schlucht senkt sich auf der einen Seite schroff und steil, auf der andern bequemer hinab. In der Tiefe braust ein Waldbach durch abgerissene Felsenstücke und überhängendes Gebüsch; und hier, etwas hinaufwärts, an der schroffen Seite, wurde ich unter einer grauen Wacke, die wie ein Dach weit hervortrat, meinen Bären gewahr, der, halb vom Buschwerk verdeckt, den Kopf schlaff nach der Erde senkte. — Er macht sein Testament, sagte Billy. Nun, antwortet' ich, wir wollen ihm helfen, und ich will die Erbschaft in Empfang nehmen. Mit diesen Worten stieg ich den Abhang hinab, schritt auf den Steinen über das Wasser, und näherte mich dem Feinde mit der vollkommensten Zuversicht. Der Bär regte sich nicht. Schon war ich ihm so nah, daß ich die Heugabel fällen konnte, um ihm den Todesstoß zu versetzen; aber in demselben Augenblicke sprang er auf, umfaßte mich mit beiden Tatzen, und warf sich in dieser Umarmung mit mir den Berg hinab in den brausenden Waldbach. Unterwegs verlor er seine Zeit auch nicht, sondern biß

zu, wohin er kam, und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir der Athem verging. Billy schrie von oben herab wie wahnsinnig; aber was half das? Der Bär fürchtete sich vor ihm so wenig als vor mir, und ich wäre verloren gewesen, wäre mir nicht die Geschichte von einem alten englischen Könige eingefallen — Sie werden von ihm gehört haben — der einem Löwen im Kampfe die Faust in den Rachen gestoßen hat. Ich that desgleichen. Mit der einen Hand fuhr ich dem Unthier in den Hals; und während wir uns zusammen in dem Wasser umherwälzten, gelang es mir, mit der andern Hand den Kopf des ermatteten Feindes unter das Wasser zu drücken. In demselben Augenblicke kam Billy mit seinem Beile von oben herunter, und versetzte dem Bären einen solchen Schlag auf dem Schädel, daß ihm der Rest des Athems ausging. Der Junge führt einen guten Hieb, setzte der Erzählende mit innerlicher Freude über den Muth seines Knaben hinzu. — Ich war übel zugerichtet, fuhr er fort, das ist wahr, und ich werde wohl noch eine Weile an meinen Wunden zu heilen haben. Das ist aber nicht das Schlimmste. Beim Sturze von der Höhe habe ich mir die linke Hüfte beschädigt; ich bin seitdem nicht blos lahm, sondern leide auch bei der geringsten Bewegung die heftigsten Schmerzen. Ich will daran denken, wie mühsam ich mich nach Hause schleppte; aber ich hatte doch meine Absicht erreicht und keinen schlechten Fang gemacht. Kaum haben ihn zwei starke Männer hereinschaffen können. Er wog über vierhundert Pfund, und an dem Felle können Sie sehn, daß es kein alltäglicher Bär war.

Das war freilich ein wunderlicher Kampf, sagte ein Kaufmann aus Ungarn, aber Noth macht stark und bricht, wie das Sprichwort sagt, auch wohl Eisen; und hier galt es das Leben. Etwas Aehnliches, in seiner Art aber noch Außerordentlicheres, trug sich im vorigen Jahre in meiner Heimath, in der Nachbarschaft von Bistritz, zu. Das Land ist gebirgig, die Einwohner arm; an Uebung in Gefahren fehlt es aber auch dort nicht. Nun wohnte nicht weit von der Stadt eine arme Wittwe auf dem Dorfe; diese Frau war krank, und da es im Hause an Holz mangelte, schickte sie ihre beiden Knaben mit einem Schlitten hinaus in den Busch. Von diesen Knaben war der älteste noch nicht zwölf, der andere erst acht Jahr alt. Wie sie mit ihrem Schlitten an der Kirche vorüberkamen — ich erzähle Alles wie es sich zugetragen hat — sagte der Jüngere: Janko, mir ist wunderlich zu Muthe. Es ist mir, als müßte uns ein Unglück begegnen. Laß uns erst in die Kirche gehn. Der Aeltere antwortete: Ich bin auch dabei. Mir hat auch diese Nacht wunderliches Zeug geträumt; ich weiß es aber nicht deutlich mehr; nur daß ich blutete. — Sie ließen also ihren Schlitten an der Kirchthür stehn, gingen hinein, und beteten. Dann fuhren sie weiter, und waren recht wohlgemuth, ob sie gleich einmal über das andre tief in den Schnee fielen, und dürres Holz fanden sie auch in Ueberfluß. Und schon waren sie beschäftigt, es auf dem Schlitten zusammenzulegen und fest zu binden, als sie in der Ferne zwei Wölfe erblickten, die in gerader Richtung auf sie zuliefen. Ihnen zu entrinnen, war unmöglich; ein Baum, auf den sie sich hätten

Das war [illegible]

retten können, war nicht in der Nähe; denn rings umher war nur Buschholz; und was hätte ihnen auch der höchste Baum geholfen? Die Wölfe hätten dabei Wache gehalten und sie hätten verhungern müssen. Was thun sie also in dieser Noth? Der Aeltere, ein entschlossener Knabe, deckt den kleinern mit dem Schlitten zu, wirft so viel Holz darauf als er kann, und ruft ihm zu: Bete, aber rühre dich nicht. Ich habe Muth. — Ach, mein Gott, sagte der Kleine weinend, wenn wir umkämen, die Mutter stürbe vor Gram. — Der eine Knabe steckte also unter dem Schlitten und dem dürren Holze; der größere aber, der Janko, stellt sich mit der Axt in Positur; und wie der eine Wolf, der am hitzigsten vorausgelaufen ist, herankömmt, versetzt er ihm einen Hieb in den Nacken, daß er zu Boden fällt. In diesem Augenblicke packt ihn der andre Wolf am Arm und wirft ihn zu Boden. Hier faßt er nun in krampfhafter Angst das Unthier mit beiden Händen an der Kehle und hält den weit geöffneten Rachen von sich ab, ohne doch zu schreien, um das Leben seines Bruders nicht in Gefahr zu bringen. Diesen aber ergreift in seinem Versteck eine unbeschreibliche Angst. Er wirft den Schlitten und das Holz von sich, rafft die zur Erde gefallene Axt auf, und versetzt dem Wolfe einige Hiebe auf den Rücken. Dieser wendet sich nun gegen den neuen Feind, und er würde ihn ohne Zweifel zerrissen haben, hätte sich der Andere nicht blitzschnell aufgerafft, und die Axt dem Wolfe in den Kopf geschlagen. So waren also zwei schwache Knaben durch Gottes Hülfe und ihren Muth Herrn von zwei furchtbaren Raubthieren geworden, ohne selbst eine gefährliche

Wunde bekommen zu haben. Verwundert sahen sie sich jetzt einer den andern an, dann die Thiere, die mit offenem Rachen todt auf dem Rücken lagen und staunten über das furchtbare Gebiß und die gewaltigen Zähne, die sie hatten zermalmen sollen. Dann knieten sie nieder, kreuzten sich und beteten; und nachdem sie Gott für ihre wunderbare Rettung gedankt hatten, kamen sie jubelnd mit ihrem Holze und den beiden erlegten Wölfen auf dem Schlitten nach Hause. Ich habe selbst in Bistritz die Knaben gesehn, wie sie mit den Wölfen durch die Straßen zogen, ihre Geschichte erzählten und von der ganzen Stadt bewundert und geliebkost und beschenkt wurden. Ich kann nicht daran denken, ohne daß mir Thränen in die Augen kommen. Es waren gar zu hübsche, liebe und fromme Knaben!

* * *

Diese Geschichte, die mit Theilnahme gehört worden war, führte noch einige andre Erzählungen verwandter Art herbei, die alle bald mehr, bald weniger bewiesen, daß der Mensch, so wehr- und waffenlos von Natur er ist, doch durch Klugheit, Muth und Entschlossenheit Herr der Schöpfung wird. Während dieser Zeit sah der Botaniker, wie in Gedanken versunken, still vor sich hin; als aber eine Pause eintrat, erhob er seine Blicke wieder und sagte: Es ist mir bei den interessanten Erzählungen dieser Herren die Erinnerung an einen Kampf vor die Seele getreten, von dem ich selbst Zeuge gewesen bin, und der vielleicht der außerordentlichste, gewiß aber wegen seines Ausgangs der schrecklichste ist,

den man sich denken kann. Mehr als zehn Jahre sind seitdem verflossen, aber noch ist der Eindruck davon so gewaltig in mir, daß, so oft ich daran denke, mein ganzes Gemüth davon bewegt und erschüttert wird.

Wir baten um Mittheilung der Geschichte, und der Redende erzählte nun auf folgende Weise:

Was dem Ereignisse, das Sie zu hören wünschen, ein eigenthümliches Interesse gibt, ist die Jugend und die ganze Eigenthümlichkeit des Unglücklichen, den es betrifft. Nachdem ich das nördliche Amerika nach allen Richtungen durchstreift und auch Haïti besucht hatte, schiffte ich mich mit einer reichen Ernte von Pflanzen in Port au Prince nach Frankreich ein. Unser Schiff war zum Theil mit irländischen Matrosen bemannt, unter denen sich vornehmlich die beiden Beckner, Vater und Sohn, auszeichneten. Der Vater galt für den besten Matrosen in der englischen Marine, und der Sohn, obgleich erst ein Knabe von zwölf Jahren, gab dem Vater nur wenig nach. Groß und stark über seine Jahre, leuchtete aus seinem von Sonne und Wetter gebräunten Gesichte zugleich der Muth eines Mannes, eine kindliche Gutmüthigkeit und jener unbesiegliche Frohsinn, der den Irländer so vorzüglich auszeichnet. Auch war er der Liebling Aller, die auf dem Schiffe waren. Wenn wir ihm bei seinen Geschäften zusahn, und uns über die Gewandtheit freuten, mit der er auch das Schwerste so leicht hin verrichtete, als ob es nichts wäre, und Alles beachtete, ob er sich gleich um nichts zu bekümmern schien, dann pflegte der Vater wohl zu sagen: „Ist's ein Wunder? Ein guter Irländer

ist von Mutterleibe an auch ein guter Seemann, und mein Volney hat das Seewasser gekostet, eh' er „Vater" sagen konnte. Er war der erste Knabe, den ich zur Welt brachte; drei Dirnen waren vor ihm voraus, und ich hatte mich schon darein ergeben, daß die Beckners aussterben würden — da kam endlich der Junge an, und ich sagte gleich: Aus dem soll ein Wasserheld werden; dafür steh' ich. Sobald er von der Muttermilch entwöhnt war, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Ich nahm ihn überall mit, und wenn ich ihn aus dem Kahn in's Wasser warf, war es ihm ein Spaß, und er lachte mich an; und wie er kaum zwei Jahr alt war, konnte er schwimmen wie ein Fisch. Zwei Jahre später versprach ich ihm einmal, er sollte mit hinüber nach England fahren, nahm aber mein Versprechen zurück, weil er eine Dummheit gemacht und eine Strafe verdient hatte. Er war außer sich, und ich mußte ihn einsperren. Was thut der Junge? Er springt zum Fenster hinaus, läuft an's Ufer und stürzt sich in's Wasser; und wie ich so an der Leiter hänge und das Bramsegel einreffe; kömmt etwas hinten nach geschwommen; und da ich hinsehe, wer soll's seyn, als mein Volney, der, wie er mich ansichtig wird, die linke Hand hoch in die Höhe hebt und lacht. In wenigen Minuten war er am Schiff, und wurde am Tau heraufgezogen, und alle unsre Leute waren wie närrisch vor Freuden über den Jungen, und herzten und küßten ihn; und da ich ihm drohte, lachten sie mich aus und schrien, er stände unter dem Schutze Seiner Großbritannischen Majestät und dem ihrigen. Da that ich ihm denn auch nichts, und hatte innerlich selbst meine Freude an seinem

Ungehorsam. So war der Junge im vierten Jahre; im zehnten war er ein tüchtiger Schiffsjunge, und jetzt, wo er zwölf Jahre alt ist, arbeitet er für zwei und wird auch für zwei bezahlt."

Wenn der Alte so sprach, strahlten seine Augen und sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude, und er konnte kaum das Ende seiner Erzählungen finden, und wir hörten ihm alle gern zu, weil er ein so treuherziger Mann war, und seine Seemann's Pädagogik uns höchlich ergötzte. Nun war unter den Reisegefährten ein französischer Kaufmann, der seine Frau vor Kurzem in Neu-Orleans verloren hatte, und jetzt nach Bordeaux reiste, um das Kind, das sie ihm hinterlassen hatte, zu seinen Schwiegereltern zu bringen. Dieses Kind, ein Mädchen von fünf Jahren, dem man das französische Blut in jeder Bewegung ansah, entwischt eines Morgens seiner schlummernden Wärterin, und steigt auf das Verdeck, wahrscheinlich um den alten Beckner aufzusuchen, der sich viel mit dem Kinde abgab und ihm mancherlei Zeitvertreib machte. Da dieser nun nicht gleich bei der Hand war, wagt es sich zu weit an den Rand hin, und indem es neugierig in die Tiefe blickt, wird es vom Schwindel ergriffen und fällt hinab. Die Wärterin, die dem Kinde nachgeeilt ist, sieht es fallen; auf ihr Angstgeschrei kömmt Beckner herbei, stürzt sich in das Meer, ergreift das Kind, das durch die lockere Bekleidung noch über dem Wasser gehalten wird, und indem er es mit der linken Hand fest hält, rudert er mit der Rechten dem Schiffe nach. Das Verdeck hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt; alle starrten nach dem kräftigen Schwimmer hin, vor Allen, wie man denken kann, der Vater des Kindes,

welcher die Bewegungen des Matrosen mit seinen eignen begleitete, in die See hinaus rief, und dem zitternden Kinde Muth einsprach. Dieses drückte sich ängstlich an seinen Retter, und Beckner ruderte so schnell er mit einer Hand konnte, dem Schiffe nach, und schon war er ziemlich nah, als er einen lauten Schrei ausstieß, der uns alle mit Entsetzen erfüllte. Niemand wußte gleich die Ursache, aber indem wir der Richtung seiner Augen folgten, erblickten wir einen Haifisch, der die Fluth mit unglaublicher Schnelligkeit durchschnitt, und in wenigen Augenblicken den Schwimmenden erreichen mußte. Alles gerieth in Bewegung; Einer lief gegen den Andern; die Einen schrien, um das Thier zu schrecken; Andere warfen nach ihm, was ihnen in die Hände kam; Flinten wurden abgefeuert und Kanonenschläge losgelassen. Umsonst. Der Lärm, die Angst war allgemein; des Vaters Zustand aber ist nicht zu beschreiben. Ungeschreckt verfolgte das Unthier seinen Weg, und nur noch wenige Lachtern entfernt, schien es seiner Beute schon gewiß zu seyn. Jeder erwartete den Entsetzlichste. In diesem Augenblicke kam Volney Beckner seinem Vater zu Hülfe. Einen Hirschfänger in der Hand, den er in der Kajüte des Kapitäns gefunden hatte, stürzte er auf das Verdeck, warf sich kopfwärts in das Meer, tauchte unter, und begann einen Kampf mit dem Ungeheuer des Abgrunds. Bald färbte dieses mit seinem Blute das Meer, und während es sich nach dem neuen Feinde hinkehrt, der ihm so unerwartet den Weg verlegt, wird dem ältern Beckner vom Schiffe herab ein Tau zugeworfen. Er greift darnach; zweimal entschlüpft es bei dem Schwanken der

Wellen seiner Hand; endlich hält er es fest, und wird mit dem Kind' auf dem Arme hinaufgezogen. Während dieser Zeit hat ihm Volney den Rücken frei gehalten, abwechselnd bemüht, sich den Angriffen des Thieres zu entziehen, und ihm Wunden beizubringen. Es war ein Kampf der Gewandtheit und der rohen Kraft, wie man wohl nicht leicht wieder sehen wird. Aus vielen Wunden strömte dem Ungeheuer das Blut; aber keine dieser Wunden war tödtlich, und den unerschrocknen Kämpfer verließ die Kraft. Er muß eilig auf dem Schiffe Rettung suchen; er greift nach einem herabhängenden Tau, und während der alte Beckner über den Bord steigt, das Kind dem Vater zureicht, und dieser bald das Kind, bald seinen Retter umarmt, schwingt sich auch Volney an dem schwankenden Tau in die Höhe. Noch einen Augenblick und er war in Sicherheit. Es sollte nicht seyn. Das Raubthier, über und über mit seinem Blute bedeckt; wüthend, daß seine Beute ihm zu entfliehen droht, sammelt alle seine Kräfte, schwingt sich auf; erfaßt — es ist entsetzlich zu sagen — erfaßt den Unglücklichen in der Mitte des Leibes, reißt ihn von einander, und verschlingt vor unsern Augen die erbeutete Hälfte. Ein Schrei des Entsetzens und der Wuth drang aus jedem Munde, als der zerfleischte Leichnam herauf kam. Sprachlos stand Beckner da; seine starren Blicke hefteten sich auf die unglücklichen Reste seines Sohnes; seine Züge verzerrten sich, und er sank bewußtlos zu Boden. Mit Mühe in's Leben zurückgerufen, sagte er scheinbar ruhig: Wo ist Volney? Dann, als besänn' er sich, stieß er ein Jammergeschrei aus, das uns durch die Seele ging. Der Kaufmann wich nicht

von seiner Seite und leistete ihm jede Hülfe, welche die Umstände forderten; und wenn die Ausbrüche der wilden Verzweiflung zu ruhen schienen, versuchte er von seiner Dankbarkeit zu sprechen und von Belohnungen. Da sah ihn der Arme mit einer Miene an, in der sich der grimmige Schmerz und die gewohnte Gutmüthigkeit wunderbar mischte, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung; reden Sie aber nicht von Belohnung. Ihr Kind hab' ich gerettet, weil es eben ein hülfloses Kind war; es ist mir lieb, es Ihnen erhalten zu haben. Nun aber mein Volney dahin ist, die Freude und der Stolz meines Lebens, sind mir alle Schätze der Welt nichts, gar nichts. Es ist aus mit mir."

Nach diesen Worten fing er von Neuem an zu jammern, und heiße Thränen strömten über seine Wangen, die ersten vielleicht, die er je vergossen hatte. Dann stand er auf und ging schweigend an sein gewohntes Geschäft.

Während dieß auf dem Verdecke geschah, umschwamm das gräßliche Raubthier, unsrer Wuth spottend, zwei- und dreimal das Schiff; dann wendete es sich nach der offnen See, und lange noch sahn wir, als es die Fluth langsam durchschnitt, die purpurne Furche, die es hinter sich herzog, bis es sich in die blaue Ferne verloren hatte.

2.

Die Heimath.

Der Mensch geht auf wie eine Blume, und wie die Blume nur wenige Tage blüht und dann verwelkt und sich wieder mit der Erde vereinigt, aus der sie entsprossen ist, so weilet auch der Mensch auf der Erde nur kurze Zeit. Sein Leben ist wie ein Dunst, der vor der Sonne zerrinnt; wie ein Schatten, der über das Feld fährt. Seines Bleibens ist nicht hienieden. Darum möchte auch kein Mensch immer leben wollen; und wenn ihm vor dem Tode graut, so graut ihm doch noch mehr vor einem Leben, das kein Ende nehme. Wird er alt, so sagt er: „Ich bin satt des Lebens, o Gott, und meine Seele verlangt nach dir. Mein Fuß ist müde vom Wandern, und sehnt sich zu ruhen in seiner Heimath."

Es ist wohl nicht leicht ein Mensch, der nicht einmal ein Verlangen gefühlt hätte, das enge Haus mit der weiten Ferne zu vertauschen. „Dorthin möcht' ich, sagt er dann, wo der blaue Himmel auf der Erde ruht; über dieses graue Gebirg hin möcht' ich mit den Wolken ziehn; in das Meer möcht' ich mich mit der

Sonne und den Sternen tauchen; andre Fluren möcht' ich sehn und andre Sprachen der Menschen hören." Sein Wunsch wird erfüllt. Wandernd von Ort zu Ort, erklimmt er hohe Gebirge, steigt in blühende Thäler hinab, schwimmt auf breiten Flüssen und überfliegt das Meer; jeder Tag bietet Neues, und das Schöne, was er heute sieht, läßt ihn für morgen noch Schöneres hoffen. Wie groß ihm aber auch die Lust des Umherirrens seyn mag, die Zeit kommt doch, wo sich sein Verlangen wieder nach der Heimath wendet, und selbst im Genusse der Reise sehnt er sich nach diesem und jenem, was er zu Hause hat, nach seinen Angehörigen, seinen Freunden, seinen Nachbarn und Mitbürgern, und seine beste Freude ist auch dann, Jenen seine Genüsse mitzutheilen, indem er ihnen berichtet und erzählt. „Komm' ich erst wieder zu Euch, schreibt er dann, so sollt Ihr mehr hören und es wird mir dann noch viel wohler seyn, als mir jetzt ist."

Ihr habt von einem alten Könige gehört, Ulysses genannt. Dieser war im Kriege gewesen jenseit des Meeres, und als der Krieg geendigt und die Stadt erobert war, und er wieder nach Hause zurückkehrte — sein Haus aber war eine unfruchtbare Felseninsel — wurde er von Stürmen hinausgeworfen in das weite Meer. Von Land zu Land getrieben, von einer Gefahr zur andern, kam er immer weiter von seiner Heimath weg. Endlich scheiterte sein Schiff, alle seine Gefährten ertranken; er allein von allen ward an ein Eiland geworfen und erhielt sein Leben. Das Eiland war schön und blühend; eine Göttin herrschte darin, und von Allem, was die Natur Köstliches beut, mangelte nichts. Freund-

lich nahm ihn die Göttin auf, theilte alle ihre Habe mit ihm, und, wenn er bei ihr verweilen wollte, verhieß sie ihm die Unsterblichkeit. Er aber saß Tage lang an dem Ufer des Meeres, und nach der Gegend gewendet, wo seine felsige Heimath lag, vergoß er heiße Thränen. „Könnt' ich nur, dacht' er, könnt' ich nur einmal wieder den Rauch von Ithaka sehn!" und alle Gaben der Göttin und die Unsterblichkeit selbst verschmähend, zimmerte er sich ein neues Schiff, befuhr noch einmal das tückische Meer, und wagte jede Gefahr, um seiner Sehnsucht Genüge zu thun.

So ist der Mensch. Mehr als Einer, der aus dem Vaterlande verwiesen war, den bei der Rückkehr der Tod erwartete oder hartes Gefängniß, folgte doch dem Verlangen, das ihn zurücktrieb, und setzte das Leben daran. Viele, die in der Fremde nichts vermißten, als den Ort ihrer Jugendspiele, kehrten in ein enger beschränktes Leben zurück. So hat Jeder sein Ithaka, und er freut sich inniger an dem Rauche seiner Hütte, als auswärts an der Ueppigkeit vergoldeter Zimmer.

Vor wenigen Jahren hatte sich ein Ehepaar, ich weiß nicht wie, aus Grönland nach Wien verirrt. Sie sahen hier Dinge, von denen sie in ihren dumpfen finstern Hütten nichts geahnet hatten; lange und breite Straßen; Palläste darin wie Städte geräumig, mit hohen, hellen Fenstern und weiten Höfen; reichgeschmückte Gärten mit Springbrunnen, Tempeln und Kiosken verziert; ein Getümmel geschäftiger Menschen überall, und glänzende Karossen darunter mit muthigen Pferden. Auch Früchte sahen und genossen sie hier, wie nie vorher; sowie auch andere

Speisen und Getränke der mannichfaltigsten Art; denn da sie aus einem so fernen Lande kamen, und nie vorher ihres Gleichen in Wien gesehen worden war, gab man sich viel mit ihnen ab, führte sie überall hin, wo etwas Merkwürdiges zu sehn war — Grönländern war Alles merkwürdig — und bewirthete sie reichlich. Das war ihnen nun einige Wochen, oder einen Monat lang recht ergötzlich und sie dachten fast nicht nach Hause. Als aber die Herbstnebel kamen, und die Blätter von den Bäumen fielen, und gar einmal ein wüstes Schneegestöber eintrat, da kam es ihnen vor, als würden sie mit Gewalt nach der Heimath gezogen. Nichts gefiel ihnen mehr; nicht die hell erleuchteten Tanzsäle, nicht die schön geschmückten Kaffeehäuser, ja selbst die Oper nicht einmal; sie dachten an nichts als an ihre raucherigen Hütten, ihre Thranlampen und ihre Mahlzeiten von getrockneten Fischen. „Ich bin ganz krank vor Verlangen“ sagte die Frau. „Geht es mir etwa anders?“ sagte der Mann. Und ehe man es sich versah, waren sie auf und davon, immer stracks auf Hamburg zu, wo sie mit brennender Ungeduld auf eine Gelegenheit harrten, die sie in ihr heissestes Paradies zurückbrächte.

Ein Theil dieses Heimwehs ist der Gewohnheit zuzurechnen, und die Liebe zu dem Gewohnten kömmt wieder zum Theil auf Rechnung der Bequemlichkeit. Mancher ist mit seiner Wohnung unzufrieden, und klagt über ihre Mängel Tag für Tag. Er könnte es besser haben; aber die Veränderung ist unbequem. In einem Gasthofe zu wohnen, ist nicht immer ohne Unbequemlichkeit; doch habe ich in M. einen Gelehrten gekannt, der zwölf Jahre in dem

Gasthofe blieb, in den er bei seiner Ankunft zufällig eingekehrt war. Die Gewohnheit hielt ihn fest. Vor nicht langer Zeit starb in England zu Kennington im Gasthofe zum goldnen Horn ein wohlhabender Mann, der an jenem Orte eine Wohnung suchte, und da er einen ganzen Tag vergebens umher gegangen war, im Horn einkehrte und ein Nachtlager forderte. Er war verdrießlich, und so klang auch seine Forderung verdrießlich. Der Wirth antwortete auf gleiche Weise: es sei kein Platz. Der Fremde erklärte, er werde nicht von dannen gehn, und nach langem Wortwechsel, wollte der Wirth wohl oder übel, er mußte ihm den Willen thun. Nun blieb der Mann auch den folgenden Tag da, und dann wieder einen, und immer so fort. Jeden Abend machte er seine Rechnung und sagte: Morgen zieh' ich aus. Wenn aber der Morgen kam, blieb es beim Alten nach wie vor, und er starb im Horn, nachdem er dort fünfundzwanzig Jahre lang als Gast gelebt hatte.. So wie ihn hier erst der Trotz, dann die Gewohnheit festgehalten hatte, so hielt er sich auch in allen andern Dingen immer an Eine Weise. Winter und Sommer stand er um dieselbe Stunde auf, und ging, bis andre Leute wach waren, ohne Licht im Hause hin und her. Nie veränderte er seine Geräthschaften, und wie er immer in demselben Zimmer wohnte und in demselben Bette schlief, so aß er immer mit demselben Messer, trank aus derselben Tasse und saß Abends im Gesellschaftszimmer jedesmal auf demselben Stuhle am Kamin. Außerdem hatte der Mann noch eine andre Sonderbarkeit, die mancher wohl seinem reichen Vetter wünschen möchte. Er wurde bisweilen von unbegüterten

Verwandten um Geld angesprochen. Dann erkundigte er sich immer, ob der Mann, der von ihm borgen wollte, thätig und ordentlich sey; und wenn der Bericht günstig lautete, pflegte er zu sagen: „Geld wegzuleihen hab' ich verschworen; ich bin so oft betrogen worden. Ich muß es Euch also schenken." Und das ließen sich die Leute meist auch gefallen. Dann setzte er aber hinzu: „Ihr sagt Niemandem etwas von der Sache. Hör' ich, daß Ihr nicht reinen Mund gehalten habt, so bekommt Ihr von meinem Nachlasse keinen Heller." So machte er es auch mit dem Wirth, als dieser einmal eine Summe Geldes nöthig hatte. Er schenkte sie ihm. Dieser Mann — er hieß Joseph Capper, und wer in jener Zeit in Kennington im goldnen Horn eingekehrt ist, muß ihn am Kamine haben sitzen sehn — dieser Mann lebte bei guter Gesundheit siebenundsiebzig Jahr. Am letzten Tage seines Lebens wich er zum erstenmale von seiner Ordnung ab, und erschien nicht im Gesellschaftszimmer, ließ aber weder einen Arzt noch sonst Jemanden zu sich rufen, sondern ging ohne Nachtessen zu Bette, schlief ein und erwachte auf Erden nicht wieder. Der Wirth aber ließ ihm einen Leichenstein auf sein Grab setzen, und die Worte darauf schreiben: „Ich war ein Gast auf Erden; nun bin ich von meiner Pilgerfahrt in die Heimath gegangen, und weiche nimmer von da."

3.

Der Tartarchan.

Wie die alten Scythen, die ihr Haus und alle Habe auf Wagen mit sich führten, wohnen auch jetzt noch die Tartarn im asiatischen Rußland in Zelten von Filz, die sie Kibitken nennen. In diesen einfachen, auf Wagen gesetzten Wohnungen folgen sie den Heerden ihrer Rosse von einem Weideplatz zum andern, und ihre Lebensart ist ihren Wohnungen angemessen. Auch ihre Regierungsart ist die allereinfachste. Ein Vorstand, den sie Chan nennen, waltet über die einzelnen Stämme, wacht über die Ordnung des Ganzen und schlichtet die Händel der Einzelnen. Diese Chans sind der russischen Herrschaft unterworfen, die wenig von ihnen fordert, außer von Zeit zu Zeit Mannschaft für den Krieg, aus der die leichte Reiterei gebildet wird. Einstmals wollte nun die Kaiserin Katharina einem solchen Chane des Volkes der Kirgisen eine Freude machen, und ließ in der Hauptstadt der Provinz, in Orenburg, ein schönes Haus für ihn bauen und nach europäischer Weise einrichten; als es fertig war, lud der Commandant von Orenburg den Chan zu sich ein, und führte ihn in dem Hause

umher und ſagte: Die Kaiſerin geb' es ihm zum Eigenthum. Da legte der Chan, nach der Weiſe ſeines Volkes, die Hände kreuzweis auf ſeine Bruſt, was ſo viel ſagen wollte, als, er danke für das Geſchenk und nehm' es als einen Beweis kaiſerlicher Huld an; und befahl dann ſeinen Begleitern, die Kibitke, in der er gekommen, herbeizubringen, und ſein Zelt in dem Hofe aufzuſtellen. Dieß geſchah. Und nun richtete ſich der Chan in dem Zelte nach gewohnter Weiſe ein, und brachte den Tag darin zu, und ſo oft er nach der Stadt kam, machte er es eben ſo, das heißt, er wohnte in ſeiner Kibitke, nicht aber in dem geſchenkten Hauſe, das doch ſo ſchön war.

Was mochte dabei die Meinung des Mannes ſeyn? Gab es blos der Gewohnheit nach? oder gefiel ihm ſein Filzzelt beſſer, weil er es ſich ſelbſt erworben hatte? oder ſah er in dem Geſchenke der Monarchin ein Zeichen der Dienſtbarkeit, und meinte ſich zu erniedrigen, wenn er Gebrauch davon machte?

4.

Aennchen von Wasserburg.

Aennchen war die Tochter eines Tagelöhners zu Wasserburg in Baiern. Ihr Vater war ein starker und rüstiger Mann, der gern und tüchtig arbeitete, und nie klagte, wenn es ihm auch noch so sauer wurde; er war schon zufrieden, wenn es nur Arbeit gab und er Brod hatte für sich und die Seinigen. Bei einem Hausbau aber, als er eine Last nach dem dritten Stockwerke schaffte, brach die Leiter unter ihm, er stürzte herab, seine Last fiel ihm nach auf die Brust; er zerbrach das rechte Bein, und die linke Hüfte fiel er sich aus. Seine Frau saß eben vor der Hausthür mit einem Säugling an der Brust; und da sie den verunglückten Mann mehr todt als lebendig im Backtroge getragen brachten, wandelte ihr der Schrecken die Milch in Gift um; das Kind starb am folgenden Morgen unter heftigen Zuckungen, und die Mutter selbst folgte ihm binnen wenigen Tagen nach. Da war nun Niemand, der für den armen Kranken sorgen konnte, als das vierzehnjährige Aennchen. Die that aber das Ihrige redlich Tag und Nacht, und so lieb einem Kinde der Schlaf ist, begnügte

sie sich doch mit wenigen Stunden, um nur immer bei ihrem Vater zu seyn. Sie betete mit ihm, wenn er es verlangte, spann dann die halbe Nacht, und wenn der Morgen dämmerte, war sie schon wieder bei der Hand. Nach fünf langen Monaten war der Kranke genesen; das heißt, er konnte sich mühsam auf zwei Krücken von einem Orte zum andern schleppen, und statt im Bette zu liegen, an der Hausthür sitzen; mit der Arbeit aber war es vorbei. Da war nun der arme Mann fast schlimmer daran, als während er noch darnieder lag. Denn vorher schickten ihm mitleidige Menschen Speise und Trank in's Haus; Mancher auch Geld; aber da Alles sein Ziel hat und auch das Mitleiden, kam immer weniger und weniger Hülfe an, weil man meinte, er sey nun wieder hergestellt. Aber, wie gesagt, der arme Franz war so kraftlos geworden, daß er zu keiner Arbeit mehr taugte, als höchstens Körbe zu flechten. Das that er denn auch. Es gab aber in Wasserburg und der Gegend umher der Korbmacher viele, und die meisten förderten mehr als er, wie emsig er auch dabei seyn mochte. Xennchen aber spann Tag und Nacht, und wenn sie etwas fertig hatte, suchte sie es zu verkaufen; gar manchmal aber brachte sie ihre und ihres Vaters Arbeit nach Hause zurück, ohne einen Käufer gefunden zu haben. Da ging denn das arme Kind hungrig zu Bette, zufrieden, wenn nur der Vater etwas hatte und nichts von der Noth merkte, die sie selbst litt.

Als sie sich so eines Tages abgemüht hatte, um von den vorräthigen Körben zu verkaufen, sagte sie zu ihrem Vater: Unser Handel will nicht recht fort; alle Leute sind versorgt, und ich

darf doch nicht zu oft in ein Haus kommen und zudringlich seyn, sie könnten uns böse werden. Da ist mir aber auf dem Wege ein Gedanke gekommen. Als ich über die Brücke ging, kamen zwei Männer gegangen, von jeder Seite einer. Da sagte der Eine: Gott grüß' dich, Nepomuck; wo hast du so lange gesteckt? „Wo werd' ich gesteckt haben? sagte der Andre; in München war ich auf der Dult; hab' Salz hingefahren. Da war'n Leben! mehr Käufer als Verkäufer; und war doch noch nicht 'nmal recht ang'angen." Wie ich nun die Männer so sprechen hörte, war es eben, als sagte Jemand zu mir: „Geh nach München zur Dult!" Was meint Ihr Vater? wär' es nicht gut?

Du gutes Kind, sagte der Vater, und ein schmerzhaftes Lächeln fuhr ihm über das bleiche Gesicht; wie sollten wir mit unserer Waare nach München kommen? Vierzehn Stunden Wegs! Und wenn wir nun dort wären? wo sollten wir da hin? Es ist ein thörichter Gedanke.

Aennchen schwieg; aber bei sich sagte sie: Es läßt sich doch vielleicht machen. Dann fuhr sie laut fort: Wollt Ihr nicht mit mir in die Vesper gehn, Vater?

Ich thät' es gern, antwortete der Vater; aber ich muß mir erst eine neue Krücke schneiden. Geh' diesesmal allein hin, Kind, und bete ein Vaterunser für mich. Wollte Gott, du knietest an meinem Grabe und es wäre mit allem dem Elend aus.

Bekümmert und mit nassen Augen ging Aennchen in die Kirche, kniete nieder und betete. Sie betete lange und andächtig für

ihren Vater, und daß ihr doch Gott einen Weg zeigen möchte, ihm aus der Noth zu helfen. Die Kirche war leer, als sie aufstand, um fortzugehn. Beim Heraustreten, auf dem Rasenplatze vor der Kirche, stieß sie mit dem Fuße an etwas, und ein rothes Schnürchen mit Gold durchwirkt sah aus dem Grase hervor, und das Schnürchen gehörte zu einem [illegible] seidnen Beutelchen, das über und über mit goldnen Blümchen gestickt war. Ei, wie schön! sagte Aennchen, und wog das Beutelchen auf der Hand, und als sie es öffnete, war ein goldner, voneinander gebrochener Ring darin, an dem Juwelen von mannichfaltigen Farben blitzten, und ein halbes Dutzend blanke Goldstücke. Sie betrachtete Alles mit Bewunderung und Lust; denn noch nie hatte sie etwas so Schönes und so vieles Geld gesehn; dann dachte sie: Damit wäre uns auf lange Zeit geholfen. Wenn ich es doch behalten dürfte! Aber ich darf nicht; es wäre Unrecht. Und dabei steckte sie den Ring wieder in das Beutelchen, und zählte die Goldstücke eines nach dem andern langsam wieder hinein, und als sie die Schnüre zuzog, sagte sie mit einem Seufzer: Was fang' ich nun damit an? wo find' ich den Eigenthümer heraus? — Indem sie so dachte und keinen Entschluß fassen konnte, kam der Pfarrer vorüber und redete sie an: Warum stehst Du so tiefsinnig da, Kind? und was hast Du da in der Hand? — Ich habe das eben hier gefunden, ehrwürdiger Herr, sagte Aennchen, und weiß nicht, wie ich es dem rechten Eigenthümer in die Hände bringen soll. — Es muß einem Fremden gehören, sagte der Pfarrer, der den Inhalt auch mit Bewunderung betrachtet hatte. Geh

damit in den Adler; da kehren die meiſten vornehmen Herrſchaften ein; oder wenn da nicht, in den Hahn. Findeſt Du es auch da nicht aus, ſo mußt Du es auf dem Stadthauſe anzeigen. Laß Dich aber nicht gelüſten, ſetzte der alte Mann mit aufgehobenem Finger hinzu, etwas davon für Dich zu behalten; es wäre eine große Sünde.

Aennchen küßte dem Pfarrer die Hand, wie es in Baiern Sitte iſt, und machte ſich ſchnell auf den Weg. Sie frug im Adler nach; dann im Hahn; überall umſonſt; nirgends waren Fremde eingekehrt, denen ein ſolches Kleinod gehören konnte. Alſo auf das Stadthaus; dachte ſie. Auf dem Wege dahin kam ſie nun wieder bei der Kirche vorbei. Da war es jetzt lebendiger geworden. Mehrere Leute gingen auf dem Platze mit Laternen umher — denn die Nacht war angebrochen — und unter ihnen vornehmlich ein Mädchen, das nicht aus dem Orte war, ſich aber am meiſten geſchäftig bewies. Sie ſuchen wohl etwas? ſagte Aennchen, als ſie nah genug gekommen war. Ja wohl, antwortete die Fremde, es iſt hier ein ſeidenes Beutelchen verloren worden; hilf uns auch mit ſuchen; wer es findet, bekömmt etwas dafür. — Es iſt ſchon gefunden, ſagte Aennchen; und ſeit einer Stunde geh' ich umher, um Nachfrage zu halten; und bei dieſen Worten zeigte ſie den gefundenen Schatz auf der flachen Hand hin. Da war nun große Freude, und die fremde Jungfer faßte Aennchen ſogleich bei der Hand und führte ſie zu ihrer Herrſchaft, die auf der Reiſe von dem Wildbad Gaſtein bei einer Freundin eingekehrt war. Hier, gnädige Frau, ſagte das Mädchen beim

Eintreten in das Zimmer, hier iſt der verlorne Schatz, und noch ein andrer Schatz nebenbei, die ehrliche Finderin.

Aennchen war ein ſehr hübſches Mädchen; ſchlank von Wuchs und größer als ihre funfzehn Jahre erwarten ließen, ſo daß ſie ſich ſchon von fern auch in ihrer ärmlichen Kleidung doch ſehr gut ausnahm. Wenn man ihr aber in das offne Geſicht ſah, aus dem Einem die gutmüthigſte Ehrlichkeit entgegenleuchtete, ſo wie ſich in den klaren ſchwarzen Augen ein Herz ſpiegelte, worin kein Falſch war — da war es unmöglich, ihr nicht gut zu ſeyn. Es war alſo kein Wunder, daß ſie der fremden Dame wohlgefiel, die ſie über Alles ausfragte: wie ſie das Beutelchen gefunden und wo ſie es umhergetragen habe; auch nach ihren Eltern frug ſie und ihrem ganzen Hausſtande. Da ſie nun hörte, wie groß das Elend von Aennchens Vater wäre, und daß ſie gern mit ihrer Waare nach München zur Dult möchten, es aber nicht anzufangen wüßten; da kamen der Dame die Thränen in die Augen, und ſie ſchenkte Aennchen ein Goldſtück, das mehr als eilf Gulden werth war, und noch etwas Silbergeld obendrein. Ich möchte Dich wohl ſelbſt mitnehmen, ſagte ſie, wenn Du auf dem Bocke fahren kannſt; aber Deine Waare — Und mein Vater, fiel Aennchen ein, der die Freude über ſo viele Güte eine Röthe auf die Wangen trieb, die ſie noch ſchöner machte; er braucht mich zu nothwendig, als daß ich ihn nur auf eine Woche verlaſſen könnte. — Da haſt Du Recht, mein gutes Kind, ſagte die Dame; wenn Du aber nach München kommſt, ſo frage in der Prannerſtraße nach mir. Und zugleich ſchrieb ſie ihren Namen auf eine Karte, und die Nummer

ihres Hauſes. Aennchen, die über Alles das außer ſich war, küßte der Dame die Hand, und dankte ihr mehr mit Thränen als mit Worten, und dann eilte ſie nach Hauſe, um dem Vater Alles wiederzuerzählen. Dieſer war über ihr langes Ausbleiben in große Sorge gerathen; als ſie aber mit ſtrahlendem Angeſichte vor ihn trat, und kaum Worte finden konnte, um ihr Glück zu beſchreiben, und das Geld vorzeigte, da war die Freude deſto größer, und er zog die Mütze ab und betete ſtill in ſich hinein. Nun, Vater, ſagte Aennchen, da uns Gott ſo weit geholfen hat, können wir auch wohl mit den Körben zur Dult fahren. Laßt mich nur gleich morgen Nachfrage halten, ob nicht ein Fuhrmann hinauffährt, der Euch und Eure Waare mitnehmen kann. Ich gehe die vierzehn Stunden ſchon zu Fuße nebenher.

Der Vater war jetzt Alles zufrieden. Aennchen, der die Freude keine Ruhe ließ, brachte gleich am folgenden Morgen die Sache in Richtigkeit — glückliche Umſtände kamen ihr auch hier zu Statten, und nach wenigen Tagen ſaß ſie in München mit ihren Körben auf dem Markte, und ihr Vater neben ihr. Das Wetter war herrlich, und die Dult von nah und fern zahlreich beſucht. Wenn nun die Vorübergehenden ſie bei dem Handel emſig ſtricken ſahen, und wie der arme krüppelhafte Vater eben ſo emſig Körbe flocht, blieb Mancher ſtehn und ſah dem hübſchen Mädchen mit Wohlgefallen in das offne Geſicht, und wenn ſie ihn mit ihrer freundlichen Stimme zum Kaufe einlud, kaufte er, auch wohl ohne die Waare eben nöthig zu haben. Bald war überall von der hübſchen Korbmacherin aus Waſſerburg die Rede, und viele feine

junge Männer traten zu ihr, und scherzten mit ihr, und sie gab auf Alles kluge und bescheidne Antworten, so daß sich der Kreis von Tag zu Tage um sie her erweiterte, und nun nicht mehr blos von der hübschen, sondern auch von der klugen Korbhändlerin die Rede war. Mehr als Einer kaufte dann aus Wohlgefallen an ihr, Mancher auch aus Mitleiden mit dem lahmen Vater, nur zum Scheine, zahlte das Geld, und ließ die Waare nicht abholen, so daß sie binnen acht Tagen Alles verkauft und viel mehr eingenommen hatte, als sie hatte hoffen können.

Nachdem nun das Geschäft geendigt, die Rückkehr beschlossen und eine Fuhre für den Vater gefunden war, begab sich Aennchen nach dem Hause ihrer Wohlthäterin, um ihr noch einmal zu danken und zu erzählen, wie glücklich sie durch ihr Geschenk geworden sey. Als sie aber mit ihren frohen Gedanken durch das Mar-Thor in die Prannerstraße trat, sah sie vor dem Hause viele Menschen versammelt, und Priester und Chorknaben mit brennenden Kerzen, die sich zu einem Zuge ordneten, und dann einen Sarg, der aus dem Hause schwankte und unter großer Begleitung die Straße hinab getragen ward. Aennchen's Schrecken war groß; denn sie glaubte, es sey ihre Wohlthäterin selbst, die sie zu Grabe trügen; es war aber ihre Tochter, die an den Pocken gestorben war; und die jüngere Tochter lag an derselben Krankheit darnieder, und die Mutter war krank aus Gram. Da Aennchen dieß hörte, kehrte sie in tiefer Betrübniß um; denn unter solchen Umständen dunkte es ihr nicht schicklich, zu der Dame zu gehn; dann aber besann sie sich eines Andern und folgte dem Leichenzuge in die Kirche.

„Wenn ich ihr auch nicht danken kann, dachte sie, so kann ich doch für sie beten. Das ist auch Dank.“ Beim Herausgehn aus der Kirche aber traf sie auf das Stubenmädchen, das sie zuerst zu der Dame gebracht hatte, und hörte Alles ausführlich von ihr, und sagte ihr auch ihren eignen Wunsch und ihre Bedenklichkeit. Laß das gut seyn, sagte das Mädchen. Meine gnädige Frau hat schon mehr als einmal nach Dir gefragt und sich gewundert, daß Du Deine Zusage nicht erfülltest. Du kannst mir glauben, es wird ihr eine Freude seyn, Dich zu sehn. — Und so war es auch. Als Aennchen aber zu ihr trat, und sie in der tiefen Trauer und leichenblaß sah, brach sie in Thränen aus, kniete an ihrem Bette nieder und faßte ihre Hand. Auch die Kranke weinte. Nachdem sie hierauf aus dem Munde des dankbaren Mädchens Alles vernommen hatte, und daß sie im Begriff sey, nach ihrer Heimath zurückzukehren, schenkte sie ihr so viel sie zur Reise brauchte und noch mehr, und mancherlei Kleidungsstücke obendrein, und setzte dann hinzu: Bitte Gott für meine kranke Tochter, daß ich nicht auch diese verliere. Du bist ein so gutes Kind; Dein Gebet wird gewiß nicht unerhört bleiben.

Aennchen ging nun betrübt zugleich und vergnügt nach Hause; denn die Traurigkeit der kranken Dame ging ihr durch's Herz; aber die erhaltenen Geschenke machten sie froh, und sie dachte an die Freude, die ihr Vater haben würde. Ehe sie ihm aber ihr neues Glück erzählte, trat sie beim Vorübergehn noch einmal in die Kirche ein, um Gott für all' das Gute zu danken, das er ihr erzeigte, und betete auch recht andächtig für ihre Wohlthäterin,

wie ihr dieſe befohlen hatte. So that ſie auch am folgenden Tage früh und Abends; aber als ſie nach Hauſe kam, und ſich zur Abreiſe für den andern Morgen anſchickte, überfiel ſie eine große Müdigkeit, ſo daß ſie ſich kaum noch aufrecht halten konnte; und doch konnte ſie nicht ſchlafen, als ſie ſich niederlegte. Sie war krank. Ein heftiges Fieber brach aus, und nach einigen Tagen zeigten ſich Blattern. Das war ein trauriger Zuſtand. Die Leute, bei denen ſie im Hauſe war, wollten ſie nicht bei ſich dulden; denn ſie hatten ſelbſt Kinder und fürchteten die Anſteckung. Sie ſelbſt ängſtigte ſich deshalb, und ließ es gern geſchehn, daß ſie in ein anderes Haus in der Vorſtadt gebracht wurde, wo ſie aber eben auch nur ein Obdach hatte. Denn die Leute waren arm und ohne Theilnahme und ihr hülfloſer Vater konnte nur wenig für ſie thun. Vier Wochen lag ſie ſo, zwiſchen Leben und Tod; und als ſie vom Bette aufſtand, war ſie ſo hinfällig und ſchwach, daß ſie noch lange an ihrem Wiedergeneſen zweifelte. Endlich ſiegte die Natur. Die Kräfte kehrten zurück, aber ihre kleine Habe, die ihr ein großer Reichthum geſchienen hatte, war während der Krankheit faſt ganz aufgezehrt.

Sechs volle Wochen waren verſtrichen, als ſie an einem heitern und ſonnigen Herbſttage zum erſtenmal die Stube verließ, um mit ihrem Vater in die Kirche zu gehn. In dem erquickenden Gefühle der wiederkehrenden Kraft freute ſie ſich der langentbehrten friſchen Luft und des warmen Sonnenſcheins, ſo daß ſie faſt ihren Kummer vergaß; denn ſo oft ſie an die Rückreiſe und an ihre Armuth dachte, und was es nun werden ſollte, wenn ſie ſo mit leeren

Händen nach Hause kämen, sank ihr der Muth und sie konnte ihres Jammers kaum Herr werden. Während sie nun so nach dem Gottesdienste langsam neben ihrem Vater die Straße hinabschlich, und viele Leute, die auch in der Messe gewesen waren, achtlos an ihr vorübergingen, macht' es sie recht bang zu denken, daß sie in der großen Menge so gar Niemanden kenne, und jemehr des Volkes war, desto verlassener kam sie sich vor. Aber sie war nicht so verlassen, wie sie meinte. Denn unter den Leuten, die nach ihr kamen, war das Mädchen ihrer Wohlthäterin. Da nun diese den armen, lahmen Mann erblickte, der sich auf seinen beiden Krücken so elend fortschleppte, blieb sie stehn, um ihm ein Almosen zu geben; und während sie ihr Beutelchen öffnete, erkannte Aennchen ihre Freundin, grüßte sie und redete sie an. Jene aber war fast verwundert; denn nimmermehr hätte sie an Aennchen gedacht, da sie meinte, sie müßte längst wieder in Wasserburg seyn; und überdieß war das Gesicht des armen Kindes noch etwas geschwollen und hier und da mit rothen Flecken gezeichnet. Als sie aber mit ihrer freundlichen Stimme sagte: Grüß Sie Gott, Jungfer Marianne! erkannte sie augenblicklich ihren Schützling, schlug die Hände zusammen und sagte: Um aller Heiligen willen, Nannerle! wo kömmst Du wieder hierher? oder Du bist wohl gar nicht weggewesen? Und die Blattern hast Du auch gehabt!

Nach dieser ersten Begrüßung ging nun von beiden Seiten das Erzählen an, und Aennchen hörte zu nicht geringer Freude, daß das kranke Fräulein genesen, und die Mutter durch die Freude darüber mehr als durch Arzneien geheilt worden sey. Wenn sie

aber hört, sagte Marianne, daß Du so krank gewesen bist, wird sie gewiß auf Dich zürnen, daß Du ihr nichts davon hast wissen lassen; denn sie hat Dich lieb, wie ihr eigen Kind, und mehr als einmal hat sie von Dir mit rechter Liebe gesprochen. Und jetzt wird sie Dir gewiß noch einmal helfen; das darfst Du glauben.

Das war ein guter Trost in der Noth; es kam aber besser als sie gedacht hatte. Als Frau von Lassolai — so hieß die Dar — die Sache von Mariannen hörte, und bei sich bedachte, k Xennchen die Krankheit hier in ihrem Hause geholt habe, ging mit sich zu Rathe, wie sie am Besten für das Kind sorgen mö Mit einem Geschenk ist ihr immer nur auf kurze Zeit geho und die Sorge für den gebrechlichen Vater lastet zu hart auf Ich muß suchen den armen Mann unterzubringen; für das ' chen ist dann leicht gesorgt. Sie ist ehrlich, klug und rüstl einer Wirthschaft kann sie gut gebraucht werden. Gut! d ter soll einen Platz im Hospital bekommen, und Xennch ich auf das Vorwerk nach Schönfelden. Der Verwalter ur Frau sind brave Leute. Da wird sie gut aufgehoben seyn.

So geschah es denn auch. In wenigen Tagen war l Ordnung gebracht. Der arme Franz kam in das Hospi o er nach wie vor Körbe flocht, übrigens aber ein sorgenfrei n führte; Xennchen trat in Dienste auf dem Vorwerke. Sc ch hat es damals in München irgend eine Seele gegeben, d r- gnügter als Xennchen war. Ihr Vater war versorgt; sie selbst war an Arbeit gewöhnt; die Leute, bei denen sie diente, waren freundlich gegen sie; es war ihr eben, als gäb' es auf der Welt nichts

mehr, was sie wünschen könnte. Wenn sie die Woche über gearbeitet hatte, bald im Hause und in der Küche, bald im Garten und auf dem Felde, ging sie Sonntags in die Kirche; sprach im Hospital bei ihrem Vater ein, besuchte auch wohl im Vorbeigehn Jungfer Mariannen, ihre Freundin, die sie dann gemeiniglich zu ihrer Herrin brachte. So verging der Herbst; der Winter war auch verflossen, und die Erde wieder grün und die Kirschbäume weiß; da trug sich etwas zu, was Niemand vorher hätte denken können, was aber das Glück des guten Aennchens auf seinen Gipfel brachte.

Wenige Tage vorher, ehe Aennchen auf das Vorwerk zog, war dem Verwalter, Meister Martin, seine einzige Tochter im Kindbette gestorben. Das Kind, das sie hinterließ, nahmen die Großeltern zu sich und zogen es auf, und da die Mutter von ihnen genommen war, war es ihr einziger Trost. Der Vater des Kindes aber wohnte in Haidhausen, was nah bei Schönfelden liegt, auf einem Gute, das er von einem reichen Pathen geerbt hatte; und wenn es immer die Zeit erlaubte, kam er herab zu den Schwiegereltern, um sein Kind zu sehn. Dann nahm er das kleine, blasse, blauäugige Mädchen auf den Arm, und herzte und küßte es, und benetzte ihm die Wangen mit seinen Thränen; denn er hatte seine Frau sehr geliebt, und wenn das Kind ihn anlächelte, mußte er immer an die Mutter denken, wie sie ihm auf ihrem Todtenbette zum letztenmale die Hand gereicht, und ihn mit eben solchen Augen und ohne ein Wort zu sagen angesehn hatte. Gewöhnlich gab er dann das Kind mit abgewendetem

Gesichte weg, und ging ohne Abschied fort, um sich draußen auf dem Heimwege recht auszuweinen. Denn sein Schmerz war tief und dem Troste unzugänglich, so daß es Alle dauern mußte, die den sonst so heitern und blühenden Mann sahen, wie blaß er war und wie in sich gekehrt, und wie gleichgültig gegen Alles, was andre Menschen freute, und vormals auch ihm Freude gemacht hatte. Wie er nun fast mit Niemandem sprach, so auch mit Aennchen nicht, ob er sie gleich fast bei jedem Besuche sah, und meist das Kind von ihren Armen nahm. Denn dieses hatte sich gleich von dem ersten Tage an an sie gewöhnt; sie trug es umher, wenn es wachte, schläferte es ein und sang ihm vor. Sie hätte es nicht mehr lieben und nicht besser pflegen können, wenn es ihr eignes Kind gewesen wäre. Der Vater sah dieß mit Wohlgefallen, und hörte auch von den Schwiegereltern Aennchens Lob; aber außer einem freundlichen Gruße hörte sie selten ein Wort von ihm. Daher meinte sie wohl manchmal, sie misfalle ihm; aber ihre Sorge für sein Kind minderte sich darum nicht; denn sie liebte es nun einmal; und wenn es nur gesund war und still, und gern bei ihr blieb, war es ihr genug, und sie verlangte kein anderes Lob und keinen andern Lohn.

Nun war es, wie gesagt, Frühling geworden; die Bäume blühten; Primeln und Tulpen schlossen der warmen Sonne ihre bunten Kelche auf, und die Lerchen sangen von dem klaren Himmel herab; da fand sich ein Freier ein, der um Aennchen warb. Dieß war ein junger, wohlgestalteter Mann von munterm Wesen, der einzige Sohn wohlhabender Eltern und schon jetzt in guten

Umständen; dabei heftig verliebt in Aennchen, die seit ihrer Krankheit noch größer und schöner geworden war. Schon lange war er ihr nachgegangen, und hatte sie auf der Straße angeredet; aber sie wich ihm aus; denn seine Reden gefielen ihr nicht immer, und sein Scherzen war mehr ausgelassen als heiter. Jetzt ließ er nun durch einen Freund förmlich anhalten. Der Antrag war auf alle Weise lockend; manches andre Mädchen hätte zugegriffen; Aennchen aber that Widerstand. Und nicht ohne Grund. Derselbe junge Mann war vor noch nicht langer Zeit mit einem andern Mädchen versprochen gewesen; von der Zeit an aber, wo er Aennchen auf der Dult bei ihrem Handel gesehn hatte, war ihm jene gleichgültig geworden, und er hatte mit ihr aus nichtigen Gründen gebrochen. Aennchen wußte dieß. Könnt' es mir nicht eben so gehn? dachte sie. Er liebt nur mit den Augen, nicht mit dem Herzen; und eh' ich mein Schicksal an einen so wankelmüthigen Mann knüpfe, will ich lieber bis an mein Ende arm seyn und dienen. Gott hat bis jetzt herrlich für mich gesorgt; er wird auch künftig seine Hand nicht von mir abziehn. Und wie könnt' ich nur das Kind verlassen, das so an mir hängt? Ich könnt' es nicht über das Herz bringen.

An demselben Tage nun, wo sie dem reichen Freier ihren Entschluß hatte kund geben lassen, ging sie mit dem Kinde auf dem Arme in den Garten, und ihr Herz war leichter, da sie das entscheidende Wort ausgesprochen und den lästigen Freier entfernt hatte. Indem sie nun mit dem Kinde spielte, und ihm Blumen in die kleinen Hände gab, und es oft mit noch größerer Innigkeit

als ſonſt an ſich drückte, weil ſie ſich freute immer mit ihm zuſammen zu bleiben, ſah ſie, wie aus dem Nachbarhofe ein Trupp wälſche Hühner mit ihren Jungen durch den Zaun in den Garten brach, und die jungen Kohlpflanzen niedertrat. Schnell ſetzte ſie das Kind mit den Blumen in das Gras, band ihr Vortuch los und fing an die ungebetenen Gäſte zurück zu treiben. Das ging aber nicht ſo leicht; denn die Hühner begannen auf einmal gar wunderlich zu ſchreien und durch einander zu laufen, als ob ſie von etwas Ungewöhnlichem geängſtigt würden. Die Urſache kam auch bald an den Tag. Denn indem ſich Aennchen mit den Thieren plagte, hörte ſie hinter ſich ein gewaltiges Rauſchen in der Luft, und als ſie ſich umſah, erblickte ſie einen Adler, welcher mit der Schnelle eines Pfeils gerade auf das Kind herabſtieß. In dieſem Augenblicke zerſtiebten die Hühner nach allen Seiten hin; Aennchen aber, außer ſich vor Schrecken, ſprang zurück, warf dem Raubthiere, das beide Flügel weit hin über das ſchreiende Kind ausbreitete, ihr Vortuch über den Kopf, packte es mit beiden Händen am Hals und hielt es feſt, wie gewaltig es auch mit den Flügeln und den Fängen arbeitete. Indem ſie nun zugleich, ſo laut ſie konnte, um Hülfe ſchrie, kam der alte Martin mit einem Knechte aus dem Hauſe herbei, und ſah mit Erſtaunen den wunderlichen Kampf, von dem er erſt gar nicht wußte, was er denken ſollte. Als ſie nun aber ſahen, daß Aennchen ein großes Thier würgte, und es nur mit Mühe feſt hielt, und das Blut ihr an den Armen herablief — denn der Adler hatte ſie mit den ſcharfen Klauen verwundet — lief der Knecht nach einem Beile,

Meiſter Martin aber kam Aennchen zu Hülfe, umwickelte das Unthier noch feſter mit dem Tuche, und band ihm die Fittige und Fänge ſo feſt mit Stricken zuſammen, daß es keinen Schaden mehr thun konnte. Indeß war die Großmutter auch herzugekommen, die faſt in Ohnmacht fiel, als ſie das ſchreiende Kind zwar auf Aennchens Armen, aber über und über mit Blute bedeckt ſah; als ſie aber gewahr wurde, daß dem Kinde kein Leid geſchehn war, einen leichten Riß am Aermchen ausgenommen, und als ſie die ganze Geſchichte aus Aennchens Munde vernahm, und dieſe ſelbſt verwundet ſah, hatte ihr Erſtaunen kein Ende; und ſie verband Aennchens Wunden, und fiel ihr einmal über das andere um den Hals. Meiſter Martin aber mußte erſt mit dem Adler fertig werden, und nachdem er dieſen in einen Käfich geſperrt hatte — denn tödten wollt' er ihn nicht laſſen — ließ er ſich auch Alles ausführlich erzählen, und konnte dann nicht aufhören, Aennchens Muth und Stärke zu loben. Dieſe aber hatte auf nichts Gedanken als auf das Kind, das ſich gleich darauf an ſie legte und einſchlief. Aennchen aber war es, als müſſe ſie es jetzt noch lieber haben als vorher, weil ſie ihm das Leben gerettet hatte.

Dieſe ſeltſame Geſchichte ging ſchnell von Mund zu Mund, und eh' eine Stunde verging, war ſie mit mancherlei Verunſtaltungen auch in Haidhauſen angekommen. Die Einen ſagten, ein Kind ſey von einem ungeheuern Geier, wie ſie am Königſee auf den höchſten Alpen horſten, durch die Luft entführt worden; die Andern, ein Raubvogel habe es auf eine jämmerliche Weiſe zerfleiſcht und halb aufgezehrt; noch Andere, die ſich am wenigſten

von der Wahrheit entfernten, die Wärterin habe den Adler gefangen, aber erst nachdem er das Kind getödtet gehabt. In dieser Gestalt kam das Gerücht zu den Ohren des Vaters. Dieser zweifelte keinen Augenblick, daß von seinem Kinde die Rede sey, und eilte mit ungemessener Hast zu dem Hause der Schwiegereltern. Athemlos trat er in den Hof, und das erste was ihm in die Augen fiel, war Aennchen mit verbundenen Armen, noch blaß von dem gehabten Schrecken, aber mit hellen Blicken, wie vor Freude strahlend. Wo ist mein Kind? rief er ihr zu; was ist aus meinem Kinde geworden? Es schläft, antwortete Aennchen, über die Hast des Mannes bestürzt. — Es schläft? und wo? wo? Und so stürzte er in das Haus, nach der Wiege des Kindes hin. Das Kind lag ruhig in süßem Schlummer. Bei diesem Anblicke war seine Freude nicht minder groß als vorher sein Schrecken, und dieser Wechsel widersprechender Gefühle war zu gewaltsam für ihn. Die Sinne vergingen ihm; er wankte, und Aennchen, die hinter ihm stand, fing den Fallenden auf. Nur wenige Augenblicke blieb er ohne Besinnung so; als er aber zum Bewußtseyn zurückkehrte und die Augen aufschlug, war er nicht wenig erstaunt, in den Armen der Retterin seines Kindes zu seyn.

Höchst sonderbar war es nun, wie sich von dieser Stunde an das Wesen des Mannes umwandelte. Bisher hatte er in Aennchen nur die sorgsame Wärterin geachtet; jetzt, da er ihr die Rettung seines Kindes dankte, und den Vorfall nach allen Umständen vernahm, und das furchtbare Raubthier selbst in seinem Gefängnisse sah, da erschien ihm das unerschrockne Mädchen wie ein

Engel, der vom Himmel geſandt worden, um das Schrecklichſte von ſeinem Haupte abzuwenden. Er ergriff ihre Hand, und da er ſah, daß das Blut von neuem durch den Verband drang, ſagte er: Armes Kind! Du leideſt wohl ſehr und ſagſt es nicht? Meine Dankbarkeit, wenn ich es vermag, ſoll Deine Wunden heilen — und dabei rollten ihm Thränen über die Wangen. Er hielt Wort. In Kurzem hatte ſich Dankbarkeit in Liebe verwandelt. Er bat Aennchen, Mutter des Kindes zu werden, das ihr das Leben verdanke; und, nachdem ſie das größte, das undenkbare Unglück von ihm abgewendet habe, auch künftig ſeine Tage zu erheitern. Werde mir was meine Margaretha war, ein gutes und rechtſchaffnes Weib. — Aennchen ſchlug freudig ein; und jetzt küßte ſie ihr Siegmund zum erſtenmal, und ſie bot ihm die erröthende Wange. Dann faßte er ſie bei der Hand und führte ſie zu den bejahrten Eltern, und ſie gaben ihnen ihren Segen; und im ganzen Hauſe war große Freude, als die Sache richtig war. Denn wenn Schwiegereltern ſonſt eine neue Schwiegertochter nicht eben immer mit den günſtigſten Augen anſehn, ſo war es hier ganz anders. Denn Meiſter Martin und ſeine Frau liebten Aennchen wie eine eigne Tochter, und weil ſie gar wohl wußten, wie der arme Wittwer ſeine verſtorbne Frau geehrt und geliebt, und wie tief er ſie betrauert hatte, und daß ja eben nur durch die Liebe zu ihrem Kinde die Verbindung mit Aennchen bewirkt worden war, freuten ſie ſich dieſer Liebe und beförderten die Heirath aus allen Kräften. Da alſo das Trauerjahr um war, im Herbſte, als die Trauben reiften und das Laub an den Bäumen gelb wurde, trat Aennchen

mit ihrem Siegmund vor den Altar, und mit dem Myrtenkranze in den braunen Locken sah sie jetzt wahrhaft einem Engel gleich. Frau von Lassolai richtete die Hochzeit auf ihrem Vorwerke aus, und war selbst dabei gegenwärtig, und Aennchens Vater auch, wie sich von selbst versteht. Der war nun an dem Ehrentage seiner Tochter wie neu verjüngt, und man konnte ihm ansehn, wie seelenvergnügt er war; denn sprechen mocht' er nicht viel, aus Scheu vor der vornehmen Dame. Als aber die Tafel aufgehoben wurde, und die Gäste aufstanden, und die Krücken nicht gleich bei der Hand waren, und Aennchen ihn auf der einen, der Bräutigam auf der andern Seite unter den Armen faßten und wegführten, sagte er: „Nun geht mir der Traum aus, den ich vorgestern gehabt habe. Da träumte mir, ich könnte wieder gehn, wie in meinen guten Tagen, und hätte meine Krückenstöcke in Sanct-Peter aufgehängt, den einen der h. Anna, den andern dem heiligen Siegismund; und wie sie da hingen, schlugen sie in Blätter aus, und wurden über und über grün, und waren schöne junge Bäume. Ist's nun etwa nicht so? und hab' ich da nicht ein Paar Krückenstöcke, wie sie nicht schöner seyn können? Nun, Gott segne Euch, und lasse Euch immer froh gedeihen und blühen und grünen." Und indem er so sagte, lachte und weinte er zu gleicher Zeit; und Aennchen küßte ihm die Thränen von den Wangen und sagte: Amen!

Wie sich nun die Sonne zum Untergange neigte, und an dem klaren Herbsthimmel die zarten Wölkchen sich mit Gold besäumten, und ihr Wiederschein die grüne Isar vergoldete, begab sich das

Brautpaar nach Hause, und einige der Hochzeitgäste geleiteten sie. In Haidhausen stand nun Alles an den Thüren, und von allen Seiten rief es: Gott grüß' Euch! viel Glück und Segen! Manche kamen auch näher und schüttelten dem Brautpaare die Hände, und baten um gute Nachbarschaft; und die Meisten folgten ihnen bis an ihr Haus nach, sowohl aus Freude an dem schönen Paare, als weil sie wußten, daß dort etwas verging. An der Thür nämlich standen Siegmunds Knechte und Mägde und erwarteten ihre Herrschaft, und wie sie herankam, stimmten sie ein bairisches Hochzeitlied an, und wetzten ihre Sensen dazu. Das Haus selbst aber war mit Kränzen behangen, und mit grünen Laubschnuren verziert, was sich schön ausnahm; denn Herr Langer, der Mahler, der in Haidhausen wohnt, hatte es selbst angegeben; da mußte es wohl hübsch werden. Aennchen war nun ganz beschämt, und drückte sich hoch erröthend an Siegmund an, und beide dankten, und versprachen den guten Leuten für den Sonntag einen Tanz und ein Faß Bier zur Hochzeitfeier.

Aennchens Vater zog nach einigen Tagen auch auf das Gut zu seinen Kindern. Erst wollte er nicht, weil er meinte, er könnte ihnen zur Last fallen; da sie aber nicht abließen ihm zuzureden, und ihn sein eignes Herz dazu trieb — denn außerdem, daß er Aennchen so lieb hatte, war auch der Eidam ganz ein Mann nach seinem Herzen — gab er nach, und wohnte bei seinen Kindern, und flocht auch hier noch Körbe, ob er es gleich nicht mehr nöthig hatte, zum Zeitvertreib. Wenn er dann zur Abendzeit im Garten auf der hölzernen Bank saß, und die weite Land-

schaft vor ihm lag, und seine Blicke bald auf den Fluß fielen, der sich in mannichfaltigen Krümmungen zwischen dem Kies der Ufer ausbreitet, bald auf die Stadt im Hintergrunde, und das ferne Alpengebirge, und es in seinem Herzen so still war, wie in dem wolkenleeren Himmel, da sang er oft mit leiser Stimme ein Lied, das er im Hospital von einem thüringischen Wandergesellen gelernt hatte. Das Lied lautete so:

Mein Gott, Du hast von Kindheit an
Mir viele, viele Huld erwiesen;
Ach, da ich's nicht vergelten kann,
Mit Herz und Mund dafür gepriesen.
Der Rest von meiner Lebenszeit
Bezeuge meine Dankbarkeit.

Durch Dich entzückt der Erde Pracht,
Das Licht des Himmels mein Gemüthe.
Und was mich froh und glücklich macht,
Ist Alles Gabe Deiner Güte.
Beständig thust Du wohl an mir;
Beständig steigt mein Dank zu Dir.

5.

Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.

Ein weiser Mann sagt: Es ist Gott leicht, einen Armen reich zu machen. Er gibt dem Frommen was er bedarf, und was er ihm beschweret, das gedeiht. Dem Bösen aber bringt der Reichthum keinen Segen.

Hoch oben in Rußland hinter Moskau liegt ein geringes Dorf, und in einer Strecke von dem Dorfe eine armselige Hütte. Diese Hütte stand einmal leer; denn der alte Mann, der sie sonst bewohnt hatte, war plötzlich gestorben, und hatte nichts hinterlassen, als eben die Hütte, die keine dreißig Rubel werth war, einiges hölzernes Hausgeräth und einen geschnitzten Heiligen, an dem hier und da noch etwas Farbe zu sehn war; denn das Meiste war in der langen Zeit verblichen und abgerieben. Ein Testament war nicht da, und als die Gerichte nach den unbekannten Verwandten fragten, meldete sich lange kein Mensch; denn mit Bettlern will eben Niemand verwandt seyn. Endlich aber kam doch Einer, ein junger Bursche, Iwan genannt; dem waren

Vater und Mutter gestorben, und das Häuschen, das sie ihm hinterlassen hatten, war eben abgebrannt, und er hatte nichts als was er am Leibe trug und ein scharfes Beil zur Arbeit. Der trat nun vor die Obrigkeit und sagte, er habe oft von seiner Mutter gehört, daß der Verstorbene mit ihr verwandt sey. Beweisen könne er es freilich nicht; aber seine selige Mutter habe nie eine Unwahrheit gesagt, und habe dazu auch keine Ursache gehabt. Da nun der Iwan ein so ehrliches Gesicht hatte, daß man ihm Lug und Trug gar nicht zutrauen konnte, das Erbtheil auch einer Lüge nicht werth war, ließ sich der Amtmann die Hand von ihm auf seine Aussage geben, und überlieferte ihm die Hütte mit ihrem wenigen Zubehör. Da war nun Iwan seelenvergnügt, daß er wieder ein Obdach hatte, und dachte an seine Mutter, die eine so fromme Frau gewesen, und oft zu ihm gesagt hatte: „Iwan, was Du thust, habe Gott vor Augen und im Herzen. Sieh, ich bin jung gewesen und bin alt geworden, und nimmer hab' ich gesehn, daß Gott den Rechtschaffnen verlassen hat." Und wie Iwan so dachte, rollten ihm die Thränen über die Wangen, und er schlug an seine Brust und sagte: So helfe mir Gott, wie ich meiner Mutter Willen thue! — Dann wendete er sich zu dem Heiligen, der ganz traurig in der Ecke stand, und als er ihn nach Landesgebrauch begrüßt und verehrt hatte, richtete er sich in seiner neuen Wohnung ein, das heißt, er stellte den hölzernen Tisch an die Wand, und den Schemel darneben, und schob die leere Bettstelle in die Ecke; setzte sich dann nieder und beschaute die Wände rings umher, und war in Gott vergnügt. Hab' ich

doch nun wieder ein Haus, dachte er; und wenn ich rechtschaffen arbeite, wird es mir auch nicht fehlen am Uebrigen.

So ging es auch. Iwan ging alle Morgen an die Arbeit, und alle Morgen verbeugte er sich vor dem alten Bilde, und so auch am Abend, wenn er nach Hause kam; und wenn er am Samstag den Wochenlohn bekommen hatte, steckte er vor seinem stillen Hausgenossen ein Pfennigskerzchen auf, manchmal auch zwei, oder brachte ihm ein Kränzchen von Immergrün mit, und freute sich, wie hübsch es ihm stehe. Das war nun recht gut, so lange es Sommer war. Nun brach aber ein harter Winter ein; der Sturm pfiff von allen Seiten durch die Bretterwand, und, was das Schlimmste war, es fiel in Einer Nacht ein so gewaltiger Schnee, daß das Haus bis an das Dach damit zugedeckt wurde. Die Thür war versperrt und an Ausgehn nicht zu denken. Nun war das wenige Holz, das Iwan zusammengetragen hatte, aufgebrannt; sein einziger Schemel folgte nach; dann der Tisch; zuletzt auch die Bettstelle. Das Schneegestöber aber dauerte immer fort, und die Kälte ließ nicht nach. Was war zu thun? Traurig, mit untergeschlagenen Armen, saß Iwan auf der nackten Erde und sah sich nach allen Seiten um; aber da war nichts mehr was zur Feuerung taugte, außer — dem Heiligen. Auf diesen fielen nun seine Blicke immer von Neuem, und es war umsonst, daß er sie davon abzuziehen suchte. Die Versuchung war zu groß, und er fror allzu sehr. Da stieß er tiefe Seufzer aus und dachte: Soll ich? oder soll ich nicht? Dann stand er auf von der Erde, griff hastig nach dem Beile, und trat damit vor den Heiligen.

Nachdem er ſich nun dreimal vor ihm verbeugt und dreimal bekreuzt hatte — das Beil hielt er unter dem Rocke verborgen — ſagte er mit gebrochner Stimme: Heiliger Nikolaß, oder heiliger Sanct Georg, oder wie Du ſonſt heißen magſt, denn ich weiß es nicht, Du ſiehſt, wie es dem armen Iwan geht. Er iſt abgeſchnitten von der Welt; die Kälte iſt grimmig und das letzte Holz aufgebrannt; auch ſein weniges Brod geht zu Ende; und Hunger und Froſt zugleich zu ertragen, vermag er nicht. Niemand kann ihm das Leben friſten als Du, wenigſtens auf kurze Zeit. Glaube mir — Du weißt, daß ich immer die Wahrheit ſage — glaube mir, es geht mir durch die Seele, daß ich Dich darum anſprechen muß. Wir haben, ſeit ich hier bei Dir eingezogen bin, in größter Einigkeit mit einander gelebt. Du haſt es mir nicht an Arbeit und Brod fehlen laſſen; und ich habe Dir meiner Seits ſo viel Dank und Ehre erwieſen, als in meinen Kräften ſtand. Jetzt aber — ach ſieh mich nicht ſo traurig an, ſonſt ſchwindet mir aller Muth! Vergieb mir! Es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Mit dieſen Worten zog er das Beil ſchnell unter dem Rocke hervor, und ließ es mit abgewendetem Geſichte auf die Schulter des Bildes fallen, und das alte Holz ſprang mitten von einander, und fiel auf die Erde, und zugleich klang und klirrt' es gar wunderlich. Kaum wagte der arme Iwan ſeine Augen dahin zu richten; und als er endlich von der Seite hinblickte, was ſollte er ſehn? Unter dem geſpaltenen Heiligen war die Erde mit Gold und Silber bedeckt; Ducaten und Imperiale lagen über einander

wie Nüſſe, und immer quoll es noch aus dem Innern heraus. Iwan ſtand wie verſteinert. Wer hätte das gedacht? ſagte er endlich. So vieles Geld! und das haſt Du Alles für mich geſpart! Nun, es ſoll Dein Schade nicht ſeyn. Jetzt zwar mußt Du mir einen Theil von Dir überlaſſen; denn das ſiehſt Du ſelbſt ein, daß, wenn ich erfriere, Dein Geſchenk mir nichts hilft. Ich will Dich aber ſchonen, ſo viel ich kann; und was ich jetzt aus Noth von Dir verwenden muß, will ich künftig neuer und ſchöner wieder machen laſſen; und einen ſtattlichen Pelz will ich Dir kaufen für Dein Geld, und eine Mütze von Sammt mit Zobel verbrämt, und an Kerzen ſoll es Dir niemals fehlen, wenn Du mich beim Leben erhältſt. — Nach dieſem Angelöbniß küßte er ſeinem Wohlthäter Hände und Füſſe, hieb dann ein tüchtiges Stück davon ab, und wärmte ſich daran. Hierauf ſuchte er ſeinen Schatz zuſammen, betrachtete ſich jedes Stück von beiden Seiten, und bei jedem dachte er: „Das iſt der Segen meiner Mutter.“ Darüber verging die Nacht. Gegen Morgen aber erhob ſich ein Thauwind, und der Schnee ſank ſchnell zuſammen und der Ausgang wurde wieder frei; und ſo konnte der arme Iwan, der nun ein reicher Mann war, ſich nach einem wärmern Obdache umthun.

Wer in Rußland Geld hat, der kann ſich dort, wenn er es anders recht anfängt, wie anderwärts auch, wohl ſeyn laſſen. Iwan ſäumte nicht lange, ſondern kaufte ſich ein freies Landgütchen, nahm ſich eine Frau, und wurde ein glücklicher Hausvater. Er ſelbſt arbeitete emſig fort, wie ſonſt, und was er begann, gerieth ihm wohl; auch ſeine Kinder hielt er zur Arbeit an, und wie

ihm seine Mutter gelehrt hatte, Gott vor Augen zu haben und im Herzen, so lehrte er seine Kinder auch, und sie folgten ihm. Seinen Wohlthäter vergaß er auch nicht. Nachdem er den Rest, der nicht in den Flammen aufgegangen war, wieder zusammengeleimt, und was daran fehlte, wieder ergänzt hatte, ließ er ihn durch einen Mahler frisch anstreichen, und hielt ihm auch sonst Alles, wie er es versprochen hatte, und noch mehr. Das war nun gut und recht, und wir wollen nicht lachen, wenn der gute Iwan den schön geputzten Heiligen mit inniger Freude betrachtete, und den Seinigen erzählte, wie es ihm damit ergangen war. Besser aber noch war, daß er als ein reicher Mann so still fortlebte, wie sonst, und sich seines Reichthums nicht überhob, und gern allen Menschen diente, die seiner bedurften. Und nicht blos seinen Heiligen kleidete er aus Dankbarkeit, sondern auch die Armen, die zu seiner Schwelle kamen. Darum war er denn bei allen Nachbarn beliebt, und wo er einsprach, war er gern gesehn. Denn sie meinten, er brächte ihnen Glück. Und so geschah denn, wie die Schrift sagt: Thuet die Thore auf, daß herein gehe der fromme und gerechte Mann! und: Wer den Gerechten bei sich aufnimmt, der wird einen guten Lohn empfangen.

Nun könnt Ihr schon hieraus abnehmen, daß man nicht meinen darf, es sey genug, einen Schatz zu finden, damit es Einem wohl gehe. Es kömmt auf den Finder an. Der gute Wein schlägt um, wenn er in ein unreines Gefäß gegossen wird; und nur dem ist der Reichthum ein Gut, der selbst gut ist. Das

werdet Ihr noch beſſer erkennen aus einer andern Geſchichte, die ſich vor nicht langer Zeit in England begeben hat.

Dort nämlich lebte vor mehrern hundert Jahren ein böſer König, Richard genannt, ſeines Namens der Dritte, ein grauſamer Mörder ſeiner königlichen Mündel, und der Räuber ihres Throns. Nicht lange genoß er das ungerechte Gut; denn ein Nebenbuhler ſeines Raubes erhob ſich gegen ihn, und Richard fiel in einer Schlacht bei Bosworth, nahe bei der Stadt Leiceſter. Nun befand ſich unter ſeinem Gepäck eine hölzerne Bettſtelle, die er auf allen Reiſen mit ſich führte, indem er vorgab, daß er in keiner andern ſchlafen könne. In dieſem unbehülflichen Gebäude aber waren geheime Käſten angebracht, in denen er ſein Geld aufbewahrte, und Niemand wußte darum. Als er nun getödtet war, plünderten die Sieger alles Uebrige; an dem Bette aber, das ein ſo ſchlechtes Anſehn hatte, vergriff ſich Niemand, ſondern es blieb zum Andenken des böſen Königs in dem Hauſe ſtehn, wo er in der Nacht vor dem Treffen geſchlafen hatte; und da bisweilen Leute kamen, die es ſehn wollten, und ein Trinkgeld dafür bezahlten, ſo wurde es auf dem Boden unter dem Dache aufbewahrt bis vor Kurzem. Nun geſchah es, daß der Eigenthümer des Hauſes eine Reiſe machte, und als Aufſeher einen Mann darein ſetzte, der wohl ſelber einen Aufſeher brauchte. Denn er brachte den ganzen Tag im Wirthshauſe zu, und wenn er am Abend betrunken nach Hauſe kam, und ſeine Frau ihn ſchalt, blieb er ihr die Antwort auch nicht ſchuldig, und oft gab er ſie nicht mit dem Munde, ſondern mit der Fauſt. Als es nun

Winter wurde, und es an Holz gebrach — denn der Mann sorgte für nichts — wurde das alte Geräth des Hausherrn, das auf dem Boden umherstand, eines nach dem andern in's Feuer geworfen, und es war endlich nichts mehr übrig als König Richard's Bett. An das sollt' es nun auch kommen. Als aber der Mann mit dem Beile auf den Boden ging, um es in Stücken zu schlagen, lief die Frau ihm nach, und wollte ihn abhalten. „Wenn der Herr wiederkömmt, sagte sie, und findet das alte Bett nicht mehr! Oder, wenn Reisende kommen, und es sehn wollen? Das wird dann gleich in den Zeitungen bekannt, und wir kommen um Ehre und Reputation, und die Trinkgelder dafür gehen uns auch ab." — Der Mann aber, schon halb berauscht, befahl der Frau zu schweigen, und da sie das nicht that, sondern immer heftiger keifte und die geballten Hände gegen ihn aufhob, holte er mit dem Beile aus und hieb nach ihr; der Hieb aber traf sie nicht, sondern das Bettgestell. Von dem gewaltigen Schlage sprangen die Seitenwände krachend aus einander; der geheime Kasten fuhr auf, und eine Fluth von Goldstücken ergoß sich daraus. Mit offnem Munde starrte der Mann die unglaubliche Erscheinung an; sein Rausch verschwand im Augenblick, und er warf sich über das Gold her, um sich mit seinen Händen zu überzeugen, daß es kein Traum sey. Die Frau that dasselbe von der andern Seite, und so begegneten sich in dem unglückseligen Metalle die Hände, die sich einen Augenblick vorher so feindlich gegen einander erhoben hatten.

Der Friede, der auf diese Weise geschlossen worden, war nicht von langer Dauer. Das Bett wurde wieder zusammengeflickt und

das Gold in eine Lade geschlossen; was aber vorher in dem Haushalte nicht gut gewesen war, wurde jetzt nicht besser, sondern verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Mann trank, die Frau zankte; und zwischen ihnen lag der Mammon, den sie mit Angst verheimlichen mußten. Es war eine Hölle auf Erden. Der Winter war vergangen; der Frühling wollte auch zu Ende gehn, und die Hölle wurde immer heißer. Da dachte die Frau: Soll ich um des Trunkenboldes willen ein so elendes Leben führen bis an mein Ende? Ich könnt' es ja besser haben. — Dann verabredete sie mit einem Mädchen, das ihr aufwartete, wie sie den Mann aus der Welt schaffen und dann recht vergnügt mit einander leben wollten. Und als der Mann in der Nacht trunken nach Hause kam, und die Treppe hinaufstaumelte, fing die Frau von der obersten Stiege her einen Zank mit ihm an, und als er den Stock gegen sie aufhob, fiel sie mit dem Dienstmädchen über ihn her, und beide zusammen stürzten ihn kämpfend die Treppe hinab. Der Fall war hoch; mit einem Fluche im Munde kam der Trunkene am Boden an, und nach kurzem Röcheln gab er den Geist auf.

Nachdem sich nun die Frau überzeugt hatte, daß er wirklich todt sey, erhob sie und ihre Gehülfin ein Jammergeschrei, und rief Leute herbei, und beschwor den Doctor und den Barbier, ihn wieder lebendig zu machen; und da sie sich dabei so natürlich anzustellen wußte, hegte Niemand Verdacht. Diese Rolle spielte sie auch noch einige Tage fort; wenn sie aber vor den Leuten viele Thränen vergossen hatte, schloß sie sich in ihre Kammer ein,

öffnete ihre Lade und lachte ihr schönes Gold an. Nach Verlauf einiger Wochen zog sie mit ihrer Magd nach London, um in dieſer großen Stadt ihr Leben zu genießen, wie sie meinte. Das ging denn auch in den ersten Wochen und während ihr Alles noch neu war, ganz erträglich; aber das böse Gewissen war mitgezogen, und wenn dieß auch am Tage in dem Geräusche der Straßen und dem Getümmel der Menschen schweigen mußte, so schrie es desto lauter bei Nacht, und das Weib konnte die Augen nicht schließen, ohne daß das drohende Bild ihres Mannes davor trat, und sein letztes Röcheln in ihren Ohren klang. Das war nun eine schlimme Gesellschaft; fast eben so schlimm aber war die Gesellschaft ihrer Magd, die gleichsam das lebendige Gewissen außer ihr war. Schon an sich war sie ihr als Mitwisserin des entsetzlichen Verbrechens ein beständiger Vorwurf; als sie aber noch überdieß anfing, die Herrin zu spielen, täglich neue und größere Forderungen machte, und diese mit den heftigsten Drohungen unterstützte, da hatte die unglückselige Frau zum zweitenmale die Hölle im Hause, und jetzt noch ärger als zuvor, so daß sie bald ganz tiefsinnig wurde. Das war denn nun das vergnügte Leben, das sie sich vor der That mit ihrer Gehülfin versprochen hatte. Dabei verminderte sich auch der Schatz in der Lade von Tag zu Tag, und man konnte die Rechnung machen, wenn er zu Ende seyn würde. Da dachte die Magd: Eh' es so weit kömmt. — und nahm Abrede mit einem schlechten Burschen, der sie heirathen wollte, und beide überfielen die Frau im Bette und erwürgten sie.

Die Unthat kam aber gleich an den Tag. Die Mörder wurden eingezogen, und nachdem sie das ältere und das neuere Verbrechen gestanden hatten, wurden sie hingerichtet. Das Geld, was sich noch vorfand, kam in die Armenkasse.

So empfängt Jeder, was seine Thaten werth sind.

6.

Der Einſturz.

Ich gehe aus, ſagte Frau Lisbeth zu ihrem Töchterchen; räume unterdeſſen die Stube und Küche auf. Es ſteht ſo vielerlei herum. Mach' es aber hübſch mit Vorſicht; nimm nicht mehr als Ein Stück auf einmal in die Hand, und nimm Dich in Acht, daß Du nichts zerbrichſt.

Lieschen that, wie ihr die Mutter befohlen hatte; ſetzte zuſammen was zuſammen gehörte, wiſchte den Staub von Schüſſeln und Tellern, und ſtellte Alles der Reihe nach in den Bretern auf. Jetzt waren nur die Taſſen noch übrig. Auch dieſe legte Lieschen in einem Männchen zuſammen, um ſie in dem Wandſchranke einzuſchließen; ſetzte dann einen Schemel vor den geöffneten Schrank und ſtieg hinauf. Aber kaum hatte ſie, das Männchen in beiden Händen haltend, einen Fuß auf den Stuhl geſetzt, als der Fußboden bebte. Ein dumpfer Schlag folgte, und dann wieder einer, und bei der wiederholten Erſchütterung und dem dumpfen Getöſe, das ſie begleitete, verdunkelte ſich die Luft. Alles das war die Sache eines Augenblicks. Beim erſten Stoße ſank das erſchreckte

Kind von dem Schemel zurück; das Männchen entfiel seinen Händen, die Taſſen rollten auf die Erde und bedeckten den Boden der Küche mit ihren bunten Scherben.

Bei dieſem Anblicke vergaß Lieschen alles Andre und dachte nur an den Zorn der Mutter. Auf die Erde kauernd ſuchte ſie die Scherben zuſammen, und da ſie ſah, daß nichts mehr ganz war, ſetzte ſie ſich dazu und weinte bitterlich.

Indem ſie noch ſo weinte, trat die Mutter herein. Sie war blaß wie der Tod, die Füße wankten unter ihr; zitternd und mit keuchender Bruſt ſank ſie auf einen Stuhl, ohne der Verwüſtung zu achten, die zu ihren Füßen lag.

Lieschen aber meinte, der angerichtete Schade habe die Mutter ſo erſchreckt, und lief zu ihr hin, und ſagte noch weinend: Ach, Mutterchen, es war nicht meine Schuld. Ich habe mich gewiß recht in Acht genommen. Aber ich weiß nicht, wie es kam und was mich ſo erſchreckt hat, daß ich vom Stuhle fiel.

Da faßte die Mutter das geängſtete Kind in beide Arme, drückte es feſt an die Bruſt, und ſah bald zum Himmel, bald auf das Kind. Zu ſprechen war ſie noch nicht fähig.

Die Sache war dieſe.

In der nächſten Straße, unmittelbar hinter Frau Lisbeth's Hauſe, wurde gebaut. Ein altes Gebäude ſollte abgetragen werden, um ein neues aufzuführen; da es aber mürber war, als man geglaubt hatte, ſo geſchah es, daß während der Arbeit ein großer

Theil mit gewaltigem Getöse zusammenbrach. Der Boden umher bebte; dichte Wolken von Staub erfüllten die Luft; Alles umher war mit Bergen von Schutt bedeckt. Von den Arbeitern war Niemand beschädigt.

Während aber diese bestürzt und staunend in den Ruin hineinsahen, drang eine junge Frau mit Angstgeschrei über die Schutthaufen und das Staubgewölk nach der offnen Straße vor, ohne sich darum zu kümmern, daß man ihr zurief, auch die noch stehende Wand drohe den Einsturz, und sie werde von den überhängenden Balken erschlagen werden. Einer Wahnsinnigen ähnlich rief sie ohn' Unterlaß: „Mein Kind! mein Kind! Wo ist mein Karl? Erbarm' es Gott, er ist erschlagen!" — Dann sich an die Nächststehenden wendend, schrie sie ihnen zu: „Werft den Schutt weg; um Gotteswillen; grabt, sucht! Er lebt vielleicht noch. Rettet, rettet mein Kind!"

Bei diesem mütterlichen Angstgeschrei lief Alles zusammen. Einige der Arbeiter erinnerten sich nun allerdings, daß sie einen Knaben hatten umherlaufen sehn; sie hatten aber nicht auf ihn g'achtet. Und nun meinten sie, er könne wohl zu Schaden gekommen seyn; aber unter welchem Schutthaufen er stecke, könne Niemand sagen; auch sey nichts zu thun, da auch das, was noch stände, jeden Augenblick einzustürzen drohe.

Die Verzweiflung der Mutter kann Niemand beschreiben.

Von allen diesem war Lieschens Mutter Zeuge gewesen. Eine unbeschreibliche Angst überfiel sie. Sie dachte an ihr zurückgelassenes Kind und eilte nach Hause.

ſtände,

Die D.

Von allen .

unbeſchreibliche Angſt

ſenes Kind und eilte nach Hauſe.

Der vermißte Knabe aber war nicht umgekommen. Als die Staubwolke sich verzog und man wieder heller sehen konnte, erschien er in seinem bunten Röckchen, mit Staub überpudert, auf der Brüstung eines Fensters der noch stehenden Wand, und sah furchtlos und neugierig in die Verwüstung hinab. Und da er seine Mutter erblickte, rief er ihr zu: „Mutter, Mutter, siehe doch, wie groß ich bin, und wo ich stehe, und hole mich; ich kann so allein nicht wieder hinunter."

Da entstand ein Jubel ohne Gleichen. Alle Blicke richteten sich nach dem Knaben hin, und die Mutter hätte der freudige Schrecken fast zu Boden geworfen. Zitternd vor Angst und Freude lief sie nun zurück über die Schutthügel, klimmte die halbzertrümmerten Stiegen hinauf, und mit ausgebreiteten Armen fing sie den Knaben auf, der ohne Kenntniß der Gefahr sich ihr lachend entgegen warf.

Das Gerücht von diesem Ereignisse verbreitete sich durch die Stadt, und den ganzen Tag kamen Leute zu der Stelle, um das Fenster zu sehen, wo der Knabe so keck und wohlgemuth gestanden hatte. Was ihm den Tod gedroht hatte, gereichte ihm zum Glück. Denn da man erfuhr, daß er eine vaterlose Waise, seine Mutter aber eine arme Frau sey, traten einige wohlthätige Familien zusammen, und nahmen sich der Mutter und des Kindes an. Und der Knabe wurde gut erzogen, und ward ein geschickter Maurer, der manches Haus baute; wobei er denn oft Gelegenheit hatte an das zu denken, was ihm als Knaben begegnet war.

7.

Der Erfrorene.

In meinen frühern Jahren, als ich noch die Arzneikunst trieb, ging ich zur Winterzeit in meinem Berufe auf das Land. Es war ein kalter Tag; die ganze Flur war mit tiefem Schnee bedeckt, und ein scharfer Ostwind fuhr über den Schnee. Als ich etwa bis zur Mitte des Wegs gekommen war, sah ich einen Mann an der Straße sitzen, in ärmlicher Kleidung, den Kopf auf beide Hände und diese auf einen Knotenstock gestützt. Ich rief ihn im Vorübergehen an, und da er nicht antwortete, glaubte ich, er schliefe, trat zu ihm hin und rüttelte an ihm. Es war umsonst; das Leben schien von ihm gewichen. Hier versuchte ich nun das Einzige, was in einem solchen Falle zu thun ist; das heißt, ich bedeckte den erstarrten Leib mit Schnee, und da mein Geschäft Eile forderte, setzte ich meinen Weg fort, nur etwas schneller als vorher. In dem nächsten Dorfe zeigte ich den Vorfall an, bestellte Leute mit einer Tragbahre und was außerdem erforderlich war, besuchte den Kranken, zu dem man mich gerufen hatte, und holte die abgeschickten Männer wieder ein, ehe sie noch

die bezeichnete Stelle erreicht hatten. An dieſer Stelle fanden wir ein aufgewühltes Schneelager; der Erfrorne aber war nicht mehr darin. Ob ihn Andre aufgehoben hatten, oder ob er, zum Leben erwacht, ſeinen Weg fortgeſetzt hatte, konnte Niemand wiſſen.

Es war das Letztere. Ich ſchickte nun die Leute zurück, die hier nichts weiter zu thun hatten, und ſetzte meinen Weg nach der Stadt allein fort. Noch war ich keine halbe Stunde gegangen, als ich meinen Erfrornen langſam vor mir her wandern ſah. Ich hatte ihn bald eingeholt. Gott grüß' Euch, Alter, ſagte ich; wo gedenkt Ihr noch hin? — Nach der Stadt, antwortete er, wenn ich ſie erreichen kann. Es wird mir heute gar zu ſchwer. — Vorhin, fuhr ich fort, ſaßt Ihr hier am Wege und ſchient ganz erſtarrt. Ich meinte Ihr wärt todt.

Ich bin früh vom Hauſe weggegangen, erwiederte der alte Mann, und da geſtern der Schnee ſo ſtark gefallen war, mußt' ich mir bis zur Landſtraße hin Bahn machen. Das war für meine alten Beine ein zu großes Stück Arbeit. Ich war ſo müde geworden, daß ich mich ſetzen mußte und einſchlief. Ich weiß aber nicht, was mir wiederfahren ſeyn muß. Als ich erwachte, war ich in Schnee begraben, und doch hat es, ſo viel ich ſehn kann, keinen neuen Schnee gelegt.

Ich erklärte ihm das Räthſel.

Nun ſo ſey Gott und Euch für Eure Fürſorge gedankt, erwiederte der Alte, weniger um meinetwillen, denn ich war ſanft eingeſchlafen und hatte die Bitterkeit des Todes nicht geſchmeckt;

aber fünf armen Enkeln, die ich mit meiner Hände Arbeit ernähren muß, wäre mein Tod ein gar zu hartes Loos gewesen. Ihrem Vater, der mein Eidam war, begegnete dasselbe, was mir drohte. Er blieb an einem kalten Decembertage sitzen, und statt des Weihnachten, den er seinen Kindern in der Stadt gekauft hatte, brachten sie uns den todten Vater in's Haus. Ihre Mutter, die eben in den Wochen lag, starb vor Schrecken, und ihr Säugling folgte ihr nach. Da ist nun die kleine Heerde meiner Obhut anheim gefallen, und sie wären gar zu arm und verlassen gewesen, wenn Euch Gott mir nicht zur Hülfe gesendet hätte.

Das Wesen des alten Mannes gefiel mir sehr. Sein ehrwürdiges Angesicht, seine sanften Mienen und der milde Ton seiner Stimme verkündigte ein stilles, Gott ergebnes Gemüth. Bei der Fortsetzung des Gespräches wurde ich mit seiner ganzen Lage bekannt. Er war einer der Menschen, wie sie jetzt immer seltener gefunden werden, die in dem festen Glauben an eine Vorsehung, die Alles zu unserm Heile wendet, auch unter der drückenden Bürde der Armuth und vielfältigen Unglücks, doch im Innern Freudigkeit bewahren und aus ihr die Kraft nehmen, auch das Schwerste zu tragen.

Unter fortgesetztem Gespräche gelangten wir zur Stadt, und bei der Trennung bat ich mir den Namen meines Begleiters aus. Er nannte mir ihn; es war kein gewöhnlicher Name, aber er klang mir bekannt; und da ich ein Veilchen gesonnen hatte, fand ich ihn in meinem Gedächtnisse wieder. Kommt mit mir in

mein Haus, sagte ich, um Euch mit Speise und Trank zu stärken, denn das bedürft Ihr. Dann mögt Ihr Eure Geschäfte besorgen. Nach Hause zurückkehren könnt Ihr nicht. Das Schicksal, dem Ihr so eben durch Gottes Hülfe entgangen seyd, könnte Euch zum zweitenmale treffen.

Der Alte nahm meine Einladung an, und als er gegessen und getrunken hatte, fragte ich ihn, ob er im Auslande Verwandte hätte. Nicht eben daß ich wüßte, antwortete er. Einen Bruder zwar hab' ich gehabt, aber der mag längst todt oder vom Meere verschlungen seyn. Ackern und Pflügen stand ihm nicht an, und auf dem Dorfe war's ihm zu eng, wie nun eben jeder Mensch seinen eignen Sinn hat. Der Vater that ihn in die Stadt auf ein Handwerk. Als er ausgelernt hatte, ging er auf die Wanderschaft, und von Hamburg aus schrieb er, er wolle sein Glück in der neuen Welt versuchen. Seitdem haben wir nichts weiter von ihm gehört.

Wie hieß denn dieser Bruder? frug ich weiter.

Gottfried Valentin.

Nun, so ist es ja recht, sagte ich, und holte ein amerikanisches Zeitungsblatt herbei, in welchem die Erben und Angehörigen eines deutschen Handelsmannes, Gottfried Valentin Gebser genannt, der im Neuen-Hafen in Connecitut ohne Erben gestorben sey, aufgefordert werden, sich zu melden, und nach gehöriger Beglaubigung seinen Nachlaß in Empfang zu nehmen.

Das ist wohl weit weg, sagte der Alte lächelnd, aber ohne

besondere Freude zu zeigen. Meine Jahre passen sich zu einer weiten Reise nicht.

Ich sagte ihm, daß eine solche Reise nicht eben nöthig sey; daß das Geschäft durch fremde Vermittelung zu Stande gebracht werden könnte, und erbot mich, hülfreiche Hand dabei zu leisten. Vor allen Dingen, setzte ich hinzu, ist ein Taufschein und eine gerichtliche Beglaubigung nöthig. Ich habe einen Freund in Hamburg, der ein Rechtsgelehrter ist; an diesen wollen wir schreiben, und dann wird die Sache ohne große Mühe zu machen seyn.

Erst jetzt zeigte der alte Mann Zufriedenheit. Die Hände faltend und mit einem dankenden Blicke zum Himmel sagte er: Das schickt Gott meinen armen Enkeln. Das ist der Segen, der auf ihrer Mutter geruht hat, die eine so gute Tochter war. In ihrer letzten Stunde faßte sie mich bei der Hand und sagte: Vater, sorgt für meine armen Kinder, die nun vater- und mutterlose Waisen werden; gebt ihnen eine fromme und christliche Erziehung. Dann wird Gott weiter für sie sorgen. Das geht nun in Erfüllung. Dieser Tag ist ein großer und gesegneter Tag für mich.

Nach diesen Worten, die er gleichsam betend vor sich hin sprach, dankte er mir mit großer Herzlichkeit. Ich hatte die Freude, das Ende der Sache herbeizuführen, deren Anfang mir ein glücklicher Zufall in die Hände gelegt hatte; denn nach Verlauf eines Jahres war mein Alter in dem Besitze einer Erbschaft von mehr

als tausend Thalern. Dieses Geld legte er in Grundstücken an, erzog seine Enkel zu rechtschaffnen Bauern, und lebte noch funfzehn Jahre nach jenem für ihn so merkwürdigen Tage, den er auch jedes Jahr mit besonderer Andacht feierte. Als er nun sehr alt war, und sein Haupt kaum noch aufrecht halten konnte, versammelte er an seinem letzten Festtage seine Kindeskinder um sich, und sagte zu ihnen: Meine Kinder, die letzte Stunde ist nicht mehr fern. Meine Kraft ist schwach geworden und mein Aug' ist dunkel. Bald wird es das Licht nicht mehr sehn. Dann wird mein Gebein versammelt werden zu dem Gebeine meiner Väter; aber mein unsterbliches Theil wird bei Gott seyn. Bin ich dann auch fern von Euch, so wird doch mein Segen bei Euch seyn. Vergesset nie das Gute, was Gott der Herr an uns gethan hat, und danket ihm dafür durch ein frommes Leben. Wer fromm wandelt vor Gott, sagt die Schrift, dem wird es wohl gehn; der Böse aber blüht wohl eine Weile, wie ein Baum, der keine Wurzel hat; aber nach kurzer Frist verdorrt er und stirbt. Bleibet treu in Euerm Beruf. Wer seinen Acker fleißig baut, der wird immer des Brodes genug haben; Müssiggang aber ist des Lasters und der Armuth Vater. Seyd genügsam, mäßig, barmherzig, und trachtet nicht nach ungerechtem Gute. Ungerechter Gewinn ist wie ein Unkraut, das üppig grünt, aber den guten Saamen erstickt. Seyd nicht hoffärtig. Ehret die Obrigkeit und folget dem Gesetz. Lebet in Einigkeit und Frieden mit Euren Nachbarn; vor allen Dingen aber liebet Euch unter einander, wie Ihr Euch immer

geliebt habt. Dann wird Euch der Segen Eurer Mutter und der Meinige nimmer fehlen, und wir werden einst wieder versammelt werden in dem Schooße der ewigen Liebe.

Noch an demselben Tage entschlief der Greis, satt des Lebens und froh. Sein letztes Einschlummern war so schmerzlos und süß wie an jenem Wintertage. Aber er erwachte nicht wieder.

8.

Peter King.

Die Menſchen trachten nach vielen Dingen, am meiſten aber nach Geld; denn weil man für Geld ſo Vieles kaufen kann, ſo meinen ſie, reich und glücklich ſeyn, wäre eins. Aber dem iſt nicht ſo. Wenn man auch Alles für Geld haben kann, Zufriedenheit iſt nicht feil für Geld; und was iſt alle Herrlichkeit der Welt ohne ein zufriedenes Herz? Auch manches Andre iſt auf keinem Markte zu haben. Das Sprichwort ſagt: Kaufe Dir ein Senfkorn groß Verſtand, ſo haſt Du einen Berg von Gold. Das Sprichwort iſt wahr; denn durch Verſtand kann man reich werden, durch Reichthum aber iſt noch keine Einfalt zu Verſtand gekommen. Aber wo iſt der Markt, auf den man ihn kauft? Darum wiſſen viele Reiche nicht, was ſie mit ihrem Gelde machen ſollen. Einer ſperrt es in den eiſernen Kaſten, beſchaut es in der Verborgenheit und darbt dabei. Ein Anderer ſagt: Ich will guter Dinge ſeyn; denn es iſt ein kurz und mühſelig Ding um unſer Leben, und wenn ein Menſch dahin iſt, ſo iſt's gar aus mit ihm. Unſere Zeit fährt dahin wie ein Schatten, und wenn wir weg

ſind, iſt keine Wiederkehr; darum laſſet uns wohl ſeyn, weil es da iſt, und unſers Leibes brauchen, weil er jung iſt. So ladet er dann Gäſte in ſein Haus und ſchwelgt Tag und Nacht; und das Gold ſchmilzt in ſeiner Hand wie Schnee, und ſo geſchieht es ihm wohl, daß er im Alter bei denen bettelt, die vormals ſeine Genoſſen waren, oder ſich beugt vor denen, die er in ſeinen guten Tagen verachtet hatte. — Wollte man alle Thorheiten aufzählen, zu denen das Geld verführt, und alles Böſe, wozu es Anlaß gibt, ein großes Buch faßte es nicht. Daher man wohl dem weiſen Mann recht geben muß, der geſagt hat: Was ſoll dem Narren Geld, ſo er doch ein Narr iſt? und dem, was ein Andrer ſagt: Der Reichſte iſt, wer den Reichthum entbehren kann.

Eine lächerlichere, und, wenn man es bei dem rechten Namen nennen will, närriſchere Art, ſeines Geldes froh zu ſeyn, iſt mir nicht leicht vorgekommen, als die von Peter King, einem Engländer. Dieſer Peter King war der Sohn armer Eltern, und wurde als Knabe zu einem kleinen Krämer in die Lehre gethan. Hier hielt er ſich gut. Er war emſig bei der Arbeit, ordentlich bei jedem Geſchäft und die Ehrlichkeit ſelbſt. Bald vertraute ſein Herr ihm das ganze Geſchäfte an, und als er ſtarb, hinterließ er ihm den Kram zum Erbtheil im Teſtament. Peter heirathete nun, erweiterte ſeinen Handel, und wurde mit Hülfe ſeiner emſigen Frau ein wohlhabender Mann. So weit war nun Alles gut, und es war an dem Manne nichts zu tadeln, als etwa ein wenig Hochmuth von Zeit zu Zeit, der aber ziemlich unſchuldig war und Niemanden weh that. Nachdem er aber zu Jahren gekommen

war und des Geldes genug zu haben glaubte, und ein anderer Krämer ſich neben ihm einrichtete und ſeine Kundſchaft ſchmälerte, dachte er: Sollt' es nicht endlich Zeit ſeyn, daß ich mich zur Ruhe ſetzte und meines Lebens froh würde? Kinder hab' ich nicht; für wen plag' ich mich denn ſo? So werd' ich auch den Aerger über den Nachbar los. — Er beſchloß alſo, da ſeine Frau auch nichts dagegen hatte, ſeinen Kram zu verkaufen und in eine andre Straße zu ziehn. Das war leicht ausgeführt. Nicht ſo leicht aber iſt es, nichts zu thun, obſchon Mancher es denkt, der es noch nicht verſucht hat; und ein Mann iſt beſſer daran, der ſich beſinnen muß, mit welcher Arbeit er nur anfangen ſoll, als der, welcher nicht weiß, was er mit ſeiner müſſigen Zeit machen ſoll. Dieß erfuhr Peter King nur allzu bald. In den erſten acht Tagen war es ihm ſchon ganz recht, daß er ſchlafen konnte, ſo lange er wollte; auch daß er nicht bis zum Abend am Schreibtiſche ſitzen, Rechnungen ausziehn und Briefe ſchreiben durfte; aber dieſe Luſt des Nichtsthuns wollte nicht wiederhalten. Er fing an Langeweile zu haben. Denn, wie wohl Mancher that, die Zeit im Wirthshauſe zu verſitzen oder am Spieltiſche, dazu war Peter King ein zu ordentlicher Mann, vielleicht auch zu ſtolz; und da er ſechzig Jahre alt geworden war, ohne je aus dem Gleis der Ordnung zu treten, ſo konnte er jetzt damit nicht den Anfang machen. Er wußte alſo nicht wo aus noch ein mit ſeiner müſſigen Zeit und fing Grillen. Wie er nun eines Tages im Lehnſtuhl ſaß, und an die alten Zeiten dachte, wie arm er geweſen und was für glückliche Leute er damals geſehen hatte, kam ihm auf einmal Etwas in den

Sinn, das ihm aus der Noth half. Er sah sich nämlich ganz leibhaft vor Augen, gleich als ob es auf einem Bilde vor ihm stände, wie er als Ladenbursche Sonntags bei müssiger Zeit an der Thür gelehnt habe, in einem kurzen, grauen, abgetragnen Röckchen, in schwarzen wollenen Strümpfen, plumpen Schuhen und tombacknen Schnallen darin; und wie da oft ein Arzt vorüber gegangen sey, ein wohlgenährter, kurzer Mann, wie er jetzt selbst war, mit rundem, glatten Angesicht und einer hohen glänzenden Stirn, auf der eine ungetrübte Heiterkeit zu wohnen schien. Dabei war dieser Arzt, wie man denken kann, stattlich gekleidet, wie es damals die Mode mit sich brachte, und schritt so aufrecht und gravitätisch einher, daß man gar nicht anders glauben konnte, als des Mannes Wissen, Wohlstand und Zufriedenheit müsse ganz unerschütterlich fest stehn. Dieses Bild trat ihm jetzt ganz frisch und lebendig vor die Seele, und dabei erinnerte er sich ganz deutlich, mit welchem Gefühle von Bewunderung er dem Manne immer nachgesehen, und wie er in seiner Haltung und Tracht einen ganzen Inbegriff irdischer Glückseligkeit erkannt habe. Dann dachte er weiter, wie er sich damals freilich gar nicht zu dem Gedanken habe erheben können, als ein solcher Mann vor der Welt aufzutreten; jetzt aber steh' es ja in seiner Macht. — Mit diesem Gedanken im Kopfe stand er nun von seinem Lehnstuhle auf, und es war ihm schon jetzt, als sey er ein ganz andrer Mensch, und er hatte keine Ruhe, bis er Alles zu Stande gebracht und sich wie sein großes Muster- und Vorbild herausstaffirt hatte. Mühe kostete es allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm

Peter King.

sich wi.

Mühe kostete es allerdings, einen Schneider zu finden, der ihm

Peter King.

Alles so anfertigte, wie er es im Kopfe hatte; und dann wich er ihm bei der Arbeit nicht von der Seite. Wie nun aber Alles fertig und auch die geringste Kleinigkeit nach seiner Angabe vollendet war, da hätte man ihn sehen sollen, wie er die einzelnen Stücke beschaute und anlegte; erst das feine Hemd mit der langen Spitzenkrause und den prächtigen Manschetten, die mehr als die halbe Hand bedeckten; dann die weißen seidnen Strümpfe mit breiten Zwickeln; die hohen Schuh mit großen silbernen Schnallen verziert; die kurzen Beinkleider; die bis zu den Knieen herabsteigende Weste von Brokat; den kaffeebraunen Tressenrock mit weiten Ermeln und breiten Schößen. — Ein unbeschreibliches Wohlbehagen strahlte von seinem Antlitz. Und als er sich nun gar in vollem Anzuge vor den Spiegel stellte, und seine Frau ihm noch dieses und jenes zurecht rückte; und er endlich den kleinen Hut unter den Arm und das lange spanische Rohr mit dem goldnen Knopfe in die Hand nahm, und so aus der Thür auf die Straße trat, auch in Gang und Haltung seinem Vorbilde ähnlich — da kam er sich wie verwandelt vor und es war ihm, als müßte irgendwo der arme Ladenbursche — er selbst — in der Straße stehn und ihn bewundern. Aber es kam nicht so. Freilich fuhren Köpfe genug an die Fenster; auch an Begleitern fehlte es nicht; und alle verwunderten sich, was nur diese fremde Erscheinung aus der alten Welt sagen solle, die ihnen vorkam wie eine Fastnachts-Mummerei. Endlich trieb ihn eine Schaar muthwilliger Buben mit Hohn und Spott nach Hause zurück. Das Ausgehn unterließ er nun; aber von seiner närrischen Eitelkeit war

er darum nicht geheilt. Täglich warf er ſich in die feſtlichen Kleider, und täglich ging er darin mit abgemeſſenen Schritten in der Stube auf und ab, wo zwei einander gegenüber hängende Spiegel ſein Bild ſich zuwarfen und vervielfältigten. Bisweilen wechſelte er auch ſeinen Anzug mehr als einmal des Tages. Was von Zeit ihm übrig blieb, widmete er ſeinen beiden Katzen, die er mit großer Sorgfalt wartete und bei der Mahlzeit neben ſich ſitzen ließ. Dieſe ſollten nun aber auch das Vergnügen genießen, das er an ſich ſelbſt hatte, und wie des armen Gottfrieds Kater in Stiefeln ging, ſo mußten die Katzen Peter King's in Treſſen beſetzten Röckchen einhergehn. Die armen Thiere ließen ſich Alles gefallen, und ihr Herr war nie zufriedner, als wenn er in vollem Staate zwiſchen ſeinen ebenfalls geſchmückten Hausthieren ſeiner alten Frau gegenüber ſaß, die ſeine Thorheiten ohne Einrede mit der größten Gutmüthigkeit ertrug. Dieſe gute Frau ſtarb, und Peter King grämte ſich darüber ſo ſehr, daß er acht Tage darauf auch in das Grab gelegt wurde. Beim Mangel anderer Verwandten hinterließ er ſein Vermögen einer alten Magd, mit Ausnahme eines Legates für ſeine Katzen, die nach dem Tode ihres Herrn ihre läſtige Livree wahrſcheinlich nicht mehr angelegt haben.

9.

Niemand weiß, was ihm gut iſt.

In meiner Nachbarſchaft wohnte ein Tiſchler, Martin genannt, ein geſchickter Mann, aber von leichter und eitler Gemüthsart. In ſeiner Jugend hielt er ſich immer zu ſolchen Geſellen, die die beſten Kleider trugen, und wenn er etwas Beſonderes an Andern ſah, ruhte er nicht, bis er es auch hatte; und ſo verſchwendete er das Geld, das er hätte zurücklegen können, um Meiſter zu werden. Während er ſich hierzu anſchickte, verliebte er ſich in ein Mädchen, das ſehr hübſch, aber auch ſehr arm war, und da ſeine Mutter ihm darüber Vorſtellungen machte, antwortete er ihr: Seyd nur unbeſorgt, Mutter. Ein Handwerk hat einen goldnen Boden. Ich will bald die Schuld, die Ihr jetzt machen müßt, wieder abtragen; und wenn ich Aennchen heirathe, ſo hab' ich die ſchönſte Frau in der ganzen Zunft; das iſt auch etwas werth; und habe meine Freude an ihr, ſo oft ich ſie anſehe. Sieht ſie jetzt ſchon ſo hübſch aus in ihren ſchlechten Kleidern, wie wird ſie erſt ausſehn, wenn ich ihr Kleider ſchaffe, wie ſie einer Meiſterin zukommen! Ihr ſollt dann wohl ſelbſt Eure Luſt an uns haben, wenn wir

zusammen in die Kirche gehn und die Leute uns nachsehn. Denn ich bin doch auch kein übler Kerl.

Die Mutter lächelte und willigte ein; denn sie hatte den Sohn sehr lieb, und den Fehler, der ihn drückte, hatte er wohl von ihr geerbt. Die Sache ging auch über Erwarten gut; denn die junge Frau, so arm sie war, war fleißig und ordentlich; und Martin, der hinlänglich zu thun hatte, ließ sich aus Liebe zu seiner Frau die Arbeit angelegen seyn. Allmählig aber wuchs die kleine Familie an; die nothwendigen Ausgaben mehrten sich, und wenn auch für diese der Erwerb hinreichte, so blieb doch für den Genuß der Eitelkeit wenig oder nichts übrig. Das machte ihn denn bisweilen ganz unmuthig, und wenn er so noch spät in der Nacht hobelte und leimte, während sich Andre im Wirthshause gütlich thaten, dachte er wohl manchmal, daß sein Leben ein erbärmliches Leben sey. Doch entschlug er sich dieses Gedankens so gut er konnte, und meist heiterte ihn die Arbeit selbst wieder auf; wie denn die Menschen durchaus auch selbst bei drückender Arbeit doch zufriedner sind, als beim Müssiggang. Denn der Müssiggang lehrt nicht blos viel Böses, wie die Schrift sagt, sondern betrügt auch den Menschen, der sich ihm ergibt, um die Freude, die er ihm verheißt.

Nun ging es aber in Martin's Hause auch nicht immer ohne Anstoß fort. Die alte Mutter starb und mit ihr ging ihm eine große Hülfe ab. Während die Frau im Wochenbette lag, wurden einige der ältern Kinder krank, und oft mußte Martin, wenn er den Tag über gearbeitet hatte, in der Nacht den Mantel um-

nehmen und das jammernde Kind herumtragen, oder in die Apotheke laufen, und in der Küche ein Tränkchen oder einen Brei zu einem Umschlage kochen. Doch hätte er dieß und ähnliches Ungemach aus Liebe zu seiner Frau und den Kindern ertragen, und hätte sich durch trübe und heitre Tage, wie sie im Leben fallen, durchgeholfen; aber da mußte etwas geschehen, was ihm alle Freude verbitterte, und den Gedanken, „daß sein Leben ein ganz erbärmliches Leben sey" immer von neuem wie einen scharfen Dorn in sein Herz trieb.

Es geschah nämlich, daß einer von Martin's Zunftgenossen, mit dem er in der Lehre gestanden und sonst mannichfaltigen Verkehr gehabt hatte, plötzlich durch eine Erbschaft seiner Frau zum Reichthum gelangte, sein Handwerk aufgab und ein Haus bezog, das Martin's kleinem Häuschen gerade gegenüber lag, so daß dieser in seiner Werkstatt die Augen nicht aufschlagen konnte, ohne in die großen Fensterscheiben seines reichen Nachbars zu sehn. Diesem ging es nun eben, wie es unverständigen Leuten zu gehen pflegt, die plötzlich reich werden; er wurde ein Narr und lebte wie ein Narr. Wenn sich Martin von Tages Anbruch an und oft noch früher schon hungrig gearbeitet hatte, stand sein vormaliger Mitgesell erst auf und trat, in einen weiten bunten Schlafrock gehüllt, mit einer langen holländischen Pfeife im Munde an's Fenster, um den wohlriechenden Rauch des besten Knasters umher zu blasen, und den Kaffee zu schlürfen, mit dem ihn seine Frau bediente. Nach anderthalb Stunden wurde ein Frühstück aufgetragen, das für den armen Martin und

seine ganze Familie ein reichliches Mittagsessen gewesen wäre, dort aber nur der Vorläufer des Mittagsmahles war; und nachdem auch dieses eingenommen war, streckte sich der reiche Müssiggänger bequem auf den Sopha hin, um vom Nichtsthun auszuruhn. Der Rest des Tages wurde ohngefähr auf gleiche Weise hingebracht, nur daß gegen Abend der Mann sich in seine Kleider warf und auf ein öffentliches Haus ging, die Frau aber Besuch annahm oder gab. Das ging denn nun mit wenigen Veränderungen einen Tag wie den andern; und Martin sah Alles, und alle Tage trieb der Unmuth tiefre Wurzeln in sein Herz. Dann warf er bisweilen Hobel und Richtscheit auf die Erde, und sah mit finstern Mienen vor sich hin, und seine Frau mußte ihm gute Worte geben, um ihn wieder an die Arbeit zu bringen. — Die haben es gut da drüben, sagte er dann oft zu seiner Frau, wenn er sein magres Abendbrod aus ihrer Hand empfing; die leben wie die Fürsten und können es auch. Es ist doch ein gutes Ding um eine reiche Frau. Wenn Du mir auch etwas mehr als Dein hübsches Gesicht mitgebracht hättest, so könnten wir uns auch etwas zu Gute thun, und brauchten nicht den ganzen Tag zu schanzen und zu karren wie Züchtlinge.

Solche unfreundliche und häßliche Reden entfielen bisweilen dem tief verstimmten Martin, und es kränkte seine Frau, sich ihre Armuth vorwerfen zu hören, die sie doch nicht verschuldet hatte. Unmuth und üble Laune sind schlechte Gehülfen bei jedem Geschäfte; sie sind die Pferde, die hinter dem Wagen gespannt ihn aufhalten, während Freudigkeit und heitrer Muth auch das Schwerste munter

fördert. Daher ſtockte die Arbeit in Martin's Werkſtatt; die Kunden minderten ſich und mit ihnen der Erwerb. Er mußte Schulden machen, und, wenn ihm nicht geborgt wurde, Zuflucht zum Leihhauſe nehmen. Dahin wanderte allmählig Alles, was im Hauſe entbehrlich war; das Unentbehrliche folgte nach. Die Frau weinte; aber Martin war dann hart gegen ſie, ſtürmte und tobte; ſtieß auch wohl Drohungen mancherlei Art aus. Da ſchwieg die Frau und verbarg ihren Gram. Bald war es ſo weit gekommen, daß ſie und die Kinder nur zur Nothdurft bekleidet waren; und da dem eiteln Manne ihr ärmlicher Aufzug ſchimpflicher ſchien als Alles andre, verbot er ihnen bei Tage auszugehn und ſperrte ſie ein.

Während an einem von dieſen trüben Tagen Martin müſſig am Fenſter ſtand, kam ein bekannter Jude die Straße herauf, grüßte den Martin und bot ihm Looſe zu einem Lotto an, das in einem benachbarten Lande im Gange war. Martin, dem es gänzlich an Geld gebrach, wieß ihn ab; der Jude aber wußte ſo viele Geſchichten von großen Gewinnſten zu erzählen, die in ſeine Collecte gefallen waren, daß Martin endlich zwei Looſe gegen ein Kopfkiſſen ſeines Bettes eintauſchte, und noch einige Kreuzer darauf heraus bekam. Die Frau weinte bitterlich, da ſie auch dieſes Stück forttragen ſah, und es half nichts, daß Martin ihr die papiernen Zettel und die goldnen Hoffnungen, die ſie verkündeten, vor die Augen hielt. Sie ſah nur das gegenwärtige Elend, und konnte kein Vertrauen zu einem Spiele gewinnen, das ihr immer wie eine Erfindung der Hölle vorgekommen war.

Für's Erste indeß behielt Martin und der Jude Recht. Das Lotto wurde gezogen; das eine Loos fiel durch; von dem andern aber kamen drei Nummern aus dem Glücksrade. Der Jude ließ mit der guten Botschaft nicht auf sich warten. Martin saß in der düstern Stube bei dem Scheine einer dürftigen Lampe und fing Grillen; da klopfte der Jude an das Fenster und meldete das glückliche Ereigniß. — Wie viel beträgt's? fragte Martin mit Hast. — Hundert; antwortete der Jude. — Was? hundert Gulden? — Na, antwortete der Jude, nit Gulden, Ducaten, und noch fünf und zwanzig drüber. Da gehen freilich ein Paar Procentchen für die Direction und für den Collecteur ab; aber Euch bleiben immer noch ein fünfhundert Gulden reines Geld übrig.

Martin war außer sich. Frau, rief er in den Hof hinaus, wir sind reiche Leute. Nun darfst Du nicht mehr greinen. Nun können wir es dem Nachbar Obenaus gleich thun. Warum freust Du Dich denn aber nicht?

Die arme bestürzte Frau hätte sich gern gefreut, aber sie konnte nicht. Das Herz war ihr allzuschwer; denn es kam ihr vor, als ob Geld in einem solchen Spiele gewonnen, nur Unheil, keinen Segen bringen könnte. Um aber ihren Mann nicht zornig zu machen, sagte sie: Nun ja, ich freue mich, wenn uns aus der Noth geholfen wird. Mög' es uns Gott zum Besten gerathen lassen!

Als nun nach einigen Tagen das Geld selbst ankam, und Martin die blanken Kronenthaler auf dem Tische vor ihr aufzählte, sagte sie mit Thränen in den Augen: Jetzt laß uns nur

die Sachen aus dem Verſatze retten; die Kinder haben ihr Zeug gar zu nöthig. Ein Theil iſt freilich ſchon verkauft. Es war manches feine Stückchen dabei. — Was feine Stückchen, rief Martin ärgerlich über den Kaltſinn ſeiner Frau; alte Lumpen waren es, die Euch in der Zeit doch vom Leibe gefallen wären. Jetzt können wir es beſſer haben. Noch heute gehſt Du in den Kram und kaufſt Kattun für Dich und für die Kinder; vom beſten und was in die Augen fällt. Ich will mich auch neu herausſtaffiren; einen blauen Rock mit blanken Knöpfen, ſeidne Weſten darunter, blanke Stiefeln und einen neuen Hut. Für's erſte aber koche uns etwas Gutes; wir haben lange keine rechtliche Mahlzeit gehabt.

Auf dieſe Weiſe alſo fing der unbeſonnene Mann den neuen Abſchnitt ſeines Lebens an. Gott zu danken für die unverhoffte Rettung aus der Noth, fiel ihm in ſeinem thörigten Jubel nicht ein; eben ſo wenig fiel ihm ein, für die Anwendung ſeines Gewinnſtes eine kluge Einrichtung zu machen. Neid und Misgunſt gegen den reichen Nachbar hatte ſein ganzes Gemüth verkehrt; und indem all ſein Dichten und Trachten darauf ging, dieſen zu ärgern, richtete er ſich zu Grunde. Sein ganzes Weſen wurde eitel Thorheit. Nun ſagt Sirach wohl mit Recht: „Gold und Silber hilft einem Mann; aber guter Rath iſt beſſer.“ Für guten Rath aber war in des bethörten Mannes Herzen keine Stelle.

Das ging denn nun, wie zu erwarten war. An Arbeit wurde wenig gedacht. Nun nimmt aber auch ein goldner Berg ab, wenn Du nichts hinzuthuſt, und ein See trocknet aus, wenn kein

Waſſer zufließt. Zwar warnte die Frau mit freundlichen Worten; aber er gebot ihr zu ſchweigen, oder ging in das Wirthshaus und ſuchte die Geſellſchaft luſtiger Geſellen; ſpielte mit ihnen und verlor öfterer als er gewann. So ging von dem Gewinn ein Krontaler nach dem andern fort; den letzten nahm ihm ein Gauner ab, der mit falſchen Würfeln ſpielte.

Wohlleben iſt eine Pflanze, die ein Veilchen gar luſtig blüht; aber die Blüthe verwelkt über Nacht und nichts bleibt übrig als der dürre Schaft und die bittre Wurzel. Auch bei Martin blieb bittre Reue nicht aus. Was ſollte er anfangen? Nicht einmal durch Klagen konnte er ſein belaſtetes Herz erleichtern. Niemand hatte Mitleiden mit ihm. Seine Frau hatte nur Thränen, aber keinen Troſt. Die Freunde beim Wein und Spiel, die auf ſeine Koſten gezehrt hatten, kannten ihn nicht mehr; und wenn er von ihnen zu borgen kam, verhöhnten ſie ihn. Das Lottoſpiel hatte er zu ſeinem Verderben fortgeſetzt. Aber das Spiel iſt einem tückiſchen Kobolt gleich, der Dich mit fröhlicher Muſik in eine Grube lockt, und wenn Du darinne liegſt, Dich mit Hohngelächter verläßt; oder wie ein Irrlicht, das in den Sumpf führt und dann verliſcht. Jeder Verſuch ſchlug fehl. Er ſetzte immer höher und höher; aber keine Terne kam heraus, nicht einmal eine Ambe oder nur ein ſimpler Auszug.

So geſchah es denn, daß Martin ſein Haus zum zweitenmal ausleerte, und endlich ſelbſt herausgeworfen wurde, da er den Miethzins nicht bezahlen konnte. Er verbarg ſich nun mit den Seinigen in einer armſeligen Hütte, arbeitete um Taglohn, um

den Hunger zu ſtillen; aber die Erinnerung an ſeine beſſern Tage gonnte ihm keinen frohen Augenblick. Er that nun den letzten Schritt der Verzweiflung und ertränkte ſeinen Gram in Branntwein. Aber der Rauſch machte ihn nicht froh, ſondern wild. Die Frau ſtarb vor Gram. Die Kinder bettelten in Lumpen gehüllt, und was ſie zuſammen bettelten, vertrank ihr Vater. Endlich, nachdem der letzte Reſt von Schaam von ihm gewichen war, bettelte er auch ſelbſt. Eines Tages, da er mit leeren Händen nach Hauſe kam, und er keinen Kreuzer zu Branntwein hatte, und die Kinder auch nichts nach Hauſe brachten, ſchlug er ſie, rannte dann vor das Thor und ſtürzte ſich in den Fluß. Die Kinder irrten eine Zeitlang hülflos umher, bis ſich endlich die Freunde in der Noth ihrer annahmen, ſie hier und da bei chriſtlichgesinnten Leuten unterbrachten und ſo dem Verderben entriſſen.

10.

Der kleine Robinson.

Moritz war ein dreister Knabe, der sich Alles zutraute. Er liebte die Gefahr und suchte sie auf, und da er ihren Umfang nicht kannte, unternahm er bisweilen Dinge, die über seine Kräfte waren. Es fehlte zwar nicht an Züchtigungen des strengen Vaters; auch nicht an Warnungen und Bitten der ängstlichen Mutter; aber weder das Eine noch das Andre fruchtete; ja, da der Vater oft nach Laune strafte, und, wenn etwas Tollkühnes gelungen war, bei allem Zorne doch eine gewisse Freude nicht verbarg; das Herz der Mutter aber gar leicht versöhnt wurde, und sie dem Vater dann aus Furcht vor seiner Heftigkeit Vieles verheimlichte, so wurde durch so ungleiche Erziehung von beiden Seiten mehr verderbt als gebessert. Die Lust an der Gefahr blieb ungeschwächt; nur die Kunst, den mächtigen Hang insgeheim zu befriedigen, wurde vervollkommnet; und während Moritz keiner Versuchung dieser Art widerstand, wuchs die Gefahr durch die Heimlichkeit, mit der er dabei zu Werke ging.

Einstmals hatten ihn seine Eltern in ein Wildbad mitgenom-

men, das an der Gränze von Bayern in der Nähe der Alpen liegt. Nah' dabei ist ein weiter See mit kleinen Inseln, und rund umher in vielen Reihen hinter einander steigen Gebirge auf, zu denen üppige Wiesen und sanfte Hügel auf den anmuthigsten Wegen leiten. Nicht sehr fern, wie es dem Auge scheint, starren schroffe Felsen empor, auf denen Adler und Geier horsten; und die Einwohner der Gegend erzählen, daß man oft, wenn Alles ruhig ist, das Geschrei dieser gewaltigen Räuber über den See her aus der Ferne vernimmt. Auch die Gemse wohnt hier und der Steinbock; und an Wild andrer Art war in den Wäldern umher auch kein Mangel.

Dieses Bad selbst wurde oft von Jägern besucht, die meist in dem Wirthshause einsprachen, in welchem die meisten Gäste wohnten; so daß Moritz oft Gelegenheit hatte, ihren Gesprächen zuzuhören, und sich an der Beschreibung der Gefahren zu weiden, die sie bei ihrem bedenklichen Geschäfte bestanden hatten. Nichts schien ihm jetzt wünschenswerther als ein so frisches Jägerleben; ein Verfolgen des Wildes auf ungebahnten Wegen; dieses Emporklimmen zu schwindelnden Höhen, oder das Schweben über dem Abgrund, oder das Wandeln auf schmalen Pfaden an der Felsenwand hin. Was hätte er nicht darum gegeben, diese Gefahren theilen zu dürfen? Da hieran aber nicht zu denken war, so hielt er sich an den, wie er meinte, höchst bescheidnen Wunsch, den Schauplatz der Thaten dieser Leute etwas mehr in der Nähe zu sehn, und einen der Felsen zu erklimmen, deren graue Zacken über den Wald emporragten. Diesem Verlangen gab er ohne Beden-

ken Gehör. Seine Blicke hingen jetzt bei jedem Spaziergange an jenen Felsenspitzen; sie kamen ihm in seinen Träumen vor, und in diesen genoß er den Vorgeschmack der Freude, von einer solchen gefahrvollen Höhe herab in das weite Land und auf die niedrigern Berge zu schaun. Er hatte keinen andern Gedanken, und so ergriff er denn die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot, sein kühnes Vorhaben, ohne daß Jemand darum wüßte, auszuführen.

Die Eigenthümlichkeit des Wassers fordert ein langes Verweilen in dem Bade, das immer eine große Anzahl gemeinschaftlich gebraucht. Mancho der Badenden bringen den ganzen Morgen darinne zu, nehmen ihr Frühstück in dem Wasser, oder beschäftigen sich in ihm mit Lesen oder auf andre Weise. Moritz war während dieser Zeit der Aufsicht eines Dieners übergeben, der ihn auf seinen Gängen nicht verlassen durfte. Dieser Diener war nicht sehr gewissenhaft. Eines Morgens fand er für gut, während seine Herrschaft im Bade war, in einem eignen Geschäfte nach einem benachbarten Orte zu gehn. Moritz blieb allein. Zwar beschwor ihn der Diener, nicht weg zu gehn; da er ihn aber zu gleicher Zeit bat, den Eltern um Gotteswillen nichts von seiner eignen Entfernung zu verrathen, meinte er es mit seiner Zusage nicht so genau zu nehmen.

Mit klopfendem Herzen sah er dem Diener nach, und dieser war ihm kaum aus dem Gesicht, als er zu seinem Vorhaben schritt, das er in wenigen Stunden zu vollbringen glaubte.

Zwar fest stand der Gedanke nicht sogleich. Noch bang und unentschlossen trat er aus dem Hause in das Freie, und sah sich

um. Da war der Himmel ſo rein und hell; der See lag ſo ruhig in ſeinen Ufern und ſpiegelte die reizende Landſchaft in ſeinen Tiefen ſo herrlich ab. Hier und da durchſchnitt ein Nachen das cryſtallhelle Waſſer, und zog lange Lichtſtreifen hinter ſich her, während unter den plätſchernden Rudern feurige Tropfen aufſprühten. Kein Lüftchen regte ſich, und die Stille umher ſtörte nichts als die Hörner der Hirten und das Brüllen der Heerden von den benachbarten Wieſen. Solch' ein Morgen bewegt jedes Gemüth und weckt den Trieb zum Wandern. Moritz widerſtand nicht länger. Die ſchroffen Felſenzacken glänzten im Sonnenſchein; ihm war es, als riefen ſie ihn. Er mußte fort. Raſchen Schrittes war er über die Wieſen hinweg; ein ſchmaler Fußſteig führte ihn durch das Gebüſch, das die Wieſen bekränzt; und der anſtoßende Wald war licht genug, um ihm das Ziel der Wanderung nicht zu verſtecken. Als er aber die erſten Höhen überſtiegen hatte und der Weg ſich hinabſenkte, da ſah er ſich wie mit einem Meere von Wäldern umgeben. Jede Ausſicht vorwärts und rückwärts war verſchloſſen, und die ſchmalen Waldpfade liefen in ungewiſſen Richtungen auf und ab, und endeten öfters auf einem mit gefälltem Holze bedeckten Schlag. Moritz verlor den Muth nicht. Wenn ich die nächſte Höhe erſtiegen habe, dachte er, ſo kann ich nicht mehr weit von den Felſen ſeyn, und es kann mir dann nicht fehlen, zum Ziele zu gelangen.

Dieſe Hoffnung ſchlug fehl. Die Höhe war erſtiegen, aber keine Ausſicht zeigte ſich, als auf eine neue Höhe. Moritz war ermüdet; er mußte ruhen, und während er ruhte, und ſeine Blicke

uber den unermeßlichen Wald hinſtreiften, wandelte ihn Bangigkeit an. Doch beſiegte er ſie. Er raffte ſich auf und ſtieg weiter. Dieſer Berg iſt ſicher der letzte, dachte er. Aber ach! ehe er den Gipfel erreichte, hemmte ein weiter Abgrund ſeinen Weg. Schroffe Felſenwände ſenkten ſich in die Tiefe hinab; ein ſchäumender Waldſtrom brauſte zwiſchen zerriſſnem Geſtein und vermehrte die Schauer der Einſamkeit durch ſein dumpfes Getös. Staunend ſah Moritz hinab, und wieder hinauf nach den Berghöhn, die ihm das Ziel ſeiner Reiſe verſteckten. Weiter vorzudringen war unmöglich. Das Unternehmen war mislungen.

Mit dem Verſchwinden der letzten Hoffnung ſchwand auch die Kraft des Knaben. Voll Unmuths warf er ſich auf den Boden; die Sonne brannte heiß; Wolken erhoben ſich; in den Wipfeln der Bäume brauſte der Wind, und ſein Geräuſch miſchte ſich mit dem Toſen des Waldſtroms. Neue Bangigkeit überfiel den Knaben. Ich muß zurück, ſagte er zu ſich ſelbſt; werde ich aber auch den Rückweg finden? und wenn ich mich verirre, wird ſich in dieſer Einſamkeit Jemand finden, der mich zurecht weißt?

Jetzt ſtellte ſich auch der Hunger ein und die Beſorgniß, zu ſpät nach Hauſe zu kommen. Es war keine Zeit zu verlieren. Er kehrte raſch um und beſchleunigte ſeine Schritte. Aber der Wald wurde dichter und dichter; an mehr als einer Stelle mußte er ſich durch verwachſenes Gebüſch drängen, wo Dornen ihn feſthielten und bisweilen verwundeten. Endlich kam er an eine Stelle, die mit Brombeerſträuchen bewachſen war. Die Beeren waren reif, und das war gut für den Durſt und gegen den

Hunger zur Nothdurft. Noch aber erschien kein Pfad, und keine Aussicht nach dem See öffnete sich. Alles war mit Bergen und Bäumen gesperrt.

Bisher hatte Moritz noch immer durch Zufall die Richtung nach dem Bade befolgt; doch war er ungewiß, und sah oft, aber immer vergebens, umher, ob er nicht irgendwo Menschen sähe. Endlich hörte er ein Geräusch, wie beim Schlagen gegen Holz. Hier müssen Holzhauer seyn, dachte er. Er ging dem Schalle nach; er rief; das Geräusch hörte auf; und da er eine Weile stille stand, fing es an einer andern Stelle wieder an. Es war kein Mensch, wie er geglaubt hatte, sondern ein Specht, der mit dem Schnabel gegen die Baumstämme hämmerte.

Moritz war hierdurch von seinem Wege abwärts gelenkt worden, und gerieth in eine Tiefe, die vom Wasser ausgehöhlt schien, und in der große Wacken in wilder Unordnung über einander gethürmt waren. Auf der entgegengesetzten Seite aber öffnete sich der Wald, und ein Weg mit tiefen Gleisen, Spuren von Fuhrwerk, schimmerte durch. Das war ein erfreulicher Anblick; aber zu dem Wege zu gelangen, war nicht leicht. Er mußte von einem Felsenstück zu dem andern springen; dann kam eines, von dem er hinabrutschen mußte; und endlich eine ganze Felsenwand. Mühsam klimmte er hinauf; aber nun stand er hier auf dem höchsten Rande und sah rathlos hinab, und dann wieder nach dem Wege hin, der jetzt so nah war, und zu dem er doch nicht gelangen konnte. Auch zurück konnte er nicht. Eine unbeschreibliche Angst überfiel ihn, und er wäre in Thränen ausgebrochen, wenn

er ſich nicht vor ſich ſelbſt geſchämt hätte. In ſeiner Angſt ſah er zum Himmel auf, und zwei Adler ſchwebten über ihm und drehten ſich in weiten Kreiſen umher, wie Raubvögel thun, wenn ſie auf eine Beute ſtoßen wollen. Da fielen zwei Schüſſe. Ein Haſe fuhr aus einem Buſch hervor; die Vögel ſtürzten nah bei dem Knaben herab zwiſchen die Felſen, und gleich darauf kamen mit Büchſen und Jagdtaſchen zwei Scharfſchützen zum Vorſchein, ſich ihrer Beute zu bemächtigen. Gott ſey Dank! dachte Moritz, die kommen mir wie vom Himmel. Er rief. Die Jäger ſchauten verwundert auf. Sagt mir, Ihr guten Männer, rief er ihnen zu, wie ich da hinab komme. — Sag' uns erſt, wie Du hinauf gekommen biſt, antworteten die Jäger. — Das will ich Euch hernach ſagen, erwiederte Moritz, dem jetzt der Muth wieder wuchs; vorher aber helft mir herunter. — Das iſt leicht geſagt „helft mir herunter," verſetzte der eine Jäger; aber wie? Haſt wohl gemeint, es ſollte Dir ein Engel vom Himmel kommen, wie zu dem großen Kaiſer Maximilian an der Martinswand? Das iſt jetzt aus der Mode gekommen. — Aengſtige den Knaben nicht, ſagte der andre Jäger; der kann halt einmal ein guter Jäger werden. Klettern hat er gelernt. — Bei dieſen Worten öffnete er ſeine Jagdtaſche, zog ein ſtarkes Seil heraus und warf das Ende davon dem Knaben zu. Es gelang nach mehrern Verſuchen. Als nun Moritz den Strick in der Hand hatte, hieß ihm der Jäger das Ende um einen hervorragenden Stein zu wickeln und feſt zu binden. Auch dieß gelang. Nun, rief der Jäger, nimm Dir ein Herz, und faſſe den

Strick mit beiden Handen; wir wollen Dich auffangen; wickle aber das Fazzolet *) um die Hände. So! — nun Gott befohlen!

Moritz that, wie ihm geheißen war, und hing sich mit beiden Händen an das Seil: die Beine schwebten frei in der Luft; er glitt hinab. Einige Knoten hemmten die Schnelligkeit. Die beiden Männer aber standen unten mit aufgehobenen Armen und fingen ihn auf.

Jetzt war Moritz unten, aber die Knie zitterten noch unter ihm, und er brauchte einige Minuten, ehe er zu Athem kam, und seinen Rettern danken konnte. Wie weit ist's nun bis zum Bade? fragte er. In einer kleinen Stunde sind wir dort, antwortete der Jäger; Du kannst mit uns gehn. Moritz war sehr froh. Der Weg war jetzt bequem, und wurde durch das Gespräch der Begleiter und ihre Erzählungen verkürzt. Was hat Dich aber nur, fragte der Eine, für ein Satan geplagt, daß Du Dich so allein in diese Wildniß verlaufen hast? Du hättest zehnmal den Hals brechen können, und ohne uns hättest Du dort oben gesessen, bis die Posaunen zum jüngsten Gericht geblasen hätten.

Es soll mich doch nicht gereuen, sagte Moritz, wenn ich auch gleich die Felsenzacken da hinten nicht erreicht habe.

Also dorthin wolltest Du? sagte der Jäger und lachte laut auf. — Nun ja; warum denn nicht? — Da mußt Du erst bei den Gemsen in die Schule gehn und ihre Beine borgen. Mit Beinen, wie die Deinigen, ist dort noch Niemand angekommen. — Und

*) Das Taschentuch

nun beſchrieb der Jäger die himmelhohen Klippen, die fernhin hinter dem Walde wie Spitzſäulen aufſteigen. — Wenn dem freilich ſo iſt, ſagte Moritz. Aber es ſoll mich doch nicht gereuen, den Verſuch gemacht zu haben. Es iſt ſchauerlich in einer ſolchen Waldeinſamkeit, aber ſchön. Und ich habe doch nun den Adler uber mir fliegen ſehn, und weiß, wie man es machen muß, um von einer ſteilen Höhe herabzukommen. Aber ſagt mir, was gibt es noch ſonſt für Thiere in den Wäldern hier?

Dieſe Frage öffnete dem Geſpräch einen neuen Weg. Bei den Erzählungen der Jäger vergaß Moritz Müdigkeit und Hunger, und eh' er es ſich verſah, waren ſie an dem Ufer des See's, aber an einer ganz andern Stelle als von wo er ausgegangen war. Athemlos kam ihm der Diener entgegen, den die Abweſenheit des Knaben in die größte Angſt geſtürzt hatte. Sind die Eltern aus dem Bade zurück? fragte Moritz. — Noch nicht, Gottlob! antwortete der Diener. — Daß Du mich nicht verräthſt, ſagte Moritz. Wenn Du ſchweigen kannſt, will ich Dir erzählen, wo ich geweſen bin und Du wirſt Dich wundern. Jetzt aber geh und ſchaffe mir etwas zu eſſen; denn ich bin ſehr hungrig. Dann ſollſt Du Wunder hören.

Fortſetzung.

Die Badezeit ging zu Ende und der Tag der Abreiſe war feſtgeſetzt. Moritz war ſehr betrübt. Es wollte ihm gar nicht in den Sinn, daß er dieſe ſchöne Gegend verlaſſen ſollte, ohne Alles

gesehn und Alles versucht zu haben, wozu sie einlud. Vorzüglich lag ihm ein Wunsch im Sinne, der ihm durchaus keine Ruhe ließ.

Ohngefähr in der Mitte des Sees erhob sich ein kleines Eiland, aus den Spitzen von Felsen gebildet, die in der Tiefe wurzelten. Schon bei mäßigem Winde brachen sich die Wellen an den steinigen Ufern, beim Sturm aber spritzte der Schaum bis an die Wipfel der Bäume hinauf, die aus dem Gebüsche hervorragten, das die Insel bedeckte. Sie war die Freistatt der Wasservögel, die sie oft in großen Schaaren umkreis'ten, und wenn sie den Tag uber den See nach allen Richtungen durchschwommen hatten, am Abend mit lautem Geschrei in ihre Wohnung und zu ihren Nestern zurückkehrten.

Moritz hatte während der ganzen Badezeit diese Insel in den Augen gehabt. Bei jeder Gelegenheit hatte er den Wunsch ausgesprochen, sie besuchen zu dürfen; dieser Wunsch fand bei seinen Eltern kein Gehör. Der Vater, der einstmals beim Baden in Todesgefahr gerathen war, hatte seitdem einen Abscheu gegen das Wasser behalten; und die Mutter, von Natur furchtsam und ängstlich, beschwor ihren Mann, weder sich selbst dem tückischen Element auf einem der gefährlichen Nachen anzuvertrauen, die auf jenem See das gewöhnliche Fahrzeug sind, noch viel weniger aber die Bitte des tollkühnen Knaben zu erfüllen. Dieses Verbot betrübte den Knaben sehr; seine Sehnsucht wuchs, und es kam ihm vor, als ob von Allem, was die Umgegend Reizendes bot, jenes Inselchen der eigentliche Mittelpunkt und gleichsam der Inbegriff seyn müsse. Wie heimlich, dachte er, mag es nicht in

jenem Gebüsche seyn! Wie herrlich muß es seyn, in dem Schatten der Bäume zu liegen, wenn von allen Seiten die Wellen rauschen. Gewiß ist da auch eine Felsengrotte, mit Epheu und Farrenkräutern umwachsen, wie ich das in Beschreibungen gelesen habe! Und dann sind sicher alle Büsche voll Nester. Wie mögen die Nester aussehn? Was für ein Gewimmel mag da seyn! Ach, wenn ich nur eine Viertelstunde dort seyn könnte!

Wenn ein Mensch den Blick an eine verbotene Frucht hängt, so greift bald auch die Hand darnach. Moritz war durch das Abentheuer im Walde nur noch dreister geworden; und er sann jetzt auf nichts, als wie er das Verbot der Eltern umgehen möchte. Die Gelegenheit dazu fand sich erst am Tage vor der Abreise.

Der Wagen war gepackt. Der Vater war auf dem Landhause des Grafen von B. zur Tafel; die Mutter hielt sich still im Zimmer, um ihre Kräfte für die bevorstehende Reise zu schonen; der Diener war mit seinem Herrn gegangen; Moritz sah sich allein. Jetzt, dacht' er, oder nie. Der Augenblick ist erwünscht. Man muß die Gelegenheit beim Schopfe fassen. — Und ohne sich weiter zu bedenken, flog er an den See. Ein Nachen lag am Ufer und ein Knabe schaukelte sich müssig darin. — Kannst Du rudern? fragte Moritz den Knaben. — Dieser sah ihn lachend an. Ich werde wohl nicht rudern können? sagte er. — Nun so fahre mich nach der Insel hin; aber besinne Dich nicht lange; ich habe nur wenige Zeit. Hier hast Du Geld.

Der Fischerknabe, vergnügt über den unerwarteten Gewinn

am Schluſſe des Tages, ließ nicht auf ſich warten. Der Kahn war ſchnell losgebunden; Moritz ſaß ein, und ſah ſich bald in der Mitte des See's. Zwar war das Waſſer bewegt und der Himmel trübe; aber der Knabe zog ſeine zwei Ruder mit Kraft und Geſchicklichkeit, und in weniger als einer Viertelſtunde ſtieg Moritz an dem erſehnten Ithaka aus. Der Nachen wurde angebunden und beide Knaben durchliefen das Inſelchen nach allen Richtungen. Nichts Merkwürdiges zeigte ſich. Die geflügelten Bewohner des Eilands waren ſchon meiſt zu ihrer Herbſtreiſe abgezogen; nur hier und da flatterte ein Sandläufer auf, oder eine ſchüchterne Eidechſe rauſchte durch das Gebüſch; aber von dem Leben, das Moritz erwartet hatte, von dem Gewimmel kleiner Vögel umher war nichts zu ſehn. Endlich rief der Fiſcherjunge: Halt, dort oben iſt ein Elſternneſt. Die müſſen jetzt Junge haben. Könnte ich einen davon kriegen, der müßte mir ſprechen lernen.

Moritz ſah jetzt das Neſt auch. Er wollte es in der Nähe ſehn und verſuchte den Baum zu erklettern. Aber noch an dem Stamme hängend, packte ihn ein heftiger Windſtoß, wie in Gebirgen oft plötzlich einer ganz unerwartet aus den Schluchten hervorbricht, ſo daß er mehr fallend als gleitend auf die Erde zurückkehren mußte. Dem Fiſcherknaben gelang es beſſer. Er erreichte die Zweige des ſchwankenden Baumes, das Elſternpaar purrte von dem Neſte auf und flog dem See zu; der Knabe blickte ihm nach; plötzlich aber ſchrie er mit einem Tone des Entſetzens: Maria Joſeph! der Kahn!

Der Windſtoß, durch den Moritz ſo eben von dem Baume

herabgeworfen worden war, hatte das morsche Seil, womit der Kahn an dem Ufer nur locker befestigt worden war, zerrissen; das leichte Fahrzeug war gegen ein hervorragendes Felsenstück gestoßen und umgeschlagen, und die starke Bewegung des Wassers hatte ihn schon eine Strecke abwärts in den See getrieben. Blaß vor Schrecken und mit lautem Geschrei war der Knabe von dem Baume herabgesprungen und nach dem Ufer gelaufen. Moritz folgte ihm. Der umgestürzte Kahn entfernte sich schaukelnd immer weiter; ihn durch Schwimmen zu erreichen war unmöglich; auch ging das Wasser zu hoch, und brach sich schäumend an den Klippen. Der Knabe schrie in größter Verzweiflung; riß die Mütze vom Kopf; griff mit beiden Händen in die Haare und warf sich endlich zur Erde auf's Gesicht. Moritz stand stumm und blaß neben ihm. Mit Entsetzen sah er, daß sich der Kahn immer weiter hinaus trieb; kein andrer war zu sehn, und das Ufer war viel zu fern, um durch Rufen Hülfe herbeizuziehn. Der Abend näherte sich. Die Dämmerung brach ein und keine Hoffnung der Befreiung war da. Könntest Du Feuer machen, sagte Moritz, so könnten wir ein Zeichen geben. — Der Knabe hatte keines. — Oder wenn wir ein weißes Tuch an eine Stange bänden. — Es fehlte an Allem. — Weißt Du denn gar kein Mittel? — Der Knabe gab keine Antwort. Von Zeit zu Zeit aber hob er den Kopf in die Höhe und sah seinem fluthenden Kahne nach, und jedesmal brach er dann von Neuem in ein klägliches Wehklagen aus. Moritz lief auf und ab; er dachte an die Schrecknisse der Nacht, die ihn erwarteten, und verwünschte seine Verwegenheit.

In dem Wirthshause war indeß Alles in Bewegung. Der Vater, der bei der Rückkehr nach Hause den Knaben nicht fand, schalt den Diener aus; der Diener entschuldigte sich mit den Geschäften der Abreise; und da man überall herumgeschickt hatte, und der Knabe nirgends zu finden war, fürchtete die Mutter ein unheilbares Unglück, und machte sich Vorwürfe, ihn nicht fest auf dem Zimmer gehalten zu haben. Der Vater wollte beruhigen; aber Alles, was er thun mochte, reichte nicht hin, auch nur den Schein einer Beruhigung zu geben, von der er selbst weit entfernt war. Nach vielem Umfragen erfuhr man endlich, daß Moritz am Ufer gesehn worden, und daß auch ein Fischerknabe mit seinem Kahne vermißt werde, und das Zusammentreffen dieser Umstände machte nur allzu wahrscheinlich, daß sich Moritz in das Wasser gewagt habe. Dieß minderte die Angst der Eltern nicht. Alle Fischer wurden aufgeboten, den See zu durchsuchen. Der Vater wollte selbst mit hinaus; aber die Mutter gestattete es nicht. Einige fuhren mit Fackeln an dem Ufer hin; ein Kahn, auf dem sich der Diener befand, nahm die Richtung nach der Insel. Die Fahrt ging langsam; das Wasser ging hohl und der Wind trieb es den Ruderern entgegen. Plötzlich stieß etwas mit Gewalt gegen sie; der Nachen schwankte und drohte umzuschlagen. Beim Scheine der Laterne sahen sie, daß sie an einen umgestürzten Nachen gestoßen waren. Die Fischer sahen sich bedenklich an. Franz, der Diener, deutete ihre Blicke. Erbarm' es Gott! rief er aus; wenn der Moritz hier ein Unglück gehabt hätte! Das wäre der Tod meiner Herrschaft und ich stürzte mich selber nach.

Während dieſer Klagen, und indem die Fiſcher den umgeſchlagnen Nachen umfuhren, war es ihnen, als ob ſie aus weiter Ferne menſchliche Stimmen hörten. Sie ſtrengten ſich von Neuem an, und ruderten der Richtung nach, die der vernommene Ton anzudeuten ſchien. Sie hatten nicht geirrt. Moritz hatte den Schein der Laterne wahrgenommen. Er rief; der Fiſcherknabe begleitete den Ruf und pfiff auf dem Finger. Kurz darauf ſchallte ein antwortender Ruf von dem See her. Moritz jauchzte; ſein Begleiter aber verſtummte; denn ihm war bang vor der väterlichen Züchtigung.

Der Kahn landete jetzt, nicht ohne Schwierigkeit, und nahm die Knaben auf. Als ſie einſtiegen, leuchtete einer der Schiffer dem Fiſcherjungen in's Geſicht und erkannte ſeinen jüngern Bruder, und ſchon hatte er das Ruder aufgehoben, um ihn zu züchtigen, als ihm Moritz in den Arm griff und treuherzig alle Schuld auf ſich nahm. — Beim Vater kömmſt Du ſo gut nicht weg, ſagte der Schiffer. Meinſt Du, es ſey ein Spaß, dem Kahn nachzufahren? Hat der Dummkopf noch nicht gelernt, einen Kahn anzubinden?

So froh nun Moritz bei der Ankunft ſeiner Retter geweſen war, und daß er nun die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen durfte, ſo ſtumm und niedergeſchlagen ſaß er doch jetzt da, als ihm Franz eine Schilderung von der Angſt ſeiner Eltern machte. Er erkannte ſein Vergehn und gelobte ſich in der Stille für die Zukunft größere Folgſamkeit. Dieſe Vorſätze beruhigten ihn etwas. Als ſich aber der Kahn dem Ufer näherte, und Moritz

ſchon aus der Ferne die ängſtliche Stimme des Vaters hörte, der den Kommenden entgegenrief: Bringt Ihr ihn mit? — da verließ ihn der Muth. Zitternd ſtieg er an's Land, warf ſich nieder und umfaßte des Vaters Knie. Unbeſonnener, wahnwitziger Bube, rief dieſer ihm zu, wenn Du in Deiner Tollkühnheit das eigne Leben nicht ſchonſt, ſo ſchone wenigſtens das Leben Deiner kranken Mutter. Stehe auf, eile zu ihr und reiße ſie aus ihrer Angſt. Sie beweint Dich für todt.

Mit dieſen Worten zog er den weinenden Knaben fort. Die Mutter hatte ſeine Rettung ſchon vernommen und flog ihm entgegen. Das mütterliche Herz ſiegte über den Zorn. Als ſie aber den verloren Geglaubten wieder in ihren Armen hatte, ſank ſie, von dem Wechſel der Gefühle überwältigt, ohnmächtig nieder. Moritz war außer ſich. Er warf ſich über ſeine Mutter jammernd her und badete ihr erblaßtes Geſicht mit ſeinen Thränen. Sie kam wieder zu ſich. Die Abreiſe aber mußte einige Tage verſchoben werden.

Nach der Rückkehr aus dem Bade theilte mir die Familie, mit der ich in Verbindung ſtand, die Abentheuer ihres Moritz mit — denn auch die Felſenreiſe hatte er bekannt — und frug mich um Rath, was zu thun ſey. Ich rieth, den Knaben in eine Aufſicht zu thun, wo der wilde Strom in ſichre Ufer gefaßt werde, und er lerne, über die ungebändigte Luſt an Gefahr durch geregelte Uebungen Herr zu werden; und da Salzmann's Inſtitut damals das einzige war, in welchem mit dem wiſſenſchaftlichen Unterrichte wohlgeordnete Leibesübungen unter der Aufſicht

eines einsichtsvollen Lehrers vereinigt waren, und überhaupt die möglichste Freiheit durch strenge Ordnung und Regelmäßigkeit beherrscht wurde, so stimmte ich dafür, den Knaben dieser Anstalt anzuvertrauen. Mein Rath wurde angenommen und hatte guten Erfolg. Moritz blieb immer ein muthiger Knabe, von tollkühnen Unternehmungen aber entwöhnte er sich. Als er heranwuchs, widmete er sich dem Handel und machte große Reisen, anfänglich als Diener eines Handelshauses, dann auf eigne Hand aus Neigung zu den Naturwissenschaften. An Gefahren fehlte es dabei nicht; aber er suchte diese nicht mehr mit Vorliebe auf. So hatte er mehrere Jahre Länder und Meere durchreißt, als er zu Hause, indem er sich auf eine längere Reise vorbereitete, bei einer kurzen Landfahrt mit dem Wagen umgeworfen wurde und an den Folgen dieses Unfalls starb. Dieß ist das menschliche Loos, und man wird bisweilen versucht den Alten Recht zu geben, wenn sie sagen, der Mensch sey ein Ball und Spielwerk des Glücks. Ulysses kehrt unverletzt aus dem Schiffbruch und der Unterwelt zu der ersehnten Heimath zurück, und der Stich eines giftigen Fisches tödtet ihn hier. Die Mücke besiegt den Löwen, und während sie triumphirend von dannen fliegt, bleibt sie in dem Netze einer Spinne hängen. So bringt oft das, was ein Mensch am meisten fürchtet, ihm keine Gefahr, und er geht unter in dem, woran er nie gedacht hatte.

11.

Die Heumacher.

Wer dem Andern Schaden thun will, sagt Jesus Sirach, dem kommt es wohl selber über sein Haupt.

Nicht weit von Mainau wohnten zwei Pachter. Der eine, rechter Hand, war ein emsiger Mann, stand früh auf und ging spät zu Bette, und den Tag über legte er die Hände auch nicht in den Schooß; der Nachbar linker Hand aber ließ es an sich kommen und machte sich gern einen guten Tag; und da er beim Nichtsthun es nicht so weit brachte als der Andere mit seinem Fleiße, war er voll Neid gegen ihn, und fing bald diesen bald jenen unnützen Handel mit ihm an. Einstmals fiel nun zur Heuernte schlechtes Wetter ein. Es regnete Tag für Tag, und das Gras wuchs gewaltig in die Höh'; aber es konnte nicht gehauen werden und es war doch die höchste Zeit. Endlich änderte sich der Wind gegen Abend, und wer sich auf die Witterung verstand, konnte einen guten Tag erwarten. Der Pachter zur Rechten hatte es gleich weg, und bot auf der Stelle Schnitter auf, daß sie den andern Morgen auf seine Wiese kommen sollten und

verſprach einen guten Lohn. Der Andere aber hatte von dem Wetter nichts gemerkt, denn er ſaß im Wirthshauſe und trank, und da er in der Nacht nach Hauſe ging, ſah er auch nicht nach dem Himmel; und erſt am Morgen erfuhr er, daß es nicht mehr regnete. Heute ging es nun mit dem Heumachen, dachte er bei ſich; wenn ich nur gleich Leute hätte. Und indem er ſo dachte, kamen die Schnitter, die ſein Nachbar gedungen hatte, mit den Senſen auf den Schultern vor dem Fenſter vorüber und ſangen ihr Morgenlied. Da rief ſie der Pachter an und fragte: Wohin? — Auf die Kloſterwieſe, antworteten ſie, zum Herrn Andres. — Wie Jener das hörte, dacht' er gleich: Dem Andres will ich einen Poſſen ſpielen, daß er an mich denken ſoll; und dann ſagte er laut: Ihr Leute, bei mir gibt's auch Arbeit; was der Nachbar gibt, das geb' ich auch und noch ſechs und dreißig Kreuzer drüber. Beſinnt Euch nicht lange und kommt mit. — Da die Leute das hörten, dachten ſie: Das klingt nicht ſchlecht. Die Arbeit iſt Eins; das Geld aber iſt beſſer. Und gingen den Handel ein, eine Wittwe ausgenommen, die ſagte: Ich bin eine arme Frau und habe nichts zu verſchenken, und ſechs und dreißig Kreuzer auf und ab machen mir einen Unterſchied. Ich habe aber in der Schule gelernt: Wahrhaftiger Mund beſteht ewiglich, und der Gerechte hat's beſſer als der Ungerechte. Es iſt aber nicht recht etwas verſprechen und das Verſprochne nicht thun. — Und ſo ging ſie allein rechts, während die Andern ſich links ſchlugen, und kam auf die Kloſterwieſe, wo der Pachter Andres mit ſeinen beiden Knechten an der Arbeit war. Da er ſich nun wun-

derte, daß ſie von den ſechs Gedungenen allein kam, erzählte ſie ihm Alles, wie es ſich begeben hatte; und der Pachter ſagte: Es ſoll Euer Schade nicht ſeyn. Da gingen ſie nun raſch an's Werk, und die Frau brachte mehr vor ſich als drei Andere; denn ſie war ſtark von Körper und unermüdlich, und dachte wie der Prediger Salomo ſagt: „Wer arbeitet, dem iſt der Schlaf ſüß, und er vergißt ſeine Sorgen unter der Arbeit.“ Wie nun der Pachter ihren Fleiß ſah, dachte er: Der armen Wittfrau will ich heute eine Freude machen, wie ſie wohl lange nicht gehabt hat; und dem Nachbar, dem Tuckmeiſer, ſoll's auch nicht wohl bekommen, was er mir heute anthut. So kann ich zwei Fliegen mit Einer Klappe ſchlagen. Und als der Abend kam, gab er ihr einen blanken Friedrichsdor und ſagte dazu: Das iſt dafür, daß Du Dein Wort redlich gehalten haſt. Geh nun und ſag' es den Andern. — Das hätte nun die Frau auch ungeheißen gethan vor großer Freude; und ſo lief ſie ſpornſtreichs zu den Andern auf die Jacobswieſe, und zeigte ihnen was ſie bekommen hatte. Da ſagten ſie unter einander: Iſt uns nicht verſprochen worden ſoviel als Herr Andres der Nachbar gäbe und ſechs und dreißig Kreuzer mehr? Und damit gingen ſie insgeſammt zu dem Pachter und verlangten die Erfüllung ſeines Verſprechens. Der aber lachte ſie aus und ſagte: Ihr ſeyd wohl verrückt? Ihr bekommt den gewöhnlichen Taglohn und 36 Kreuzer darüber. Iſt das nicht genug? — Mit nichten, ſagten die Heumacher; denn Ihr habt heut morgen anders geſagt. — Wie nun Jener von einem ſolchen Arbeitslohne nichts wiſſen wollte, und beim Wortwechſel

noch obendrein arg ſchimpfte und drohte, kam die Sache vor's Gericht, und das Gericht ſprach gegen den Pachter. So mußte dieſer Jedem der Arbeiter einen Friedrichsdor geben, und noch 36 Kreuzer obendrein, und erkannte jetzt zu ſpät, daß „wer dem Andern einen Schaden thun will, ihn auf ſein eignes Haupt bekömmt.“

12.

Gastfreundschaft.

Als ich eines Tages am Ufer des Inn durch das Engadin-Thal wanderte und von der Nacht überrascht wurde, kehrte ich in dem Hause eines Bauern ein, das in kleiner Entfernung vom Ufer des Flusses im Schutze eines Felsen lag, von beiden Seiten durch uralte Nußbäume beschattet, die rund um bis an die Zweige hinauf mit üppigem Epheu umsponnen waren. Vor dem Hause breitete sich der reinliche Hofraum aus, in dessen Hintergrunde eine dichte Laube von Weinreben beinah die ganze Vorderwand des einstockigen Hauses einnahm. Hier saß der Eigenthümer des Hauses auf der hölzernen Bank, der Hofhund zu seinen Füssen, ein spinnendes Mädchen an seiner Seite; in einiger Entfernung ein Knabe, der an einem Netze strickte. Als ich zur Hofthür eintrat, erhob sich der Hund, sah mit vorgestrecktem Kopfe nach mir aus, und bellte einigemal, aber so leise, daß man wohl sah, er wolle nur das herkömmliche Zeichen geben, wie seine Pflicht war. Auch mir war das ein gutes Zeichen, und ich dachte augenblicklich an das Wort eines alten Dichters, daß man beim Eintritt in ein

haus gleich aus der Weise des Hundes die Aufnahme schätzen konne. Auch diesesmal täuschte das Anzeichen nicht. Ich wurde auf das freundlichste begrüßt, in das Haus geführt, mit Speis' und Trank reichlich bewirthet, und endlich in ein Bett gebracht, hoch wie ein Berg und geräumig genug, um noch drei Andere, wär' es nöthig gewesen, aufzunehmen. Da war es mir fürwahr, als wär' ich in die Zeit entrückt, wo die Hausväter an der Straße saßen, und wenn ein Wandrer vorüberzog, oft wetteifernd mit einander ihn unter ihr Dach einluden und an ihrem Heerde bewirtheten, ohne auch nur zu fragen, wo er herkäme, was er für Geschäfte treibe, und wie lange er zu weilen gedenke. Gerade so, wie ich, tritt ja Ulysses unerkannt in den Hof des Eumäus, seines alten Dieners. Dieser sitzt auch im Vorhause „in dem umschatteten Platze," weist die Hunde zur Ruhe, und nachdem er dem Fremden einen hohen Sitz von weichen Fellen bereitet hat, heißt er ihn Platz nehmen, und setzt ihm Wein und Speise vor. Und da sich Ulysses der freundlichen Bewirthung erfreut, und dem Geber Segen dafür wünscht, sagt dieser: „Es ist mir nicht gestattet, auch wenn ein schlechterer Mann als Du hierher käme, einen Fremden zu verachten; denn alle Fremde und Arme stehen unter Obhut der Götter." So dachte auch mein wackrer Wirth im Engadin-Thal. Und als ich mich bei Tages Anbruch zur Abreise anschickte, faßte er meine Hand mit den Worten: Warum wollt Ihr schon wieder von dannen ziehn? Weilet bei mir und seyd willkommen. Und als ich erwiederte: Ich sage Euch Dank für den guten Willen, den Ihr mir beweist; aber

ich würde Euch zur Last fallen. Da ergriff er meine Hand von Neuem, führte mich in seine Speicher voll aufgeschütteten Korns und Waizens; in die Gewölbe, mit Vorräthen aller Art angefüllt; in die Keller voll alten und jungen Weines; in die Ställe endlich, wo zwei Reihen stattlicher Kühe aus vollen Krippen fraßen; und da ich das Alles mit Bewundrung betrachtet hatte, sagte er: Jetzt hast Du Alles gesehn. Ist es nicht genug, um Dich zu bewirthen, und Viele andre Deines Gleichen, wenn sie mein Obdach begrüßen? Bleibe also, so lange Du kannst; und je länger Du verweilst, desto mehr werd' ich es Dir Dank wissen.

So freundlichen Worten zu widerstehn vermocht' ich nicht. Ich blieb eine ganze Woche hier; durchzog am Tage die Gegend umher, und ward jeden Abend bei der Rückkehr mit gleicher Herzlichkeit aufgenommen. Nach Verlauf dieser Zeit, als ich ernstlich Abschied nahm, drückte mir der Alte die Hand und sagte: Es wäre mir ganz recht, wenn Ihr es Euch länger bei mir gefallen lassen wolltet; denn Ihr sehr, daß Ihr uns nicht lästig seid. Aber so ist unsre Weise: Wir nehmen den Gast mit Liebe auf, und wenn er scheiden will, halten wir ihn nicht wider Willen zurück. — Das war nun wieder recht nach homerischer Weise, wo Menelaus zu dem scheidenden Telemachus sagt: Ich werde Dich nicht länger hier halten, da Dich nach der Rückkehr verlangt; denn gleich unrecht ist es, den Fremden wegzutreiben, und ihn aufzuhalten, wenn er gehn will. — Damit nun aber auch das Ende homerisch wäre, tauschten wir Gastgeschenke aus; er verehrte mir das Abbild seines Hauses und der Gegend, die ein

deutſcher Mahler bei ihm aufgenommen und in Chur hatte in Kupfer ſtechen laſſen; und ich ihm dagegen ein Gebetbuch in romaniſcher Sprache, von meinem Freund Conradi in Andeer verfaßt, das ich in Como gekauft, und woran mein frommer Wirth Wohlgefallen gezeigt hatte.

13.

Recepte gegen Unbeſonnenheit.

Meine Schweſter Caroline — ſie ſtarb in ihren beſten Jahren — war ein höchſt liebenswürdiges Mädchen; gutmüthig, hilfreich, arbeitſam, auch unterhaltend und witzig; Niemand aber im Hauſe wurde ſo oft geſcholten, denn Niemand im Hauſe verſah ſo viel als ſie. Die Urſache war, daß ſie die Gedanken nie beiſammen hatte. Statt an das zu denken, was ſie eben that, dachte ſie immer an das, was ſie nachher thun wollte; und da ſie von einem höchſt lebhaften Geiſte war, ſo kam ihr das, was ſie nicht that, immer viel erfreulicher und angenehmer vor, als das, was ſie unter den Händen hatte. Indem ſie alſo Dieſes übereilte, um Jenes anzufangen, verdarb ſie Vieles, und mußte oft von vorn anfangen, wenn ſie hätte fertig ſeyn können. Wurde ſie dann geſcholten, ſo glaubte ſie im erſten Augenblicke wohl, es geſchähe ihr Unrecht, und verging ſich dann in Worten gegen die, welche ſie ſchalten; und wenn ſie ihr Unrecht einſah, was meiſt nach kurzem Beſinnen erfolgte, ſo war ihre Reue noch heftiger als ihr Unmuth. Dann weinte ſie und klagte ſich ſelbſt an, und

jammerte über ſich, und faßte die beſten Entſchließungen; vergaß ſie aber ſchnell und fiel immer wieder in denſelben Fehler.

Mein Vater, der das herzensgute Mädchen mit der größten Zärtlichkeit liebte, und wohl ſah, daß ihre Mängel tief in ihrer Natur gewurzelt waren, tröſtete ſie oft über ſich ſelbſt und lehrte ſie, was ſie thun müßte, um über ihre Zerſtreuung obzuſiegen. Vor allen Dingen, mein Kind, ſagte er unter andern, nimm Dir nie mehr als Eine Sache auf einmal vor. Haſt Du mehreres zu beſorgen, ſo wähle von dieſen Geſchäften dasjenige aus, was das Nothwendigſte iſt, oder, wenn dieß gleichviel gilt, das, was Du am liebſten thuſt, und dann nöthige Dich, Deine Gedanken auf das Eine zu richten, was Du Dir gewählt haſt. Ehe Du es aber wirklich zur Hand nimmſt, ſo denke an Alles, was dabei zu thun iſt, wenn es gelingen ſoll, und in welcher Ordnung es geſchehn muß. Haſt Du dieß bei Dir feſtgeſetzt, ſo thue Eins nach dem Andern, und frage Dich bei Jedem, ob Du auch bei der vorherbeſtimmten Ordnung geblieben biſt. Auf dieſe Weiſe wirſt Du Dich in den meiſten Fällen vor Uebereilungen ſichern, und iſt es Dir doch begegnet, wie es im Anfange wohl geſchehn kann, daß Du etwas verſiehſt, ſo wirſt Du genau wiſſen, was daran Schuld geweſen iſt, und wirſt ſo bei einer Wiederholung deſſelben Geſchäftes den begangenen Fehler ſichrer vermeiden können. Wirſt Du aber in einem ſolchen Falle getadelt, ſo wird Dich der Tadel weniger zum Zorne reizen, eben weil Du ſchon von Dir ſelbſt weißt, daß Du einen Fehler begangen haſt. Uebrigens, mein liebſtes Kind, gilt auch von den gewöhnlichen Ge-

schäften des Lebens, daß sie mit Gottes Hülfe gethan werden müssen. Glaube nicht, daß für ihn etwas gering ist, was der Verstand eines Menschen beginnt. Du weißt, wie es in der Bibel heißt: „Ich sitze oder stehe auf, Du weißt es, o Gott. Ich gehe oder liege, so bist Du um mich, und siehst alle meine Wege.“ Gott sieht aber nicht bloß die Wege der Menschen, sondern sein Aug' ruht mit Wohlgefallen auf denen, die vor ihm wandeln, das heißt, die recht thun und bei dem, was sie thun, seiner eingedenk sind. Denke also früh und spät an ihn, eh' Du an Dein Geschäft gehst, und wenn Du es vollbracht hast. Du kennst das Gebet, das immer in dem Munde unsrer Väter war: Bete und arbeite! Du wirst es erfüllen, wenn Du auf die rechte Weise arbeitest, und Deine Arbeit wird selbst ein Gebet seyn. Dann wirst Du Gottes Hülfe in der größern Besonnenheit spüren, mit der Du Deine Geschäfte vollbringen wirst. Thue das Deine, so wird Dir Gott entgegen kommen. Denn er hilft denen, die sich selbst helfen.

Diese Lehre schlug Wurzel. Mein Vater beobachtete sie noch genauer als vorher, kam ihr zu Hülfe, ohne daß sie es merkte, und wehrte oft den Fehler ab, eh' er begangen war. Sie bekam jetzt wieder Zutrauen zu sich selbst; ihre Arbeiten gingen ihr leichter und sichrer von der Hand; sie wurde seltner gescholten und öfters gelobt. Allmählig war sie von dem frühern Fehler ganz geheilt, und brachte dann mehr zu Stande, als irgend ein Andres. Wenn man sich dann darüber wunderte, und es ihr zu erkennen gab, pflegte sie zu sagen: Gott hilft mir; ich gebe nichts dazu als den Willen, und auch der kömmt von ihm.

14.

Die Temperamente.

Ueberall werden wir in der Natur eine zwiefache Bestrebung gewahr; erstlich nach Gleichförmigkeit, dann nach Verschiedenheit. Sie hat für alle Gattungen von Dingen, die sie in ihrer großen Werkstatt schafft, gewisse feste Modelle, die sie immer und immer wiederholt, und zwar mit so großer Sorgfalt und Genauigkeit auch in dem Kleinsten, daß wer Eines recht angesehn hat, dieselben Zeichen auch bei dem Tausendsten wiederfindet. Ob sie nun aber gleich nie von der allgemeinen Vorschrift abweicht, die sie sich gegeben zu haben scheint, so sorgt sie doch auch wieder für Unterschiede, und wirft gar nicht Alles, was zu Einer Art gehört, auch in Eine unabänderliche Form. Das Blatt des Apfelbaumes ist nicht wie das Blatt des Pflaumenbaumes; aber Jedermann weiß, was an den einen und was an den andern Baum gehört; und doch ist wiederum an demselben Baume kein Blatt dem andern in allen Theilen gleich. Bei dem Menschen ist es nicht anders. Oft herrscht bei einer zahlreichen Familie in allen ihren Gliedern eine gewisse Aehnlichkeit, die sich nicht bloß in der

ganzen Geſtalt und den einzelnen Zügen, in dem Tone der Stimme und in der Bewegung, in Gang und Mienen kund gibt, während ſich doch Jedes durch eben ſo viele Eigenthümlichkeiten von dem Andern unterſcheidet. Den größten Unterſchied aber macht hier doch das Innere, die Fähigkeiten des Geiſtes, die Neigungen und was man das Temperament und den Character nennt. In der erſten Familie, von der wir wiſſen, gab es einen Abel und einen Kain; und in der zweiten, die das Geſchlecht der Menſchen erneute, verdiente ſich der eine Sohn den Segen, der andre den Fluch des Vaters. Aus derſelben Kinderſtube und derſelben Erziehung geht ein Weiſer und ein Thor, ein Gelehrter und ein Pinſel hervor, und nichts iſt gewöhnlicher, als daß neben einem Peter dem Großen ein blödſinniger Iwan aufwächſt. Wo aber der Unterſchied auch nicht ſo ſchreiend iſt, wie bei Weiß und Schwarz, findet man doch oft in demſelben Hauſe und derſelben Familie eine ganze Reihenfolge verſchiedenartiger Schattirungen, die oft grell genug von einander abſtechen, oft aber auch in einander übergehn und verfließen. Dieſe Verſchiedenheit erſchwert die Erziehung, und, wenn der Erzieher, im Widerſtreite gegen die Natur, Alles nach Einer Form modeln will, können die größten Misgriffe geſchehn; von der andern Seite aber vermehrt ſie die Luſt daran. Und eben das iſt auch wohl Gottes Abſicht dabei. Denn wie ich mir Gott gern menſchlich denke, ſo meine ich, er muß Freude an der Verſchiedenheit ſeiner Kinder haben, wie ein Gärtner an ſeiner Tulpen- und Nelkenflor, und will, daß auch die Menſchen Freude daran haben, und Jedes nach ſeiner Weiſe

hegen und pflegen, und ſich unter einander, ſelbſt um der Unähnlichkeit willen, deſto mehr lieben ſollen.

* * *

Einer meiner Nachbarn in M. hatte drei Knaben. Der älteſte, Karl, war ſtill, furchtſam und in ſich gekehrt. Von Kindheit an zeichnete er ſich durch Liebe zur Ordnung und Reinlichkeit aus; er ſchonte ſeine Kleider beſſer als die Andern, und was er ſonſt hatte, bewahrte er ſorgfältig. Der zweite, Wilhelm, war immer guten Muthes, that, was ihm einfiel, und kümmerte ſich wenig um die Folgen davon; Adolph endlich, der jüngſte, ſtand in ſeinem Weſen zwiſchen beiden. Alle drei aber waren von Herzen gutmüthig und folgſam, auch liebten ſie ſich unter einander recht ſehr, ob ſie ſich gleich faſt jeden Tag einmal oder das andereмal entzweiten.

Eines Morgens waren alle drei im Garten. Wilhelm lief den Schmetterlingen nach, fiel beim Verfolgen mehrmals auf die Naſe, und wenn er einen fing, ließ er ihn fliegen. Karl ſuchte Käfer im Graſe, und ſteckte ſie an, um ſie in ſeine Sammlung zu thun. Adolph holte Futter für ſeine Raupen, und freute ſich, als er einige in der Verwandlung fand. Hierauf pflückte Wilhelm einen Strauß für ſeine Schweſter; Adolph ſteckte Kerne in die Erde und begoß ſeine Pflanzen; Karl las Frühbirnen im Graſe auf und trug ſie in das Haus. An der Thür ſprach ihn ein armer Mann um ein Almoſen an; er ſchenkte ihm einen Kreuzer, den er in der Taſche hatte, ſchob aber gleich den Riegel vor, damit der Bettler, der ja auch ein Dieb ſeyn könnte, nicht

wieder mit ſeinem Hunde in das Haus käme. Dann ging er in ſeine Kammer, legte die geſammelten Birnen der Reihe nach in das Fenſter und überzählte ſie. Es waren ihrer dreizehn. Das iſt eine ungeſchickte Zahl, dachte er; es ſollte wenigſtens ein volles Mandel ſeyn; und hierauf lief er wieder in den Garten, um das Mandel voll zu machen. Unterwegs aber fand er ein leeres, ledernes Beutelchen, das der Bettler verloren hatte. Karl hob es auf, wuſch es am Brunnen ab, rang es aus und ſteckte es bei.

Deſſelben Morgens bekamen die Knaben ihr Taſchengeld, jeder dreißig Kreuzer in fünf Silberſtücken. Karl ſteckte die ſeinigen in das Beutelchen, das er vorher gefunden hatte, und that auch ſein Erſpartes von den vergangenen fünf Wochen dazu. Dann ſetzte er ſich vor die Thür auf einen Stein, ſchüttete ſein Geld aus, zählte es hin und her, that es dann wieder in den Beutel und raſſelte damit. So trieb er es eine ganze Weile.

Während er ſo ſaß und ſich an ſeinem Schatze erfreute, kam ein Pudel die Straße her, immer mit der Naſe auf der Erde, wie Hunde thun, die Verlohrnes ſuchen, und als er zu dem Knaben kam, blieb er vor ihm ſtehn, und ſah ihn mit unverwandten Augen an, indem er von Zeit zu Zeit leiſe bellte. Karl hatte ſeinen Beutel noch in der Hand, und ſchüttelte ihn ohne Arges dem Hunde entgegen, um ihn zu necken. Dieſer fuhr zu, riß den Beutel weg, und lief ſpornſtreichs auf den Weg zurück, den er gekommen war. Umſonſt verfolgte ihn der Knabe mit Geſchrei, je lauter dieſer ſchrie, deſto ſchneller lief der Hund, ſo daß er ihm bald aus dem Geſichte war. Und weder der Pudel, noch der Bett-

ler, sein Herr; weder der Beutel noch das Geld wurden je wieder gesehn.

Unterdessen war Wilhelm auf den Markt gegangen, noch ungewiß, wie er sein Geld anlegen wollte. Da er aber an einen Beckerladen kam, aus dem ihm ein angenehmer Duft entgegen kam, sprach er hier ein, und las von dem appetitlichen Backwerk ein Stück nach dem andern für zwei Sechskreuzer Stücke aus. Ein Mädchen, das an der Thür saß, und mit geflochtnen Männchen handelte, bot ihm eines davon zum Verkauf an. Das kam ihm eben recht; denn er wußte mit seinem Backwerke nicht wohin; er kaufte ein Männchen für sechs Kreuzer, ob es gleich nur die Hälfte werth war, und füllte es mit der erhandelten Waare an, von der er aber kaum die Hälfte verzehrt hatte, als er schon übersatt war. Den Rest wollte er mit sich nach Hause nehmen. Da kam er vor dem Schulhause vorbei; die Schule war eben aus, und eine ganze Schaar stürzte sich lustig durch die enge Thür auf die Straße. Unter ihnen waren auch Bekannte von Wilhelm. Ei, sagte der Eine, das sind ja prächtige Sachen; da bekömmt man Appetit. — Greif zu, sagte Wilhelm. Mehrere kamen nun herbei; Wilhelm ließ Alle gewähren, und schnell war die Wanne geleert. Während es sich nun die lustige Bande schmecken ließ, erblickte Wilhelm einen Bauerjungen, der mit Käfigen umgeben auf den Stufen des Brunnen saß. In den Käfigen waren Vögel aller Art, Hänflinge und Zeisige, Stieglitze und Grasemücken, und hüpften auf ihren Stängelchen umher, pipten und zwitscherten, daß es eine Lust war. So einen grünen Zeisig, wie den da,

ſagte Wilhelm, hab' ich mir lange gewünſcht; frug nach dem Preiſe und gab dafür was gefordert wurde. Der Vogel ſchlüpfte nun aus dem Käfig in ſeine beiden Hände, und ſah mit dem niedlichen Köpfchen und den hellen Augen gar munter aus der Hand hervor. Indem ihn Wilhelm aber liebkoßte, und ſeine Gedanken und Augen nur bei dem Vogel hatte, gerieth er unter einen Kram irdner Töpfe und Schüſſeln, die auf der Straße feil ſtanden, ſtolperte und fiel in die zerbrechliche Waare hinein, wobei der ſchöne grüne Zeiſig der geöffneten Hand entflog, und, der unverhofften Freiheit froh, das Weite gewann. Beim Fall aber hatte Wilhelm einige Schüſſeln zerbrochen. Die Weiber, denen ſie gehörten, fielen mit Scheltworten über ihn her, und er war froh, ſie durch das Opfer ſeines letzten Silberſtücks zum Schweigen zu bringen. So kehrte er verdrüßlich und mit leeren Händen nach Hauſe zurück.

Adolph war nicht ſo eilig geweſen, ſein Geld anzulegen. Ich brauche im Grunde nichts, dachte er bei ſich, als etwas Zeichenpapier, Reißkohle und Kreide; das will ich mir morgen holen; vielleicht fällt mir bis dahin noch etwas Anderes ein. — Dabei ſteckte er ſein Geld in die Taſche und dachte nicht weiter daran.

Den folgenden Morgen machte er ſich auf nach der Stadt — denn der Vater wohnte den Sommer über auf einem Vorwerke — um ſich Zeichenmaterial zu kaufen; was Anderes war ihm nicht eingefallen. Der Weg ging über eine hölzerne Brücke. Auf dieſer ſtand die Magd des Nachbars, ſah in das Waſſer hinein, und ſtieß von Zeit zu Zeit ein Jammergeſchrei aus. Adolph ſtand ſtill, und fragte das Mädchen, was ihm fehle. Ohne zu antworten

ſchrie dieſe immer fort: Ach Gott, ach Gott! das Unglück! — Und da Adolph noch einmal fragte, was für ein Unglück ihr begegnet ſey, rief ſie in noch kläglichern Tönen: Ach, mein Herr ſchlägt mich todt; ich darf meinem Herrn nicht wieder vor die Augen kommen. — Wenn Du mir nur ſagteſt, was Du gethan haſt! fiel Adolph ein. Wenn es nicht etwas gar zu Schlimmes iſt, ſo will ich zu Deinem Herrn gehn, und eine Bitte für Dich einlegen. — Das wird nichts helfen, erwiederte das Mädchen. Er iſt gar zu ſchlimm, wenn er böſe iſt. Ich hatte Waare aus der Stadt geholt für unſern Kram, und trug ſie ſo auf dem Kopfe. Da müſſen gerade zwei Poſtillone geritten kommen, und ein luſtiges Stückchen auf ihren Hörnern blaſen; und wie ich auch gern luſtig bin, kann ich's nicht laſſen, und tanze darnach. Und wie ich eben den letzten Sprung thue, fällt mir das Bündel vom Kopfe, und rollt gleich in das Waſſer hin, und im Waſſer geht es auf, und der Pfeffer und der Anis und der Schnupftabak und Alles fliegt heraus und über das Wehr. Ach du lieber Gott, was fang' ich nur an? Wenn ich mich nur gleich auch in das Waſſer geſtürzt hätte! Und nun fing ſie wieder an noch jämmerlicher zu weinen als vorher. — Nun, ſagte Adolph, laß doch das Lamentiren ſein; es wird ſich ja wohl noch Rath finden. Wie viel war denn die Waare werth? — Das Mädchen nannte die Summe. — Das iſt gerade ſo viel als ich habe, dachte Adolph. Ob ich es ihr wohl gebe? Warum nicht? Mit dem Papier hat es ſchon noch Zeit, und das Mädchen reiß' ich aus der Noth. Da, Lieschen, ſagte er, und reichte ihr das Geld. Jetzt lauf' und

kaufe wieder ein; vertanze aber die Waare nicht wieder. — Und damit drückte er ihr das Geld in die Hand und eilte nach Hause zurück, und das Mädchen sah ihm mit offnen Munde nach, und wußte nicht wie ihm geschehen war.

Adolph sagte zu Hause nichts von dem Vorgange; sein Vater aber erfuhr es doch, so wie er auch von den andern Knaben erfuhr, wie sie ihr Geld angewendet hatten. Mit Adolph war er am meisten zufrieden. Dieser hatte zwar von seinem Gelde für sich eben so wenig gehabt als seine Brüder; aber er hatte sich ein dankbares Andenken in einem menschlichen Herzen gestiftet. Dazu gibt es nicht immer Gelegenheit. Lieschen aber ging nie über die Brücke, ohne an ihren Unfall und an ihren Wohlthäter zu denken, und begegnete diesem nie, ohne ihn mit einer Miene zu grüßen, auf der die dankbare Erinnerung an seine gutmüthige Hülfe zu lesen war.

Aus diesem und ähnlichen Vorfällen erkannte der Vater die Eigenthümlichkeit seiner Knaben, und gab ihnen darnach die Richtung zu ihrer Bestimmung. Karl wählte den Handel, und wurde ein rechtlicher Kaufmann; hielt das Seinige mit Bedacht zusammen, und vermehrte es langsam, aber mit Sicherheit. Wilhelm wurde Soldat, lernte durch die Zucht des Dienstes Besonnenheit, und da er dadurch nichts von seiner Munterkeit verlor, war er bei seinen Vorgesetzten geachtet, bei seinen Untergebenen beliebt, und mit seinem frohen und frischen Muthe der erheiternde Schutzgeist seiner Compagnie bei den Beschwerden des Marsches oder in den Stunden der Gefahr. Adolph widmete sich den Wissenschaften,

und wurde Schulmann. Wie er als Knabe in seinem Garten gethan hatte, so that er auch in seinem Berufe; streute guten Saamen aus, und pflegte die jungen Keime mit gewissenhafter Sorgsamkeit. Seine Schüler liebte er wie seine Kinder, und wurde von ihnen wie ein Vater geehrt. Mit Freuden erfüllten sie seine Vorschriften; denn sie wußten, daß er nichts verlangte, was nicht zu ihrem Besten war, und aus der Freude, die er an ihrem Gedeihen hatte, erkannten sie, daß es ihm Ernst mit ihrer Wohlfarth war. Alle drei Brüder leben noch, und wenn einem von ihnen diese Blätter einmal in die Hände kommen sollten, so wird er sich der Geschichten erinnern, und auch an den denken, der sie niedergeschrieben hat.

15.

Die Glücksfälle.

Ihr habt mancherlei Geschichten von großen und mächtigen Feien gehört, wie sie auf der Erde umherziehn, und besonders die Kinder auf die Probe stellen; wie zum Beispiel die gute Fei Wohlgesinnt vor das Haus einer Wittwe kam, worin drei Töchter waren, und demüthig um Brod oder um ein Almosen bat, weil sie fast stürbe vor Hunger, und die beiden ältesten zum Fenster heraus auf sie schimpften, und sie ein unverschämtes altes Bettelweib nannten, und dann die Fenster zuschlugen; die jüngste aber ihr nachlief, und sie mit freundlichen Worten tröstete, und ihr ein Ei brachte, das ihr Huhn eben gelegt hatte — sie hatte weiter nichts als das Huhn und das Ei — und wie die Fei die kleine wohlgemeinte Gabe mit vielem Danke annahm, und den Tag darauf nicht mehr als eine alte Bettlerin, sondern als eine schöne reichgekleidete Dame in einem kostbaren Wagen wiederkam, und ein schöner Prinz ihr zur Seite saß, der sich gleich in die jüngste der drei Schwestern sterblich verliebte, und sie heirathete, worüber die beiden andern vor Neid so gelb wurden wie Quitten, und auch

ſo blieben ihr Lebelang. — Das Geſchlecht der Feien iſt ſchon lange erloſchen, und man hört nichts mehr von ihnen außer in Mährchen; aber auch ohne ſie geſchieht es noch bisweilen, daß eine gute Handlung, die ohne Abſicht gethan worden iſt, recht unerwarteter Weiſe belohnt wird. Etwas von der Art trug ſich vor etwa fünf und zwanzig Jahren in London zu, wie mir ein Reiſender erzählt hat, der von dort her kam; auch hab' ich es nachher in den Zeitungen, aber mit einiger Veränderung, geleſen.

Ein armer Officier, der durch mancherlei Unfälle in Schulden gerathen, ſonſt aber ein wackrer und ehrenfeſter Mann war, ging eines Tages in London durch eine abgelegene Straße, als dort gerade die Schule aus war. Da war nun mitten auf der Straße eine ganze Schaar von Schulbuben verſammelt, die jubelnd und tobend einen alten Mann umringten, der auf dem Pflaſter mehr lag als ſaß, und ſich vergebens gegen das Raufen und Werfen der unbändigen Rotte zu ſchützen ſuchte. Daß er kein Sohn des Glücks war, ſah man ihm an ſeiner Kleidung an; deſto mehr ergrimmte der Officier, der denn auch unverzüglich unter das wilde Geſindel fuhr, den einen dahin, den andern dorthin warf, und wo die Hände nicht ausreichten, mit dem Stocke darein ſchlug, und dazwiſchen hinein rief: Fürchtet ihr euch keiner Sünde, ihr ruchloſen Buben, einen ſo armen und unglücklichen Mann zu mißhandeln? — Die andern liefen nun davon, einige lachend, andre ſchimpfend; einer aber blieb in der Ferne ſtehn und rief: „Weder arm iſt er, noch unglücklich, ſondern ein Geizhals. Das wiſſen wir eben; darum reiben wir uns an ihm." — Der Officier ach-

tete aber wenig darauf, weil er meinte, es sey das nur eben auch wieder eine schlechte Lüge, um die andre Schelmerei damit zu bemänteln; hob dann den alten Mann von der Erde auf, und da er von seinem Falle hinkte, unterstützte er ihn, und wollte ihn nöthigen, Geld für einen Lohnwagen anzunehmen, um sicher nach Hause zu kommen. Der Alte wehrte aber das Anerbieten aus allen Kräften ab: „Ich komme nun schon so nach Hause, sagte er; die Entfernung ist gering, und der Schmerz an meinem Fuße giebt sich schon. Ihre gute Absicht aber werde ich nie vergessen, so wenig als die geleistete Hülfe. Nie werde ich wieder nach der Stadt kommen; aber Sie beschwöre ich, Ihre Wohlthat dadurch zu krönen, daß Sie mich in meinem Hause in Fulham*) besuchen. Es ist das einzige grün bemalte Haus an der Ecke der Paternosterstraße, und nicht zu fehlen. Lassen Sie diese Bitte nicht unerfüllt. Es wird Sie nicht gereuen."

Der Offizier achtete zuerst wenig auf diese Worte, sondern wünschte dem Alten glücklich nach Hause zu kommen und entfernte sich. Als er aber nachher wieder daran dachte, kam es ihm sonderbar vor, daß ein Mann von so geringem Ansehn ihn so dringend um einen Besuch bat; und je mehr er seine Worte erwog, desto größer wurde die Neugierde in ihm. Endlich dachte er: Ich muß doch Wunders halber sehn, was der Alte damit meint! und so ging er am achten Tage nach dem Vorfalle nach Fulham, und nahm seinen Weg durch die Paternosterstraße, und ehe er

*) Fulham, ehemals ein Dorf in der Nähe von London, jetzt mit der Stadt vereinigt.

noch an das Ende davon kam, sah er schon das grüne Haus und auf der Bank vor dem Hause den alten Mann, nicht anders als ob er ihn erwartete. Und so war es auch. Denn sobald der Alte den Offizier erblickte, ging er ihm entgegen, und dankte ihm mit großer Herzlichkeit, daß er seine Bitte erfüllt hätte. Ich fürchtete schon, setzte er hinzu, Sie möchten das Wort eines armen Mannes allzu gering geachtet haben. Dann führte er ihn in das Haus, und drei Treppen hoch in ein Stübchen, das eben nur mit dem nothwendigsten Geräthe versehen war, und bat ihn Platz zu nehmen. Hier entdeckte er ihm nun, daß er vormals auf einem bessern Fuß von seinen Renten gelebt habe; sein Unstern aber habe gewollt, daß er ohn' Unterlaß bestohlen worden sey, nicht anders als ob es alle Diebe in Alt-England auf sein Geld abgesehen hätten. Und nicht bloß auf sein Geld, auch auf sein Leben wären sie aus gewesen, und immer hab' er es nur irgend einem außerordentlichen Zufalle zu verdanken gehabt, daß man ihn nicht erwürgt oder die Kehle abgeschnitten habe. „Dieser Zustand immerwährender Angst, fuhr er fort, wurde mir zuletzt unerträglich. Ich bin von Natur furchtsam; die häufigen Schrecknisse, die ich eben durch meinen Unstern erfahren habe, sind nicht geeignet gewesen, diesen Naturfehler zu mindern, der in einer körperlichen Hülflosigkeit und Schwäche begründet ist. So bin ich also auf keine Weise geeignet, mich gegen Angriffe mit Erfolg zu vertheidigen, und nicht immer ist ein so großmüthiger Retter zur Hand, als Sie sich mir vor acht Tagen bewiesen haben, als jene Buben es, wie ich überzeugt bin, auch auf mein

Leben abgesehen hatten. Ich hatte einmal einen Diener zu mir genommen; aber auch dieser bestahl mich, und ich glaubte an sichern Zeichen zu erkennen, daß er mit verdächtigen Leuten zusammenhielt. Ich schickte ihn fort, und da ein neuer Versuch vielleicht noch übler ausgefallen wäre, beschloß ich nach vieler und reifer Ueberlegung, hierher zu ziehn, wo mich niemand kennt, und meine Sicherheit unter dem Scheine der Armuth zu suchen. Dieß ist mir bisher ziemlich gut gelungen. Seit mehrern Jahren hab' ich diesen Ort nicht verlassen; in London glaubte ich vergessen zu seyn, und so wagte ich es, nach langer Zeit zu Besorgung eines nothwendigen Geschäftes dahin zu gehn. Sie wissen mit welchem Erfolge. Aber ich segne mein Mißgeschick, das mir die Bekanntschaft eines wackern Mannes und meines künftigen Erben verschafft hat. Ja, meines künftigen Erben! Denn in jenem Augenblicke, wo Sie sich meiner so thätig annahmen, und mir das Leben retteten, beschloß ich, nicht anders als ob eine höhere Stimme mir zuriefe, mich Ihnen dankbar zu erweisen; und da ich anfing zu fürchten, Sie möchten meine Bitte verachten, hab' ich nicht aufgehört mir Vorwürfe zu machen, mir nicht wenigstens den Namen meines Wohlthäters erbeten zu haben. Mein Testament ist niedergeschrieben; nichts als ein Name fehlt darinne; so bald Sie die Güte haben, mich mit diesem bekannt zu machen, wird ihm nichts zur vollkommnen Giltigkeit mangeln."

Man wird leicht glauben, daß diese Erklärung dem Offizier höchst unerwartet kam; denn ob es gleich in England mehr sonderbare Leute gibt als irgendwo sonst, so war ihm doch eine

Sonderbarkeit dieſer Art noch nicht vorgekommen. Die Ausſicht auf eine Erbſchaft, mochte ſie auch nicht von großem Belange ſeyn, kam ihm bei ſeinen Umſtänden ganz und gar nicht unerwünſcht; dennoch fragte er den Alten, wie es einem rechtſchaffnen Manne zukam, ob er denn keine Verwandten hätte, denen er ſeine Perſon anvertrauen und ſein Vermögen hinterlaſſen könnte. — Niemanden auf der Welt, antwortete er mit großer Lebhaftigkeit, dem ich verpflichtet wäre; wohl aber Manche, die, wenn ſie der Erbſchaft gewiß wären, nichts unterlaſſen würden, um recht ſchnell in ihren Beſitz zu gelangen. — Es war jetzt offenbar, daß eine ſo traurige Stimmung des Gemüthes zu bekämpfen, vergebliche Mühe geweſen wäre; auch der wiederholte Verſuch, ihn zu einer andern Lebensweiſe zu bewegen, blieb ohne Erfolg. Der Gedanke, die gewünſchte Sicherheit nur unter dem Schilde der Armuth und Dürftigkeit genießen zu können, hatte allzu tiefe Wurzel bei ihm geſchlagen. Er war nicht davon abzubringen.

Wenige Monate vergingen, während denen der Offizier den alten Mann noch einigemal beſuchte, als er plötzlich ſtarb. Er hinterließ ein Vermögen von zwanzigtauſend Pfund, mehr als Jemand bei dem alten, abgetragenen und melancholiſchen Manne zu finden erwartet hatte. Sein Erbe war nun mit einemmal ein reicher Mann, bezahlte ſeine Schulden und heirathete ein armes Mädchen, das er ſeit langer Zeit geliebt hatte. Am Tage ſeiner Hochzeit beſuchte er mit ſeiner Braut den Platz, wo er ſich durch eine in ſeinen Augen ganz werthloſe Handlung einen wunderlichen Mann verpflichtet hatte, und die Gedanken, die das

junge Ehepaar da hatte, kann Einer leicht errathen, wenn er weiß, daß der Offizier nicht nur ein braver, ſondern auch ein frommer Mann war. Wenigſtens ging er nie nachher an jener Stelle vorbei, ohne Gott im Stillen zu danken, der Alles auf eine ſo wunderbare Weiſe zu ſeinem Glücke gefügt hatte.

* * * *

Hier iſt noch eine andre Geſchichte von einem Manne deſſelben Standes.

In dem Gaſthofe zum heiligen Patrick in Dublin wurde eines Abends Pharo geſpielt. Ein Offizier auf halben Sold trat in das Zimmer, um nach einem Bekannten zu fragen, und da dieſer nicht gegenwärtig war, ſtellte er ſich an den Spieltiſch und ſah zu; denn ſelbſt mit zu ſpielen fehlte es ihm an Geld. Unter den Spielenden war auch ein reicher Engländer, der am höchſten ſetzte, und während die andern verloren, faſt allein gewann. Dieſer ſtrich eben unter Scherz und Lachen einen Haufen blanker Goldſtücke in ſeinen Beutel, als er hinter ſeinem Stuhle eine Stimme hörte, die ganz leiſe und kaum vernehmlich ſagte: Wie glücklich wär' ich mit der Hälfte dieſes Geldes! — Der Engländer warf einen flüchtigen Blick hinter ſich, und da er eine rothe, ziemlich abgetragne Uniform ſah, und daraus auf das Uebrige ſchloß, ſagte er: „Nehmen Sie es ganz!“ und reichte dabei den Beutel hinter ſich. „Nehmen Sie es auf mein Wort, ſagte er ohne ſich weiter umzuſehn, und Gottes reichen Segen dazu!“ und dabei ging er zur Thür hinaus und ließ den ſchweren Beutel in der Hand des Andern. Dieſer ſah nun dem Weggehenden mit

offnem Munde nach, und hätte er nicht den Beutel mit dem Golde in den Händen gehabt, er hätte Alles für einen neckenden Traum gehalten. Auch die übrige Gesellschaft war erstaunt, und einer sah den andern verwundert an, alle aber wünschten dem Beschenkten Glück, ob er gleich mit ihrem Gelde beschenkt worden war; denn alle kannten ihn als einen wohlwollenden und rechtschaffnen Mann, der sich mit seinem halben Solde, einer Mutter und zwei armen Schwestern kümmerlich behalf.

Eine lange Zeit, Jahre auf Jahre waren vergangen, und wer von der Spielgesellschaft zum Wirthshaus des heiligen Patrick noch lebte, dachte wohl kaum noch an den verschenkten Beutel, am wenigsten der, welcher ihn verschenkt hatte. Dieser war seitdem noch reicher geworden, hatte aber mit der Jugend den jugendlichen Leichtsinn abgelegt, und saß als ein vornehmer Lord und Landbesitzer im Oberhause. Eines Tages, da er auf eine Rede studirte, die er im Parlament halten wollte, klopft es an seine Thür, und ein unbekannter Mann mit einem unbekannten Namen tritt bei ihm ein. „Ich komme, sagte der Unbekannte, eine alte Schuld abzutragen, und mich eines alten Dankes zu entledigen, der mir fast zu schwer werden will.“ Ihr werdet nun wohl schon merken, wer der Fremde war; der Lord aber merkte noch nichts, sondern sagte mit Verwunderung: er erinnere sich nicht, daß er je die Ehre gehabt habe, ihn zu sehn, noch viel weniger aber ihn zu seinem Schuldner zu machen. — In Dublin war es, erwiederte der Fremde, im Gasthof zum h. Patrick am Pharotisch. Sie hatten Glück im Spiel gehabt, und machten da-

mals einen höchst bedrängten Mann glücklich, den Sie nicht kannten, ja, den Sie kaum angesehn hatten. Hierauf verschwanden Sie so schnell, daß ich Ihnen Ihr Geschenk nicht einmal hätte zurückgeben können — und in Wahrheit, meine Noth war damals unbeschreiblich. Der fromme Wunsch, mit dem Sie Ihr Geschenk begleiteten, hat Früchte getragen. Gottes Segen hat jede meiner Unternehmungen begünstigt, und Alles, was mir gelang, wurde mir werther durch die Erinnerung an meinen Wohlthäter und an seinen Wunsch. Ihr Geschenk habe ich von dem Augenblicke des Empfanges an immer nur als ein Darlehn betrachtet. Haben Sie die Güte, Mylord, es jetzt mit den Zinsen meines Dankes zurück zu nehmen. Ich bedarf es nicht mehr, und aus Ihrer gesegneten Hand kann es noch Vielen eine Quelle des Glückes werden.

Jetzt kehrte nun dem Lord die Erinnerung an jenen Vorfall wie aus einer dunkeln Ferne zurück. Mit zögernder Hand nahm er das dargebotene Geld und sagte: Es ist viel mehr meine Pflicht Ihnen zu danken, daß Sie sich einer Handlung erinnern, die von meiner Seite nicht das geringste Verdienst hatte, bei der ich mich jetzt aber als ein willenloses Werkzeug der Vorsehung betrachten darf, die mir das Glück gegönnt hatte, einem braven Manne nützlich zu werden.

Bei diesen Worten umarmte er den Mann, fragte ihn nach seinen Schicksalen, seinen Beschäftigungen und seinen Verhältnissen, und da er von ihm erfuhr, daß er in Kürze seine Tochter verheirathe, bat er um die Erlaubniß bei der Hochzeit zu seyn.

Diese fand unter ihrem Teller einen Schmuck von großem Werthe, von dem Niemand wußte, woher er kam. Es war aber nicht schwer zu rathen, und alle Augen wendeten sich nach dem Gaste, der aber that als merkte er nichts. Nach Tische aber küßte er die schöne Braut auf beide Wangen, wie es in England Sitte ist, und da konnte man es ihm an den Augen ansehn, daß dieser Dank, den er sich selbst nahm, ihm lieber war als Alles, was man ihm mit Worten über seine Großmuth hätte sagen können.

16.

Der Staar.

Wer in Bayern geweſen iſt, als Max. Joſeph das Land regierte, oder wer noch jetzt dahin kömmt, der wird von dieſem Könige Vieles vernehmen, woran er ſich freuen kann. Er war aber auch recht die Freude und der Hort ſeiner Unterthanen, und ſie liebten ihn wie Kinder ihren Vater lieben. Auch war er Jedem zugänglich, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn auch wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröſtenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch beſſer zum Herzen gehn als von Andern. Früh ſchon und eh' er hoffen konnte irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den beſten Mann im Lande, und gewann die Herzen Aller, die ihm nah kamen. Was aber gar oft geſchieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichthum wächſt, das Herz ſich zuſammenzieht, und wenn der äußere Menſch ſich erhebt, der innere kleiner wird, das wiederfuhr dem guten Max. Joſeph nicht; ſein Herz blieb wie es geweſen

war ehe die Krone ſein Haupt ſchmückte, und der Strom menſchlicher Gefühle ergoß ſich bei ihm noch reicher als zuvor unter dem königlichen Purpurmantel. Darum iſt er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit ſich heraus zu nehmen, und es war die Luſt und der Stolz ſeines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Ich habe geſehn, wenn er von einer Reiſe oder ſonſt in die Hauptſtadt zurückkam, und der offne Wagen langſam durch das Gedräng fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch dit jubelnde Menge brachen, um dem Könige die Hand zu reichen, und er keine zurückwies, wie hart ſie auch war. Gern miſchte er ſich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk, und hörte auf die Reden der Leute und fragte ſie aus; denn er wußte, daß er ſo die Wahrheit beſſer erführe, als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausſtreuen. Oft, wenn er einſam ging, und ein bekanntes Geſicht von weitem ſah, rief er ihm ein freundliches Wort zu, oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte ſich geehrt, und erzählte es den Seinigen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein ſo guter und liebevoller Hausvater war, ſeine Kinder immer gern um ſich hatte, und ſo häufig an der Seite ſeiner Gemahlin auf einſamen Spaziergängen in vertraulichem Geſpräche geſehn wurde. Sein Ausgang aus dem Leben war wie er ihn ſelbſt gewünſcht hatte. Nur eine leiſe Ahndung von Unwohlſein ging vor ihm her; aber Niemand war beſorgt, ſo wenig als er ſelbſt; kein Arzt ward gerufen; kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen

Frühzeit aufstand, und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn todt, in derselben Stellung, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen. Die Bestürzung des Volkes war groß; die Trauer allgemein. Es war die Wehklage verwaißter Kinder um einen geliebten Vater — ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollen Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs.

Einige Zeit nach seinem Tode wurde, nebst vielen andern Dingen, auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte; viele seltne Thiere mannichfaltiger Art, auch überseeische Lori's, Papageien und deutsche Staare. Von den Letztern waren schon alle verkauft; nur einer war noch übrig, der letzte, und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte; wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgeräthe fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau worden war, stumm umhergeht, und sich grämt, daß er das Alles überlebt. Als nun der alte unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot Niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei oder viermal angeboten hatte, und Alles schwieg, wurde der Käfich mit dem Staare in eine Ecke bei Seite gesetzt, und andre Dinge ausgerufen. Auf einmal schallt es aus der Ecke: Max Joseph! Vater Max! — Alle Köpfe wen-

deten ſich nun nach der Seite hin, woher der Ruf kam. Wer iſt's? Wer ruft? fragten Viele; und da Einer, der dem Käfich zunächſt ſtand, ſagte: Es iſt der Staar, der weggeſetzt worden iſt; da rieſen Alle, wie aus Einem Munde: Den Staar, den Staar her! So kam der unſcheinbare Vogel mit einemmale zu Ehren; weil es eben Jedem vorkam, als habe die treue Liebe, die er ſelbſt im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Staar ſelbſt aber, da Alles um ihn her ſo lebendig wurde, und alle Anweſenden ihn liebkoßten und lobten, wurde nun auch ganz munter, und rief in einem fort: Max Joſeph! Vater Max! nicht, wie man zu ſagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, ſondern ſo recht aus vollem Herzen. Da wollte nun Jeder den beredt-gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überſtiegen ſich, ſo daß wohl nie ein Staar ſo theuer bezahlt worden iſt. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben, und trug ihn im Triumphe nach Hauſe, und die Andern beneideten ihn.

Das war denn auch eine Leichenfeier von eigenthümlicher Art, und gewiß keine der ſchlechteſten.

17.

Ottmar.

Wie aus einem kleinen Saamenkorne hohe Bäume wachſen, ſo wachſen böſe Thaten auf aus geringen Anfängen. Der Weg von dem erſten Fehltritt bis zu dem Verbrechen, das auf das Blutgerüſt führt, ſcheint weit, aber der Raum wird ausgefüllt durch wachſende Dreiſtigkeit, ſteigende Begierden, und das Bedürfniß der Befriedigung eines Hanges, der bei ſeinem erſten Beginnen nicht ſo gefährlich ſchien. Der Stammbaum der meiſten Verbrechen geht wie der Stammbaum der edelſten Geſchlechter von einem unſcheinbaren Anfange aus. Das Gute, wie das Böſe, erzeugt ſich nicht auf einmal; Beides verlangt ſeine Zeit; Jenes zu fördern, Dieſes zu vermeiden, und Beides in ſeinem Keime zu erkennen, fordert Aufmerkſamkeit und Vorſicht. Welcher Menſch aber iſt zu jeder Zeit vorſichtig genug, um nie den Fuß auf ungeprüftem Boden nieder zu ſetzen? Oder wer achtet ſo ſtreng auf ſich ſelbſt, um jede Regung zu verhüten, die zur Leidenſchaft aufwachſen könnte? Gewiß Niemand. Niemand könnte es, wenn es auch erſprießlich wäre; ſo wie auch kein Auge ſcharf genug iſt,

so tief in das Verborgene oder so weit in die Ferne zu sehn. Nur das Auge Gottes vermag es; und nur seine Obhut kann unsre Schritte leiten, daß sie nicht einen schlüpfrigen Abhang betreten. Darum, meine Kinder, unterlaßt nie jeden Morgen mit Andacht zu beten: Führe uns nicht in Versuchung! und wenn ihr am Abend, in Euern Gedanken, den Weg zurückmeßt, den ihr zurückgelegt habt, ihm zu danken, daß er Euch vor Verirrungen und Fehltritten behütet hat, die Ihr bereuen müßtet. Dieses wird ein Vertrauen in Euerm Gemüthe wurzeln lassen, das von einer bessern Art und fester ist, als das Vertrauen auf Eure eigne Kraft, die Euch wohl allzu oft verlassen möchte, wenn Ihr sie am meisten nöthig habt. Ohne diese religiöse Grundlage gleicht das Leben einer Pflanze ohne Wurzel, die sich nur in stiller Luft aufrecht hält; aber auch dann nur auf eine kurze Zeit; frisches Leben und frohes Gedeihn ist nicht in ihr. So hat mich die Erfahrung meines Lebens gelehrt. Fast immer, wenn ich Leute von Erziehung und guten Anlagen in Verbrechen und bösen Thaten enden sah und der Kette ihrer Vergehungen nachspüren konnte, hab' ich gefunden, daß ihr erster Ring irgend eine Neigung war, die sie, eben aus Mangel einer religiösen Grundlage, zur Herrscherin in sich hatten aufwachsen lassen. Sie hatten sich verzärtelt, und ihr Ohr der Stimme der Warnung verschlossen. „Wer sich nicht warnen läßt, sagt die Schrift, der ist schon auf der Bahn der Gottlosen; wer aber Gott fürchtet, der nimmt die Warnung zu Herzen. Wer aber noch überdieß trotzet, dem steht Gott fern, und ein kluger Mensch merkt, daß er untergehn will." Da geschieht dann,

daß, wie man zu ſagen pflegt, ein Solcher gleichſam muthwillig in ſein Verderben rennt. Der Hang, der ihn beherrſcht, reißt ihn fort, daß er den Abgrund vor ſeinen Füßen nicht ſieht; und wenn ſeine Augen ſich öffnen, iſt es zu ſpät. Er muß hinab, und weil er ſeinem Fuße nicht Stillſtand gebot, als es Zeit war, muß er nun dem gleitenden Fuße zum Untergange folgen.

Es ſteht mir hierbei das Schickſal eines unglücklichen Jünglinges vor Augen, deſſen Vater ich gekannt habe. Dieſer Mann hatte in ſeiner Jugend durch Unvorſichtigkeit den Tod eines Freundes verſchuldet, und dieſes Unglück hatte über ſein Leben eine Düſterheit verbreitet, die ſeinen ſtarken und reichbegabten Geiſt in Allen ſeinen Beſtrebungen hemmte. Vielleicht war hiervon etwas auf ſeinen Sohn übergegangen; gewiß aber lag in ſeinem Gemüthe nicht wenig von dem Character ſeiner Mutter, einer Frau von ſtolzen Anſprüchen, und darum mit der Beſchränkung ihrer äußern Lage unzufrieden. Ihren Sohn, ihr einziges Kind, liebte ſie mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit; und da er lebhaften Geiſtes war, träumte ſie Großes von ihm. Das war der mütterlichen Eitelkeit leicht zu verzeihen; aber daran that ſie übel, daß ſie den Knaben mit den Träumen ihrer Einbildungen unterhielt und ſeine Zukunft mit dem Schimmer äußrer Ehre ausmalte, der einſt, wenn er das Seinige thäte, unfehlbar auf ihn fallen würde. Ottmar, ſo hieß der Knabe, glaubte dieſen Verheißungen leicht. Die Stellung ſeines Vaters in der Nähe des Hofes einer kleinen Reſidenz brachte ihn frühzeitig mit den Kindern adeliger Häuſer in Verbindung. Dieſe Verbindungen nährten ſeine Eitel-

keit; er fing an ſich ihnen gleich zu ſtellen und ahmte ihnen nach. Nun war damals in dieſer Claſſe ein trauriger Hang zum Spiele eingeriſſen. Die Söhne thaten, was ſie ihre Väter thun ſahn; Spiel war der Zweck und der Mittelpunkt ihrer Geſellſchaften, und dieſe Art der Unterhaltung, dem jugendlichen Alter und ſeiner Entwickelung ſo unangemeſſen, weckte Leidenſchaften der niedrigſten Art. Ottmar nahm Anfangs keinen Theil daran. Er kannte die Regeln des Spiels nicht, und hatte kein Geld. Aber jene lernte er bald, und zum Gelde mußte die Mutter helfen. Es iſt kränkend für mich, ſagte er zu ihr, ſo allein den untheilnehmenden Zuſchauer zu machen, und wenn ſie mich zur Theilnahme auffordern, und ich mich weigern muß, was kann ich antworten? Sie ſehn mich dann nicht für voll an, und ich muß erwarten, daß ſie mich nicht mehr einladen. Das würde mir aus einem ſolchen Grunde ſehr empfindlich ſeyn.

Dieſe Klagen verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Mutter gab das wenige Geld, das ſie hatte, her, und Ottmars erſter Verſuch war vom Glücke begünſtigt. Er kam um die Hälfte reicher nach Hauſe. Die bethörte Mutter theilte ſeine Freude, und ließ ihm Alles; der Vater aber, jedes Spieles Feind, erfuhr nichts davon. Auch das zweite und dritte Mal war der Erfolg nicht weniger günſtig; und ſo ſchlug was ein Glück ſchien, zu ſeinem Verderben aus. Einige Knaben jener Geſellſchaft, älter als er, und über ihr Alter erfahren und verderbt, ſchloſſen ſich enger an ihn an. Man kam öftrer zuſammen, und ſpielte bei

verſchloßnen Thüren in engerm Kreis. Aus dem Vergnügen war ein Bedürfniß geworden.

Das Glück im Spiele iſt wie ein leichtſinniges Weib; wankelmüthig und falſch. Zuerſt begünſtigend, nährt es die Leidenſchaft; hält dann mit wechſelnder Gunſt die Hoffnung wach; ergreift zuletzt plötzlich die Flucht, und ſpottet der Verzweiflung, die umſonſt die letzte Kraft erſchöpft, um es zur Rückkehr zu nöthigen. Ottmar erfuhr dieß nur allzufrüh. Der frühere Gewinn ging fort; er blieb ſeinen Mitſpielern ſchuldig; ſeine Ehre ſtand auf dem Spiel; er mußte ſich ſeiner Mutter entdecken; und dieſe kannte die ſtrenge Verpflichtung der Ehrenſchulden zu gut, um nicht die Verlegenheit ihres Sohnes zu theilen. Sie half ihr durch ſchmerzliche Opfer ab, ließ ſich aber zugleich ein feierliches Verſprechen geben, das Glückſpiel zu meiden, ohne doch deshalb, was ihr ausführbar ſchien, mit ſeinen Freunden zu brechen.

Acht Tage lang hielt Ottmar Wort; die Verführer aber raſteten nicht. Lockungen aller Art, Bitten und Schmollen, Hohn und Spott ward verſucht. Die alte Leidenſchaft half von innen heraus auch mit, und erhob ihre Stimme, erſt leiſer, dann lauter und immer lauter. Nun, ſagte er endlich, noch Einmal will ich mit Euch ſpielen; aber dann laßt mich in Ruhe.

Die falſchen Freunde fielen ihm jubelnd um den Hals. „Alſo heut Abend! Und Du gibſt uns Dein Ehrenwort, daß Du nicht ausbleibſt.“ — Früher als gewöhnlich kamen ſie zuſammen. Ottmar war der letzte. Das Herz war ihm ſchwer. Hätte ich doch, dachte er, der Mutter das Verſprechen nicht gegeben! oder hätte

ich mich nicht bereden laſſen! Soll ich nun hingehn und ſagen: Ich darf nicht ſpielen; Mutter hat's verboten? Unmöglich. Ich müßte vor Scham vergehn.

Er wußte, daß er Unrecht that; aber er meinte, er könnte nicht anders. Die freudige Begrüßung der Verſammelten heiterte ihn nicht auf. Er erwartete Unglück. Es ging aber anders als er gedacht hatte; denn nie war ihm das Glück günſtiger geweſen. Die guten Karten fielen ihm nur ſo zu, und er ſtrich einen anſehnlichen Gewinnſt ein. Die Mitſpieler jammerten. Wann kommen wir wieder zuſammen? hieß es beim Aufbruch. — Wann Ihr wollt, antwortete Ottmar; aber nicht zum Spiel. Ihr wißt, was ich Euch geſagt habe. — Nicht zum Spiel? riefen Jene wie aus Einem Munde. Das wäre uns eine feine Manier. Andern das Geld abnehmen ohne Revanche zu geben! Ein ſo malhonnettes Spiel ſind wir nicht gewohnt. Wir ſind Leute von Ehre.

Durch dieſe Worte fühlte ſich Ottmar tief verletzt; der Vorwurf ſeiner geringern Abkunft entging ihm nicht; und da er dem Spielergebrauche und ſeinen Anforderungen nichts entgegenſetzen konnte, ward eine neue Zuſammenkunft beſtimmt. Der zweite Bruch des gegebnen Wortes koſtete weniger Kampf als der erſte; die beſchönigenden Gründe hatten ſich vermehrt, und bald war das Verſprechen ganz vergeſſen. Alles ging wieder den vorigen Gang. Abwechſelnd ſchwankte das Glück; eines Tages aber fielen die Karten ſo unglücklich gegen ihn, daß er mit einem anſehnlichen Reſt in Schuld blieb. Die nächſte Sitzung fiel nicht glück-

licher aus. Er ahndete Betrug. Ich spiele nicht mehr mit Euch, sagte er in dem Aufwallen bittern Verdrusses gegen seine Mitspieler und sich selbst; ich spiele nicht mehr mit Euch. Ihr plündert mich wie Straßenräuber. — Wie Du willst, antworteten die Gauner. So Einen wie Dich finden wir überall wieder. Wenn Dich aber Dein lumpiger Verlust so grimmig macht, daß Du Dich von uns lossagst, nachdem Du doch so oft von uns gewonnen hast, so wisse, daß Du binnen zweimal vier und zwanzig Stunden bezahlen mußt. Wo nicht, so erklären wir Dich bei allen unsern Bekannten für einen ehrlosen Schuft. Das Plündern und die Straßenräuber behältst Du gut für ein andermal.

Ohne Abschied und voll Ingrimms ging Ottmar fort. Er lief einige Straßen auf und ab; aber so wie er kühler wurde, drängte sich auch seine Verlegenheit gewaltiger vor. Wie sollte er zahlen? Sollte er von neuem Hülfe bei seiner Mutter suchen? Er wußte, daß sie nicht so viel hatte, als er bedurfte; hätte er das aber auch nicht gewußt, ihr den Bruch des gegebnen Wortes zu bekennen, das kränkte seinen Stolz zu sehr. Er fand keinen Rath. Die zugestandene Frist war kurz; aber auch bei einer längern wäre er nicht besser berathen gewesen.

Tiefsinnig, verzagt, mit sich und seinem Schicksal entzweit, ging er im Hause umher, die Nacht brachte ihm keinen Schlaf; auch der folgende Tag ging zu Ende, und noch einer; und mit ihm floß die gesetzte Frist ab. Seine Angst stieg von Stunde zu Stunde. Um sich zu zerstreuen, ging er auf das Zimmer seines Vaters, um ein Buch zu holen. Das Zimmer war leer, aber

der Schreibtisch stand offen, und auf diesem lag Geld. Soll ich davon nehmen? dachte Ottmar. Da wär' ich ja gleich aus der Noth. Er streckte die Hand aus — zog sie wieder zurück; fuhr noch einmal zu, und mit einem scheuen Blicke nach der Thür erfaßte er ein Dutzend aufgesetzter Thaler und floh hinaus. Niemand war ihn gewahr worden.

Die Verfassung des Gemüthes zu schildern, mit der Ottmar dem Hause zueilte, wo er seine Mitspieler versammelt wußte, möchte schwer, wenn nicht unmöglich seyn. Der augenblicklichen Noth abzuhelfen, war das Mittel gefunden. Aber welch ein Mittel? Um seine Ehre bei den Spielern zu retten, hatte er sich mit Schande bedeckt; und um eine Schuld zu lösen, hatte er sich in ein Verbrechen gestürzt, vor dessen Folgen er bebte. Sein Herz zitterte vor Angst. Indem er nun so, in Gedanken versunken, ohne zu sehn und zu hören, seinen Weg fortsetzte, klopfte ihn einer seiner ältern Bekannten auf die Schultern, daß er zusammenfuhr und sich mit erblaßtem Angesicht umwendete. Lachend sagte Jener: „Was hast Du denn vor, Ottmar? Ich gehe schon, ich weiß nicht wie lange, hinter Dir her, und Du wirst es nicht gewahr. Du gehst ja wie Einer, der seinen letzten Kreuzer verspielt hat und vor seinen Gläubigern läuft."

Bei diesen zufälligen Worten erschrak Ottmar noch mehr, als ob ihm seine That vorgeworfen würde, faßte sich aber und sagte: O ich spiele gar nicht mehr. Du kannst mir glauben. Ich habe mich von der Cameradschaft losgesagt. — „Da hast Du wohl daran gethan, sagte der Andre. Sie sind Schelme von Haus aus,

und mit allen Waſſern gewaſchen. Sie haben es gar kein Hehl, daß ſie Dich betrügen; aber Du wärſt ein Schaaf, ſagen ſie, und gingſt ſo dämiſch Deines Weges fort, als ob es gar keine Wölfe gäbe.“ — Haben ſie ſo geprahlt? ſagte Ottmar zitternd vor Wuth. — „Du kannſt mir glauben,“ verſetzte der Andre; „ich hab' es von guter Hand, und nahm mir gleich vor, Dich zu warnen. Nun, ſcheint es, iſt es nicht mehr nöthig, da Du ſelbſt zur Einſicht gekommen biſt.“

Unter dieſem Geſpräche war Ottmar an die Thür des Hauſes gekommen, wo ſich die Spieler zu verſammeln pflegten. Eilig ſtürzte er die Stiegen hinauf, und riß das Zimmer auf, wo die Spiel-Sitzungen gehalten wurden. Die Verſchworenen, in leiſem Geſpräch unter einander begriffen, fuhren aus einander, als Ottmar ſo raſch eintrat. Daß er kommen würde, ſeine Schuld zu entrichten, hatte keiner geglaubt. Da trat er, wie geſagt, herein, warf das Geld auf den Tiſch, daß die Karten umherflogen, und rief ihnen mit zitternden Lippen zu: Da habt Ihr Eure Beute! aber verflucht ſey, wer dieſe Räuberhöhle wieder betritt.

Dieſe Worte in grimmigem Zorne geſprochen, betäubten die Bande. Sie waren wie verſtummt; Keiner wagte dem Wüthenden in die Augen zu ſehn. Als er ihnen aber den Rücken wendete und die Thür in der Hand hatte, kehrte ihr Muth zurück. Unverſchämter! ſchrien ſie ihm nach: Meinſt Du, es wäre uns ſoviel an Deinem elenden Gelde gelegen, daß wir uns ungeſtraft von Dir beleidigen ließen? Haben wir Dich Elenden nicht ſchon allzu lange unter uns geduldet? Geh, packe Dich zu

Deines Gleichen; und wenn Du wagſt, uns gegen irgend einen Menſchen Räuber zu nennen, wie Du jetzt in Deiner Dummheit thuſt, oder zu ſagen, wir hätten Dich betrogen, ſo wiſſe, daß Du ein verlorner Menſch biſt."

Während dieſer drohenden Anrede hatte ſich Ottmar wieder zu ihnen gewendet. Wie? ſagte er mit funkelnden Blicken und einem Tone ſchneidenden Hohnes: Wie? ich ſoll nicht ſagen, daß Ihr Betrüger ſeyd? Habt Ihr es doch ſelbſt geſagt und mit Eurer Schlechtigkeit geprahlt. Wagt es zu leugnen, wenn Ihr könnt!

Du biſt ein unverſchämter Lügner! rief ihm einer aus der Bande zu, und Alle ſtürzten mit geballten Fäuſten auf ihn ein. Er that Widerſtand. Ein wüthender, aber ungleicher Kampf entzündete ſich. Ottmar unterlag und wurde die Stiegen hinabgeworfen. Schäumend vor Wuth kehrte er nach Hauſe zurück.

* * *

Während dieſer Zeit war in dem väterlichen Hauſe ein Sturm ſchlimmerer Art ausgebrochen. Wenige Augenblicke nach dem begangenen Diebſtahl, als Ottmar kaum mit ſeinem Raube auf die Straße getreten war, kehrte der Vater in ſein Zimmer zurück, und vermißte beim Einpacken des Geldes die fehlende Summe. Er war überzeugt, daß kein Irrthum von ſeiner Seite obwaltete; ſie mußte entwendet ſeyn. Der Diener war beim Aufzählen des Geldes gegenwärtig geweſen; er konnte in das Zimmer zurückgekehret ſeyn und den Diebſtahl verübt haben. Niemand war ſonſt, auf den der Verdacht hätte fallen können. Der Diener wurde gerufen, und da er nicht zu finden war, wuchs der Verdacht.

Denn was lag näher als die Vermuthung, daß er ausgegangen sey, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen? Als er zurückkam, und sein Herr ihn mit Heftigkeit fragte: Wo er gewesen? und was er auswärts gethan habe? und der verschüchterte Mensch in der Bestürzung, oder aus einem andern Grunde, nicht gleich zu antworten wußte, stieg der Verdacht in den Augen seines Herrn zur Gewißheit. Der unschuldige Diener wurde mit Ungestüm fortgejagt, und da er bestürzt und scheu um ein Zeugniß bat, erhielt er die Antwort: er möchte Gott danken, daß ihm das Zeugniß nicht von der Polizei geschrieben würde.

Dieser Akt der Justiz — ein Akt der ungerechtesten Leidenschaft — war eben vollbracht, als Ottmar zurückkam. Er fand Alles verstört; Vater und Mutter in der heftigsten Aufregung; den Vater düstrer als je. Mit klopfendem Herzen hörte er den Vorfall aus dem Munde der Mutter. Sich selbst sah er freilich dadurch vom Verdachte befreit; aber eine andre Last, nicht weniger schwer und drückend, fiel auf sein Herz. Er wußte, und Niemand als er, daß dem Diener Unrecht geschah; und es war nur allzu wahrscheinlich, daß dieser arme Mensch, von Natur scheu und blöde, bei dem Mangel eines Zeugnisses vielleicht lange ohne Dienst und hülflos umher irren müßte. Der Gedanke an die Mißhandlungen, die er so eben erlitten hatte, trat in den Hintergrund; und die Stimme des Zorns, die kaum noch so laut in ihm gewesen war, verlor sich in dem lautern Schrei des bösen Gewissens. Seine innere Verstörung war unbeschreiblich. Als er nun am Abend mit den Eltern bei Tische saß, und Niemand ein Wort

sprach, schärfte er sich ein Herz und sagte: Es könnte ja aber doch vielleicht seyn, daß Heinrich unschuldig wäre. In dem halben Jahre, daß er bei uns dient, ist ja nie ein Verdacht gegen seine Ehrlichkeit aufgestiegen. Und wenn er so ohne Zeugniß umherirren muß — — Schweig, sagte der Vater, der nur allzuwohl fühlte, daß er nicht den gesetzmäßigen Weg gegangen war, und nun um desto weniger an die Ehrlichkeit des fortgejagten Dieners glauben wollte: Schweig, mit Deiner unzeitigen Rechtfertigung, wenn ich nicht glauben soll, daß Du selbst der Dieb bist.

Dieses Wort schlug den Schuldbewußten wie ein Blitzstrahl zu Boden. Eine glühende Röthe überzog sein Gesicht. Die Mutter bemerkte es, und betroffen von der Härte des Vaters, hielt sie das Erröthen der Schuld für die Farbe des Unmuthes über den schmählichen Verwurf. „Ottmar meinte es doch gut, sagte sie zu ihrem Manne. Einem edeln Gemüthe, wie das seinige ist, muß es freilich unmöglich scheinen, etwas so Schändliches zu thun.“

Ottmars Gesicht erglühte jetzt noch heftiger. Er ergriff die Hand seiner Mutter mit Ungestüm und bedeckte sie mit Küssen und Thränen. Die Mutter zog ihn an ihre Brust. Gott gebe, sagte sie mit weicher Stimme, daß Du Dir immer gleich bleibst!

Durch diesen Glauben an seine Güte war Ottmar wie vernichtet. Das Geständniß der Schuld hatte sich schon zu seinen Lippen gedrängt; aber es jetzt auszusprechen war ihm unmöglich. Hätt' er sich auch selbst nicht geschont, aber wie sollte er das vertrauende Herz seiner Mutter durch ein solches Bekenntniß brechen?

Die Nacht, die auf diesen Abend folgte, war noch qualvoller

als die vorigen. Sein Lager war wie mit Dornen bedeckt; und die Dornen des Gewissens sind glühenden Pfeilen gleich. Umsonst suchte er die Vergessenheit im Schlaf. Der Schlaf floh ihn; und wenn er die Augen schloß, traten verworrene Bilder vor seine Seele, Bilder erlittener Mißhandlungen und künftiger Strafen; höhnende Gespenster und ein endloses Gewirr von Schmach und Schande. Auch den unglücklichen Heinrich sah er, wie er unter der Last eines Verbrechens, an dem er keinen Theil hatte, dienstlos umherirrte; von der Gesellschaft der Menschen als ein Vieh der schlechtesten Art ausgestoßen, und vielleicht durch die Noth zu dem Verbrechen gezwungen, für das er jetzt unschuldig litt! Was sollte er thun? Es gab nur einen Weg aus diesem Irrsal, und sein besser Geist rief es ihm zu: Geh! wirf Dich Deinem Vater zu Füßen! Bekenne Deine Schuld und rette den Unschuldigen! — Dieses Mittel verwarf sein Stolz. Halb wahnsinnig in Angst und Verzweiflung rief er sich zu: Ich kann mein Leben zu seiner Rettung opfern; aber meine Ehre nicht. Ich kann die Schrecknisse des Todes besiegen; aber Erniedrigung und Schande zu ertragen — wer vermöchte das?

Ich will, fuhr er, sich selbst betrügend, in seinem Selbstgespräch fort: Ich will kein Mittel unversucht lassen, dem Menschen zu helfen. Ich will arbeiten — ich will hungern, wenn es seyn muß — ich will jedem Vergnügen, jedem Genuß entsagen, um ihm Beistand zu leisten.

So rief ihm sein böser Geist zu, und diese nichtigen Worte prahlender Selbstaufopferung sollten ihm Beruhigung geben, und die

last seiner bösen That aufwiegen! Eitle Täuschung! Die Lügenworte des Stolzes gleichen einem betäubenden Tranke bei unheilbaren Uebeln. Weit entfernt das Uebel zu heben, vermehrt er es. Ottmar verschloß sein Ohr der innern Stimme, die ihn zur Rückkehr aufrief, und indem er die Sühnung von sich stieß, die allein Rettung gewähren konnte, verfiel er immer mehr dem Betrug eines durch Eitelkeit und Stolz verwirrten Gemüthes.

Nach einer qualvollen Nacht bringt schon das Licht des Morgens Trost; und so wie ein Tag nach dem andern verschwand, und jeder still und ohne neue Aufregung verfloß, verzogen sich auch die trüben Gedanken vor Ottmars Seele wie trübes Gewölk, so daß er nach wenigen Tagen meinte, er habe die Sache zu schlimm genommen und sich ohne Ursache so arg gequält. Die Noth, glaubte er, entschuldige seine That; und da er von dem Heinrich nichts weiter höre und sehe, so sey es wahrscheinlich, daß er an einem andern Orte ein Unterkommen gefunden habe.

* * *

Wenige Wochen nach diesen Vorfällen trat in Ottmars Leben eine neue Periode ein, die seinen Untergang beschleunigte. Seit der Zeit, wo er sich dem Spiele ergeben, hatte sein Vater einen Stillstand in seinen wissenschaftlichen Fortschritten bemerkt. Unbekannt mit dem eigentlichen Grunde dieser Erscheinung, schloß er auf Erschlaffung oder auf Abneigung gegen Wissenschaft, oder Mangel an Fähigkeiten, und hatte, um allen dem entgegen zu arbeiten, in einer benachbarten militärischen Erziehungsanstalt, die wegen der darin herrschenden Zucht in gutem Rufe stand, eine

Stelle für ihn ausgemacht. Ottmars Neigung ſagte der Beſtimmung ſeines Vaters zu. Er kannte den Soldatenſtand nur nach der äuſſern Erſcheinung. Er ſah die Achtung, die dieſer Stand vor andern genieſst, die feſte und ſichere Stellung, die er in der bürgerlichen Geſellſchaft behauptet; den Sieg, möchte man ſagen, den ſeine Anſprüche faſt in allen Verhältniſſen davontragen; Alles das hatte ihm die Neigung des eiteln Knaben gewonnen, welcher ſich nicht einfallen lieſs, daſs der Weg zu dieſem glänzenden Ziele anders als leicht und ergötzlich ſeyn könnte. Gern und mit lachenden Hoffnungen ging er zu ſeiner neuen Beſtimmung ab; kaum aber war er mit den Einrichtungen des Hauſes bekannt geworden, als er ſich durch die ſtrenge Regelmäſsigkeit, die in Allem herrſchte, vor Allem aber durch den gebieteriſchen Ton, mit dem das Geſetz hier gehandhabt wurde, verletzt fühlte. Wachen und Schlafen, Lernen und Müſſiggehn, ſelbſt das Vergnügen und die Erholung war an die Uhr gebunden; die geringſte Verletzung der feſtgeſetzten Ordnung war mit Strafen bedroht, und jeder Ausſpruch eines Vorgeſetzten galt für Geſetz. So ein Befehlen und einen ſolchen Gehorſam hatte er noch nicht gekannt. Er meinte in einem Gefängniſs zu ſeyn; und der Gedanke an Merkermeiſter und Mitgefangene wurde noch lebendiger in ihm, wenn die ganze Anſtalt zur geſetzten Stunde, in Begleitung ihrer Aufſeher, Paar und Paar, in ſtreng geordnetem Zuge auf die vorgeſchriebnen Spaziergänge ausgetrieben wurde. Von dieſem Gedanken lag der Wunſch zu fliehn nicht fern. Aber die Thüren waren wohlverſchloſſen bei Tag und bei Nacht, und

wären sie es auch nicht gewesen, wohin hätte er fliehn, zu wem hätte er sich wenden können?

Einige Monate waren ihm so trüb' und düster genug vergangen, als auf einem der regelmäßigen Umzüge der Schule sein Nebenmann zu ihm sagte: Wie kömmt es, daß Sie immer so stumm und trübsinnig sind? Gefällt es Ihnen nicht bei uns, oder ist Ihnen etwas unangenehm hier? — Ottmar seufzte ohne zu antworten. — Ich verstehe Sie, sagte der Andre. Als ich hierher kam, ging es mir, wie es Ihnen zu gehn scheint. Im väterlichen Hause war ich der Freiheit gewohnt; hier kam ich in die Sclaverei. In den ersten Wochen hatte ich täglich einigemal die größte Lust mich in das Wasser zu stürzen. Dann besserten sich die Zeiten, und ich suchte mir auf eine weniger halsbrechende Weise zu helfen. Jetzt tanze ich zu der Musik meiner klirrenden Ketten. — Ich glaube gern, antwortete Ottmar, daß Zeit und Gewöhnung viel vermag; aber so wie ich jetzt fühle, habe ich wenige Hoffnung, daß es mir je so wohl werden wird. — Warum nicht? sagte der Andre. Zeit und Gewöhnung thut etwas; die Hauptsache aber ist immer was Jeder selbst dabei thut. Wenn man einmal Ketten tragen muß, wie wir, so muß man sie sich leicht und bequem machen. — Aber wie ist das möglich? sagte Ottmar. Wie das möglich ist? versetzte der Nebenmann. Das läßt sich nicht so gleich sagen; am wenigsten hier. Haben Sie aber nicht gehört, was uns neulich Professor Endrös von einem Fuchs erzählte, der auf einem Edelhofe an der Kette lag? Jede Nacht zog er den Kopf aus dem Halsbande, mit dem er ange-

ſchloſſen war; revierte keck und wohlgemuth in der Gegend umher; machte freundſchaftliche Beſuche in den Hühnerſtällen und war jeden Morgen wieder an ſeiner Kette.

Wovon ſprechen Sie denn ſo eifrig? fragte einer der begleitenden Aufſeher. — Wir repetiren die Naturgeſchichte, Herr Lieutnant, antwortete Ottmars Nebenmann mit unbefangner Keckheit. — Schön, ſchön! ſagte der Lieutnant; wer es gut bei uns haben will, muß die Zeit benutzen. — Gewiß, erwiederte Jener. Ich hab' es mir zum Geſetz gemacht, keinen Augenblick zu verlieren; und wenn ich dann meine Zeit recht angewendet habe, ſo fühle ich mich ſo frei, ſo wohl! Auch darüber ſprach ich mit meinem jungen Cameraden hier, der noch nicht die rechte Idee davon hat. Es wird aber ſchon werden, wenn er mir folgt und gute Lehre annimmt.

Der Lieutnant entfernte ſich unter großen Lobſprüchen. Ottmar ſtaunte. Solche Dreiſtigkeit, eine ſo gewandte Scheinerei war ihm noch nicht vorgekommen.

* * *

Ottmar dachte jetzt Tag und Nacht an die Worte ſeines Cameraden; er brannte vor Begierde nach Erklärung ihres verborgnen Sinns; und da an den nächſten Tagen die Witterung den gewohnten Spaziergang verbot, ſuchte er auf andern Wegen Gelegenheit ihn allein zu ſprechen. Jener aber kam ihm dabei nicht entgegen, ja, er ſchien einer Erklärung aus dem Wege zu gehn. So vergingen mehrere Tage, während denen Ottmar nirgends Ruhe fand. Seine Knechtſchaft, wie er es nannte, kam

ihm jetzt noch weit unerträglicher vor, da ihm von fern ein Schimmer von Hoffnung erschienen war. Es war ihm zu Muthe wie dem Schiffbrüchigen, der auf dem nackten Felsen sitzend, seine Blicke auf das öde Meer aussendet, und nach langem Harren am fernen Horizont die Segel eines Schiffes sieht. Er hofft Rettung davon. Er ruft so laut seine Kräfte vermögen; er bewegt sich auf alle Weise; aber während er ruft, während er Zeichen gibt, gleitet das Schiff unaufhaltsam fort auf seiner Bahn und verschwindet am fernen Horizont.

Ottmars Zustand war den scharfen Augen seines Cameraden — er hieß Hugo — nicht entgangen. Absichtlich hatte er ihn durch Räthsel gereizt, und schob nun eben so absichtlich ihre Erklärung hinaus, um des Gelingens seiner Plane gewisser zu seyn. Endlich erschien der günstige Augenblick. Einige Unregelmäßigkeiten von geringer Bedeutung, die man bisher unbeachtet gelassen hatte, waren zur Sprache gekommen; weitläufige Untersuchungen waren angestellt worden; die Aufsicht wurde geschärft und ein neues Strafedikt bekannt gemacht. Nun, was dünkt Ihnen, sagte Hugo, als er sich während der Erholungsstunde in Ottmars Nähe fand, was dünkt Ihnen von dem, was wir heute erlebt haben? — Daß wir noch mehr Sclaven geworden sind, antwortete Ottmar, und unsre Ketten noch kürzer und schwerer. Ich halte es bei Gott nicht lange mehr aus. Denn Ihre Kunst, die Fesseln bequem und leicht zu machen, entdecke ich doch nie.

Haben Sie denn Hoffnung, fragte Hugo, von dieser Galeere los zu kommen? In dem ersten Jahre, wo ich hier war, und

eh' ich klüger wurde, bestürmte ich meinen Vater mit Klagen und Bitten. Ich fand kein Gehör; ja, ich wurde hart gescholten und zur Ruhe verwiesen. Wird Ihr Vater nachgiebiger seyn als der meinige?

Dazu hab' ich nicht die geringste Hoffnung, antwortete Ottmar. Schon die leisen Anklänge von Klagen, die ich mir in Briefen erlaubt habe, sind mit harten Verweisen erwiedert worden. Meine Mutter wäre wohl nachgiebiger, aber sie darf es sich nicht merken lassen. Mit Einem Worte, es gibt keine Erlösung für mich, als durch die Flucht, und hierzu —

Und hierzu fehlt Ihnen der Muth? sagte Hugo.

Nicht das gerade, fuhr Ottmar fort. Aber wo soll ich hin? Meinem Vater dürfte ich nicht unter die Augen treten.

Hugo schwieg hierauf und sah vor sich hin. Auch Ottmar schwieg. Er hatte auf Mittheilung gehofft, und diese schien auch jetzt auszubleiben. Endlich brach Hugo das bängliche Schweigen. Sie haben mir, sagte er, ich weiß selbst nicht wie, sogleich beim Eintritt in diesen Kerker eine Neigung eingeflößt, die durch die Gleichheit unsrer Gefühle noch verstärkt worden ist, und mich fast zwingt, mich Ihrer anzunehmen. Können Sie schweigen?

Ich bin stumm, wie das Grab, antwortete Ottmar, wenn es die Sache eines Freundes gilt, oder wenn ich mein Wort gegeben habe.

Gut, sagte Hugo: Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie nie, und unter keinerlei Umständen etwas von dem verrathen

wollen, was ich Ihnen mittheilen werde. — Ottmar versprach Alles. — Wohlan denn, sagte Hugo. Geben Sie morgen Krankheit vor; ich will dasselbe thun. So kommen wir auf die Krankenstube. Das Weitere wird sich dann zeigen.

Ottmar spielte seine Rolle besser, als er sich selbst zugetraut hatte. Die Bangigkeit, mit der er der Aufklärung des Geheimnisses entgegen sah, das unwillkührliche Zittern, das ihn bei der Anzeige von seinem erdichteten Uebelbefinden überfiel, der Wechsel der Farbe dabei — Alles das gab seinem Vorgeben einen Anstrich von Wahrheit. Auch hegte Niemand Verdacht. Denn da Hugo für den musterhaftesten Schüler der ganzen Anstalt gehalten wurde, so bewirkte die Freundschaft, die er gegen Ottmar zu hegen schien, auch für diesen ein günstiges Vorurtheil.

Alles ging nach Wunsch. Die Krankenstube lag am Ende eines langen Ganges in einem Flügel des weitläuftigen Gebäudes, wo nur wenige Lehrer wohnten, die gewöhnlich, wenn die Abendglocke in den Schlafsaal rief, einige Stunden in der Stadt zubrachten. Hugo wußte das, so wie er jede Einrichtung des Hauses und seine Gelegenheiten auf das Genaueste kannte. Sobald also das Zeichen zum Schlaf gegeben und Alles im Hause ruhig war, zog Hugo eine Blendlaterne hervor, faßte seinen Freund bei der zitternden Hand und zog ihn mit sich fort. Der lange Weg führte zu dem Fenster des Thürstehers. Dieses öffnete Hugo mit einem leisen Drucke, langte den Schlüssel heraus, und öffnete die Hauptthüre, die nach der Straße führte. „Sieh, flüsterte er seinem Begleiter zu, indem er ihn hinaus auf die Straße schob; so zieht der Fuchs

den Kopf aus dem Halsbande.“ Und zugleich verschloß er die Thür von Außen und steckte den Schlüssel bei.

Jetzt, sagte Hugo, sind wir für drei Stunden frei, und diese Zeit soll nicht unbenutzt bleiben. — Wo führen Sie mich hin? fragte Ottmar, den das Ungewöhnliche der Sache und das Gefühl ihrer Strafbarkeit in banger Besorgniß hielt. — Seyn Sie getrost, antwortete Hugo, indem er seine Schritte beschleunigte; wir sind gleich am Ziele. Aber wir müssen uns Du nennen; schon von jetzt an sind wir Brüder und werden es bald noch mehr seyn.

Nach wenigen Schritten standen sie vor der niedrigen Thür eines schmalen Hauses. Hugo zog die Schelle; die Thür sprang auf, und öffnete ihnen einen langen engen Gang, der durch Geräthe mancherlei Art zu beiden Seiten noch mehr eingeengt wurde, und sich dann nach einer andern Richtung hin wendete. Der Boden war feucht und ungleich; das matte Licht der Laterne täuschte oft; und Ottmar mußte sich öfters an der Wand fest halten, um nicht zu fallen. Endlich standen sie an der Thür eines Hinterhauses. Drei leise Schläge daran öffneten sie. Jetzt gib mir die Hand, sagte Hugo; sechs Stufen gehen hinab; dann sind wir an Ort und Stelle. Trotz der Warnung glitt Ottmar aus, und riß seinen Begleiter im Fall mit sich nieder. Die Laterne erlosch. Aber bei dem Geräusche, das der Fall verursachte, sprang eine Thür auf; mehrere Stimmen fragten zugleich nach der Ursache, und einige unverständliche Worte, die sie zwischen den Lippen murmelten, wurden von Hugo beantwortet. Im nächsten

Augenblicke waren alle verschwunden, und Ottmar blieb allein in der Dunkelheit. In dieser Lage vergingen ihm fast die Sinne vor Furcht. Er warf sich die Unbesonnenheit vor, einem ungeprüften Freunde gefolgt zu seyn, ohne zu wissen, wohin und wozu; und in diesem Augenblicke wäre ihm die Knechtschaft, die er kaum erst verwünscht hatte, lieber gewesen. Nur ein Rest von Stolz und Schaam hielt ihn ab in Thränen auszubrechen. Endlich öffnete sich die geheimnißvolle Thür von Neuem. Zwei dunkele Gestalten traten hinter einem schwarzen Tuche hervor, womit die Oeffnung verhängt war, verbanden dem Zitternden die Augen, und zogen ihn bei den Armen hinein. Tiefe Stille herrschte um ihn her. Nach einigen Minuten aber wurde ein Klirren vernommen, wie von zusammengeschlagenen Waffen, und dieses wurde dreimal in abgemessenen Zwischenräumen wiederholt, worauf eine düstere Grabesstimme eine unverständliche Formel aussprach, die von sechs oder acht Stimmen in gleichem Tone dreimal wiederholt wurde. Dieser Vorbereitung folgte eine Anrede voll mystischen Unsinns, in welcher nichts verständlich war, als der Ruhm der erhabnen Zwecke des geheimen Vereins, dessen Mitglieder versammelt wären, ein neues Bundesglied unter sich aufzunehmen, wenn es sich durch einen feierlichen Eid zum ewigen und unverbrüchlichen Geheimniß verpflichten wollte. „Jetzt, hieß es am Schlusse der Rede, jetzt stehst Du auf dem Scheidewege. Die Rückkehr ist Dir gestattet. Aber wisse, daß, wenn Du diese heiligen Hallen verläßt, ohne ihr belebendes und erquickendes Licht mit Augen gesehen zu haben, Dein ganzes übriges Leben, wie das eines Feig-

lings, mit düſterm Gewölk belaſtet, jeder Deiner Schritte unſicher und die Freude fern von Dir ſeyn wird. Verbindeſt Du Dich uns, ſo haſt Du Freunde auf Leben und Tod; Dein Weg wird eben, und ſein Ziel mit Kronen der Ehre bedeckt ſeyn. Dem Verrath aber folgt augenblicklicher Tod.“

Bei dieſen Worten klirrten die Waffen noch einmal zuſammen. Ottmar leiſtete den Eid. Die Binde wurde jetzt von ſeinen Augen weggenommen. Er ſah, daß er vor einer Tafel ſtand, die mit einem ſchwarzen Tuche, weißen Kreuzen und Todtenköpfen bedeckt war; um ſie her acht Bundesglieder, das Geſicht mit ſchwarzem Krepp verhüllt, funkende Dolche in den Händen ſchwingend. Alle erhoben ſich jetzt, begrüßten und umarmten den neu aufgenommenen Bruder, und führten ihn zu dem Platze, den er künftig unter ihnen einnehmen ſollte. Einige kurze Reden endigten den erſten Akt des ſchauerlichen Poſſenſpiels.

Der zweite Akt war fröhlicher. Die Todtenköpfe verſchwanden; das ſchwarze Tuch wurde zuſammengerollt und mit anderem Geräthe, das bei der Feierlichkeit gedient hatte, in einen verborgnen Schrank eingeſchloſſen, und aus dieſem Weinflaſchen und was ſonſt zu einem fröhlichen Bacchanale gehört, hervorgeholt. Der feierliche Ernſt verſchwand, die Gläſer wurden angeſtoßen, der neue Bruder mit Jubel begrüßt, und vorzüglich auf den glücklichen Erfolg des heiligen Vereins fleißig angeſtoßen.

Ottmar war noch weit entfernt, dieſe Fröhlichkeit zu theilen. Das Dunkel des Geheimniſſes, das fremde Anſehn des Ortes, wo er ſich befand, der mehr einem Stall als einem Verſammlungsſaale

glich; die Unbekanntschaft mit den Menschen, denen er sich so rasch durch die engsten Banden verknüpft hatte — Alles das lastete auf seiner Seele, und weder der Wein, noch die Trinklieder der neuen Brüderschaft konnten das Gewölk zerstreuen, das über ihr hing. Doch gab er sich Mühe, herzhafter zu scheinen als er war; und die Gewalt, die er sich anthat, blieb nicht ohne Erfolg. Er gewann Muth genug, seinen Nachbar zu fragen, was mit kurzen Worten der Verein bezwecke, dessen Glied er geworden sey? — Der Zweck des Vereins? antwortete der Befragte, ein Jüngling von siebzehn oder achtzehn Jahren. Was anders als der Genuß des Lebens; Rettung von Tyrannenketten, wie der göttliche Schiller sagt; Umsturz aller Kerker, in denen die Freiheit schmachtet; gerechtere Vertheilung der Güter des Lebens; Gleichheit überall, und darum Untergang der Willkühr und vermeßner Gewalt. Wer den Muth hat, dem folgt der Sieg; darum muß die Jugend voran; denn sie hat Kraft und Vertrauen zu sich selbst. Die Völker seufzen nach Freiheit; aber feig und scheu müssen sie unter dem Drucke finstrer Zwingherrschaft den Wunsch des Herzens verbergen. Wir wollen ihm eine Stimme geben; und wenn die Stunde schlägt, rufen wir die Losung des Glücks durch die Welt und werden von ihr als ihre Retter gepriesen.

Der Redende sprach diese Worte mit lauter Stimme und im feierlichsten Ton. Seine Augen funkelten, und sahen sich in dem ganzen Kreise nach Beifall um. Alle jauchzten. Das Räuberlied wurde angestimmt und zweimal wiederholt. Dann fiel einer dem andern in die Arme; die Stunde der Trennung schlug; die Sitzung

ward aufgehoben, und indem sie sich das Losungswort des Tages zuriefen, gingen sie durch verschiedene Auswege in tiefer Stille von einander.

Diese Nacht entschied über das Schicksal des unglücklichen Jünglings. Er hatte Dinge gehört, von denen er sich nie hatte träumen lassen: und so wenig er auch noch die wahre oder erheuchelte Begeisterung der neuen Brüderschaft theilte, so lag doch in der Sache selbst Etwas, das seinem Hange zur Ungebundenheit schmeichelte, und in die traurige Einförmigkeit seines Schullebens Wechsel brachte. Das Gelingen des ersten Versuchs lud zur Wiederholung ein; und außerdem, daß es Hugo nicht an Aufregungen fehlen ließ, boten die Räthsel des Vereins, von dem er noch so wenig begriff, und die Freude an der Ueberlistung seiner ahndungslosen Zuchtmeister, wie er sie nannte, mannichfaltige Reizungen dar.

Die nächtlichen Ausflüge wurden noch einigemal wiederholt. Hugo war unerschöpflich an Mitteln des Betrugs; der bestochene Thürsteher hörte und sah nicht; bald wurde auch Ottmar dreist. Der Verein wuchs; neue Brüder wurden aufgenommen; Schüler, Studenten und junge Praktikanten, die eben erst in ihre Laufbahn eingetreten waren und vorwärts strebten. Die Mittel des Vereins traten immer deutlicher hervor; an sich nichtig, waren sie auf Hoffnung gebaut. Man hoffte, in den benachbarten Städten ähnliche Verbindungen zu bewerkstelligen, und wenn sich diese, wie man gar nicht zweifelte, mit der Schnelligkeit des Feuers verbreiteten, so mußte nothwendigerweise das veraltete Sparrwerk aller

Ohmacht und Herrschaft von der Flamme vernichtet werden. Da der Zweck des Bundes, hieß es, das Höchste der Menschheit sey, so würden auch gewaltsame Mittel gerechtfertigt, ja geheiligt, wenn sie gegen Tyrannenknechte und bekannte Feinde der Freiheit gewendet würden. Engherzige Vorurtheile gestatte er nicht; und was der heilige Zweck gebiete, müsse ohne Bedenken vollbracht werden. Noth kenne kein Gesetz. Die höchste Noth aber sey das Joch der Knechtschaft, und dieses Joch zu brechen wären Mittel nöthig. Auf jedem Wege dürften diese gesucht werden, selbst auf dem, durch welchen Sparta seine Jugend zu den Gefahren des Krieges vorbereitete.

Mit so räthselhaften Worten hatte Hugo bisher das Geheimniß des Bundes angedeutet; es offen auszusprechen hatte er immer noch Bedenken getragen. Da geschah es nun, daß an einem Tage, an welchem eine außerordentliche Zusammenkunft des schwarzen Bundes verabredet war, bei dem gewöhnlichen Spaziergange der Schule ein Bettler, welcher harrend am Wege gestanden hatte, zu Ottmar trat, und ihn um ein Almosen ansprach. Sie werden mich wohl nicht mehr kennen? sagte der Mann, der das Bild des Elendes war. — Heinrich! rief Ottmar aus, indem er ihn scharf in die Augen faßte. Heinrich! um Gotteswillen! — Und bei diesem Ausrufe fiel er blaß, sprachlos und einer Ohnmacht nah in Hugo's Arme.

Durch diesen Vorfall wurde der begleitende Offizier herbeigerufen. Er redete den Bettler hart an, schalt seine Unverschämtheit und hieß ihn gehn. Da ermannte sich Ottmar. Erlauben

Sie, sagte er mit zitternden Lippen, daß ich diesem Manne ein Almosen gebe. Er ist in dem Hause meines Vaters Diener gewesen. — Und wie ist er, fragte der Offizier, in dieses Elend gekommen? Warum bettelt er? — Ottmar verstummte. Er wollte antworten — stockte — fing von Neuem an und brach endlich in Thränen aus.

Kopfschüttelnd sah der Offizier ihn an. Er wußte dieses Benehmen nicht zu erklären, das ihm etwas anders als bloße Wirkung des Mitleidens zu seyn schien. Nun machen Sie fort, sagte er zu Ottmar, und geben was Sie ihm geben wollen. Ihr aber, setzte er hinzu, sich an den Bettler wendend, kommt morgen früh zu mir; ich muß weiter mit Euch sprechen.

Zitternd gab Ottmar dem Unglücklichen was er bei sich hatte. Es war nicht viel; die Beiträge für den geheimen Bund hatten seine kleine Kasse fast erschöpft. Du sollst, sagte er mit leiser Stimme, mehr bekommen, wenn ich in bessern Umständen bin.

Hugo war über das Benehmen seines Freundes nicht weniger verwundert, als der Offizier, und suchte Gelegenheit ihn allein zu sprechen; denn auf dem übrigen Wege war ihm kein Wort abzugewinnen. Unter vier Augen entdeckte er ihm Alles. Seine Verwirrung dabei, seine Schaam, seine Verzweiflung war unbeschreiblich. Wie hätte ich denken können, sagte er, daß meine Unbesonnenheit, daß ein Schritt, zu dem ich mich in der äußersten Noth entschloß, diesen unschuldigen Menschen in solches Unglück stürzen würde! Und nun bin ich arm, so arm! Wenn ich ein

Mittel wüßte ihn zu retten, nichts in der Welt sollte mir zu theuer seyn.

Das Mittel ist bereit, sagte Hugo, dem die Bewegung seines Freundes höchst erwünscht kam; fasse Muth; Dein Wunsch wird erfüllt werden. — Und nun entdeckte er ihm das dunkle Geheimniß des Bundes, der jetzt durch die Thätigkeit einiger seiner Glieder so weit gediehen sey, daß er zur Ausführung seiner hohen Zwecke kräftige Mittel anwenden könne. Nicht ohne Bestürzung hörte jetzt Ottmar, daß der Bund sich mit Schleichhändlern und Gaunern in Verbindung gesetzt hatte, durch die er Nachricht bekam, wo Geld und Kostbarkeiten zu finden waren. Alles war geordnet. Das erbeutete Geld sollte in die gemeinschaftliche Kasse kommen; einige Procente davon sollten unter die Mitglieder vertheilt werden, einige andre den Hehlern zufallen, die für den auswärtigen Verkauf der geraubten Gegenstände sorgen sollten. Das ganze verruchte Geschäft war bis in das Kleinste voraus bedacht; es war für Alles gesorgt, und wenn die entworfenen Plane mit Besonnenheit und Muth ausgeführt wurden, so war, wie Hugo versicherte, der Erfolg ganz unfehlbar. Einige kleinere Versuche waren schon gemacht worden, und ihr glücklicher Erfolg schien das Gelingen der übrigen zu verbürgen, die der Bund beschlossen hatte.

Das erste große Unternehmen dieser Art sollte in der kommenden Nacht ausgeführt werden. In einem Garten nahe bei der Stadt wohnte ein reicher Juwelirer, mit einer alten halbtauben Magd und zwei Gesellen, von denen der eine bei dem Bunde war. Durch ihn hatten die Verbündeten Kunde von Allem;

Alles war durch ihn vorbereitet, und während er sich mit seinem Meister auf der Messe befand, sollte der Raub ausgeführt werden. Der zweite Gesell, welcher das Haus bewachen sollte, pflegte immer einen Theil der Nacht bei seiner Braut zuzubringen; die Magd schlief; eine Leiter war im Garten zu finden, und von einem bezeichneten Fenster war der Riegel inwendig weggezogen. Die Vorbereitungen waren sicher und bestimmt. Man brauchte nur zuzugreifen.

Alles das vernahm Ottmar aus Hugo's Munde, der sich von diesem Unternehmen goldne Berge versprach, und kaum die Stunde der Ausführung erwarten konnte. Jede Einwendung wurde mit siegreicher Beredtsamkeit widerlegt, vor allen Dingen aber das Elend des unglücklichen Heinrichs geltend gemacht, das nur durch dieses Mittel erleichtert oder gehoben werden könnte. Vielleicht, sagte Hugo, wirst Du gar nicht an der Gefahr, sondern nur an dem Gewinne Theil nehmen. Nur vier sind nöthig. Werner, der in dem Hause Bescheid weiß, wird einsteigen; Rupert wacht an der Leiter; zwei andre werden als Wächter auf den Weg gestellt. Diese werden durch das Loos gewählt. Vielleicht trifft Dich das Loos nicht, und trifft es Dich — so läufst Du nicht die geringste Gefahr.

So wie die Sache stand, mußte Ottmar wohl nachgeben. Das Bild des unglücklichen Heinrich, den er durch sein erstes Verbrechen in den Abgrund gerissen hatte, stand ihm flehend vor Augen. Er verabscheute sich selbst; und dieses entsetzliche Gefühl los zu werden, gab es nur Einen Weg — Rettung des Unglückli-

chen aus seiner jetzigen Noth. Das Mittel hierzu ward ihm geboten; dieses Mittel war ein neues Verbrechen. Er entsetzte sich davor; aber die That, die er begehen sollte, lag noch in ungewissem Dunkel; und das verschuldete Unglück lastete unmittelbar auf ihm. Eine andre Rettung aus dieser Pein gab es nicht. Vor und hinter sich sah er den Abgrund offen; seine Schuld drängte ihn vorwärts, und sich aufzuhalten, hatte er weder Muth noch Kraft. Da flüchtete er wieder zu dem eiteln Beruhigungsmittel der Vorsätze jenseits der That. Gelingt das Unternehmen, dachte er, und kann ich den Heinrich retten, so trete ich dann sogleich aus dem Bunde, was auch daraus kommen mag. Was können sie mir denn anhaben? Bin ich nicht im Schutze der Anstalt? und wird mir dieser fehlen, wenn ich mich, wie gewiß geschehn soll, ihren Gesetzen streng unterwerfe?

Die verhängnißvolle Stunde schlug. Die Verbündeten waren versammelt; das Loos wurde gezogen; Ottmar's Name kam heraus und ihm war der Wachtposten am Hause zugefallen.

Anfänglich ging Alles nach Wunsch. Die Nacht war umwölkt und dunkel; nichts regte sich in dem Hause, das in der Mitte des Gartens lag. Die Leiter wurde angelegt; das Fenster öffnete sich wie von selbst. Alles wurde in der tiefsten Stille vollbracht. Kaum aber war das Fenster erstiegen, als Ottmar von der Stadt her ein Gehen vernahm. Er lauschte. Das Geräusch kam näher. Er gab das verabredete Zeichen und floh. Hastige Schritte und ein lautes Rufen und Drohen verfolgte ihn.

Der Rufende war kein andrer, als eben der Gesell, der zur

Bewachung des Hauſes von dem Meiſter zurückgelaſſen war, ſich aber wie gewöhnlich zu ſeiner Braut begeben hatte. Hier hatte ihn mit einemmal eine heftige Angſt überfallen. Er dachte an die Gefahr des Hauſes; an das Verſprechen, das er ſeinem Herrn gegeben hatte; an ſeine Verantwortung — Alles das kam ihm mit einemmal in den Sinn und trieb ihn fort. Mit Entſetzen ſah er ſeine Ahndung beſtätigt, als er ſich dem Hauſe näherte. Den Wächter der Thür verfolgte er nur eine kleine Strecke; denn er zweifelte nicht, daß die Diebe im Hauſe wären. Während er aber das Haus öffnete, entkamen Jene von der andern Seite, warfen die Leiter um und ergriffen die Flucht. Auf einem Umwege und mit leeren Händen kehrten ſie in ihre Herberge zurück, wo Ottmar ſchon angekommen war, blaß von Schrecken und tief beſchämt. Die Zurückgebliebnen ſtanden um ihn her, fragten und drangen in ihn ein; aber er gab keine Antwort. Erſt als die übrigen kamen, erfuhren ſie den Verlauf der Sache. Noch eine Viertelſtunde Zeit und Alles wäre gelungen geweſen! Da zwangen ſich die Einen zum Lachen; die Andern wünſchten ſich Glück unerkannt entkommen zu ſeyn; Alle aber verfluchten den Geſellen und die unzeitige Störung, und beſchloſſen neue Unternehmungen. Nur den Muth nicht verloren! rief Hugo, der von Allen der Kühnſte war. Was heute nicht gelingt, muß morgen gelingen!

Im Rathe des Himmels war es anders beſchloſſen.

Ottmar kehrte ſtumm und in ſich gekehrt zurück. Zum erſtenmal ſeit langer Zeit dachte er an Gott, und ahndete in dem Fehlſchlagen ſeiner einzigen Hoffnung ein Walten des göttlichen

Gerichtes. Kein Schlaf kam in seine Augen. Voll Angst warf er sich hin und her, und als die Nacht dem Tage gewichen war, wichen doch die bösen Geister seines belasteten Gewissens nicht von ihm. Er war krank von Reue und bösen Ahndungen.

Nicht ohne Ursache. Der nächtliche Vorfall kam bei den Gerichten zur Anzeige. Eine Brieftasche war auf dem Wege gefunden worden und diese Brieftasche war Ottmars. Befriedigende Auskunft konnte er nicht davon geben. Seine Bestürzung und sein ganzes Benehmen verstärkte den Verdacht. Anderes kam hinzu. Auch die Erzählung, die Heinrich dem Offiziere von dem Vorfall in Ottmars väterlichem Hause gemacht hatte, erregte Vermuthungen, die ihm ungünstig waren. Nach wiederholtem geheimen Verhör wurde er den Gerichten ausgeliefert. Alles kam an den Tag. Der Bund wurde zerstört und Ottmar auf ein Jahr in eine Besserungsanstalt eingesperrt.

Der Brief, durch den Ottmar's Vater von dem Vergehen seines Sohnes unterrichtet wurde, traf ihn nicht zu Hause und fiel seiner Frau in die Hände. So erfuhr sie das schreckliche Ereigniß ohne schonende Milderung, und dieser Schlag war für das Herz einer kränkelnden Mutter zu hart. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andre, und als ihr Mann nach wenigen Tagen von der Reise zurückkam, fand er sie in den letzten Zügen.

Alle Bemühungen des unglücklichen Vaters, seinen Sohn der Strafe zu entziehn, waren umsonst. Die tiefgekränkte Ehre der Anstalt, zu der er gehört hatte, forderte Genugthuung. Im selbst zu sehn, konnte er sich nicht entschließen. Er schrieb ihm

einen harten Brief, der mit den Worten schloß: „Ich habe die Liebe zu Dir aus meinem Herzen gerissen und will Dich nicht wiedersehn. Einen Jahrgehält, so viel zur Fristung Deines entehrten Lebens erforderlich ist, wirst Du von mir, aber durch fremde Hände empfangen.“

Die heftigen Erschütterungen des Gemüths, die der unglückliche Mann binnen so kurzer Zeit erfuhr, zerrütteten seine Gesundheit, die schon früher gewankt hatte, bis in die tiefsten Wurzeln. Er verfiel in eine unheilbare Melancholie, die mit einem schleichenden Fieber verbunden war. Als er den Tod vor Augen sah, schrieb er noch einmal mit zitternder Hand an seinen Sohn, meldete ihm die nahe Aussicht auf einen gepünschten Tod, und wiederholte die Zusage eines Jahrgeldes. Wenige Tage darauf wurde er neben seiner Frau begraben.

Ottmar erhielt den Brief seines Vaters an dem Tage, an welchem er aus seinem Gefängnisse entlassen wurde. Ohne Rast, in halbem Wahnsinne eilte er nach seiner Vaterstadt. Hier kehrte er vor dem Thore in einem Wirthshause ein, wo ihn Niemand kannte, und das Erste, was er hier hörte, ehe er selbst noch eine Frage thun konnte, war seine eigne verunstaltete Geschichte, und die Betrachtungen der Wirthsleute über den Tod des unglücklichen Mannes, den der Gram über den ungerathenen Sohn unter die Erde gebracht habe. Schweigend verließ Ottmar das Haus und ging nach dem Gottesacker, wo ihm sogleich das Grab seiner Mutter mit ihrem Namen darauf, und daneben der frische Hügel seines Vaters in die Augen fiel. Die Nacht brach ein; blasser

Mondschein beleuchtete das Feld des Todes; Ottmar wich nicht davon. Er kniete nieder und wollte beten; aber er konnte nicht. Die Sterne des Himmels, die dem schuldlosen Menschen wie Kinder- und Engels-Augen leuchten, kamen ihm wie drohende Blitze vor, die nach seinem Herzen zielten. Er wagte nicht mehr hinaufzusehn, sondern saß mit gesenktem Haupte, die Hände über dem Knie gefaltet, einem Erstarrten gleich; und man würde ihn für ein Bild gehalten haben, wären nicht Thränen ihm unbewußt über seine Wangen geströmt. Auf einmal, wie er so auf den Grabeshügeln saß, kam es ihm vor, als bewegten sie sich unter ihm. Erschrocken sprang er auf, und glaubte zwei düstere Gestalten zu sehn, welche abwärts von ihm zu schweben schienen, und aus dem Bereiche seiner Augen verschwindend in Nebel zerflossen. Da fiel er nieder auf den Boden, sein Gesicht gegen die Erde gedrückt, die Arme ausgebreitet nach der Gegend hin, wo die Schatten verschwunden waren. Bis an den Morgen lag er so, da fand ihn der Todtengräber fast erstarrt. Er hob ihn auf, führte ihn in sein Haus, erwärmte ihn, und sprach ihm freundlich zu. Wo seine Heimath sey, wollte er nicht sagen. „Ich habe keine Heimath mehr, antwortete er. Niemand lebt auf Erden, den ich mein nennen dürfte; und die unter der Erde liegen, wachen auf, um vor mir zu fliehn. Ich habe die Geister von Vater und Mutter gesehn; sie wendeten sich ab von mir; der Zorn gegen ihren Mörder ist mit ihnen in das Grab gestiegen, und lebt in ihrem zerfallenden Herzen fort.“ Weiter sagte er nichts. Als aber der Todtengräber das Haus verlassen

hatte, um bei der Obrigkeit wegen des verirrten, und, wie es ſchien, wahnſinnigen Menſchen Rath zu ſuchen, und auch ſonſt Niemand in der Stube war, ergriff Ottmar ein Meſſer, das auf dem Tiſche lag, und ſtieß es ſich in das Herz. Der Rückkehrende fand ihn in ſeinem Blute und mit dem Tode kämpfend. Seine Geſchichte wurde jetzt kund. Wenige beklagten ihn. Die Meiſten blickten auf ihn mit Grauſen als auf ein Schreckbild des göttlichen Strafgerichts. Und noch jetzt zeigen die Eltern ihren Kindern das Grab des Unglücklichen, das fern von andern Todten an der Mauer des Kirchhofs ragt.

18.

Die glückliche Rückkehr.

Auf einem Dorfe am Fuße des Fichtelberges war Heinrich Richter geboren, von dem ich Euch jetzt erzählen will. Er war das fünfte Kind armer Eltern, und da er funfzehn Jahre alt war, und es zu Hause bei ihm weder Arbeit noch Brod gab, schickten sie ihn fort, sein Brod auswärts zu suchen. Beim Abschiede reichte ihm seine Mutter einen bayrischen Thaler, den er von einem Pathen geschenkt bekommen und sie ihm aufgehoben hatte, mit den Worten hin: Hier, Heinrich, hast Du all' Dein Hab und Gut. Viel ist's nicht; Mancher aber hat nicht einmal das, und ist doch durch die Welt gekommen. Du hast einen gesunden Leib und starke Arme; dumm bist Du gerad' auch nicht, und Deinen Katechismus hast Du rechtschaffen inne. Da drinne steht geschrieben: „Dem Frommen gibt Gott Güter, die bleiben, und was er bescheeret, gedeiht ihm immerdar. Denn es ist dem Herrn gar leicht, einen Armen reich zu machen." Auch das steht in der Schrift: „Vergiß des Armen nicht, wenn Du einen fröh-

lichen Tag hast; so wirst Du auch Freude haben." Nachdem sie dieß und Anderes gesagt und noch viele gute Lehre beigefügt hatte, gab sie ihm ihren Segen; und als er mit nassen Augen von dannen ging, blieb sie in der Hausthüre stehn, und sah ihm nach bis er um die Ecke war; setzte sich dann auf die Bank, und weinte und betete; und auch bei der Arbeit war ihr Herz immer bei ihrem Heinrich, und stündlich dachte sie: wo mag er jetzt seyn? Denn das mütterliche Herz folgt den Kindern, wenn sie von dannen ziehn, und der Segen der Mutter waltet über ihnen vom Morgen bis zum Abend; sie träumt von ihnen und in schlaflosen Nächten betet sie für sie.

Heinrich wanderte immer fürbas von einem Orte zum andern, und fragte überall, ob sie wo einen Knecht brauchten; aber es war hirgend ein Platz für ihn, und schon waren drei Tage herum, und das Brod, das ihm seine Mutter mitgegeben hatte, war aufgezehrt, und er fing an zu hungern; denn den Thaler, den ihm seine Mutter so lange Jahre in ihrer Lade aufgehoben hatte, auszuwechseln, scheute er sich. Als nun der vierte Tag dämmerte und er von seinem Lager aufgestanden war, und das Heu, das an ihm hing, abgeschüttelt hatte — denn ein mitleidiger Wirth hatte ihm gestattet auf dem Heuboden zu schlafen — setzte er seine Wanderung weiter nach dem Thüringer-Walde fort, und als die Sonne durch den Morgennebel brach, lag das blaue Gebirg in voller Pracht vor ihm ausgebreitet. Er freute sich des Anblicks und dachte: Vielleicht find' ich hier was ich suche; und dann sang er sein Morgenlied still in sich hinein, und sagte, wie ihn

seine Mutter gelehrt hatte: Das walt Gott! — Bald darauf kam er auf eine große und weite Wiese, die überall von hellen Wasserfäden durchschnitten war, und dazwischen waren große Stücke grauer Leinwand ausgebreitet, was sich auf dem grünen Rasen hübsch ausnahm; und es war recht lebendig auf der Wiese von geschäftigen Leuten, Weibern und Mädchen, welche die Leinwand begossen. Da war es schön zu sehn, wie geschickt sie das Wasser in weiten Bogen zu schleudern wußten, so daß es sich wie ein Fächer ausbreitete, und die hellen Wassertropfen wie Silberfunken im Sonnenscheine blitzten und helle Regenbogen um sich her verbreiteten. Heinrich blieb stehn, und wie er so zusah und seine Freude an der Arbeit hatte, da fingen die schwarzäugigen Mädchen an ihn zu necken, und Wasser nach ihm hinzusprützen, und eine der schlanksten und hübschesten Dirnen redete ihn an und sagte: Ist das auch fein, Du fauler Gesell, daß Du so da stehst und die Hände in die Tasche steckst? Aber Du kannst halt nichts. — Ei, antwortete Heinrich, das was Ihr da könnt, wird auch keine Hexerei seyn. Gebt mir nur ein Ding her! Kichernd reichte ihm nun das Mädchen den langbestielten Schöpfstutz, und da er sich mit Fleiß ungeschickt anstellte, lachten sie Alle und hatten ein großes Fest. Das dauerte aber nicht lange. Denn nachdem er sich ein Weilchen hatte verhöhnen lassen, schöpfte er ganz tief, und schleuderte einen so hohen und weiten Bogen von sich weg, daß die Mädchen allesammt vor Erstaunen die Hände emporhoben und ausriefen: Der kann's noch besser als wir. Und Heinrich, dem der Müssiggang schon längst zur Last war, arbeitete

nun trotz einem mit und erhielt großes Lob. Als nun die Zeit zum Frühstück kam, wollte Jede ihr Morgenbrod mit ihm theilen, und sie stritten sich unter einander, weil Alle dem wackern Gehülfen lohnen wollten. Das war denn wieder ein neuer Kurzweil. Denn die Bleicheröder Mädchen sind nicht nur emsig bei der Arbeit, sondern auch gewandt mit der Zunge und muntern Sinnes, wie die meisten Bewohnerinnen des Thüringer Gebirgs.

Als nun während des Frühstücks eine sagte: Der sollte hier bei uns bleiben, da hätten wir einen guten Beistand auf der Bleiche und auf dem Tanzboden einen flinken Gesellen. Du kannst doch tanzen? fragte eine. — Versucht hab' ich's halt noch nicht, antwortete Heinrich; ich denk' aber es wird schon gehn, wie mit dem Wasserschöpfen. — Da lachten Alle, und fragten wieder: Möchtest Du nicht hier bleiben? — An mir soll's nicht liegen, erwiederte Heinrich, wenn ich nicht bei Euch bleibe. Zieh' ich nicht schon lang genug in der weiten Welt umher und suche ein Unterkommen? Find' ich's hier, so ist's mir lieber als nirgends. — Da steckten die Mädchen die Köpfe zusammen und hielten Rath, und es dauerte nicht lange, so klopften sie in die Hände und riefen zusammen aus: Ja, ja, so geht's! so wird's gehn! — Und desselben Tages wurde Heinrich zu einem alten Bleicheröder Bürger gebracht, der ihn auf die Probe nahm; auf acht Tage, sagte die Frau; es ist ein gar zu junges Blut. Als aber die acht Tage vorüber waren, und Heinrich sich in allen Dingen anstellig zeigte, in Feld und Garten, im Stall und auf der Bleiche, still und ordentlich war, und ungeheißen Alles that, was er den guten

Leuten an den Augen absehn konnte, nahmen sie ihn ordentlich und auf längere Zeit in Dienst. Nun hatten diese Leute vor einigen Jahren durch ein Unglück auf der Jagd ihren einzigen Sohn verloren, und die Mutter hatte immer noch die Trauer im Herzen, und jedesmal an dem Tage, wo das Unglück geschehn war und sie ihr den Sohn todt in's Haus gebracht hatten, setzte sie sich an die Lade, in der seine Kleider aufbewahrt lagen, schlug ein Stück um das andre von einander, und vergoß heiße Thränen bei jedem. Da nun dieser Trauertag jetzt wieder einfiel, und sie sich nach ihrer Weise gehärmt hatte und die Lade wieder zuschließen wollte, da war es eben als ob Jemand zu ihr sagte: Ist's auch recht, so mit Gott und seinen Fügungen zu hadern? Was ist der Mensch, daß er den Willen Gottes meistern und sich ihm widersetzen will? Und das so nah am Grabe, und so nah dem Tage, wo Jeder Rechenschaft geben muß von allem seinen Thun und von jedem seiner Worte! Heißt es nicht in der Schrift: „Demüthigt euch unter die gewaltige Hand Gottes, daß er euch erhöhe und aufrichte zu seiner Zeit." — Und damit stand sie auf, und trocknete ihre Thränen, und noch selbigen Abends sagte sie ihre Gedanken ihrem Manne, und daß sie sich des eiteln Jammers mit Gottes Hülfe entschlagen wolle. Darüber lobte sie ihr Mann und setzte hinzu: „Nicht umsonst heißt es im Psalm: Wer fromm ist, der bekommt Trost vom Herrn. Und ein andermal: Wenn wir auch Trübsal haben, es kömmt Alles von Gott, und es geschieht zu unserm Frommen." Und so sprachen sie noch lange über die

Sache; denn es waren fromme Leute; und beschlossen mit einander, was sie thun wollten.

Am folgenden Morgen — es war ein Sonntag — rief die alte Mutter den Heinrich in die Stube und sagte zu ihm: Geh' in Deine Kammer, mein Sohn, und lege die Kleider an und die Wäsche, die Du darinne finden wirst. Sie sollen Dein seyn. Säubre Dich also, wie es sich ziemt am Tage des Herrn, und dgnke in der Kirche Gott, daß er Dir Gutes durch uns beschеert; und sey ferner treu und emsig in Deinem Dienste, so wird es Dir immer wohl gehn. — Sie hatte aber einen ganzen guten Anzug ihres verunglückten Sohnes in Heinrich's Kammer gelegt, und die Kleider paßten ihm trefflich, und er wußte sich kaum zu lassen vor Dankbarkeit und Freude.

Von diesem Tage an war Heinrich wie Sohn im Hause, und die Liebe der alten Leute wuchs immerfort. Arbeit gab es nun zwar genug; aber daran war er gewöhnt; mehr Mühe machte es ihm den Zwang zu ertragen, den ihm die ängstliche Sorge seiner Wohlthäter auflegte. Diese ließen ihn auch an Sonn- und Feiertagen nicht gern aus den Augen, und wenn andre junge Bursche zum Tanze gingen, mußte ihnen Heinrich aus einer Postille oder aus Scrivers Seelenschatze vorlesen, oder zur Abwechselung aus alten Reisebeschreibungen vom Kap der guten Hoffnung oder von Westindien und von wilden Völkern. Dann kamen auch wohl die Erzählungen des alten Vaters an die Reihe, und diese waren nicht kurz und kehrten oft und viel zurück. Wenn ihm nun dabei manchmal die Geduld ausgehn wollte, dachte er: Sie thun so

vieles Gute an mir, und ich kann es ihnen mit nichts vergelten als so. Und wenn auch das nicht helfen wollte, so fuhr er mit der Hand in die Tasche und drückte das Geldstück, das er immer bei sich trug, fest in die Hand, und dachte dabei an seine Mutter und ihre Lehren. Das half denn jedesmal. Und so lebte er mehrere Jahre in stiller Eintracht mit seinem Dienstherrn, und als sie beide in einer Woche starben, und er ihnen die Augen zugedrückt hatte, fand sich in dem Testamente, daß ihm das Haus, eine Wiese und ein Stück Feld darinne vermacht war.

Heinrich war jetzt ein geborgner Mann. Nachdem er sich in seinem Eigenthume fest gesetzt hatte, heirathete er, und das Mädchen, das er wählte, war dasselbe, das bei seiner Ankunft auf der Wiese seine Geschicklichkeit zuerst auf die Probe gestellt hatte. Er legte nun selbst eine Bleiche an, fing an mit Leinwand zu handeln, bezog Märkte und Messen und machte gute Geschäfte. Bald ward er auch Vater eines hübschen runden Mädchens, das er mit dem Namen seiner Mutter Katharine nannte. Seine Mutter, die unterdessen Wittwe geworden war, nahm er zu sich, und während seine Frau vornemlich die Bleiche besorgte, wachte seine Mutter über Haus und Hof. Es war eine gar wohl eingerichtete Wirthschaft; und wie Mann und Frau ein Herz und eine Seele waren, so lebte auch die Mutter mit den Kindern in schöner Eintracht und ungestörtem Frieden. Wie sie aber in dem Hause unter einander lebten, so waren sie auch gegen ihre Nachbarn, freundlich, verträglich und hülfreich auf alle Weise. Mit den Trauernden trauerten sie, und freuten sich mit den Fröhlichen, und dem Armen

halfen sie mit Rath und That. So war denn auch Segen über ihnen und Gottes Friede wohnte unter ihnen, und wer frohe Gesichter sehen wollte und zufriedne Leute, der mußte nach Bleicherode und zu Heinrich Richter gehn.

Wie aber in dem Leben der Menschen das Gute ohn' Unterlaß mit dem Bösen wechselt, und ein Ungewitter oft in Einer Stunde niederwirft, was jahrelanger Fleiß aufgebaut hat, so sollte auch dieses Haus vom Unglück heimgesucht werden. Der Krieg mit den französischen Jacobinern war am Rheine ausgebrochen und wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Da nun einstmals die deutschen Heere die dortigen Festungen räumen mußten, schickten sie ihre Kriegsgefangenen von da in das Innere, und verbreiteten durch sie, was freilich die Absicht nicht war, pestartige Fieber überall, wo sie auf ihrem Wege hinkamen. Ein Zug solcher Unglücklichen kam auch in Bleicherode an und brachte die Nacht daselbst zu. Neugierde und Mitleiden trieb Viele zu den fremden Gästen; wenige aber nahten ihnen ungestraft; die Meisten nahmen die Krankheit, Viele den Tod mit hinweg. Auch Heinrich blieb nicht verschont. Er hatte den armen, zum Theil entblößten Menschen Nahrung und Kleider gegeben; aber als sie von hinnen zogen, lag die Hälfte der Menschen darnieder und Heinrich unter ihnen. Mehrere Wochen schwebte er zwischen Leben und Tod, meist bewußtlos und mit furchtbaren Phantasien im Kampf. Endlich siegte die Natur. Wie aus einem tiefen Traume erwachend, erkannte er zum erstenmale die Mutter wieder, die betend an seinem Bette saß. Er ergriff sie bei der Hand

und ſagte: Mutter, iſt meine Frau nicht hier? — Sie ſchläft, antwortete die Mutter. — Gott ſegne ihre Ruhe, ſagte Heinrich, und ſchlief vor großer Schwäche wieder ein. Als er am folgenden Tage die Augen wieder aufſchlug, that er dieſelbe Frage und erhielt dieſelbe Antwort. Es war auch wirklich ſo, nur nicht wie es Heinrich damals verſtand. Heinrichs Frau ſchlief den langen Schlaf im Schooße der Erde. Sie war während der erſten Tage ſeiner Krankheit nicht von ſeinem Bette gewichen; da ergriff ſie daſſelbe Fieber und mit ſolcher Gewalt, daß ſie ihm ſchon am neunten Tage unterlag. Heinrichs Täuſchung währte nicht lange, und da er vernahm, daß er das freundliche Angeſicht ſeiner Marie nicht wieder ſehn ſollte, warf ihn der Schmerz von Neuem auf das Krankenlager und er war dem Tode nicht weniger nah als das erſtemal. Dennoch genas er. Aber kaum hatte er wieder ſo viele Kraft gewonnen, um das Grab ſeiner Frau zu beſuchen, ſo öffnete ſich ein neues Grab neben dieſem. Die alte, gute und fromme Mutter unterlag den Anſtrengungen, die ſie ſich viele Wochen lang Tag und Nacht an dem doppelten Krankenlager zugemuthet hatte. Von einem ſchleichenden Fieber verzehrt, ſchlief ſie entkräftet, aber mit hellem Bewußtſeyn, in den Armen ihres Sohnes ein. Ihre letzten Worte waren Worte des Segens.

Jetzt ſtand nun der arme Heinrich allein mit ſeinem Kinde, das nun auch ſeine einzige und letzte Freude war. Käthchen war jetzt drei Jahre alt, und die Bildung ihres Geſichts, die Farbe ihrer Augen und ihres Haars ließ an ihre Mutter denken. Eine Nachbarin, die ihren Mann vor wenigen Jahren nach einer kurzen

und freudenlosen Ehe verloren hatte, und nun mit ihren zwei unerzognen Töchtern allein und in beschränkten Umständen lebte, hatte für das Kind, während die Krankheit in Heinrichs Hause herrschte, Sorge getragen, und es zu sich herüber genommen, und auch nach dem Tode der Großmutter hatte sie desgleichen gethan; so daß es schien, sie könne nicht leben ohne das Kind. Auch machte sie sich überhaupt in Heinrichs Hause viel zu schaffen, und sorgte für Alles, was der Frauen Geschäft ist, und ließ den armen Wittwer von äußerer Pflege nichts vermissen. Es war nun wohl nicht schwer zu errathen, worauf sie es abgesehn hatte, und es war auch Niemand in dem Orte, der nicht meinte, sie würde mit der Zeit als zweite Frau in das Haus einziehn, worin sie schon jetzt als Gehülfin waltete. Und so geschah es auch. Heinrichs Geschäfte forderten ein geordnetes Hauswesen; sein Kind konnte mütterliche Pflege nicht entbehren; für Beides schien Frau Susanna, die Nachbarin, zu genügen; und das, was sie bisher für ihn und sein Kind gethan hatte, heischte seinen Dank. Seiner Marie glich sie freilich nicht; wenn ihn aber das Gefühl des Unterschiedes zwischen beiden übermannen wollte, oder sich Unmuth und Unwille in seinem Herzen erhob, bezwang er sich, und schalt sich ungerecht und undankbar. Die Frau aber erkannte sein gutes Herz nicht, sondern nachdem sie ihren Zweck erreicht hatte, und mit vollem Anspruche in dem Hause befestigt war, änderte sich ihr Wesen, und die bis dahin zurückgehaltne Herrschsucht und Hoffarth trat mit jedem Tage mehr hervor. Auch dem Kinde war sie nicht mehr was sie gewesen war. Denn als Käthchen

heranwuchs, und viel hübscher wurde als Frau Susannens eigne Töchter, und alle Leute das schöne und artige Kind lobten, aus den ihrigen aber wenig machten, wendete sich ihr Herz ganz von dem armen Käthchen ab; so daß, wenn der Vater in seinem Geschäfte abwesend war, sein Kind bei der Stiefmutter und den Schwestern keine gute Stunde hatte, als die es in der Schule zubrachte. Kam nun Heinrich wieder nach Hause von der Reise, und meinte sich seines Kindes zu erfreuen, und nahm es auf den Schoos und liebkoßte es, wurde ihm auch dieses verbittert, und es hieß dann gemeiniglich: Wenn mancher Vater wüßte, wie sein Goldtöchterchen sich aufführt, er würde ihm nicht so schmeicheln. Und dann kamen Klagen über Klagen; und wenn die Mutter schwieg, brachen die Stiefschwestern hervor und lästerten um die Wette; und Käthchen durfte sich nicht verantworten, wie Unrecht ihr auch geschah, um das Uebel nicht noch ärger zu machen. Ihre Vertheidigung bestand in Thränen und ihr Troß in dem Gedanken an ihren Vater. Denn mußt' er auch streng gegen sie seyn, so hörte sie doch durch die strafenden Worte die Töne der verhüllten väterlichen Liebe und fühlte das Herz ihres Vaters in dem ihrigen.

Auf diese Weise verging ein Jahr nach dem andern. Käthchen wurde immer mehr das Ebenbild ihrer Mutter, und bei wenig Freude im Hause, war sie doch im Herzen froh, weil sie sich keiner Schuld bewußt war. Auch die Stiefschwestern wuchsen heran, und neben der Trägheit und dem Hochmuth wuchs der Neid mit ihnen auf und der unverschuldete Haß gegen die jüngere

Schweſter. Die Mutter nährte beides, und mit gleicher Geſinnung erfüllt, hörte ſie nicht auf, das angefeindete Stiefkind mit Arbeit zu belaſten, und dann ſeinem ſtillen Fleiße noch überdieß durch harte Worte und unverdientes Schelten zu lohnen.

Das Loos des armen Kindes ſollte aber noch härter werden.

Heinrich hatte in Frankfurt auf der Meſſe, die er regelmäßig mit ſeiner Leinwand beſuchte, mit einem deutſchen, in England einheimiſchen Kaufmann eine Verbindung geſchloſſen, und ſeit mehrern Jahren viele und einträgliche Geſchäfte mit ihm gemacht. Der Mann ſchien ſolid, zahlte ordentlich und zur geſetzten Zeit und flößte auf alle Weiſe Vertrauen ein. Eines Tages nun, als er ſein Conto abgeſchloſſen hatte, ſagte er zu Heinrich: Bei uns in England iſt es doch eine andre Sache mit dem Gelde als hier bei Euch. Wenn Ihr Euch das ganze Jahr mit Arbeit geplagt und viele ſaure und vergebliche Wege gemacht habt, und ſich dann am Schluſſe des Jahres ein Paar hundert Thälerchen Ueberſchuß finden, ſo müßt Ihr glauben Wunder wie glücklich Ihr geweſen wärt; und eh' Ihr es zu einem Paar tauſend Thalern Kapital bringt, geht ein ganzes Leben hin. Bei uns geht es raſcher. Da fängt Mancher mit zwanzig Guineen an, die er noch überdieß geborgt hat, und nach einigen Jahren hat er über Tauſende zu gebieten. Und das kann Jedem gelingen, der es verſteht und ſein Geld recht anzulegen weiß.

Heinrich achtete anfänglich wenig auf dieſe Reden; da aber der Freund öfter darauf zurückkam, und viele Beiſpiele von Leuten anführte, die in kurzer Zeit durch gelungene Speculationen

reich gewerden, wurde er aufmerkſamer, und bedachte die Sache, und da es wohl nicht leicht einen Menſchen gibt, der nicht gern ſchnell und mühlos reich werden möchte — ließ er ſich bereden, einen Theil ſeiner Einnahme an das gefährliche Börſenſpiel zu wagen. Der Erfolg war erwünſcht. Anſehnliche Procente gingen ein, und wurden von Neuem angelegt, und, wenn einmal Ebbe eintrat, wußte der Handelsfreund die Erwartung höhern Gewinns ſo wahrſcheinlich zu machen, daß nach kurzer Zeit ein nicht unbedeutendes Kapital in die Hände des ſpeculativen Freundes übergegangen war.

Dieſer Mann hatte ſich ſeit einiger Zeit mit aller Leidenſchaft, welche Glückſpiele einzuflößen pflegen, in den unſeligen Papierhandel geworfen. Der andere Handel wurde zur Nebenſache; er kam auch nicht mehr auf die Meſſe, bezog aber immerfort Waaren aus Heinrichs Magazin, und ertheilte regelmäßige Nachrichten über den Stand der Geſchäfte. Bald blieben auch dieſe aus. Heinrich ſchrieb Briefe über Briefe; keine Antwort erfolgte. Noch wollte er ſich dem Mißtrauen nicht überlaſſen; da aber die Sache doch immer bedenklicher wurde, entſchloß er ſich ſelbſt nach London zu reiſen und nach ſeinem Gelde zu ſehn. Von Frankfurt aus ſchrieb er dem verſtummten Freunde ſeinen Entſchluß, und beſtimmte die Zeit, in der er anzukommen hoffe, um mit ihm abzurechnen. Denn daß Jener noch lebe, hatte er von Andern gehört. Nachdem er alſo von dem eingenommenen Gelde das, was er nicht zu brauchen glaubte, nach Hauſe geſchickt, und auf kurze Zeit von den Seinen Abſchied genommen hatte, machte er ſich auf den Weg,

und wurde nach einer kurzen und glücklichen Fahrt in Harwich ausgeschifft, wo er in dem Wirthshause zur Seejungfer einkehrte. Hier wollte er eine Nacht von der Reise ausruhn. Kaum aber hatte er von seinem Zimmer Besitz genommen und es sich bequem gemacht, als ein wohlgekleideter Mensch bei ihm eintrat, und sich als einen Diener von Herrn Meyer, dem Handelsfreunde, ankündigte. Herr Meyer, berichtete er, sey auf die erhaltene briefliche Nachricht sogleich hierher gereißt, und sey im Gasthofe zum Anker eingekehrt; beim Aussteigen aus dem Wagen aber habe er sich durch einen falschen Tritt den rechten Fuß ausgerenkt und leide große Schmerzen; er lasse also seinen Freund ersuchen, zu ihm zu kommen, um die sehr angenehmen Nachrichten zu vernehmen, die er ihm mitzutheilen habe. Heinrich beklagte den Unfall seines Freundes, zog die abgelegten Kleider wieder an, und folgte, ohne Arges zu denken, dem Diener nach. Der Weg führte zuerst durch einige enge winklige Gassen, dann, um ihn abzukürzen, wie der Diener sagte, eine Strecke am Ufer hin. Wir sind sogleich an Ort und Stelle, sagte Heinrichs Begleiter, verschwand aber in demselben Augenblick, nachdem er ein Zeichen auf einer Pfeife gegeben hatte. Heinrich stand jetzt allein in der finstern nebligen Nacht; kein Stern war am Himmel zu sehn; kein Licht in der Nähe; Alles war einsam und öde; Todtenstille überall. Nur vom Meere her rauschte es wie Ruderschlag, und nach wenigen Augenblicken fühlte sich Heinrich von Menschenhänden ergriffen und festgehalten. Er rief nach Hülfe; Niemand hörte; er wollte Widerstand thun, und ward überwältigt; Stricke umschlangen ihm Arme und Füße, und

in größerer Schnelligkeit als hier erzählt wird, war er auf ein Schiff getragen, das hinter einem vorſpringenden Felſen verſteckt lag. Hier wurde er, gebunden wie er war, in den finſtern Raum auf ein Lager von Stroh geworfen und allein gelaſſen. Die ſchreckliche Nacht ging langſam zu Ende. Gegen Morgen hörte er Bewegung über ſich; die Anker wurden gelichtet, die Segel losgebunden; Alles in tiefer Stille; das Schiff ſetzte ſich in Bewegung. Nach Verlauf einiger Stunden wurde Heinrich von ſeinen Banden befreit. Er fragte jetzt, was dieß Alles zu bedeuten habe; was man mit ihm beabſichtige, warum er entführt werde, und wohin? Niemand antwortete. Was war hier zu thun? Er mußte ſich in ſein Schickſal ergeben, und obgleich tief betrübt und von Beſorgniſſen niedergedrückt, dachte er doch: „Wenn es Gottes Wille iſt, kann ich auch aus dieſer Noth gerettet werden. Er wird doch Alles gut machen.“ Als nun das Schiff auf dem offnen Meere war, und man nichts ſah als Himmel und Waſſer, wurde ihm geſtattet, auf das Verdeck zu ſteigen und ſich um zu ſehn; und er fing nun an mit der Bemannung Bekanntſchaft zu machen, ſo viel Einer eben machen kann, wenn er von der Sprache der Leute wenig oder nichts verſteht. So viel wurde er indeß bald inne, daß er mit Schmugglern und Banditen zu thun hatte; auch das brachte er bei fortgeſetzter Fahrt heraus, daß ein Theil der Mannſchaft — meiſt Leute von wüſtem Anſehn, denen Einer nicht gern allein im Walde begegnet wäre — in einem Zuſtande der Abhängigkeit von den Eigenthümern des Fahrzeuges war, und nicht viel beſſer als Sclaven oder

Gefangne behandelt wurde. Denn so oft sich das Schiff einem Lande näherte, wurden sie sammt und sonders in den Raum hinabgetrieben, wo sie verweilen mußten, so lange das Schiff am Ufer lag. In dieser Rücksicht wurde Heinrich behandelt wie die Andern, ob ihm gleich übrigens nichts wiederfuhr, worüber er hätte klagen mögen. Nach einer Fahrt von mehrern Wochen, die durch keinen widrigen Unfall gestört wurde, kamen sie an eine große Insel; es war Jamaica, wie Heinrich später erfuhr; das Schiff legte in einer Bucht an einer öden Stelle an; Einige der Bemannung gingen an's Land und kehrten nach mehrern Stunden mit Begleitung zurück. Die im Raume Eingesperrten wurden jetzt einer nach dem andern auf's Verdeck geführt; auch Heinrich kam an die Reihe. Er wurde verkauft und mit mehrern seiner Gefährten an's Land gesetzt, wo sie nach verschiednen Gegenden hin abgeführt wurden. Heinrich folgte schweigend seinem Führer, und wurde auf eine Pflanzung gebracht, die sich am Fuße des Gebirges ausbreitete, das, mit Wäldern bedeckt, in der Mitte der Insel emporsteigt.

Heinrich erfuhr jetzt Etwas von dem Räthsel, das ihn seit dem unglücklichen Augenblicke seiner Gefangennehmung ohn' Unterlaß beschäftigt und wunderbar verwirrt hatte. Die Besitzer des Schiffes, das ihn entführt hatte, trieben Handel mit jeder Art von verbotnem Gute, Waaren und Menschen, was sich ihnen bot. Verbrecher, die in ihrem Vaterlande geächtet, die strafende Hand der Gerechtigkeit fürchteten; Unglückliche, die von ihren Gläubigern verfolgt, nirgend mehr Hülfe fanden; Schwindler und

Abentheurer, die auf bekanntem Boden Niemanden mehr betrügen konnten; dieſe und ähnliche Menſchen verkauften ſich, oft um ein geringes Handgeld, an Schmuggler ſolcher Art, um nach Weſtindien oder wohin es ſonſt ſey, geführt, ſich auf einige Zeit als Knechte verhandeln zu laſſen. Dieſe Leute werden dann zu Arbeiten gebraucht, die von ſchwarzen Sclaven nicht verrichtet werden können; und wenn ſich ihre Brauchbarkeit bewährt, vertraut man ihnen bisweilen die Aufſicht über die Sclaven oder andere beſſere Geſchäfte an; daher es denn Manchem gelingt, wenn er ſeinen Kaufpreis abverdient hat, ſich ein Eigenthum zu erwerben, auf dem er dann als ein freier Mann leben kann. Heinrich konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß er durch einen ſchändlichen Verrath in die Hände dieſer Räuber geliefert worden ſey; es half ihm aber nichts dieſes zu betheuern und ſeine Befreiung als ein Recht zu fordern. Man zuckte die Achſeln, lächelte, gab ſorgfältiger auf ihn Acht, und wieß ihm ſeine Beſchäftigung in den innerſten Diſtricten der weitläuftigen Pflanzung an, wo an eine Flucht nach dem Meere hin nicht zu denken war.

Der Eigenthümer der Beſitzung war auf einer Reiſe nach dem feſten Lande von Amerika abweſend, und hatte die Verwaltung derſelben einem klugen, ihm ganz ergebnen Manne anvertraut. Dieſer Oberaufſeher wurde bald inne, wie ſehr ſich Heinrich vor Andern ſeiner Art auszeichnete; wie unverdroſſen und ſtill, wie anſtellig und mäßig er war; er entledigte ihn alſo ſchon in den erſten Tagen von harten Arbeiten, und vertraute ihm die Aufſicht über den Park an, der mit einem der Wohnhäuſer

verbunden war. Dieß war für den armen Verbannten kein kleiner Trost. Des Gartenbaus war er kundig; in seiner Heimath war diese Beschäftigung seine angenehmste Erholung gewesen, und jetzt sah er sich zu seiner Freude auf einen Raum von weiter Ausdehnung und der mannichfaltigsten Brauchbarkeit angewiesen. Er widmete sich also diesem Geschäfte mit allen dem Eifer, den er auf ein Eigenthum hätte wenden können. In Kurzem hatte er mit Hülfe der ihm zugegebnen Sclaven in die vernachlässigte und verwilderte Anlage Ordnung gebracht, sie mit Grünstücken und Blumenbeeten ausgeschmückt, klare Bäche von den Bergen hineingeleitet, die er zum Theil über Felsen führte, wo sie durch schäumenden Absturz an den einsamsten Stellen ein frisches Leben erzeugten, erquickend in den Gluthen des Tages und für den Anblick erfreulich. Mit jedem Monate verschönerte sich der Platz; jeder Fortschritt in der Verbesserung brachte neue Plane in Gang; Heinrichs Ideen erweiterten und vervollkommneten sich während der Arbeit; er durfte mit Sicherheit auf den Beifall des Eigenthümers rechnen, wenn dieser zurückkehrte. Diese Rückkehr aber verzögerte sich, und als man sie schon mit Gewißheit erwartete, traf die Nachricht ein, daß Geschäfte von vortheilhafter Aussicht den Erwarteten veranlaßt hätten, von Rio-Janeiro aus eine Reise nach Portugall, vielleicht auch nach England zu machen.

Mehr als drei Jahre waren jetzt verflossen, seit sich Heinrich in dieser Dienstbarkeit befand. Sie war keineswegs drückend zu nennen. Für seine Bedürfnisse war gesorgt; der Aufseher wollte ihm wohl und behandelte ihn nicht als einen Untergebnen, sondern als

seinen Beistand; aber die Sehnsucht nach der Heimath, nach dem verlaßnen Kinde und nach der Freiheit trieb seine Gedanken ohn' Unterlaß über das Meer, und was er auch beginnen mochte, die rechte Freude wollte nie in seinem Herzen aufgehn. Wenn er etwas von seinem Kummer spüren ließ, sagte der Aufseher: Habt Geduld bis Mr. (Mister) Anton zurückkömmt; dann findet sich vielleicht die Sache von selbst. Die nützlichen Dienste, die Ihr uns geleistet habt, seit Ihr hier seyd, werden nicht unbelohnt bleiben; darauf könnt Ihr rechnen; denn Herr Anton ist ein gerechter und gütiger Herr. Entbehren wird er Euch freilich auch nicht gern wollen. Denn wer wüßte besser als Ihr mit den Schwarzen umzugehn? sie thun ja für Euch Alles auf den Wink; und den Park, wer sollte d e n in der schönen Ordnung erhalten, wenn Ihr uns fehltet?

Diese Reden waren fast mehr niederschlagend als aufrichtend. Heinrich aber vertraute auf Gott und dachte: „Immer wird er das Unrecht nicht dulden, das mir wiederfahren ist. Ich will also thun, was mir zukömmt; dann wird auch wohl Hülfe von oben kommen." — Und so geschah es auch. Heinrich ließ sich jedes Geschäfte noch angelegner seyn als zuvor; unterwieß vornemlich Einige der brauchbarsten Neger in Allem, was der Gartenbau fordert, und brachte sie durch Güte und Geduld dahin, daß er ihnen jedes Geschäfte anvertrauen konnte. Kömmt nun der Herr zurück, dachte er, so kann ich ihm meine Stellvertreter vorführen, und er wird mich dann wohl nicht mit Gewalt zurückhalten.

Noch ein ganzes Jahr verfloß unter fruchtlosem Harren. Herr Anton war in O-Porto krank geworden; auch seine Geschäfte hatten mehr Anstand gefunden und sich länger verzogen als er geglaubt hatte. Endlich erschien der lang ersehnte Tag doch. Auf die Nachricht, daß der Delphin, Capitain Anderson, eingelaufen sey, und den Herrn am Bord habe, gerieth die ganze Pflanzung in freudige Bewegung. Denn er war von Allen geliebt und geehrt, nicht von den freien Leuten allein, sondern auch von den Sclaven, weil er gegen alle Menschen mild, und auch gegen die Schwarzen nicht strenger war als die äußerste Noth forderte.

Wie er nun selbst ankam und nach einem festlichen Empfange treuen Bericht von dem Aufseher vernommen hatte, und daraus sah, daß während seiner Abwesenheit Alles einen erwünschten Fortgang gewonnen hatte, wurde er sehr froh; denn, da er auch die Absicht seiner Reise in den meisten Dingen über Erwarten erreicht hatte, hatte er kaum gehofft, auch hier Alles so nach Wunsch zu finden. Selbigen Tages noch führte ihn der Intendant in den Park, wo er nicht wenig erstaunte, die ganze Anlage so verändert und verschönert zu sehn; und in dieser Freude stellte er ihm den Urheber aller dieser Veränderungen unter großen Lobsprüchen vor. „Dieser Mann, sagte er unter Andern, ist durch ein höchst sonderbares Schicksal hierher geführt worden. Ich habe keine Ursache an der Wahrheit seiner Erzählungen zu zweifeln; er ist der rechtlichste Mann und der fleißigste Arbeiter, der mir je vorgekommen ist; und er hat ein so ehrliches deutsches Gesicht und so aufrichtiges deutsches Blut, daß wohl nie eine Unwahrheit über

seine Lippen gegangen ist." — Ist er ein Deutscher? sagte Anton. Allerdings, antwortete der Intendant, und wie er nach der Weise seiner Landsleute gar sehr an der Heimath hängt, so hat er auch hier gleich in der Nähe zur Zierde für den Park ein Häuschen bauen lassen, mit Stroh bedeckt, wie die Bauerhäuser bei ihm sind, und es mit Eschen und Birken umpflanzt, wie es eben dort auch seyn mag." Während dieser Reden waren sie zusammen weiter gegangen und standen jetzt vor dem Hause. Es war gar ein freundliches und stilles Plätzchen. Jetzt faßte der Herr den Heinrich schärfer in's Aug', und redete ihn in deutscher Sprache an — denn bis dahin war Alles Englisch verhandelt worden, wie auf der ganzen Insel geschieht — und da Heinrich nach so langer Zeit die liebe Muttersprache wieder hörte, und so recht in der Mundart seines Geburtsortes, legten sich die Töne in dem fremden Lande wie alte Bekannte an sein Herz, und die hellen Thränen rollten ihm über die von der Sonne gebräunten Backen, und es dauerte einige Zeit bis er sich gebieten und sprechen konnte. Da fragte ihn nun sein Herr, dem es auch ganz weich um's Herz geworden war, über Alles aus, und hörte, daß sie aus demselben Orte am Fichtelberge, und mit einander aufgewachsen wären, und so nach einigen wenigen Fragen kam an den Tag, daß das Haus, vor dem sie standen, eben das ächte Abbild des Hauses sey, in welchem sie Beide geboren und daß sie Brüder waren. Da war nun das Erstaunen nicht gering, und sie fielen sich voll Freude und Rührung an die verschwisterten Herzen, und Jeder behauptete, er habe gleich beim ersten Anblick etwas von der Blutsver-

wandtſchaft in ſich gefühlt, und ſie wollten ſich gar nicht wieder los laſſen. War nun ſchon vorher die Freude in der Pflanzung groß geweſen über die Rückkehr des Herrn, ſo wurde ſie jetzt ganz ausgelaſſen, als die Sache bekannt wurde. Die beiden Brüder konnten nun nicht wieder von einander kommen, ſo viel hatten ſie einander zu erzählen von der Zeit an, wo Anton in die Welt gegangen war, um ſein Glück zu verſuchen, und wie er durch mannichfaltige Schickſale erſt nach Holland, dann nach England, und von da endlich nach Weſtindien gekommen war; wie er hierauf durch ganz beſondere Gunſt des Himmels die Aufſicht über die Plantage, und dann, nach dem Tode des Beſitzers, die Hand ſeiner jungen Frau, dem Wunſche des Mannes gemäß, und mit der Hand ihre ganze Habe bekommen hatte. Hätteſt Du ſie gekannt, Heinrich, fuhr der Erzählende fort, ſo hätteſt Du einen Engel gekannt, wie die Welt wohl wenige beſitzt. Aber ſie wurde mir im achten Jahre unſrer Ehe entriſſen, die ein Himmelreich war, ob wir ſchon keine Kinder hatten. Nur dieſes Eine ſchien noch zu fehlen, damit wir gar nichts mehr zu wünſchen hätten. Endlich ſchien auch dieſer Wunſch in Erfüllung zu gehn, und wir ſahen dem Zuwachſe unſerer Glückſeligkeit mit den freheſten Erwartungen entgegen. Aber nie ſollten Menſchen etwas mit ſolcher Heftigkeit wünſchen oder ihr Herz an das Zufällige hängen. Es war nicht Gottes Wille, uns auf unſre Weiſe zu beglücken. Meine Sophie ſtarb am Frieſel in ihrem Wochenbette, und das Kind, was ſie geboren hatte, folgte ihr nach wenigen Tagen in die Gruft. Ich haderte lange

mit der Vorsehung und es währte eine geraume Zeit, eh' ich mit Ergebung sagen konnte: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sey gelobet! Endlich unterwarf ich mich doch dem unabwendbaren Willen des Himmels, und kämpfte gegen meinen bittern Schmerz; und mit Gottes Beistand ist mir dieß so weit gelungen, daß ich jetzt ruhiger, wenn gleich nicht ohne tiefe Wehmuth an mein Unglück denken kann. Auch die Reise, von der ich eben zurückkomme, hat zu meiner Beruhigung beigetragen.

Hast Du nie daran gedacht wieder zu heirathen? sagte Heinrich.

Nie, antwortete Anton. Ich müßte fürchten, eine zweite Frau unglücklich zu machen. Denn wie vortrefflich sie auch immer seyn möchte, ich würde doch immer an meine Sophie denken; ich würde Vergleichungen anstellen, und diese würden mich vielleicht ungerecht machen. So war meine Gesinnung schon vorher; nun ich aber Dich habe, und Du mir zur Seite stehst, und ich nicht mehr einsam und verlassen bin, kann mir der Gedanke nach einer Veränderung noch weniger in die Seele kommen. Bei diesen Worten fiel er dem Bruder von Neuem um den Hals und drückte ihn an seine Brust; dann führte er ihn in das nächste Wohnhaus, und gab Befehl, einige der besten Zimmer für ihn einzurichten, und sorgte auch sonst für Alles; und Heinrich war noch an demselben Tage so ausgestattet und eingerichtet, daß, wenn ihn der Bürgermeister von Bleicherode hier gesehn und besucht hätte, er geglaubt haben würde, in dem Zimmer seines Herzogs zu sein.

Nachdem so einige Wochen in stiller, oft wehmüthiger Freude

verflossen waren, erwachte in Heinrichs Brust die Sehnsucht nach der Heimath mit neuer Gewalt; lange aber wagte er nicht den lang gehegten Wunsch gegen den Bruder auszusprechen. Er wußte, daß er ihn damit betrüben würde; wurde ihm doch selbst bei dem Gedanken an die Trennung das Herz allzu weich. Da es nun einmal Gelegenheit gab, das Gespräch von weitem darauf hinzulenken, sagte Anton mit Thränen in den Augen: „Ich habe schon seit lange geahndet, was Dein stiller Wunsch war, und Dir im Herzen gedankt, daß Du ihn gegen mich zurückgehalten hast. Nun Du aber doch darauf hindeutest, so gewähre mir wenigstens die Bitte, daß Du bis zur Ernte warteſt." Als nun aber die Ernte vorüber war, sagte er: „Warte nun mir und Dir selbst zu Liebe das Ende der Regenzeit ab; dann will ich Dich nicht länger zurückhalten." Heinrich gab nach. Als aber die Regenzeit kam, wurde Anton immer trüber und tiefsinniger; er schien gegen Alles gleichgültig zu werden, auch was ihm sonst die größte Freude gemacht hatte. Eines Tages sagte er: Wenn Du mich verläßt, Bruder, wie es nun einmal seyn muß, was wird dann aus unserm schönen Garten werden? — Da holte Heinrich die sechs Neger herbei, die er sich für das Gartenwesen zur Hand gezogen hatte, und sagte: Diese wackern Bursche hier wissen Alles; sie werden dafür sorgen, daß der Garten nicht wieder zur Wildniß wird und nichts dabei vermissen lassen. — Nichts als meinen Bruder, sagte Anton, und da er weiter sprechen wollte, erlosch ihm die Stimme. Dem armen Heinrich wurde das Herz auch immer schwerer, und es war ein solcher Zwiespalt in ihm, daß er nicht begriff, wie sich das lösen

könnte. Die Lösung kam, freilich aber anders als er gedacht und gewünscht hatte. Der Regen fiel in Strömen und überschwemmte die Erde, und die beiden Brüder saßen oft lange zusammen, ohne daß einer ein Wort sprach; denn Jeder war in seine Gedanken und Gefühle vertieft. Plötzlich kamen Briefe von Kingston mit der Nachricht, das gelbe Fieber sey dort ausgebrochen, und habe sogleich mehrere Menschen ergriffen; auch aus andern Gegenden wurden Krankheitsanfälle gemeldet. Noch war nichts davon zu Heinrichs Ohren gekommen, als sein Bruder hereintrat, ihn bei der Hand nahm, und mit größerer Lebhaftigkeit, als man seit langer Zeit an ihm gesehn hatte, sagte: „Heinrich, Du reisest in diesen Tagen ab. Das gelbe Fieber ist auf der Insel; es könnte Dich befallen; dann wäre Dein Leben in Gefahr; denn Ausländer genesen selten davon. Es wäre Sünde Dich länger aufzuhalten, und ein schlechter Dank von meiner Seite für die überschwängliche Freude, die mir Gott durch Dich bereitet hat.“

Heinrich war bei dieser Rede froh und betrübt zugleich. Der Gedanke an die Heimreise weckte nichts als frohe Gefühle in ihm; an die Abreise aber konnte er nur mit Traurigkeit denken. Anton sorgte nun für Alles mit einem Eifer, als ob ihm die Abreise seines Bruders eben so am Herzen läge, als früher sein Verweilen bei ihm. Und schon war das Meiste in Stand gesetzt; das Schiff lag bereit und segelfertig; der Tag der Abfahrt war bestimmt; plötzlich aber nahte die Krankheit dem Innern, und der erste, der auf Anton's Pflanzung davon befallen wurde, war Anton selbst. Sobald sich nun die deutlichen Symptome des Fiebers an ihm

zeigten, sagte er zu Heinrich: „Ich fühle mich sehr krank; kaum kann ich hoffen wieder aufzukommen; rette Du Dich nur, und reise von dannen so schnell Du kannst. Hier hast Du den Schlüssel zu meiner Baarschaft. Nimm davon soviel Du willst; es ist Alles Dein. Mein Testament ist gemacht und in Kingston beim Stadtgericht aufbewahrt. Sterb' ich, wie ich glaube, so bist Du der Haupterbe meiner Habe. Gott segn' es Dir. Nur eile, daß Du wegkömmst von hier."

Heinrich war bei diesen Worten wie vernichtet. Die Krankheit schreckte ihn, und jetzt, wo ihm die Erfüllung seines liebsten Wunsches so nah lag, war ihm das Leben zwiefach lieb; aber seinen Bruder zu verlassen in dieser großen Gefahr war ihm unmöglich. Er dachte: „Vielleicht hilft ihm Gott — Verzagtheit ist, wie ich höre, eine der ersten Folgen dieser schlimmen Krankheit und ihr erstes sichres Anzeichen; ich hoffe also, daß sein Gefühl ihn täuscht. Kömmt er dann wieder auf, so wird es ihm lieb seyn, wenn ich seinen Willen nicht gethan habe. Mein Leben steht in Gottes Hand; gebietet er über mich — nun sein Wille geschehe; ich aber will thun was mir mein Herz eingibt." Er blieb also, und sorgte für Alles Tag und Nacht, hielt sich aber verborgen vor seinem Bruder, damit sich dieser nicht ängstigen möchte. Die Krankheit rückte schnell vor; die Fieberhitze stieg von Stunde zu Stunde; ein furchtbares Erbrechen kündigte die Katastrophe an. Am siebenten Tage entfloh ihm das Leben. Das letzte Wort, das von seinen Lippen kam, war der Name seines Bruders.

Heinrichs Trauer über den Tod dieſes guten Bruders war groß und tief; alle ſeine Hausgenoſſen, Freie und Sclaven, theilten ſie mit ihm. Mehrere waren nun auch von der Krankheit befallen worden; einige ſtarben; die meiſten aber wurden gerettet. Heinrich blieb zu aller Verwunderung geſund, und ſorgte mit unermüdlichem Eifer für Jeden, wer er auch ſeyn mochte. Die Pflanzung war jetzt ſein Eigenthum; aber ihr ſein Leben zu widmen, fühlte er keinen Beruf. Er verkaufte ſie alſo, nachdem er diejenigen ſeiner Sclaven, die ſich am treueſten erwieſen hatten, frei gegeben und mit Geſchenken entlaſſen hatte; dann verließ er die Inſel unter den Segnungen Aller, die mit ihm auf irgend eine Weiſe verbunden oder in ſeinem Dienſte geweſen waren.

Nach einer Fahrt von wenigen Wochen landete Heinrich zum zweitenmale auf den Küſten von England. Hier fand er in dem Wirthshaus zur Seejungfer ſeinen Koffer wieder, unberührt und wie er ihn vor ſieben Jahren hier verlaſſen hatte; denn der Wirth war ein ehrlicher Mann, und dachte, wie der deutſche Reiſende plötzlich abhanden gekommen ſey, als habe ihn die Erde verſchlungen, ſo könnte er auch plötzlich wieder wie vom Himmel herabfallen. Heinrichs erſter Gang aber war nach der Stelle am Ufer, wo er geraubt worden war, und hier ſtürmte die Erinnerung an das, was ihm in dieſer Zeit wiederfahren war, Böſes und Gutes — und des Guten ſo viel mehr! — gewaltſam auf ihn ein. Er warf ſich nieder auf ſeine Knie; heiße Thränen benetzten den Sand; und ſein Herz zerfloß in Dank und unendlicher Rührung. Dann ging er nach London, und ſuchte dort vor allen den Pfarrer

der lutherischen Gemeinde auf, um über den vormaligen treulosen Handelsfreund Nachrichten einzuziehn. Hier hörte er die Bestätigung dessen, was er früher vermuthet hatte. Jener unglückliche Mann hatte in den letzten Jahren seines Lebens rechtlichem Handel ganz entsagt, und sich, als ihn in dem heillosen Papierspiele das Glück ohne Rücksicht verließ, den unsinnigsten Schwindeleien hingegeben. Das Geld, das Heinrich ihm anvertraut hatte, war mit dem seinigen verloren gegangen, und da er darüber weder Rechnung ablegen, noch viel weniger aber das, was er ihm wirklich schuldete, erstatten konnte, war ihm die Ankündigung von Heinrichs Reise nach England wie ein Donnerschlag gekommen, der ihn zu Boden warf. Ihm, dem redlichen Manne, mit seinem schuldbewußten Herzen unter die Augen zu treten, schien ihm unmöglich; die Verzweiflung trieb ihn wie einen Verdammten umher, und da er durchaus keinen Rath bei sich fand, kam ihm der verruchte Gedanke in den Sinn, die strafbaren Verbindungen, in denen er mit Schmugglern stand, zur Entfernung des furchtbaren Gläubigers anzuwenden. Er veranstaltete also jene Entführung, indem er Kundschafter aufstellte, die Heinrichs Ankunft belauern mußten; bezahlte die Ueberfahrt nach Westindien, und meinte genug gethan zu haben, wenn er jenen Räubern glimpfliche Behandlung ihres Gefangenen empfahl. Nach diesem Verbrechen sank er immer tiefer. Seine Verbindung mit Schmugglern setzte er fort, fertigte Banknoten auf eigne Hand und betrog viele Leute. Endlich kam Alles an den Tag und er wurde zum Strange verurtheilt. Vor seiner Hinrichtung bekannte er seinem

Beichtvater Alles, auch was er vor Gericht nicht eingestanden hatte; wobei er oft betheuerte, daß von allen seinen Verbrechen keines sein Gewissen so quälte, als der Verrath, durch den er das Unglück des redlichsten Mannes verschuldet habe.

Heinrich verweilte in London nicht länger als nöthig war, um sein mitgebrachtes Kapital in der Bank nieder zu legen; schiffte sich dann nach Rotterdam ein, und eilte von da ohne weitern Verzug der geliebten Heimath zu. Wie klopfte sein Herz, als er das liebe blaue Gebirg wieder sah, und als er nun gar die Höhen unterscheiden konnte, hinter denen sich das kleine Städtchen mit seinen rührigen Bewohnern verbarg. Eh' er ankam, hatte sich die Sonne hinter den Rand der Berge versenkt; der ganze, von Tannenwäldern umgebene Ort lag von Dunkel bedeckt, und Heinrich, der sein Fuhrwerk im nächsten Dorfe gelassen hatte, trat unbemerkt durch das unbewachte Thor in die enge Straße.

* * *

Desselben Abends sagte Jacob Helm, der älteste Rathsherr von Bleicherode, zu seiner Frau: Jetzt werden sie wohl bald den alten Bürgermeister zu seiner Ruhestätte bringen. Ich hätte ihm gern die letzte Ehre erwiesen, wie es auch meine Pflicht gewesen wäre, da muß mich aber gerade das Podagra heimsuchen. Der Mann hatte seine Fehler wie jeder Mensch, besonders war er zu sehr auf seiner Meinung ersessen, und hörte nicht genug auf uns andre; im Ganzen aber war er ein braver Mann, der redlich für das Beste der Stadt sorgte, Niemanden drückte und doch auf Ordnung hielt. Ich hatte sonst immer gemeint, Heinrich Richter sollte

sein Nachfolger im Amte werden; aber Gott weiß was aus dem geworden seyn mag. So etwas ist wohl in der Welt noch nie erhört worden, daß ein Mensch abhanden kömmt, und Niemand weiter von ihm hört; und noch dazu ein solcher Ehrenmann. Ich habe immer gehofft, er soll sich einmal wieder einfinden. Aber jetzt — nach so vielen Jahren! Nun bei Gott ist indeß kein Ding unmöglich.

In der ersten Zeit, fuhr die Frau fort, murmelten die Leute, er möchte sich wohl ein Leid gethan haben, und wär' er nicht ein so frommer Mann gewesen, ich hätt' es selbst geglaubt. Seine Frau — die zweite mein' ich — nun sie ist todt, und von Todten soll man das Beste reden — aber sie war ein wahrer Drache und durch und durch von Hochmuth besessen, so daß sie Niemanden neben sich für etwas gelten lassen wollte. Sie mag mit ihren gottlosen Töchtern dem ehrlichen Heinrich das Leben sauer genug gemacht haben. Nach seiner Entfernung kam das immer mehr an den Tag. Nun da freilich —

Freilich, fiel der Rathsherr ein, Sirach sagt wohl mit Recht: Lieber bei Löwen und Drachen will ich wohnen, denn bei einem bösen Weibe.

Wenn er aber, fuhr die Frau fort, wie es den Anschein hat, in die Welt gegangen ist, um das harte Joch los zu werden, so war es doch nicht recht von ihm, daß er sein Kind in den Händen der Stiefmutter ließ, die es schlechter behandelte, als ein Christ sein Vieh behandelt, und ihm noch obendrein das schöne Vermögen entzog und es ihren gottlosen Rangen zuwendete. Nun

es hat denen auch keinen Segen gebracht. Aber der Vormund, der es mit ihr hielt, und ihr die Anschläge dazu gegeben hat, und der Richter, der bei dem Handel durch die Finger sah, die müssen, wenn nicht in dieser Welt, doch in der künftigen dafür büßen.

Es war ein schändlicher Handel, fuhr der Rathsherr fort, und es sind dabei mehr falsche Eide geschworen worden, als seitdem Bleicherode steht. Von dem Heinrich aber war es auch nicht recht gethan, eben wie Du sagst, daß wenn er einmal fort wollte, er nicht vorher bessere Anstalten traf und für sein Kind sorgte. Es käme das unserm Ulrich auch zu Statten.

Hierin, versetzte der Alte, kann ich Dir nicht Unrecht geben; aber Gott weiß Alles zum Besten zu wenden. Wäre Käthchen nicht so unter der harten Hand der Stiefmutter aufgewachsen, wäre sie nicht so gut und fromm geworden; und wäre sie reich gewesen, so wäre sie wohl unserm Ulrich nicht zugefallen.

Wenn ich freilich bedenke, erwiederte der Rathsherr, wie schwer wir es dem armen Ulrich gemacht haben, und wie ungern wir zu der Heirath stimmten, so muß ich auch sagen wie Du: Gott weiß Alles zum Besten zu lenken. Ganz Unrecht hatten wir aber auch nicht. Wir wollten mit dem Ulrich, weil er ein so hübscher und wackrer Mensch war, etwas höher hinaus; und da das Mädchen so ganz um das Seinige gebracht worden war, und unsre Umstände auch noch nicht so waren, wie sie jetzt mit Gottes Hülfe geworden sind, so dachten wir, es könnte nicht gut gehn. Auch meinten wir damals: jetzt ist das Mädchen unter dem Drucke; kömmt sie aber zur Freiheit, wer weiß, ob sie es

dann nicht auch macht, wie ihre hoffärtigen und liederlichen Stiefschwestern. Böse Beispiele, heißt es in der Schrift, verderben gute Sitten. Darum waren wir nicht ganz ohne Grund gegen die Heirath. Recht gescheit waren wir aber doch nicht, und jetzt sind wir ja ärger vernarrt in unsre Schnur als es damals der Ulrich war.

Bei diesen Worten lachte der alte Mann recht herzlich in sich hinein und seine Frau stimmte bei. Freilich waren wir nicht recht gescheit, wie Du sagst. Wir meinten, das Geld allein macht' es aus; und bedachten nicht, daß wir ja auch gar klein angefangen hatten. Nun, wenn sind denn die Rathsherrn am klügsten?

Nu, nu, sagte der Alte und drohte mit dem Finger, nichts gegen die Rathsherrn —

Es ist ja nicht auf Dich gemeint, erwiederte die alte Mutter; daß es aber auf das Geld nicht ankömmt, kann man alle Tage sehn. Wir wollten damals, Ulrich sollte sich eine Frau auf dem Pachthofe suchen. Jetzt ist nun der reiche Pachter ein armer Mann, und sein Sohn lebt mit seiner Frau, die ihm das unrecht erworbene Gut zubrachte, auf eine Weise, daß der ganze Ort davon zu reden hat. Sie hat weniger gute Worte von ihm als gute Schläge, und es ist auch kein Wunder. Ihr Geld ist verthan; die Mittel sind fort, und der Hochmuth ist da geblieben; es soll noch immer so gehn, wie sonst, im Saus und Braus; und wenn der Mann Einwendungen macht, und auf den leeren Beutel weißt, ist der Vorwürfe und des Zankes kein Ende. Sie

möchte ihrem Manne auch so mitspielen, wie sie sonst Käthchen mitgespielt hat; der ist aber so geduldig nicht. Neulich hört' ich den Stadtschreiber sagen: es müßte mit dem Hause bald zum Verkaufe kommen. Wenn nun der Heinrich Richter wieder käme, und fände sein Haus in fremden Händen!

Besser, sagte der Rathsherr, als wenn er die gottlose Stieftochter noch im Hause hätte. — Aber Gott weiß, wo jetzt seine Gebeine ruhn! — Wirst Du aber wohl glauben, Mutter, fuhr er nach einer kurzen nachdenklichen Pause fort, wirst Du wohl glauben, daß es mir oft, wenn ich nicht schlafen kann, gar schwer auf das Herz fällt, daß ich damals so hart gegen den Ulrich gewesen bin? Den Abend insbesondere kann ich nicht vergessen, wo ich vom Felde kam, und ihn von fern schon mit Käthchen am Brunnen stehn sah. Ich ging vorbei als säh' ich sie nicht; gar wohl aber war ich gewahr geworden, daß sie beide über und über roth geworden waren. Da er nun nach Hause kam, und sich draußen Allerlei zu schaffen machte, nur um mir nicht unter die Augen zu kommen, rief ich ihn herein, und ließ ihn mit solchen Worten an, als ob er ein Bubenstück verübt hätte. Es war nicht recht von mir.

Freilich war es nicht recht, fiel die alte Mutter ein, und das Allerschlimmste war, daß ich auch mit half und Oel ins Feuer goß. Ich sagte unter Andern — ich weiß es noch wohl, und hab' es tausendmal bereut; wie kannst Du nur, sagt' ich, ein Wohlgefallen an der blassen Käthe haben? Sie sieht ja nach Nichts aus und hat auch Nichts.

Ich sagte noch viel härtere Dinge, fuhr der Alte fort, ganz unverantwortliche Dinge, so daß dem armen Jungen die hellen Thränen über die Backen liefen und er endlich sagte: „Vater, wenn Ihr es durchaus nicht wollt, daß ich glücklich seyn soll, so muß ich freilich Euern Willen thun. Wie ich es aber anfangen soll Käthchen zu sehn und ihr zu begegnen und mit ihr zusammen zu kommen, und zu thun als kennt' ich sie nicht, davon seh' ich die Möglichkeit nicht ein. Ein Unkraut reißt man leicht aus, weil es nur oben auf an der Erde hängt; meine Liebe aber ist mir tief im Herzen gewurzelt, und wollt' ich sie ausreißen, so ginge das Herz mit. Soll's also durchaus dabei bleiben, wie Ihr sagt, so laßt mich von Euch. Es gibt jetzt überall Krieg — da wird mir Käthchen wohl aus dem Sinne kommen auf die eine oder die andre Weise."

Wir dachten nun damals, fuhr der alte Rathsherr fort, das sind eben nur Drohungen; man wird nicht gleich Soldat. Wir müssen uns nur hart stellen, so gibt er schon nach. Und so sagt' ich denn: Es bleibt dabei wie ich gesagt habe. Aus der Sache wird nichts. — Acht Tage gingen so hin. Ulrich ging herum wie ein Schatten; sprach nicht und aß nicht. Mir ging es auch gewaltig im Kopfe herum; und es wollte auch bei Dir mit dem Essen und Sprechen nicht recht fort. —

Wie konnt' es denn anders seyn? sagte die Mutter. Wenn ich den armen Schelm ansah, erstickten mich die Thränen fast, und ich durfte sie doch nicht ausbrechen lassen, sondern mußte mich herzhaft stellen; sonst hättest Du mich ausgescholten. Es

wär eine rechte Jammerzeit. Ich will daran denken, so lang' ich lebe.

Mit meiner Herzhaftigkeit war es auch nicht weit her, sagte der Rathsherr; und ich glaube, es war mir in den acht Jammertagen nicht viel besser zu Muthe als dem Ulrich selbst. Ich konnte aber nicht mit mir fertig werden. Am achten Tage endlich — es war ein Sonnabend — als ich hinaus auf's Feld ging, kam mir der Cantor nach; und nach einigen gleichgültigen Gesprächen fing er an: Was geht nur mit Euch vor, Herr Gevatter? Ihr seyd gar nicht mehr der Mann wie sonst. Ihr geht so nachdenklich vor Euch hin, und seht weder rechts noch links, und wenn Euch Jemand anredet, antwortet Ihr ihm kaum. Man sollte meinen, es wär' Euch ein großes Unglück zugestoßen, und doch weiß ich von nichts. Und mit Euerm Ulrich stehts auch nicht viel besser, wenn nicht noch schlimmer. Man kennt ihn kaum, so elend sieht er aus und so tiefsinnig geht er umher. Nun wir sind alte Freunde und Gevatterleute — laßt mich also offenherzig mit Euch sprechen. Es liegt mir wie eine Last auf dem Herzen; ich hätte aber doch noch geschwiegen, damit Ihr mich nicht für vorlaut hieltet. Gestern Abend aber saß ich im Garten unter dem Apfelbaume auf der Bank. Da kam Euer Ulrich am Zaun her, wo Richters Käthchen Gras für ihre Ziegen abschnitt. Euer Sohn blieb bei ihr stehn und sagte: Käthchen, lebe wohl zum letztenmal. Du siehst mich nun wohl nicht wieder. Die Eltern wollen's so. Uebermorgen geh' ich in die Stadt und ziehe die Montur an. — Dabei brachen ihm die Thränen aus, und er hielt das

Tuch vor's Geſicht und ſchluchzte. Käthchen aber, wie ſie ſo bei der Arbeit kniete, ſah zu ihm auf, ſagte aber nichts, ſondern gab ihm ſtillſchweigend die Hand; aber da er um die Ecke herum war, ließ ſie die Sichel zur Erde fallen, bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen und weinte laut. Ich kann Euch ſagen, Gevatter, ich war auch nicht weit vom Weinen. Was ſagt Ihr aber dazu? Wißt Ihr denn um ſein Vorhaben? und geſchieht's mit Euerm Willen? — „Der Junge iſt toll, ſagte ich. Gedroht hat er ſchon damit; aber ich hielt es nicht für Ernſt." Und nun erzählte ich dem Cantor die ganze Sache, wie ſie ſtand, und warum ich nicht nachgeben wollte. — Der Cantor hörte Alles ſtillſchweigend an; und als ich fertig war, ſchüttelte er den Kopf und ſagte: „Gevatter, bedenkt was Ihr thut. Ihr ſeyd ja immer ein kluger und guter Mann geweſen; und der Ulrich iſt Euer einziger Sohn, und ein Menſch, der Euch keine Schande macht. Denkt, daß er im Felde bliebe, oder daß er in dem wüſten Soldatenleben umſchlüge, was vielleicht noch ſchlimmer wäre, würdet Ihr Euch je zufrieden geben? Treibt ihn nicht auf's Aeußerſte. Ihr ſeyd nicht reich, aber Ihr ſeyd auch kein armer Mann, und wenn ſchon ein Heirathsgut nicht zu verachten iſt, ſo iſt doch Fried' und Liebe im Hauſe mit Gottes Segen mehr werth als Zwietracht bei allem Mammon. Wäre Alles gegangen, wie es von Gott und Rechtswegen hätte gehen ſollen, und wäre der brave Heinrich Richter nicht ſo wunderbarer Weiſe abhanden gekommen, ſo wäre Käthchen jetzt in Bleicherode die beſte Partie. Aber auch ſo, glaubt mir, der Mann, der Käthchen nach Hauſe

führt, der hat einen Schatz an ihr. Ihr werdet es mir wieder sagen."

Da hat der Cantor als ein wahrhafter Prophet gesprochen, sagte die Mutter. Wir haben's wohl erkannt. Mög' es ihm Gott vergelten!

Seine Worte schlugen auch stark an mein Herz, fuhr der Rathsherr fort; ich dachte den ganzen Tag und die ganze Nacht darüber nach, wie ich wieder einlenken sollte, konnte aber zu keinem Entschlusse kommen. Der Sonntag brach an und ich war noch eben so unschlüssig als zuvor. In der Kirche aber predigte der Pfarrer über das Evangelium vom ungerechten Haushalter, und machte eine schöne Beschreibung von einem christlichen und guten, und von einem bösen und heidnischen Hauswesen, und sagte dabei mit den Worten der Schrift: „Ein tugendsam Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet. Es sey reich oder arm, so ist's ihm ein Trost. Wenn aber das Weib den Mann reich machet, so ist da eitel Hader, Verachtung und große Schmach." — Bei diesen Worten war mir nicht anders zu Muthe, als ob sie an mich gerichtet wären. Ich dachte an unser eignes Hauswesen, Gretchen, und schlug an meine Brust. In diesem Augenblick war mein Entschluß gefaßt.

Gleich nach der Kirche und nicht lange nach mir trat Ulrich in die Stube. — Du willst morgen in die Stadt, Ulrich? sagte ich. — Er wurde über und über roth. — Du willst Soldat werden? fuhr ich fort. Vater, sagte er in großer Bestürzung, woher wißt Ihr das? Ich hab' es keinem Menschen gesagt. —

Einem doch, erwiederte ich, und faßte ihn ſcharf in die Augen. Deiner Braut haſt Du es geſagt, und meiner Schnur.

Als ich dieſes Wort ausſprach, ſah er mich mit großen Augen an; dann, wie Einer, der nicht recht gehört hat, trat er mir zwei Schritte näher und ſagte: „Vater, hab' ich Euch recht verſtanden? Meint Ihr's im Ernſte ſo, oder treibt Ihr Spott mit mir? Soll Käthchen Eure Schnur ſeyn?" — Muß ich nicht Deinem harten Kopfe nachgeben? ſagte ich halb im Scherz, halb im Ernſt. — Sagt nicht ſo, Vater, antwortete er; nicht meinem Kopfe, ſondern meinem Herzen und Gottes Fügung. Sagt mir's noch einmal, Vater; ſoll ich Käthchen zur Frau haben? Ich nickte mit dem Kopfe. Da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen; er fiel mir um den Hals, und lief mit der frohen Botſchaft, als ob er Flügel an den Füßen hätte, zu Dir hinaus in die Küche. Nun, warum erzähl' ich das Alles? Du weißt es ja.

Ach, ſagte die alte Mutter, wenn Du mir es auch tauſendmal erzähltest, es geht mir jedesmal an's Herz, und ich danke Gott jedesmal, daß er uns nach wenigen Regentagen der Trübſal einen ſo ſchönen Sonnenſchein gegeben hat. Wäre aber unſer Ulrich nicht ſo treu und feſt in ſeiner Liebe geweſen, oder hätte ihn das ſchnöde Geld auch ſo bethört, wie manchen Andern, hätten wir jetzt wohl einen ſolchen Himmel auf Erden? Es iſt doch gewiß eine rechte Gnade Gottes, daß wir unſere letzten Lebensjahre in ſolcher Zufriedenheit genießen können? So ein Sohn, ſo eine Schwiegertochter! und nun noch das engliſche Kind dazu! —

Gott erhalt' es so, sagte der Rathsherr. Aber war mir nicht, als pochte Jemand an die Hausthüre? Sieh doch zu, Alte. Es wird doch kein Unglück passirt seyn!

* * *

Heinrich war also unbemerkt durch das Thor hereingekommen. In der engen Straße war Alles still; der Ort war wie ausgestorben; auf dem Markte aber und um das Rathhaus her war viel Bewegung. Laternen und einige Fackeln gingen hin und wieder, und als er näher kam, zeigte sich ihm ein Zug schwarzgekleideter Männer, der sich vom Rathhause aus nach der nächsten Straße bewegte. Er frug, was es gäbe, und erfuhr, daß man eben den ersten Bürgermeister zu Grabe trage. Hierauf ging er weiter, und in der nächsten Straße kam ihm Gesang entgegen, und die wohlbekannte Weise des Liedes: Nun danket alle Gott. — Er stand still, entblößte sein Haupt und sang leise mit. Nach geendigtem Liede fragte er den Wächter, der es gesungen hatte, was sich denn hier Gutes zugetragen habe. „Ei, antwortete der Dorfwächter, die Frau ist so eben eines Kindes genesen, und da ist es hier der Gebrauch so, daß ein Lied vor dem Hause gesungen wird. Es ist auch große Freude drinnen; denn die Leute haben seit sieben Jahren auf den Ehesegen geharrt, und meinten schon, er würde ganz ausbleiben. Nun ist denn doch ein Knäblein zur Welt gekommen." — Sieben Jahre, dachte Heinrich; das ist gerade so lange als ich von hier weg gewesen bin; und sie werden wohl auch geglaubt haben, ich würde ganz ausbleiben. Und nun bin ich doch durch Gottes Fügung wieder hierher gekommen. Gott

ſey gedankt dafür. Hierauf ging er weiter und kam an ſein eignes Haus. Mit klopfendem Herzen ſchlug er an die Thür. Niemand öffnete. Während er nun wartend vor dem Hauſe ſtand, beſah er es, ſo gut man ein Haus in der Nacht bei blaſſem Sternenſcheine beſehn kann. Der Anblick war nicht erfreulich. An mehr als einer Stelle waren von der Bekleidung große Stücken abgefallen; die Fenſterſcheiben waren zum Theil zerbrochen, zum Theil mit Papier verkleiſtert; vor dem Hauſe waren ganze Berge von Unrath aufgehäuft. Nach einiger Zeit ließ ſich etwas inwendig hören. Eine Weiberſtimme erſcholl mit ſcharfen gellenden Tönen vom Hofe her, und zwiſchen durch ſchallte, wie mit einzelnen Donnerſchlägen, ein männlicher Baß. Offenbar war ein häuslicher Zank im Gange. Heinrich klopfte ſtärker an. Das Fenſter wurde aufgeriſſen. Was lärmt hier noch ſo ſpät? rief die Weiberſtimme. Ein Reiſender, antwortete Heinrich, der hier ein Obdach ſucht. Hier iſt kein Wirthshaus, rief die Mannsſtimme aus der Stube heraus, und das Fenſter wurde mit Gewalt zugeſchlagen. Heinrich klopfte noch einmal. — Nun iſt's noch immer nicht alle? ſchrie das Weib. Pack' er ſich fort wo er hin gehört. — Ich habe etwas an Heinrich Richters Frau zu ſagen, verſetzte der Reiſende. — Da ſcher' er ſich 'naus auf den Kirchhof, war die Antwort; da iſt ſie zu Hauſe. — Dem erſchreckten Heinrich ſchauderte. Sie hatte eine Tochter, fuhr er mit zaghafter Stimme fort; ſie ſoll Käthchen heißen; iſt die auch auf dem Kirchhofe, oder wo wohnt ſie? — Mit der haben wir nichts zu ſchaffen, rief das Weib; hier wohnt ſie nicht. Packt Euch.

So von seinem eignen Hause weggewiesen, ging Heinrich weiter, um im Wirthshause Nachfrage nach den Seinigen zu halten. Auf dem Wege dahin aber kam er bei einem Hause vorbei, das mit Weinranken und Epheu wie überſponnen war, und zwiſchen dem dunkeln Geflechte ſahen die blanken Fenſterſcheiben, in denen ſich das Licht der Sterne ſpiegelte, wie freundliche Augen heraus. Heinrich trat näher, und hörte leiſen Geſang und die Melodie eines alten Wiegenliedes. Als der Schluß geſungen war:

Schlummre, liebes Kind,
In der finſtern Nacht
Gottes Auge wacht.
Schlaf in ſüßer Ruh!
Engel decken Dich
Mit den Flügeln zu —

da klopfte Heinrich leiſe an das Fenſter und rief Hola! Das Fenſter wurde ſogleich geöffnet; ein junger Mann ſah heraus, zog die Mütze ab und fragte, was zu Dienſten ſtände? — Ich bin fremd hier, antwortete Heinrich, und bringe Nachrichten von dem Handelsmanne Heinrich Richter an ſeine Verwandten, und dieſe kann ich hier nicht erfragen. Hättet Ihr vielleicht Kenntniß von Ihnen? — „Ihr kommt hier ganz recht, antwortete der Mann; tretet nur herein!“ und dann hinter ſich rufend: Käthchen, Käthchen! hier kömmt Jemand, der Nachricht von unſerm Vater bringt. — Käthchen war ſchon aufgeſprungen, als ſie den Namen vor dem Fenſter nennen hörte, und hatte ein Licht angezündet, und nun eilte ſie mit ihrem Manne nach der Thür und ließ den

Fremden herein. Von dem Handelsmanne Heinrich Richter? fragte ſie haſtig. Wo iſt er? wo lebt er? wie geht es ihm? warum iſt er nicht ſelbſt hier? — Er iſt hier, antwortete Heinrich, der ſogleich Käthchens liebes Geſicht und ihre Stimme erkannte, und wollte ihr in freudiger Ueberraſchung um den Hals fallen; aber er bezwang ſich und ſagte: Er iſt gar nicht weit, und läßt Euch, wenn Ihr zu ſeiner Verwandtſchaft gehört, ſeine Ankunft melden durch mich. — Nun ſo tretet nur herein, ſagte Käthchen, indem ſie die Stubenthür weit öffnete; kommt und ſetzt Euch nieder, und erzählt uns, wann er kommen wird und wo Ihr ihn gelaſſen habt. — Während dieſer Fragen kindlicher Sehnſucht hatte Heinrich Zeit, die junge Frau zu betrachten. Es war ihm eben als ſäh er ſeine Marie in verjüngter Schönheit wieder; ihren feinen Wuchs, die dunkelblauen Augen, die anmuthige Haltung und die anſtändige Lebendigkeit ihrer Bewegungen. — Laßt mich jetzt ein wenig zu Athem kommen, ſagte er. Ich habe den letzten Theil des Weges zu Fuß gemacht, und bin etwas ermüdet vom Gehn. Hab' ich erſt einige Augenblicke ausgeruht, ſo will ich Euch auf jede Frage Beſcheid thun. — Käthchen ging nun und trug zu eſſen und zu trinken auf, was das Haus vermochte, und Heinrich griff zu, aß aber nur wenig. Von Zeit zu Zeit that er vorbereitende Fragen. Ihr ſeyd alſo Herrn Richters leibliche Tochter? — Ja wohl. — Wie lange iſt er von Euch weg? — Ach, ſieben lange Jahre. — Erinnert Ihr Euch ſeiner noch? — Wie ſollt' ich nicht? — Würdet Ihr ihn wohl wieder kennen? — Ich denke, ja. Sieben Jahre ſind freilich eine lange Zeit;

ich war aber damals doch schon zwölf Jahre alt, und ich erinnere mich an Vieles noch gar wohl. Er hatte eine große Narbe über dem linken Augenbraun, die er von einem schlimmen Falle bekommen hatte.

Heinrich strich jetzt, als ob er es ohne Absicht thäte, die Locken von der Stirn zurück. Die Narbe kam zum Vorschein. Mit einem lauten Schrei fiel Käthchen dem Vater in die geöffneten Arme.

Die Freude war jetzt in diesen drei Menschen zu groß, um sich in Reden zu ergießen. Nur einzelne Worte und Töne wurden vernommen: Vater! lieber, ersehnter Vater! — Theure Kinder! — Nach so langer, langer Zeit! — Und so unverhofft! — Und dabei hielten sie sich bei den Händen fest, und sahen sich immer von Neuem an, als zweifelten sie noch an der Wahrheit eines so großen Glücks. Hierauf führte Käthchen den Vater zu der Wiege ihres zweijährigen Knäbchens, der auch Heinrich hieß, und wie er so da lag, den kleinen runden Arm über den blonden Lockenkopf gekrümmt, und die vollen Wangen vom tiefen Schlafe höher geröthet, war er das lebendige Bild des harmlosen Kindergemüthes und froher Genüge in glücklicher Beschränktheit. Und als ob er auch Antheil nehmen wollte an der Freude umher, lächelte er im Schlafe und sah nun noch holdseliger aus. — Ulrich, sagte Käthchen jetzt, wenn es doch gleich die Eltern wüßten. Es ist mir als ob ich die Freude gar nicht in meinem Herzen beherbergen könnte und als müßten noch mehrere daran Theil nehmen. Drüben ist noch Alles wach; ich denke, wir gehn hinüber. Lieschen soll sich zum Kinde setzen und Acht haben.

Der Vorschlag wurde angenommen. Ulrich ging voraus, und während Heinrich und Käthchen auf der Straße blieben, klopfte er bei den Eltern an der Hausthür an. Die Mutter sah heraus. Nehmt's nicht übel, Mutterchen, sagte Ulrich, daß wir Euch noch so spät heimsuchen. Es ist aber eben ein Fremder gekommen, der allerhand Botschaft aus weiter Ferne bringt; und die sollter Ihr auch recht bald erfahren. Hier steht er mit meiner Frau, der er ein alter Bekannter ist. — Die Mutter trippelte nun im Dunkeln hinaus und öffnete die Hausthür, während der Rathsherr sich wunderte, wer der Fremde seyn möchte, der auch ein alter Bekannter wäre; und indem er noch darüber sann, traten alle in die Stube. — Mutter, sagte der Alte, störe das Docht in der Lampe auf, damit es heller wird und wir einander erkennen. Heinrich aber trat zu dem Lehnstuhl hin, auf dem der Rathsherr saß, streckte die Hand nach ihm aus und sagte: „Heißt Ihr mich nicht willkommen, Herr Rathsherr, der ich doch ein so naher Verwandter von Euch bin? oder seyd Ihr noch ungehalten, daß ich mich nicht zum Verlöbniß eingestellt habe? Ich sollte ja fast meiner Seits auf Euch zürnen, daß Ihr meine Tochter verheirathet, ohne meine Einwilligung abzuwarten." — Da rief der alte Rathsherr und seine Frau zu gleicher Zeit: Herr Heinrich Richter! Ist's möglich? Ja ja, er ist es! — Und dabei wollte der alte Mann vom Lehnstuhle aufstehn. Da ihn aber der Schmerz der kranken Füße zurückhielt, faßte er die Hand des neuen Verwandten, schüttelte sie und sagte: Tausend, tausendmal willkommen, Herr Richter, und abertausendmal. Woher nur des Landes

nach so langer Zeit? — Margarethe, Mutter, soll man nicht an Ahndungen glauben? Von wem haben wir denn eben gesprochen? Was sagt' ich denn eben vorhin?

Jetzt war nun die Freude aus Ulrichs Hause in das Haus seines Vaters übergegangen, und da bisher noch nichts besprochen worden war, als eben die unverhoffte Ankunft des Mannes und seine Gegenwart, so kam es nun auch zu Berichten von Heinrichs Schicksalen, wie er abhanden gekommen, wie er seinen Bruder gefunden, wie er diesem die Augen zugedrückt, seine Habe geerbt und nun von so weiter Ferne glücklich zurückgekehrt sey. Alles wurde jetzt freilich nur in allgemeinen Umrissen gegeben, und die weitere Ausführung für eine bequemere Zeit zugesagt. Mitternacht war herangekommen. Man wünschte sich eine gute Nacht; aber Keines der fünf Verwandten schlief in dieser Nacht im Zusammenhange. Die aufregende Freude war noch zu lebendig in ihnen. Auf dem Wege nach Hause stießen sie auf die zurückkehrende Leichenbegleitung. Ulrich theilte Einigen im Vorübergehn die frohe Nachricht mit, die nun schnell von Munde zu Munde ging, so daß als am Morgen die Sonne über Bleicherode aufging, Niemand im ganzen Orte war, der nicht von Heinrich Richter und seiner Rückkehr sprach. Manche wußten nun auch schon von großen Reichthümern zu erzählen, die er aus der neuen Welt mitgebracht hätte, und da zufällig um dieselbe Zeit einige schwer bepackte Lastwagen im Wirthshause angekommen waren, so war kein Zweifel, daß dieß die mitgebrachten Schätze, und seine Verwandten also glückliche und beneidenswerthe Leute wären. Heinrichs Stieftochter und ihr

Mann, die ihn bei seiner Ankunft so schnöde von der Thür gewiesen hatten, bereuten es jetzt zu spät, und warfen sich gegenseitig Dummheit und Unverstand vor. Auch war ihnen nicht wenig bange, daß es nun zu einer Untersuchung über den Stand des Vermögens kommen, der Stiefvater Alles herausfordern, und sich so auf die empfindlichste Weise an ihnen rächen möchte. Diese Besorgniß ging nicht in Erfüllung. Zufrieden mit dem, was er besaß, that Heinrich, um das Andenken seiner zweiten Frau zu schonen, Verzicht auf sein Recht, und begnügte sich mit strenger Rüge und scharfen Ermahnungen. Die Ermahnungen fruchteten nicht viel; auch die Unterstützungen, mit denen er ihnen in dringenden Fällen von Zeit zu Zeit half, besserten wenig in den verwilderten Haushaltungen, deren Gebrechen tiefer lagen, als daß ihnen durch äußere Mittel hätte können abgeholfen werden. Uebrigens empfing Heinrich jetzt von allen Seiten Beweise von Liebe und Achtung, wie man denken kann, da er ein wahrhaft ehrenwerther, und nun auch durch seine Schicksale in Bleicherode ein merkwürdiger Mann geworden war. Gleich am ersten Tage fand sich der glückliche Vater bei ihm ein, dessen Frau am Abend seiner Ankunft geboren hatte, und ersuchte ihn bei dem Kinde Pathe zu werden; und nach Verlauf von acht Tagen wurde ihm durch Abgeordnete der Bürgerschaft angekündigt, daß er, wie der Rathsherr Jacob Helm in prophetischem Geiste vorausgesehn hatte, von der ganzen Gemeinde einstimmig zum Bürgermeister der Stadt erwählt worden sey.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort.	VII
1.	Der Mittag auf dem Königssee.	1
2.	Die Heimath.	19
3.	Der Tartarchan.	25
4.	Aennchen von Wasserburg.	27
5.	Zwei Geschichten von Leuten, die Schätze fanden.	49
6.	Der Einsturz.	60
7.	Der Erfroene.	64
8.	Peter King.	71
9.	Niemand weiß was ihm gut ist	77
10.	Der kleine Robinson.	86
11.	Die Heumacher.	103
12.	Gastfreundschaft.	107
13.	Recepte gegen Unbesonnenheit.	111
14.	Die Temperamente.	114
15.	Die Glücksfälle.	123
16.	Der Staar.	133
17.	Ottmar.	137
18.	Die glückliche Rückkehr.	172